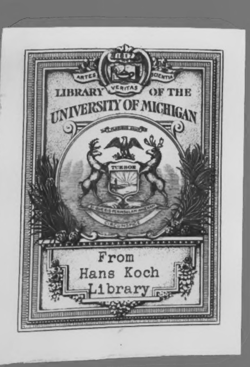
Die abenteuer des kleinen Walther

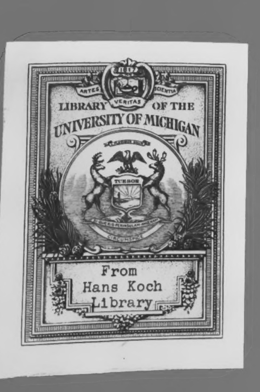
Multatuli

Digitized by Google

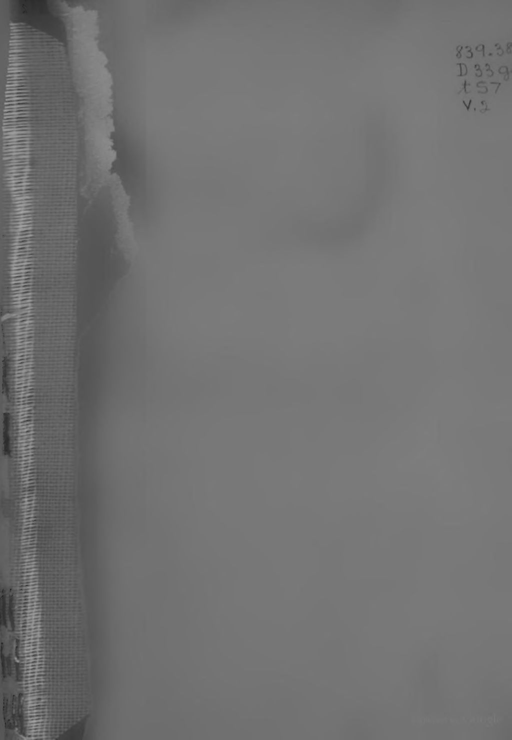

ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE
From
Hans Koch
Library

Google

839.38
D33g
t57
V.2

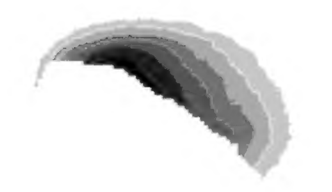


Digitized by Google



839.38
D33g
t57
v.2

Digitized by Google



Digitized by Google

DIE ABENTEUER
DES KLEINEN WALTHER

Digitized by Google

Dekker, Eduard Douwes

MULTATULI

DIE ABENTEUER DES KLEINEN WALTHER

ÜBERTRAGEN AUS DEM HOLLÄNDISCHEN

VON

WILHELM SPOHR

MIT VOR- UND NACHWORT DES ÜBERSETZERS

ZWEITER BAND

TITELZEICHNUNG VON FIDUS

MINDEN IN WESTF.
J. C. C. BRUNS' VERLAG
1902

Digitized by Google

Alle Rechte, auch das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.

Gedruckt bei J. C. C. Bruns, Minden in Westf.

Digitized by Google

Library
of
Hans Koch
2-7-47

Inhalts-Verzeichnis zum Zweiten Bande.

XLI. Seite

Vornehmer Besuch. Könige und Ölkuchen. Die Gespräche der „Masse“. Catapultische Einspritzung der „Masse“. ‚Où peut on être mieux?‘ Schweben und Fallen! Wehe! Der Autor schämt sich wegen seines Helden, und befürchtet, dass dies wohl noch öfter vorkommen wird 1

XLII.

Über den sittlichen Zweck des Kleiderbürstens. Unritterliche Erdichtungen des Herzens. Gottesfinger und Teufelsklauen in zweiter Auflage. Die eigenartige Ruhe eines bösen Gewissens. Etwas über Trigonometrie in einer Bettstelle und Jungfernbirnen im Judenviertel. Hm . . . sie wieder! 15

XLIII.

Selbst Fräulein Laps sagt bisweilen eine Wahrheit, die das Überdenken und die . . . Nutzanwendung wert ist. Dieselbe Autorität in Sachen: Menschenkenntnis. Don Quixote de la Mancha. Götter, Teufel und . . . Fancy 26

XLIV.

Der Leser macht Bekanntschaft mit einem der berühmtesten Niederländer dieses Jahrhunderts. „Und der Herr sprach zu Satan: siehe, alles, was mein Knecht Hiob hat, sei in deiner Hand; allein an ihn selbst lege deine Hand nicht.“ Wie Fräulein Laps durch Feuer von der Strasse verhindert wird, diese Bedingung zu brechen. Dies und jenes über die Ruhe von Schützlingen . . 43

Digitized by Google

Seite

XLV.

Dieses Kapitel ist plagiiert aus einem alten Register der Handlungen und Dekrete einer gewissen Schutzgöttin. Ein Brocken „grosse Welt". (Der Leser kann auf mehr rechnen.) Die Erzählung von Klaas Verlaan, dem „Amstelhafenknecht". Gelehrte Abhandlung über Schwärmer. Fräulein Laps denkt, Fancy lenkt . . . 60

XLVI.

Die Lehre von den Endzwecken in Natur und Welt, deutlich gemacht durch die radikale Umkehrung von Dieweils und Aufdassen. Drängen! Arme, arme, arme Laps! Mysteriöses Standbild in der „Gekrönten Wachholderbeere". Republikaner in Konflikt mit der Kaisergracht. Walther kriegt ein Schwesterchen 79

XLVII.

Ein Kapitel ohne Abenteuer, das getrost überschlagen werden kann von jedem Leser, dem es um Fortsetzung der Geschichte zu thun ist. Allein gegen Schluss wird die Eintönigkeit einigermassen durchbrochen durch das sonderbare Schicksal eines Ziehkarrens und einen unbilligen Traum, das einzige, was der ausgepumpte Autor diesmal liefern kann 99

XLVIII.

Leser, die auf würdevolle Poesie halten, können auch dies Kapitel wieder überschlagen. Es ist voll prosaischem Realismus, sich offenbarend in den hydrogymnastischen Übungen einer kastalischen Quellnymphe — gleichzeitig von Beruf: Waschfrau — mit einem Ritter in den Windeln, der einen Brief aus dem Himmel empfängt: Mirakel! 116

XLIX.

Neue Beweise der Verdorbenheit von Frau Claus — und von dem Autor — in Sachen: Aesthetica. Ein widerspenstiger verlorener Sohn. Erscheinung einer Mütze und einer Sybille. Gerufen und . . . wie gerufen! Walther beginnt etwas von den „vier Windstrichen" zu sehen 134

L.

Femke, noch einmal Femke, und — nach einem rührenden Klagelied über den Tod zweier Genies — wieder Femke! Alles aufgeputzt mit teleologischen Bemerkungen über Pickel, Vaterlandsliebe, Charakter und fernere menschliche Schwachheiten 150

Seite

LI.

Texterklärung des Ovid durch Wilhelm Holsma. Idem durch Rotgans und den Autor. Konflikt auf dem Leidschen Platz zwischen zwei Potentaten: Napoleon I. und Minos von Kreta 166

LII.

Der zuchtlose Autor — „Mangel an Schule!“ — erzählt nichts von dem purpurnen Härchen, sondern im Gegenteil allerlei andere Sachen. Er führt den Leser längs kaiserlichem Weg in den Viktualienladen, wo Lene Salz holen muss. Ersuche freundlich, diesen Mangel an Salz nicht mehr als dreimal mit des Autors Schreibmanier in Verbindung zu bringen 185

LIII.

Ariadnismus mit modern-bürgerlicher Verwickelung. Klagegesang über die heutige Unbrauchbarkeit von Wundern. Walther bekommt eine Lektion, und wird — wie der Leser — aufgefordert, sich eine Zeitlang aller Romantik zu enthalten 196

LIV.

Morgenträumerei. Etwas über die bildende Bedeutung von nicht zu verkrünkelnden Halskragen. Non omnibus licet . . . ohne die mindeste Anspielung auf Korinth 216

LV.

Wartübungen als geeignete Objektive für einen Photographierapparat. Neue Porträts. Eintritt in die Handelswelt unter Hustenaccompagnement. M u l t a t u l i t ! 232

LVI.

Der Autor vergnügt sich mit Maikäfern. Walthers rechnerische Fähigkeiten gewogen und zu leicht befunden. Seine Erziehung im Fache des Mercurius . . . des Boten der Götter. Nadelstiche in eine Windblase 247

LVII.

Über all die Fuhrwerke von „Papa“ und die Hoheit eines elsässer Konsuls, „der mein Schwager ist“. Englische ‚nottings‘ und verschiedene Windarten, auslaufend in eine lange Abhandlung über das Perlentauchen 266

Seite

LVIII.

Skizzen aus übelriechenden Gegenden einer gewissen Welt unter dem Meeresspiegel, wobei man u. a. „einen Mann, wie Sie, M'nheer!“ zu sehen kriegt. Auch der junge Herr Pompile zeigt sich weiter in all seiner duftenden Liebenswürdigkeit Verstandes und Herzens 282

LIX.

Der Autor giebt eine schöne Abhandlung zum besten über den Ursprung von etlichen anständigen Vornamen, und kriecht sodann bis in die engsten Löchelchen der Hoheit nach von einem „Mann wie Sie, M'nheer!“ 295

LX.

Vita longa, ars brevis. Plebejerfreude über ein „gemachtes Bett“. Dekadenz von Herculanum und Pompeji. Walthers Verdruss über sein schnelles Begreifen. Paraphrase von Gerrit auf Talleyrands „pas de zèle!“ 310

LXI.

Lausbuben. Flurmatten-Meditationen. Ein unmanierlicher Barbier und ein beneidetes Vögelchen. Treffende Bemerkungen über Vergänglichkeit. Champollion. Handel! Unerwartete Verwandlung eines missachteten Papierchens in vollwichtige Ducatons . 327

LXII.

Unmöglichkeit eins der erhabensten Kennzeichen des Wahren. Der Ruhm der heutigen Batavier, unbeschadet batavischer Bescheidenheit einigermassen begründet. Handel, Nationalökonomie und ‚Petite Voirie‘ aus der Vorzeit. Neuer Beweis von der hochgradigen Insolidität des Autors, der, anstatt mit den versprochenen Ducatons, den Leser mit „Alt-Rost“ abfertigt 346

LXIII.

Ein allerwichtigstes Geschichtchen. Nach dem Beiwohnen eines Mittagmahls an freier Luft wird der Leser herangekriegt zu einem mühseligen Zuge nach der dritten Etage, wo Walther noch immer nicht ermordet wird. Über die Enttäuschung des auf Romantik versessenen Lesers wird der Autor sich zu trösten wissen. Quo non ascendam? 358

Seite

LXIV.

Schon wieder über das Kleine. Walther wird auf Posten gestellt für die Nerven von „Mevrouw“. Abhandlung über das Denken. Kennt der Leser Fritz Hallemann noch? Der Autor macht zum Schluss Fiasco in colloquia prava 371

LXV.

Über eine gewisse Völkerwanderung, die in der That — mit grossen Ausnahmen, gewiss! — stattgefunden hat. Walther, tiefer und tiefer sinkend, erreicht endlich Land hinter der „Britschka von Papa“ 389

LXVI.

Walther wird die gnädige Erlaubnis zu teil, tiefsinnige Gespräche mit anzuhören, und wird vor naseweisem Mitreden bewahrt durch eine ehrenvolle Mission nach der Mangelkammer 400

LXVII.

Merkwürdige Freuden des Landlebens. Trauriges Ende eines romantischen Traumes über Wechselkurs und eines Parasols. Walther geht in die Welt, um sieben Gulden dreizehn zu suchen . . . 412

LXVIII.

Walther spekuliert höchst vorteilhaft in alten Kleidern. Schneller Wechsel in der amerikanischen Handelsbewegung, wahrscheinlich nicht ohne Einfluss auf den Wechselkurs. Nachtgedanken. Die Wiederkehr des verlorenen Bruders 428

LXIX.

Eine Mördergrube voll rasselndem Gebein und anderm schlechten Volk. Werden Pater Jansen und Walther in diesem Kapitel Haarlem erreichen? Ich glaube es nicht, aber die Sache kann Spass machen 460

LXX.

Eine kleine Predigt über das Predigen, und wie Walther nicht ans Predigen kommen konnte. Predigt von Pater Jansen über eine Predigt von Prediger Kühn, verschönert durch eine Predigt von ihm selbst. Wie der Autor Wort hält 482

Seite

LXXI.

Walther und tugendsame Leser werden in ihren Erwartungen getäuscht von Fancy, die ein Lynchurteil kassiert. Als Entschädigung liefert sie Beiträge zur Physiologie einer gewissen Gewerbthätigkeit, und ernennt Walther zum Tröster einer tiefbetrübten Mutter. Ob Walther Haarlem erreicht? 499

LXXII.

Ursprung der Freimaurerei. Wie man es anlegen muss, um mit bestimmten Leuten Bekanntschaft zu machen. Walther kommt nicht nach Haarlem 530

Nachwort des Herausgebers 541

DIE ABENTEUER
DES KLEINEN WALTHER

Digitized by Google

XLI.

Vornehmer Besuch. Könige und Ölkuchen. Die Gespräche der „Masse“. Catapultische Einspritzung der „Masse“. ‚Où peut on être mieux?‘ Schweben und Fallen! Wehe! Der Autor schämt sich wegen seines Helden, und befürchtet, dass dies wohl noch öfter vorkommen wird.

Während des Laufs der Woche, die Walthers zweiter Anstellung »im Handel« voraufging, wurde er durch drei, vier Begebenheiten so merkwürdig hin und her geschleudert, dass er sich beinahe betäubt fühlte und viel Mühe hatte, seinen Kopf unversehrt zu erhalten.

Und sein Herz auch!

Es war Donnerstag. Stoffel kam mit einer wichtigen Nachricht nach Hause. Der König — ich weiss wieder nicht, welcher König — war unerwartet in die Stadt gekommen, und sollte den folgenden Abend oder einen Tag später das Theater besuchen. Alles war in Aufruhr, denn in republikanischen Landen giebt man viel auf Titel, Prunk und Geburt.

Mehr noch als gewöhnlich war diesmal die Neugier des Volkes gespannt, weil viele ausländische Fürsten — worunter sogar ein Kaiser — zum Besuch S. M. gekommen waren. Und von seiner Residenz her — Utrecht? ’s Gravenhage? Haarlem? — sollten diese ansehnlichen Fremdlinge dem Hof nach Amsterdam folgen. Es war also diesmal ein Brimborium aussergewöhnlicher Art, mit einer Schleppe.

Das republikanische Volk sollte nicht allein das Angesicht — oder einen Schlippen vom Rock — des Tyrannen zu sehen kriegen, sondern zugleich Angesichter und Rock-

schösse von vielen anderen Tyrannen, um nun gar nicht zu reden von Tyranninnen.

Die guten Frauen, die gewohnt waren, Ölkuchen zu verkaufen auf dem Dam — ein Plätzchen, das die städtische Regierung als Markt zu vermieten sich erlaubte — bedrohten die Stadt mit einem Prozess.

Es war denn auch sehr hart, tagaus-tagein Pachtgeld für Platz- und Luftbenutzung zu bezahlen für die Möglichkeit, ein paar Ölkuchen an die Strassenjugend zu verschleissen, und nun auf einmal verjagt zu werden, weil S. M. sich dem »Volk« zeigen sollte auf dem Balkon des verflossenen Stadthauses.

Durfte er die guten Frauen nicht sehen? Sollte die Ölkuchen-Industrie ein Geheimnis bleiben? Fürchtete man Nachmachung, Konkurrenz von seiten der Fürsten, ihrer unwürdig?

Oder durften diese Ölweiber und ihre Kuchen den König nicht sehen? Befürchtete er vielleicht auch unedle Nachbackung Seiner Majestät? Dies würden weder die Frauen noch die Ölkuchen gethan haben.

Wie dem sei, ihre Krämchen wurden weggeräumt, und die verjagten Industriellen behielten nur das Recht, sich privatim unter die Menge zu mischen, die alsbald rufen musste: »es lebe . . . dies oder das!«, je nach Erfordernis des Augenblicks. Sie durften sogar mitschreien.

Es ist eigentlich höchst sonderbar, dass Fürsten sterben. All diese Vivats scheinen ohne Wirkung zu bleiben.

Das Gedränge in der Stadt war diesmal ungewöhnlich gross wegen und infolge all der fremden Hoheiten und Durchläuchte, die den Tyrannen bei dieser Gelegenheit begleiteten.

Da war — wie man aus den Blättern vernahm — der Prinz von Caramanien, der Anspruch auf die besondere Sympathie des Volkes hatte, weil man ausbaldowert hatte, dass einer seiner Vorfahren Kapitän gewesen war im Dienste des Staates, und also . . . sein Blut vergossen hatte für die Niederländische Freiheit.

Dies Blut — und vielleicht auch die Freiheit — war eine Zeitungserfindung. Indes, dass unser Prinz einen grünen Rock trug mit dicken goldenen Achselschnüren, war wahr. Und auf seinem Kopf hatte er einen besonders grossen Dreispitz. Man konnte also bei der ersten Gelegenheit durchaus mit Fug rufen:

Es lebe der Prinz von Caramanien!

Unter den hochgeborenen Persönlichkeiten befand sich auch ein gewisser Herzog, der wegen seiner Tugenden aus dem Lande gejagt war. Der Mann war sparsam und häuslich. Niemals hatte er sich selbst zu kurz kommen lassen. Dennoch war er durch den dummen Pöbel entthront und mit einem Scheffel Diamanten über die Grenzen gesetzt. Von diesen Diamanten sollte er nun zu Amsterdam ein paar Dutzend sehen lassen, und zwar in der Eigenschaft von Rockknöpfen und Stockknöpfen. Die Zeitungen ermahnten also das Volk zu dem allerwohlgemeintesten Ruf:

Es lebe der Herzog mit seinen Diamanten!

Prinzess Erika war eine Nichte des Königs und bestimmt für den Thronfolger eines grossen Reichs, das zu Zaandam zimmern gelernt und also Niederland seine Carriere zu verdanken hatte. Dieses Reich würde die niederländische Staatsschuld bezahlen — so versicherten einstimmig die Blätter — wenn man jetzt nur brav schriee:

Es lebe Prinzess Erika!

Die alte Pfalzgräfin von Aetolien stammte direkt von einem Ritter, der seine Stallknechte durch Lusignans bedienen liess. Die Zeitungen führten den Nachweis, dass es dem wahren Republikaner gezieme, in diesem besonderen Fall seine heraldische Bildung zu beweisen, indem er mit besonderem Nachdruck auf die Lebensverlängerung dieser Hoheit dringe. Man musste also rufen:

Es lebe die Pfalzgräfin von Aetolien!

Der Grossherzog von Island war der wohlgeratene Enkel eines Krughalters. Seine Verdienste waren drei Zeitungs-Kolumnen lang . . . in ‚Petit‘, und eng gesetzt. Das Volk

Digitized by Google

musste also ebensowenig mit der Würdigung geizen. Der Mann war Meister auf Klinge und Knüppel und konnte sogar — mit einiger Anstrengung, nun ja — er konnte seinen Namen schreiben. Längs einem Ocean von Abgründen — so sagte das Blatt — hatte er sich vervollkommnet zum Schwager von einem Halbgott. Auch war er gewohnt, sich wie ein Seiltänzer zu kleiden. Wem also das Interesse des Vaterlandes am unbefleckten Herzen lag — so sagte das Blatt — könnte nicht unterlassen, aus sehr unbeklemmter Brust mitzuschreien:

Es lebe der Grossherzog von Island!

Es waren da noch mehr Potentaten und Potentatinnen, die Amsterdam mit ihrem Besuch beehrten. Sie hatten gehört, dass diese Stadt eigentlich »la Vénise du Nord« hiesse, und . . . interessant wäre, sehr interessant!

Und der holländische Häring! Deliciös! Aber . . . die Holländer wissen nicht damit umzugehen: er muss gebacken sein.

Und die holländische Malerschule! »Rambrànn . . . magnifique!«

Es waren noch mehr Dinge in Holland besonders gut, wie mit herablassender Freundlichkeit von all diesen Hoheiten bezeugt wurde.

— Il paraît qu'un certain Wondèle a écrit des choses, des choses . . . mais des choses . . . passablement bien!

Und die Deiche! Die Katwyksche Schleuse . . .

Leser, keine Chronologie um alles in der Welt!

. . . diese Schleuse: gigantesque! Die holländische Nation beschäftige sich in den Mussestunden, die übrig blieben nach Häringausnehmen und Käsemachen, vornehmlich mit dem Bändigen von Elementen. Dies wäre neben Schlittschuhlaufen und Trabrennen die meist geliebte — geliebkoste, sagten die Blätter — Volksbelustigung.

Jetzt bereits kann ich dem Leser versichern, dass die vornehme Gesellschaft mit wohlwollender Zufriedenheit unser Land wieder verlassen hat.

Digitized by Google

Die einzige Person, die einen ganz anderen — doch darum keineswegs entgegengesetzten — Eindruck mitnahm . . . nein, so weit darf ich meinem Walther nicht vorausspringen. Auch ein Autor hat seine Pflichten.

Den ersten Abend sollte illuminiert werden. Zweimalhundertfünfzigtausend Fettflammen sollten die Begeisterung des Volkes verkündigen. Begeisterung für was eigentlich? Zweimalhundertfünfzigtausend feurige Flammen sollten rufen: Hosiannah! Gesegnet, der da kommt in dem Namen . . . in dem Namen von was eigentlich? Hosiannah für wen, für was?

Nun, dies ist einem Volk gleichgültig. Es war Prahl, Pracht und Prunk. Es war Gedränge. Das Volk hat etwas von Kindern an sich, die ihren Spass haben am Umzugswirrwarr, an einem Sterbefall, an Feuersbrunst, an allem was Getümmel und Wirtschaft verursacht.

Walther hatte Erlaubnis bekommen, sich die Illumination anzusehen. Er ergab sich darein, das dumme Gesicht zu ziehen, das bei solchen Gelegenheiten gebräuchlich ist, und hörte die Redensarten von den Menschen, die ihn umdrängten, ohne auf die Leere dieser Redensarten besonders zu achten.

— Na, das is mir auch 'ne Üllemination! Neun Talgfunzeln für so'n grosses Haus!

— Zwölf! rief ein anderer.

— Ne, neun!

— Zwölf!

— Neun!

— Drei . . . drei . . . drei, und . . . kuck' da: drei! Das is zwölf, oder ich irr' mich!

— Ne, die drei gehören nicht dazu. Das is von der Etage, weisst du? Denn die Etage ist vermietet. Das weiss ich.

— O, wenn du so meinst! Ich will man sagen, dass vier mal drei zwölf ist. Was sagst du, Hannes?

Hannes fand es auch . . . . . U. s. w.

Digitized by Google

— Bis wie lange sollten wohl diese Flammen brennen?
— Na, bis . . . ein Uhr.
— Das glaub' ich nich.
— Ich wohl!
— Ich nich! . . . . . . U. s. w.

— Hast du dir schon die Sukkelgracht angekuckt?
— Och, es is nich schön da!
— Na, schöner als hier!
— Ja.
— Nein . . . . . U. s. w.

— Kuck'! 'n Dings mit Licht hinter!
— Ja, 'n Vers. Kannst ihn lesen?
— Gewiss! Was steht da?
— So kann ich auch lesen!
— Es ist von . . . »durchlauchtig Blut«.
— Ja, und vom: »Vaterland . . . der Ehr' und Tugend Pfand«.
— »Für sein durchlauchtig Blut«, und . . .
— Ne! Da steht: »den Wogen abgetrotzt« . . .
— Das kommt später. »Durchlauchtig Blut« . . .
— »Von Hollands Helden« . . .
— »An sein durchlauchtig Blut« . . .
— »Helden« . . .
— Noch was! »Helden« ist nicht aus.
— Gewiss! »Helden« . . .
— »In sein durchlauchtig Blut, den Wogen abgetrotzt« . . .
— »Der Gott von Niederland« . . .
— »Durch sein durchlauchtig Blut« . . .
— »Willkommen, teurer Fürst« . . .
— »Auf sein durchlauchtig Blut« . . .
— »Der treuen Bürgerschaft« . . .
— »Helden . . . scharen«! Das steht da.
— Na gewiss: »scharen«! »In sein durchlauchtig Blut« . . .

— Halt' doch mal die Schnauze mit deinem Blut! »Willkommen uns . . . durch Gottes Hand« . . .

— Richtig! Und: »Pfand«. Hand, Pfand . . . siehst du wohl?

— »Durch sein durchlauchtig Blut« . . . . . U. s. w.

— Wer mag nu eigentlich solchen Vers gemacht haben?

— Och . . . das kann der Meister.

— Der Schirurch?

— I né! Der Schulmeister. Und ich kann es auch wohl. Der König ist im Land . . . nun jauchzt man mit Verstand. Siehst du wohl? Es ist nicht so schwer. Ich hätte auch sagen können: der Mensch ist in Gottes Hand.

— »Und sein durchlauchtig Blut« . . . . . U. s. w.

— Ob nu so'n König auch wohl nach all den Lichtern kuckt? Und ob er solchen Vers nu wohl liest, und . . . abschreibt?

— Das lässt er sicher seine Minister thun.

— Ja, oder seine Generäle. Er hat schon soviel gesehn und gelesen in seinem Leben, musst du bedenken!

— So schön wie hier?

— Na gewiss!

— Das glaub' ich nicht.

— Ich wohl.

— Weisst du, was ich glaube? Ich glaube, dass er wohl mal danach kuckt.

— Meinst du?

— Ja.

— Nein . . . . . U. s. w.

— Na du, dräng' nicht so!

— Ich kann's nicht helfen. Sie drängen mich auch.

— Die Menschen sind wohl mall. Immer drängen sie so.

— Ja, nicht wahr? Immer drängen sie so. Weisst du,

was ich sage? Ich sage, dass die Kälberstrasse noch mal so breit sein müsste.

— Ja, noch mal so breit. Denn . . . weisst du, woran es liegt? Sie ist zu schmal. Daran liegt es!

— Ja, sie ist zu schmal.

— Und darum drängen die Menschen so, weisst du . . . U. s. w.

Walther war sein eigener Reichtum zu unbewusst, als dass er sich ärgern konnte an der widerwärtigen Geistesarmut, die bei solchen Gelegenheiten sich rundherum offenbart. Die Zeit war noch nicht angebrochen, dass ihm schauderte angesichts geistiger Nacktheit. Höchstens würde er betrübt gewesen sein, wenn sein Blick auf schlecht genährten Körpern geruht hätte, auf einer Bettlerfamilie, in Lumpen gekleidet.

Sehr viele Moralisten, Romanschreiber und vor allem Nationalökonomen sind heutzutage noch nicht viel weiter als unser kleiner Junge zur Zeit der Talglichter. Sollte vielleicht davon die Ursache sein, dass materielle Armut sich leichter schildern lässt? Und . . . heilen?

Die Zeilen mit den paar Armutsproben, die ich gab, sind doch so tiefsinnig nicht. Jeder kann sie schreiben. Jeder Leser kann sie vermehren bis ins Unendliche. An Modellen geistiger Nichtigkeit ist wahrlich kein Mangel.

In der That, die Kalverstraat war etwas schmal . . . »die Menschen drängten so!«

Walther wurde mitgedrängt und fühlte etwas wie Scham. Freilich! War er nicht . . . »Masse« in diesem Augenblick? Dass er Püffe und Stösse kriegte, störte ihn weniger. Pimpelig war er nicht.

Aber: »die Menschen drängten so!«

Bald war für Puff und Stoss nicht recht Platz mehr. Man wurde gekniffen, und wer infolge einer niedrigen Gewichtsziffer weniger als andere am Irdischen klebte, erhob sich vom Boden. Ein ganz verrücktes Excelsior! Walther

wurde getragen, und sah hin über Männer, die viel grösser waren als er.

— Läuft Er auf Stelzen, junger Herr? fragte eine dicke Frau, die mit ihrer Hüfte Walther gegen das Knie stiess. Läufst du auf Stelzen? Na, das ist auch einer!

Dieses »auch« hat eine Geschichte und eine Prätention. Es bedeutet: sieh da, ein funkelnagelneuer Beitrag zu der Kollektion *ana*'s, die ich sammle. Diese Kuriosität gehört da hinein! Wenn ihr das nicht spasshaft, sonderbar und interessant findet . . .

Das Gedränge wurde stärker. Bald konnte die Frau Walther auf die Schulter nehmen wie ein Gewehr. Auch bot sich ihm die Möglichkeit, als Reiter darauf zu landen. Noch ein bisschen, und er konnte »zugelangt« werden, so wie Zimmerleute sich ein Brett zureichen.

Nach den Lichtern wurde nicht mehr geguckt. Man beschäftigte sich mit Drängen und Gedrängtwerden. Auch ein Vergnügen!

Nein . . . die Kalverstraat muss nicht verbreitert werden, denn eigentlich ist dies »Drängen« das Lustigste an der Sache.

Ach, wie schnell würden diese Talglichter langweilig werden, wenn man alle zweihundertvierzigtausend — es waren seit soeben ein paar ausgeweht — in aller Bequemlichkeit und allein hätte sich ansehen können!

Unser kleiner Mann lag auf den Schultern und Köpfen seiner Mitmenschen. Wie gewisse Throneroberer ‚il s'appuyait sur la masse'! Wer die Geschichte von Illuminationen und Völkern studiert hat, wird zugeben, dass festere Ruhepunkte existieren. Man selbst zum Beispiel.

Gott, unser Walther war so ratlos in seiner drückenden Lage! Fortwährend lief er Gefahr, sich an einem Ohr oder einer Augenbraue festzuhalten. Und davon ist die »Masse« kein Freund. Gedrückt will sie wohl werden — dazu ist sie da — aber wer sich an ihr festhalten will . . .

Krach!

Erschrick nicht, Leser! Walther brach nicht, sondern

die gepresste Menge hatte die Doppelthür eines Kaffeehauses gesprengt. Der Durchbruch war furchtbar. Wie reuige Lava strömte die Masse nach innen und füllte den Krater, worin unser Held — nach dem Beschreiben der bekannten Schweinfisch-Parabel — ziemlich gemächlich und ohne sich zu versehren auf einem Tischchen landete . . .

— Walther Petersen! rief die erschreckte Gesellschaft, die darum sass.

— Hast du dich verletzt, Walther?

Nein! Verletzt hatte er sich nicht. Aber er war gelähmt vor Erstaunen. Über seine Erhebung erst, danach über seine Luftreise, dann über das Niederkommen auf und unter allerlei Glaswerk, und endlich — das war nicht das am wenigsten überraschende! — weil er sich auf einmal in dem Kreise der ihm so gut bekannten Familie Holsma befand.

Es war Sietske, die mit lieber Teilnahme fragte, ob er sich verwundet habe.

»Gottes Finger« hatte alle Gläser und Gläschen zerbrochen, aber Walther war heil geblieben. Das war eine Arglistigkeit dieses Fingers. Es schien die Absicht obzuwalten, den Patienten noch ganz anders hin und her zu schmeissen. Und wenn er nun vorzeitig zerbrochen wäre an dem Abend . . .

Onkel Sybrand half ihm, so gut und übel es ging, auf die Beine. Die Sache war mit Mühe verknüpft, denn die Vollheit war . . . nun ja, es konnte kaum noch jemand hinzu. Aber Walther war nur schmal, und es glückte. Der Wirt — sich durchzudrängen war nicht möglich — schrie aus der Ferne, dass das Zerbrochene bezahlt werden müsste. Aber auch von anderen Stellen her vernahm man derartiges Geklirr. Der Mann wollte verzweifeln. Er verfluchte alle Könige . . . und die Masse dazu.

— Eine Flasche Wein . . . drei Limonade . . . sechs Gläser kaput! rief Holsma, wie um zu erklären, dass er die Verantwortung übernähme für Walthers unfreiwilliges Verbrechen.

Digitized by Google

Und Onkel Sybrand hielt ein paar Seeländer hoch.

— O Gott, M'nheer, ich wage nicht nach Haus zu kommen! rief Walther. Wer soll das bezahlen? Ich hab' kein Geld, M'nheer! Und Mutter . . .

In dem Getöse verstand Holsma ihn nicht. Aber Sietske wohl.

— Scht! flüsterte sie. Ich bin sicher, dass Papa es bezahlt, aber sonst . . . ich hab' wohl Geld. Und Wilhelm auch. Und Hermann auch. Sei beruhigt . . .

Doch dies verstand Walther wieder nicht. Und als er endlich unter der Hut der Holsmas wieder auf der Strasse stand und die Gesellschaft durch das Einschlagen eines Seitenweges sich der »Masse« entzogen hatte, erklärte er rund heraus, dass er nicht den Mut hätte, seiner Mutter und Bruder Stoffel unter die Augen zu treten nach solch einem Skandal!

— Das Geld ist nichts, sagte der gute Holsma. Dafür will ich wohl sorgen. Aber du bist ganz ausser Fassung, Junge. Komm' eben mit uns nach dem Kolveniersburgwall, ich will dir etwas Hoffmannstropfen geben. Da kannst du dich dann von deinem Schreck erholen.

Die Strecke nach dem Kolveniersburgwall war nicht gross genug, um Walther sich beruhigen zu lassen, bevor die Gesellschaft dort ankam.

— Meine Mutter wird böse sein, wenn ich zu spät nach Hause komme, klagte er.

Holsma beruhigte ihn deswegen. Es würde eine Nachricht zu ihm nach Haus geschickt werden, um seine Familie wissen zu lassen, wo er wäre.

Der Doktor gab ihm etwas zu trinken und brachte ihn in ein Zimmer neben dem, wo die Familie Platz zu nehmen schien. Die Vorschrift war, dass der Patient da ein wenig hin und her laufen sollte, bis er sich ruhig fühlte.

Aber dies ermüdete ihn. Er that alsbald just das, was ihm verboten war, setzte sich in die Ecke eines Sophas und fiel in Schlaf.

Ob es im allgemeinen von Nutzen ist, nach einem

Schreck in Bewegung zu bleiben, kann ich nicht entscheiden. Gewiss ist, dass Walther nach heftigen Gemütsbewegungen immer grosses Bedürfnis nach Schlaf fühlte und denn auch wirklich durch dieses Mittel — die Natur wies es ihm an — häufig das zerstörte Gleichgewicht wiederherstellte. Vielleicht war es auch kein eigentliches Schlafen, das ihm bei solchen Gelegenheiten zu Hülfe kam. Aber ganz wach war er nicht. Er träumte.

Es war wieder die alte Höhe in seinem Traum. Doch mit einem Ruck fiel er jedesmal herunter.

Und wieder kletterte er, und wieder wurde er aufgehoben, hoch, hoch bis in die Wolken, und wieder machte schwindelerregender Sturz seinem Schweben ein Ende.

Da nahmen starke Fäuste ihn auf und steckten ihn hinaus über die Köpfe, und die Masse trug ihn, bis ein Mann ihm in die Hand biss . . .

Er scheuerte nämlich seinen Puls an einem undressierten Pferdehärchen, das dabei war, seinen Dienst aufzusagen bei der Füllung der Ruhebank.

. . . bis eine Frau ihn anschnauzte: Dumm? Nicht dumm? Wir, wir, die Masse? Da hast du's!

Und man schmiss ihn nieder.

Glücklicherweise kam sein Kopf in Sietskes Schoss zu liegen, ohne das geringste Glaswerk.

Und, wie siedendes Wasser aufkochend, wollte seine Seele aufs neue hoch. Er fühlte keine Hände mehr, die ihn trugen, keine Zähne, die ihn bissen, er ruhte auf flaumigen Wolken. Und er übersah die Menge unter ihm und war erfreut, dass er so hoch da oben stand, aber er wollte dennoch . . .

— Ich will gerne bei euch sein, rief er, aber macht ein Plätzchen offen, wo ich stehen kann, stehen auf meinen eigenen Beinen. Ich will wahrhaftig niemandem im Wege sein . . . werft nicht so mit mir! In diesem Gedränge kann ich nicht denken. Ein jeder muss handeln nach seiner Über-

zeugung. Die Masse hat keine Überzeugung. Wer kann denken, wenn da kein Platz ist, um zu stehen?

Wieder scheuerte seine Hand an dem widerspenstigen Pferdehärchen entlang. Er widerstrebte . . . und schien nicht ganz und gar zu schlafen . . .

Da klang auf einmal eine Stimme . . .

Nein! Er träumte weiter. Immer von Schweben und Fallen. Da war Femke . . .

Na gewiss! Es gehörte in seine Träume etwas von Femke! Wo blieb sie so lange?

Es war wieder was von der Bleiche. Aber Pater Jansen war diesmal dabei. Der Mann war sonderbar gekleidet. Er schwebte mit Walther hoch und zeigte den Sternen sein Kostüm: eine Unterhose . . . die von ihr geflickt war! Orion und der grosse Bär fanden das Ding schön, aber Walther nicht.

— Hast du es selbst gethan? hörte er Sietske im Zimmer nebenan fragen. Du selbst, oder konntest du nicht durch?

— Nein, ich konnte nicht wegen des Gedränges. Aber ich habe es durch den Dienstmann besorgen lassen.

Was? In Gottes Namen, was?

Walther richtete sich auf. Pater Jansen war weg. Orion und der grosse Bär auch. Auch die Unterhose, und die Wolken, und die dumme »Masse« . . . doch . . . diese Stimme?

Diese Stimme klang noch!

Und sie klang wieder:

— Ich kenn' ihn ganz gut, o, so gut! Es ist ein lieber Junge!

Das hörte er Femke sagen!

Er sprang auf, trat hastig ins Zimmer der Holsmas, sah noch eben das Dreieckchen vom Gewand einer Frauensperson, die zur Thür hinausging und sie schloss . . .

Er hatte den Mut nicht — oder was sonst war dazu nötig? — um zu fragen:

— Heisst das Dienstmädchen . . . Femke?

Wohlan, in Satans Namen, frage, ob Femke der Name ist von dieser . . . Dienstperson!

Auf dem Wege nach Hause hatte Walther nicht die mindeste Last von Schweben. Er fühlte sich recht niedrig, und hatte diesmal vollkommen recht.

Denn . . . wenn dies beinah zwischen Thür und Pfosten geklemmte Kleid von Seide gewesen wäre . . .

Oder . . . wenn er das Dreieckchen anderswo entdeckt hätte, anderswo! Nicht bei den Holsmas! Nicht in Gesellschaft von Sietske, die so viel Geld hatte in ihrem Spartopf! Nicht in diesem höchst anständigen Kreise! Nicht unter den Augen von Wilhelm, der ihn so plagte mit seinem hochmütigen Latein . . .

Dann . . . dann . . . o gewiss!

Dann!

Doch jetzt! Doch hier!

Er war brav genug, um sich zu schämen. Aber dies ist auch das einzige, was ich zu seinem Vorteil sagen kann.

Im übrigen . . .

Ach, povere Menschheit!

Was bedeutete die Delphin-Parabel auf das Kaffeehaustischchen neben solchem Fall?

Er hatte sich dieses Mal wirklich versehrt!

XLII.

Über den sittlichen Zweck des Kleiderbürstens. Unritterliche Erdichtungen des Herzens. Gottesfinger und Teufelsklauen in zweiter Auflage. Die eigenartige Ruhe eines bösen Gewissens. Etwas über Trigonometrie in einer Bettstelle und Jungfernbirnen im Judenviertel. Hm . . . sie wieder!

Frau Petersen war in den Wolken. Sie hoffte, dass der Dienstmann, der die Botschaft überbracht hatte, ihr Haus nicht zu schnell gefunden haben möchte, und dass der Mann doch nur ja hier und da in der Nachbarschaft vergebens nach der rechten Adresse gesucht hatte.

— Gewiss ist er beim Krämer gewesen, denn sie wissen nie, wo sie sein müssen . . . solche Dienstmänner! Und warum sollte er da nicht erzählt haben, dass der junge Herr — denn »junger Herr« sagte er — bei Dokter Holsma loschierte, auf dem Kolveniersburgwall? Denn, siehst du, so'n Mann klatscht stets. Diese Sorte Menschen thut nichts als klatschen.

Nu, jeder darf es wissen. Es ist nur, um zu sagen, dass die Menschen immer soviel klatschen, und solche Dienstmänner . . .

Aber . . . sag', Walther, wie kam es bloss, dass du so auf einmal mit der Familie mitgingst? Das ist eine ganze Portion dreist von dir. Du bist doch 'n dreister Junge . . . was sagst du davon, Stoffel!

Stoffel zog das bedenkliche Gesicht, das bei solchen Gelegenheiten zu sagen hatte: »ja, ziemlich!« Oder: »ich

Digitized by Google

will es mal beschlafen.« Oder: »da sitzt mehr hinter, als wohl manche Menschen ahnen!« U. s. w.

— Mutter, antwortete Walther, ich . . . begegnete der Familie in der Kalverstraat.

Wahr! Sehr wahr! Schauderhaft wahr! Er war in der That den Holsmas in der Kalverstraat begegnet, was man so nennen könnte: begegnet! Der Leser kann es bezeugen. Aber . . . warum erzählte er nichts von dem ziemlich sonderbaren modus quo?

Achherrje!

— Was klebt sein Rücken bloss! jammerte Susanna, die mit der Fürsorge für die Tuchkammer belastet war.

Die Familie roch, und strich, und rieb, und tastete, und erklärte einstimmig, dass Walthers Rücken sich des Einsaugens von allerlei Flüssigkeiten schuldig gemacht hätte.

— Es riecht warraftigengott nach Citrone, sagte Trude.

— Nach . . . Limmenade, ergänzte die Mutter.

— Und nach Wein!

— Und man kann direkt den Zucker abkratzen! Wo bist du bloss gewesen, Junge! Schämst du dich nicht! Bei solchen anständigen Menschen auf Fisite zu kommen — ich darf wohl sagen: zu loschieren, was sagst du, Stoffel! — und dich dann so zu benehmen mit Zucker und Citronen auf deinem Rücken. Es ist 'ne wahre Schande!

— Es war so furchtbar voll auf der Strasse, Mutter!

— Von der Vollheit kriegst du doch keinen Wein auf 'n Rücken! Und keine Citrone auch nicht! Und keinen Zucker auch nicht! Was sagst du, Trude!

Die Einstimmigkeit war vollständig. Schüchtern wie immer, wagte Walther sich nicht an den Tag damit, wie sich die Sache zugetragen. Und dies würde ihm auch nichts geholfen haben. Der Verstand der Petersens war wie ein verstopftes Schloss, wozu kein einziger Schlüssel passte. Walther wusste dies aus trauriger Erfahrung und liess mutlos den Sturm über sein Haupt wehen, der doch nicht beschwört werden konnte. Schade gleichwohl, dass auch in ihm selbst

etwas verstopft und also verdorben war. Das Hochgefühl, das ihn gewöhnlich beseelte, war geknickt.

Er hatte eine Niedrigkeit begangen!

So fühlte er. Kein Pastor konnte es wegpredigen! Ja, Gott selber nicht! Weder der Gott von Blitz und Donner aus der Schrift, noch der andere . . .

Dieser andere!

Wo war er, als Petrus strauchelte? Warum knauserte er so mit einem bisschen Stahl zu dem Gemisch, daraus Walthers Seele gegossen wurde?

— Aber . . . wenn es Gottes Schuld wäre, dachte er, dann brauchte ich mich eigentlich nicht so zu schämen! Dann könnte ich sagen: ja, Femke, es ist wohl wahr, dass ich ein elender Kerl bin, ein Brocken Masse, zu dumm und feige, um verantwortlich zu sein für meine feige Dummheit. Aber . . . so hat Gott mich gemacht, siehst du! Er ist verantwortlich.

Dies kann ich nicht sagen! Denn . . . ein jeder muss handeln nach seiner Überzeugung.

Wozu sollte eine Überzeugung dienen, wenn man die Schuld auf Gott werfen dürfte? Dann hätte Mevrouw Holsma wohl gesagt: »ein jeder muss handeln nach Gottes Überzeugung«! Und das hat sie gerade nicht gesagt! Wo söll das nur hin!

Ich bin niedrig gewesen, abscheulich niedrig, ich! Gott muss ganz und gar ausser Schusslinie bleiben.

Vielleicht liess er die Sache zu, um mich sehen zu lassen, wie gemein ich wäre!

Ein Hund würde Femke geküsst haben, wenn er sie wierdersah nach langer Zeit. Ich bin weniger wie ein Hund!

Denn . . . sie war es! Sicher, sie war es! Oder . . .

O, dieser Heuchler . . . er suchte nach Oders! . . .

. . . oder sollte es vielleicht jemand anders gewesen sein? Es kann ganz gut jemand anders gewesen sein! Wie sollte Femke dahin kommen!

Nein, nein, nein, sie war es! Sagte sie nicht, dass sie

Digitized by Google

mich so gut kennte? Sagte sie das nicht mit der Stimme, die mich einen lieben Jungen nannte, als sie mir den Kuss gab bei der Brücke?

Sie hat mich geküsst und einen lieben Jungen genannt! Sie wusste damals noch nicht, dass ich eine elende Memme bin, ohne Herz!

O, sicher würde sie mich nicht verleugnen, verraten. Sie würde gewiss überall und jedem gegenüber sagen: »das ist Walther, der mein kleiner Freund . . . war, und dem ich mal 'n Kuss gegeben hab', weil er sich tapfer zeigte gegen die Jungens, die Steine warfen auf meine Bleiche!«

Und ich . . . o Gott!

Nein, Gott bleibt ganz ausser Schusslinie. Ich bin feige! So kann ich nicht leben!

Er dachte an Selbstmord. Und in dieser Stimmung brachte er die Nacht von Donnerstag auf Freitag durch. Seine Verzweiflung überlebte sogar die Finsternis. Er stand diesen Freitag auf mit dem festen Vorsatz, ein Ende zu machen seiner unwürdigen Existenz.

Glücklicherweise jedoch wurde er gleich nach dem Morgenimbiss an eine Beschäftigung gesetzt, die ausserordentlich geeignet ist, mit dem Leben zu versöhnen.

Man hatte ihn mit Allgemeinheit der Stimmen zu dem Reinigen seines Rocks verurteilt — ein Urteil, das meine vollkommene Billigung davonträgt — und er strengte sich so an, dass er nach einer Stunde Arbeit mit verhältnismässiger Zufriedenheit zu seiner Mutter lief und jubelnd ausrief:

— Kuck', Mutter, es ist nichts mehr davon zu sehen!

Der simple Triumph über eine kleine Schwierigkeit jagte die Wolken fort, die sein Gemüt umnebelt hatten.

Man würde zu seinem Vergnügen in Limonade fallen, wenn man wüsste, wie wohlthätig die Anstrengung wirkt, die nötig ist zum Reinigen eines Paletots.

Der Unglückliche, der niemals seine eigenen Kleider bürstete, kennt das Leben nicht.

— Ich will sie um Vergebung bitten, dachte Walther.

Und bei diesem . . . unehrlichen Vorsatz legte sich der Sturm, der sein Gemüt berührt hatte, völlig.

»Unehrlich« nannte ich dies, weil die echte Reue keine Vergebung sucht bei anderen, sondern bei sich selbst. Wer mit einem ausgesprochenen Klange zufrieden ist, wer sein Gewissen beschwichtigen zu können meint mit einer Schuldquittung, gezeichnet von jemandem anders . . .

Ei sieh, da bin ich schon wieder auf dem Gebiet von Schuldvergebung und Gnade! Pass' auf, Leser, Fräulein Laps ist in der Nähe! Wer ihr nicht begegnen will, muss dies Kapitel überschlagen. Und vor allem diesen Freitagabend nicht zu den Petersens kommen. Denn da sollte sie auftreten, und zwar diesmal mit ihrem waltherkundigen: ‚voilà Toulon!'

Aber erst muss ich noch etwas sagen über den elenden Gehalt von Walthers Schuldbegriff. Gewiss, er würde um Vergebung bitten! Und nachdem sie sich ein ganz kleines Häppchen gegrämt hätte, würde Femke sagen — genau wie in Kotzebues ‚Menschenhass' — »ich verrrgeeeb' es dir!«

Und dann würde die Sache so gut wie nicht geschehen sein.

Je schneller, desto besser also!

Eine unerträgliche Last wirft man sofort nieder! Sofort!

Walthers Last war wohl nicht unerträglich. Denn er beschloss, sie noch eine kleine Zeit weiter zu tragen.

Die Ursache hiervon war diese. Um Femke zu sprechen, musste er nach den Holsmas. Und dies . . . wagte er nicht. Wie verrückt würden die Menschen das finden!

Gehen würde er, o gewiss! Aber . . . nicht an dem Freitag!

Er konnte doch ganz gut warten, bis er erst ein paar Tage . . . »im Handel« gewesen wäre? Dies verleiht Haltung, fand er, und dann würde er sagen . . .

Digitized by Google

Nun ja, er würde um Vergebung bitten, und Femke »bei Gott« versichern . . .

Die Erfindung von diesem »bei Gott« war nicht so übel. Bei lahmlendiger Erbärmlichkeit . . . Phrasen vor! Von welchem Litteraten hatte unser Delinquent dies gelernt?

Er würde ihr versichern . . .

Was?

Das zum Beispiel, dass die Wohledlen Herren Oldetied & Kopperlith, in deren »Handel« er nun gelandet war . . .

Ja, ja, er würde etwas erzählen von den Wohledlen Herren Oldetied & Kopperlith und ihrem »Handel«.

Dann brauchte er nicht so nackt vor den Tag kommen mit . . . dem andern.

Vielleicht würde sein neuer Chef ihn loben wegen . . . seiner Schnörkelbuchstaben! Oder wegen seiner Geographie! Oder wegen strabbischer Ausgelerntheit! Und dann konnte er seine Schande Femke gegenüber in ein Wölkchen allerlöblichster Nebensächelchen hüllen. Das Mädchen würde erstaunen über seine Tüchtigkeit, und schliesslich ihn um Vergebung bitten wegen der Dreistigkeit, sich von solch einem Handelsphaenomen verleugnet haben zu lassen!

So . . . folgerte Walther nicht. Und es wurde ihm selbst nicht auf diese Weise sein unbewusstes Gefühl kenntlich, dennoch . . . es war etwas in ihm — was denn auch! — das Vorwand und Entschuldigung hergab für das Nichtthun seiner Pflicht.

Überdies . . . diese Pflicht war nicht so leicht!

Nach dem Kolveniersburgwall gehen? Gut.

Anklingeln? Gut.

Aber . . . was dann?

Die Thür wird geöffnet werden. Von wem? Doch just wohl von der Dienstmagd aus Joh. XVIII, Vers 17, deren Anblick mehr als irgend etwas anderes den wankelmütigen Petrus abhalten würde von ritterlicher Aufrichtigkeit!

Die Sache ist, dass unser Walther sich nicht an Dokters Kathrin heranwagte! Was sollte er sagen? Etwas wie:

»Jungfer, ich muss Femke sprechen, das Adjunkt-Kindermädchen!«

Dazu gehört etwas, wahrhaftig!

Und dann?

Auf dem Flur . . . einen Kniefall thun? Oder gar — o Greuel! — in der Küche?

Um Gottes willen, Leser, was sollten all die Ritter aus seinen Büchern davon sagen!

Welcher Türke würde sich totschlagen lassen von jemandem, der sich solcher Tolpatschereien schuldig machte?

Der englische Lord würde ihm sicher keine Hand geben — und die Afrikaner keine Krone! — wenn er . . .

Würde Ivanhoe es gethan haben? Nein! Ypsilanti? Nein! Themistocles? Nein! Die »Eduards« von Lafontaine? Hm . . . dies konnte er nicht so bestimmt verneinen. In den Werken dieses Schriftstellers kommen in der That häusliche Züge von Ritterlichkeit vor. Aber . . . sie stehen in einem Buch, und der Leser guckt darnach und wird es wissen, dass, wenn auch ohne Harnisch, Federbusch oder Feldgeschrei, grosse Thaten geschehen hier im Verborgenen. Der Autor hat ein Zeichen gegeben: das Buchheldchen kämpft unter den Augen eines Publikums.

Würde auch Dokters Kathrin Gefühl haben für das Grandiose der Demütigung, wenn sie da Walther gekniet liegen sähe auf der Flurmatte? So ein Held in den Büchern hat leicht seine Pflicht thun. Jeder giebt acht auf seine Heldenthaten und weiss sie zu schätzen.

— Nun wohl, dachte Walther, ich werde meine Pflicht thun, o sicher, ich werde! Aber erst »in den Handel«, und überdies . . .

Ein neues Teufelchen beschlich sein Gemüt. Wer weiss, ob Femke nicht sehr bald die Holsmas verlassen und nach ihrem Häuschen beim Aschthor zurückkehren würde. Da . . . oder in der Nachbarschaft . . . oder auf den »Wegen« . . . oder bei der Brücke würde alles bequemer gehen, dachte er. Da hatte er keine Not von Kathrins lästiger Gegenwart, und

auch nicht vor Wilhelms unmenschlichem Latein. Und auch Sietske, die so majestätisch sich ausliess über drei Gulden . . .

Der Leser beliebe zu beachten, dass ein hässliches Defizit in Walthers Gemüt bestand, und dass dessen Ausgleichung mehr Mühe kostete, als das Reinigen des beschmutzten Rockes.

Dass übrigens der Lauf seiner . . . Liebe für das Mädchen eine ganz andere Richtung einschlug als seine Unschuld . . .

Hier spreche ich von verlorener Unschuld, und ich meine zu wissen, was ich sage!

. . . nun, das versteht sich von selbst! Um liebzuhaben, muss man gut sein, und Walther war nicht gut an dem Freitag.

Nun kommt der »Finger Gottes«, der ihn strafen sollte. Dieser göttliche Körperteil legte es sonderbar an.

Der Freitag that so, als ob er vorbei wäre. Walther schickte sich an, seine enge Bettstelle zu erklettern, und zwar in aufgeräumterer Stimmung, als es sich für ihn schickte. Er hatte selbst nicht einmal Lust, sich mit Lorenz zu zanken, der stets — ohne Praetention auf das Konstruieren einer mathematischen Aufgabe — die Diagonale beschrieb.

Recht eigenartiger Weise nahm unser Petruschen sich vor, seinem Einschlafen das Überdenken der kleinen Vorfälle voraufgehen zu lassen, die sich während des verlaufenen Tages abgespielt hatten.

Ganz natürlich! Er fühlte keine Lust, sich mit sich selbst zu beschäftigen, was sonst seine Gewohnheit war.

Ein gewisser Prinz hatte Geld unters Volk gestreut . . .

— He . . . wenn ich so ein Prinz wär'!

Nun, diese Empfindung war nicht die hässlichste. Die meisten Jungens denken in solchem Fall: he, wenn ich mitgrabbeln dürfte!

Die Pfalzgräfin von . . . wie heisst das Land, wo sie von war? Ich habe keine Lust, den Namen aufzusuchen, den ich ihr gab. Das Mensch war im Kunstmuseum gewesen,

und da — den Zeitungen zufolge — leutselig, sehr leutselig gewesen . . .

— Das würde ich auch sein, dachte Walther, wenn ich . . . Pfalzgräfin wäre. Was ist das aber für eine Stellung?

Der König hatte Audienzen und ein Diner gegeben, und gesagt . . . ach, die gewöhnlichen Redensarten, aber für Walther waren sie neu und bedeutungsvoll. Das Wohlergehen der Hauptstadt läge S. M. besonders am Herzen. Walther war es ebenso ums Herz. Dies hinderte nicht, dass er diese Eigentümlichkeit sehr lieb fand an dem König. In Afrika würde er genau dasselbe thun! Und seine Hauptstadt . . .

— Nein, weg mit Afrika!

Er schmiss seinen linken Strumpf unsanft fort, so dass das Ding sich um das Querholz eines Stuhls klammerte wie ein sterbender Aal.

— Weg mit Afrika! Denn . . .

Da stieg die Erscheinung Femkes auf und drohte und fragte, ob sie ihren Platz verwirkt hätte auf diesem Thron. Und ob sie . . .

— Weg mit Afrika!

Was all für sonderbare Erzählungen über Prinzess Erika! Man sagte, dass sie sich verheiraten sollte mit einem Grossfürsten, dies aber . . . ausgeschlagen hätte.

Alle Bürgersleute fanden dies sehr schön, ohne noch zu wissen, ob es nicht ein thörichter Eigensinn war von Prinzess Erika.

Sie war so sonderbar in Betragen und Manieren und konnte sich nicht in die Hoheit ihres Standes finden . . .

Walther zog seinen zweiten Strumpf aus, und missbilligte es, dass Prinzess Erika keinen Sinn hatte für allerhand Ansehnlichkeit. Hm . . . ob sie vielleicht Lust zum Tauschen hätte? Er: Prinz Erich. Und sie . . .

Ob auch sie des Nachts solche hässliche Mütze aufsetzte? I nein, dachte Walther, Prinzessinnen tragen Mützen aus Diamanten. Es ist wahrhaftig eine Sünde und ein Jammer, dass so 'n Geschöpf sein Glück nicht würdigt!

Und dies schien doch der Fall. Als sie mit der Pfalzgräfin aus dem Museum kam — wo sie leutselig gewesen war — hatte sie es ausgeschlagen, sofort wieder nach dem Palais zurückzufahren. Sie wollte das »Amsterdamer Judenviertel« sehen, und nahm schlankweg einen Kammerherrn unter den Arm, der ihr den Weg zeigen sollte. Der Mann kannte ihn selbst nicht und hatte alle Mühe, sie nach Flohenburg zu lotsen . . . mitten hinein! Und sieh, er trug eine kurze Hose — wie beinahe jedermann zu Walthers Zeit — und seidene Strümpfe. Und diese Strümpfe wurden bespritzt. Und Prinzess Erika hatte darüber gelacht. Und noch mehr unfürstliche Eigentümlichkeiten von der Art . . .

Doch dies alles stand nicht in der Zeitung. Die Zeitung sprach allein von der Leutseligkeit.

Nun, auch auf Flohenburg war die Prinzess allerleutseligst gewesen, und sogar mehr als leutselig. Sie hatte eine ganze Karre Jungfernbirnen leergekauft und die Strassenjugend bombardiert mit Händenvoll saftigen Genusses.

Aber dies stand wieder nicht in der Zeitung. Die Redakteure wussten nicht, wie sie diesen kleinen Vorfall salva reverentia einkleiden sollten, und beschränkten sich also nur auf die allerwege bekannte Leutseligkeit. Dennoch hatte jeder davon gehört, wusste man auch nicht, ob's wahr war. Tausende schöpften daraus Stoff zu drei Erzählungen. Erstens: dass es geschah: »wirklich!« Darauf, dass es ein erfundenes Märchen, also nicht geschehen wäre: »was ich dir sage!« Endlich: dass es wohl dieses Mal vielleicht nicht geschehen wäre, aber dass, richtig betrachtet, so etwas wohl mal ein anderes Mal passieren könnte, und dass es sehr schwierig wäre, immer genau zu wissen, w a s geschehen wäre und was nicht.

Das finde ich auch.

Prinzess Erika . . .

Walther blies sein Licht aus oder wollte dies thun. Er hatte Peilung genommen von einem der zwei spitzen Drei-

ecke, die Lorenz ihm zur Wahl gegeben hatte, und plötzlich vernahm er grosse Bestürzung im Hause Petersen: Aufruhr!

Es ist wahr, es war drei-, viermal heftig geschellt, ja, gerissen worden an der Glocke! Feuer?

Hm! Sollte es vielleicht Prinzess Erika sein, die tauschen kommt?

Ach nein, es war Fräulein Laps.

Tauschen kam sie nichts.

Aber was dann so spät am Abend?

Walther zog sein eines Bein zurück aus dem Scheitelwinkel, und horchte.

Wir thun's auch!

Digitized by Google

XLIII.

Selbst Fräulein Laps sagt bisweilen eine Wahrheit, die das Überdenken und die . . . Nutzanwendung wert ist. Dieselbe Autorität in Sachen: Menschenkenntnis. Don Quixote de la Mancha. Götter, Teufel und . . . Fancy.

Das Kämmerchen, wo Walther mit Lorenz in einer Bettstelle schlief, war über dem Wohnzimmer. Sie teilten den Ort mit zwei von ihren Schwestern, und mussten von Züchtigkeitswegen immer ein Viertelstündchen früher müde sein als die jungen Fräuleins.

Ich bin nicht gelehrt genug, um zu wissen, wieviel Sauerstoff vier junge Menschen während acht Stunden nötig haben, um nur eben nicht zu ersticken. Aber stickig und drückend war es in dem Loch! Soldaten würden reklamiert haben.

In einem andern kleinen Lokal war eine ähnliche Verteilung von Enge vorgesehen, und auch da wurde der Augenblick des Schläfrigwerdens geregelt und bestimmt durch gleiche Gesetze der Züchtigkeit.

Mit ein wenig administrativem Genie wird nun der Leser berechnen können, was die Ursache war, dass ein Teil von dem grossen Stabe der Petersens — und zwar der Teil, der zur Klasse der weiblichen Personen gehörte — noch immer in dem Wohnzimmer bei einander sass in dem Augenblick, da Walther sich vorträumte, dass die tolle Prinzess Erika es wohl mal in den Kopf kriegen könnte, mit ihm tauschen zu wollen in der Position.

Anstatt dessen jedoch hörte er die Stimme von Fräulein

Digitized by Google

Laps, die wie eine Rasende die Treppe hinaufgeflogen zu sein schien und weinend, schluchzend und heulend ins Wohnzimmer stürmte.

Die gewohnten Einwürfe wie »Menschenskind, was ist denn?« und »gütiger Gott, was ist geschehen?« waren von Stapel gegangen. Walther konnte wahrnehmen, dass das traditionelle Glas Wasser angeboten und ausgetrunken war, und zugleich, wie man die offenbar allertiefst-Unglückliche freundlich nötigte, sich zu »beruhigen«. Ein merkwürdiger Vorschlag doch immer.

Fräulein Laps begann mit der sehr verstehbar artikulierten Versicherung, dass es ihr unmöglich wäre, ein Wort herauszubringen.

Die Sache schien also von Bedeutung. Walther zog seinen einen Strumpf wieder an, um besser hören zu können.

— Ich schwör' Ihnen bei Gott dem Allmächtigen, dass ich nicht sprechen kann vor Schreck und Aufregung.

— Och, Mensch!

— Wo sind Ihre Kinder . . . allzusammen? Alle zu Bett? Doch noch nicht zu Bett, will ich hoffen! Ich kann wahrhaftig nicht sprechen! Noch 'n Glas Wasser, Trude! Hörn Sie mal, wie ich bibbere . . . dem Mensch klappern seine Zähne vor Schreck, nicht wahr? Danke, Trude, und wo ist . . . Stoffel?

— Nu, Fräulein, der kleidet sich aus. Er geht mir voraus, mir und Susanna. Denn . . . Mine stösst so, wissen Sie, und Trude muss bei den Jungs sein . . . sonst hauen sie sich. Und darum schlaf' ich mit Susanna, wissen Sie. Und darum kleidet Stoffel sich aus, und denn schliesst er seine Gardine, wissen Sie, wenn er uns auf der Treppe hört. Aber Mensch, was ist Ihnen denn?

— Ja, richtig . . . was mir fehlt, nicht wahr? Ich bin erschrocken, furchtbar, ganz furchtbar! Und ist . . . Lorenz auch schon zu Bett?

Digitized by Google

— Gott ja, Menschenskind, schon lange! Denn er muss früh auf seiner Druckerei sein. Aber . . .

— Allemann schon zu Bett! Und ich lauf' wie das Unglück die Strassen lang, wie ein besessener Mensch — von Schreck, wissen Sie! — und weiss nicht, wo ich hin soll. So? Sind hier . . . alle schon . . . zu . . . Bett?

— Aber was ist denn bloss geschehen!

— Ich will es Ihnen sagen, Frau Petersen . . . ach, wenn Sie wüssten, wie ich mich verschrocken hab'! Denken Sie sich . . .

Walther zog aus einem akustischen Grunde seinen zweiten Strumpf an.

— Sie wissen doch, Frau Petersen, dass da im Augenblick viel gestohlen wird?

— O ja, aber . . .

— Und eingebrochen? Und gemordet? Und dass die Polizei gar nicht dahinter kommen kann, wer das jedesmal gethan hat? Der Mord an der alten Dame mit ihrem Dienstmädchen in der Lommerstrasse . . .

— Aber Mensch, dafür sitzen doch drei im Gefängnis! Was wolln Sie mehr!

— Prost Mahlzeit! Die Mörder laufen frei umher, was ich Ihnen sage! Die Einsperrung von den drei Kerls ist bloss, um uns 'n Tuch vor die Augen zu binden, und dass die Menschen nicht fragen sollen: wozu sind die Gerichte! . . . sehn Sie! Die Leute, die es gethan haben, denen passt das wohl so, und sie können in aller Gemütsruh ihren Rappes aufzehren. Denn wissen Sie, was ich immer sage . . .

Die Wahrheit ist so verehrungswürdig, dass wir sie nicht verschmähen dürfen, und würde sie selbst verkündigt von Fräulein Laps.

. . . ich sage, dass ein gemeiner Kerl, der einen Mord thut und viel Geld stiehlt, seine blutigen Kleider nicht verbergen kann. Und all das Geld auch nicht!

Digitized by Google

Denn, sag' ich, er ist nicht gewöhnt, mit soviel Geld umzugehn. Alle seine Nachbarn kennen seine Hosen und Röcke auswendig. Einen Schrank, worin er was wegstopfen kann, hat so 'n Mann nicht. Verstand von Effekten und Obbeligatschonen auch nicht! Und den Weg nach 'm Ausland weiss er auch nicht! Und Freunde, die ihm den Weg zeigen, um von seinem Kram abzukommen, hat er auch nicht! So dass ich man sagen will, dass . . . 'n Diebstahl oder . . . so was . . . wenn sie den Mörder nicht gleich packen . . . nu, Frau Petersen, dann sag' ich, dass es von 'n anständigen Mann gethan ist, der mehr Röcke und Schränke und allerhand Gelegenheiten hat, als man nur weiss, und . . . ungezähltes Leinengut, sehn Sie! Und Freunde unter Bankiers, die ihm abhelfen von seinen Obbeligatschonen. Ein gemeiner Kerl würde hunderttausend Gulden in seinen Brotkasten legen, und da finden es dann die Kinder, wenn sie von der Butter lecken. Was sagst du, Trude!

Trude hatte niemals nachgedacht über diese wohl einmal aus dem Auge verlorene Grundregel der Kriminalistik. Wenigstens Walther vernahm keine Antwort, obwohl die Neugier ihn nötigte, seine Hose anzuziehen.

— Aber, hörte er aufs neue seine Mutter fragen, was ist denn bloss mit Ihnen passiert!

— Was passiert ist? Ich bin verschrocken . . . sehn Sie, wie ich bibber'! Die Stadt ist voll Mörder, Frau Petersen!

— Lieber Gott, Menschenskind, was kann ich daran thun?

— Nix, Frau Petersen, absolut nix! Aber ich bin verschrocken und komme, um Sie um Rat zu fragen. Und . . . gehn Stoffel, und . . . Lorenz, und . . . jeder hier so früh zu Bett? Sehn Sie, wie ich noch beber'! Glauben Sie wohl, dass ich nicht nach meinem Hause zu gehn wage?

— Aber warum denn nicht? Denken Sie, dass sie Sie ermorden werden?

— Ja, Frau Petersen, das denk' ich! Die Mörder von der alten Dame und ihrem Dienstmädchen laufen noch immer

frei rum — gestern bei der Üllemination haben sie Gott weiss wieviel Taschenuhren gestohlen! — und die Polizei . . . wissen Sie, was die Polizei thut? Sie kucken, ob jemand 'n Teppich ausklopft nach zehn des Morgens . . . das thut die Polizei! Aber all die Mörder lässt sie laufen. Das sag' ich!

— Aber was wissen Sie denn von diesen Mördern? Zeigen Sie sie an, wenn Sie sie kennen! Das ist Ihre Pflicht, Mensch!

Walther zog seine Weste an, und band sich ein Halstuch um.

— Was ich davon weiss? Sie lauern mir in meinem eigenen Hause auf! Ist das nicht stark? Ich bin heut Mittag ausgewesen, um das Wettsegeln auf dem Amstel zu sehn. Aber es war nix zu sehen, weil kein Wind war. Und es war ganz voll auf dem Weg, und beim Amstel auch, bis nach Ouwerkerk hin. All die Könige waren da und die fremden Prinzen und Prinzessinnen, wissen Sie, und die Menschen kuckten nach den Wagen, und ich auch. Nicht, dass ich was um 'n König geb', Gott né! Denn er is 'n Wurm in Gottes Hand, grad wie Sie und ich, und wenn der Herr ihm nicht Stütze ist . . . ach, all das Irdische ist nur Thorheit. Staub und Asche . . . glauben Sie das nur! Aber ich kuckte nach den Kutschen, und nach den Pferden, und nach all dem Volk . . . das danach kuckte. Und ich dachte so bei mir selbst: wenn du heut Abend nach Haus kommst, brätst du dir die Kartoffeln auf, denn . . . die hatt' ich über von Mittag, und wenn ich Kartoffeln über hab', brat' ich sie abends immer auf, wissen Sie. Und es war grosses Gedränge beim Amstel, und jeder ärgerte sich, dass kein Wind war, denn die Menschen sind doll nach Vergnügen und denken nicht dran, was des Herrn ist! Weltlich waren diese Prinzen und Prinzessinnen . . . ei, ei! Ja, dacht' ich, es wundert mich durchaus nicht, dass da so fürchterlich gemordet wird

und gestohlen, denn sie versuchen Gott. Und: der Herr wird euch schvn kriegen, dacht' ich, aber Er wartet seine Stunde ab. Denn, Frau Petersen, das thut Er immer. Eine Dame — das Mensch hatte rote Pickeln im Gesicht und war noch älter als Sie, Frau Petersen! — was denken Sie, dass sie auf ihrem Kopf hatte? 'n Turban, Mensch! Und sie sass in 'ner Kutsche mit vier Pferden. Ist das den Herrn reizen oder nicht? Das frage ich nur! Und sie spielte mit 'n Susu*), und als ein Prinz zu Pferde neben ihre Kutsche kam, streckte sie die Hand aus 'm Schlag und liess ihr Susu dreimal auf und nieder gehen. Und das that der Prinz auch. Waren sie nu mall oder nicht! Und was soll der Herr davon sagen? Wenn da keine Pestillenz kommt . . .

— Aber . . . was ist Ihnen denn eigentlich zugestossen!

— Ja, richtig . . . was mir zugestossen ist. Das will ich Ihnen sagen . . . aber ich zitter' noch so. Ich hatte meine Kartoffeln in Scheiben geschnitten und auf 'ner Schüssel in den Schrank gesetzt. Denn, dacht' ich, wenn du nach Haus kommst, kannst du gleich ans Braten gehen, denn ich hänge nicht an weltlichen Dingen — denn ich hab' die Gnade, wissen Sie — denn ich dachte so bei mir selbst, dass ich

---

*) N. d. Übers.: Fräulein Laps meinte ein Joujou. Es wird weiterhin noch öfter genannt, und deshalb teile ich über dies auch in Deutschland seinerzeit sehr verbreitete Kinder- und Erwachsenen-Spielzeug mit, was der „grosse Meyer" darüber sagt:

Joujou. Kinderspielwerk, namentlich ein in Deutschland Rollrädchen genanntes Spielzeug. Es besteht aus zwei dünnen hölzernen Scheiben (etwa 6 cm im Durchmesser), die in der Mitte durch einen 0,5 cm langen Cylinder verbunden sind. An diesem ist eine etwa 1 m lange Schnur befestigt, durch deren Schleife am anderen Ende man den Zeigefinger steckt. Ist die Schnur aufgewickelt und lässt man das J. fallen, so kann man, ehe es ganz abgelaufen, durch ein geschicktes Nachlassen der Schnur und einen kleinen Ruck bewirken, dass es sich selbst wieder völlig aufwickelt. In diesem Auf- und Abrollen besteht das Spiel. Benndorf hat ein griechisches Vasenbild veröffentlicht, auf welchem ein Knabe mit dem Drehrad spielt. Lemarque brachte es 1790 aus Ostindien nach Paris, woselbst es in den Händen der Incroyables das vornehmste Strassenspielzeug bildete; dieselbe Rolle spielte es später in deutschen Grossstädten.

nicht lange unter all den Menschen bleiben würde . . . och, Frau Petersen, Sie müssten . . . Stoffel rufen. Dann kann er hören, was mir zugestossen ist.

Stoffel war bereits im Anzug, und das passte Walther so. Er hatte Geräusch im Zimmer neben sich gehört und gründete auf Stoffels Aufstehen die Hoffnung, dass auch er selbst wieder würde zum Vorschein kommen dürfen, um die spannende Erzählung mit etwas mehr Bequemlichkeit anzuhören als durch die Poren seiner Zimmerdiele. Inzwischen hatte er sich ganz angekleidet, um nicht von Fräulein Laps in seinem Nachtaufzuge gesehen zu werden. Er nahm nun wahr, dass Stoffel ins Wohnzimmer eintrat und dass die Besucherin nach dem gewohnten Gruss und der feierlichen Versicherung, dass sie noch immer vor Beben nicht sprechen könnte, die Frage that, wo nur . . . Lorenz bliebe!

Lorenz? Nun, er schlief, und lieferte durch seine Nase den Beweis des pythagoraeischen Lehrsatzes, worin er selbst die Hypotenuse so anschaulich darstellte.

Dies würde Fräulein Laps vollkommen gleichgültig gewesen sein, wenn sie es gewusst hätte. Sie wusste allein — und es war ihr sehr unangenehm, wie es schien — dass . . . Lorenz sich nicht unter ihrem Auditorium befand.

War dies vielleicht der Grund, dass sie nicht mit der Katastrophe heraus wollte? Musste gerade . . . Lorenz Zeuge sein der Entwickelung und des Ausbruchs? Warum eigentlich?

— Sagen Sie nu selbst mal, Stoffel, ob die Stadt nicht voll von Mördern und Dieben ist!

Stoffel sog seine Oberlippe nach innen und suchte mit der untern die Spitze seiner Nase zu erreichen. Der Leser wird aufgefordert, diesen Mundgriff nachzuahmen, und er wird dann ungefähr wissen, wie und was Stoffel nicht antwortete auf diese Frage.

Fräulein Laps that so, als ob sie »ja!« verstand, weil es ihr so in den Kram passte. Und also:

— Sehn Sie wohl, Stoffel sagt es auch! Die Stadt ist

Digitized by Google

voll von Dieben und Mördern, und . . . 'n anständiger Mensch wagt nicht mehr allein zu Bett zu gehn. Das sage ich!

— Aber . . . Fräulein . . .

— Die Polizei? Unsinn! Was hilft die Polizei, wenn Sie nicht auf Gott vertrauen? Das ist das Wahre! Und wer das nicht thut, ist verloren. Menschliche Hülfe . . . ich kann bloss nicht begreifen, dass . . . Lorenz immer so früh schlafen geht! Was sagt die Schrift? Wachet und betet! Aber . . . jeder nach seinem Sinn! Ich kann Ihnen vor Gott erklären, dass ich mich nicht allein nach Hause wage, und . . .

Hier zeigte sich wieder ein »Finger«! Walthers Neugier war aufs höchste gespannt. Um besser verstehen zu können, stand er in gebückter Haltung und stützte sich mit der einen Hand auf eine Stuhllehne. Sein Stützpunkt kippte, der Stuhl glitt aus, schurrte über den Boden, erreichte ein anderes Möbel . . .

— Herrejesuskristus, was ist das nu wieder! kreischte die Mutter. Bist du's, Lorenz?

Walther piepte verlegen zurück, dass es »ich« wäre. Aus diesem Zwischenfall ergab sich, dass er sich in den Kreis zu versetzen wusste, wo solche hochwichtigen Angelegenheiten verhandelt wurden.

Sein entrée de salon fand unter den allerungünstigsten Umständen statt. Man schalt heftig auf ihn, dass er »noch« nicht ausgekleidet wäre, und . . .

— Setzt du deine Mütze auf, bevor du die Kleider ausziehst? rief die Mutter.

Wahrhaftig, der Junge hatte vergessen, sich seiner Schlafmütze zu entledigen! Er meinte vor Scham versinken zu sollen. Lieber hätte er all des andern ermangelt, als dass er dies eine hatte!

— Und . . . was hast du da?

O weh! Unser Held war noch lächerlicher, als man sich mit einer Klunkermütze allein zu machen im stande ist. Es zeigte sich, dass er sich bewaffnet hatte mit dem eisernen

Digitized by Google

Stabe, der in vorhistorischen Tagen von seinem Vater zum Gerade-Abschneiden von Leder benutzt wurde. Während des Beginns der lapsischen Erzählung, die so schlecht vorwärts wollte, meinte er, dachte er, hoffte er . . .

Nun ja, er verstand etwas von dem alten: »wo bleibt Walther!« Aus dem Munde der Sprecherin nicht, o nein — es waren doch just die Worte, die sie mit Vorliebe nicht aussprach! — aber . . . er meinte sie dennoch zu hören, kamen sie auch zu ihm von ganz anderer Seite.

Wohl war er diesen Freitag niedrig und schlecht gewesen, unritterlich und infam, doch . . . er blieb noch immer Walther!

Mörder? Diebe? Eine Frau in Not, eine Dame — sie hiess Laps, Gott besser's! — was anders konnte darauf folgen als:

— Ce sera moi, Nassau!

und:

— Gott lässt diese Mörder ruhig gewähren . . . ich nicht! Ich, Walther!

Ivanhoe war er sicher den Tag nicht gewesen . . . leider! Aber es war doch noch immer genug in ihm von ihm selbst, um nicht tiefer zu stehen wie der Schurke Brian de Bois-Guilbert, der doch auch nicht davonlief vor Gefahr, war denn auch sein Betragen gegen Rebekka höchst indelikat.

Schlecht? Es sei so! Doch feige auch? Das wäre zu viel.

In solcher Stimmung hatte Walther — er schien nicht zu wissen, dass auch seine eigene Felonie in Feigheit wurzelte! — zwischen seinem zweiten Strumpf und der Hose das Lederlineal ergriffen. Und dies Ding hielt er noch immer in der Hand, als durch solchen sonderbaren Zusammenlauf von Umständen ein wohlgeglückter Appell an seinen Mut erhoben wurde.

O verehrungswürdige, korrekte, indes manchmal niederträchtige, dennoch allzeit unschuldige Möglichkeiten-Ausgleichung, warum musstest du dies uneingezog'ne Ritterschwert in die Hände jemandes legen, der vergessen hatte, sich seiner

Schlafmütze zu entledigen? Warum nicht diese beiden Lächerlichkeiten in Billigkeit über Stoffel und den Helden verteilt? Warum nicht jedem was? Dem einen die Mütze, dem andern die Waffe? Oder, besser noch, warum nicht Stoffel die Hellebarde in die Hand gedrückt, und den schlafenden Lorenz ausschliesslich belegt mit dem Tragen des beklunkerten Diadems? Was konnte es ihm viel ausmachen, wie er in seinem Bett aussah!

Aber . . . ein Held, ein Ritter? Und das unter den Augen der Dame, die er beschützen soll!

Arme Rebekka, wenn Ivanhoe mit so einem Helm zum Vorschein gekommen wäre!

Walther war wütend.

Und . . . ich bin's auch! Auf die Chancen-Ausgleichung nämlich, und nicht so sehr wegen der bösartigen Kombination von Mütze und Degen. Sie ist nicht zu vermeiden, und die Don Quixotes schicken sich darein. Bald sehen sie die Klunkermütze für einen stählernen Helm an, und ihr Hemd für ein Schuppenwams.

Nicht darum also bin ich böse. Ich würde wahrlich zuviel zu thun haben, wenn ich der Neigung zu solcher Verstörtheit nachgäbe. Doch wegen einer anderen Zusammenfügung, die betrübender ist, und in die ein braver Ritter sich nicht schicken lernen darf.

Walther war feigherzig gewesen, da er Femke hätte kennen sollen und erkennen. Und . . . seine entflohene Ritterlichkeit kam zum Vorschein auf einen Ruf aus dem Munde der Laps! Dies ist schlimmer als Lächerlichkeit!

Gegenüber Reinheit hatte er sich abstossend gezeigt und arm an Seele. Der Reichtum seines Gemüts brach üppig aus, sobald er gereizt wurde durch das Gemeine. Ist es nicht traurig?

Dass die Don Quixotes bald über die unheraldische Natur ihrer Klunkermützen hinwegsehen — Memmen hüten sich wohl vor solcher Thorheit! — ist begreiflich und zu verzeihen. Doch wer — und auf die Dauer — zufrieden sein

würde mit der Vergewaltigung der sittlichen Logik, mit dem Tragisch-Heterogenen . . .

Die Ehe von Rapier und Mütze war nur komisch!

. . . wer auf die Dauer sich zufrieden giebt mit . . . dem andern, der ist verloren! Höchstens kann ein Reichwerder sich aus ihm entwickeln, ein Schwiegersohn von Schöps, oder so was.

Gott sei Dank, Walther sollte es einsehen lernen. Der sehr intelligente Leser begreift doch wohl, dass er sonst keine Geschichte haben würde? Aber er war noch lange nicht so weit, und meinte schon viel von seiner so sarkastisch verdorbenen Inscenesetzung wieder gut gemacht zu haben, als er mit erzürnter Geberde seine Waffe klirrend zu Boden warf und seine Mütze — flapp! — auf den Tisch.

Niemand hatte es je gewusst, dass das Männeken so erregt werden konnte. Seine Mutter fragte denn auch mit der gewöhnlichen Teilnahme für sein seelisches Wohlergehen: »ob er denn ingottsherrnnamen ganz und gar besessen wäre«. Es sah wirklich darnach aus.

Der »Finger« von soeben wird wohl wieder die Klaue eines Teufels gewesen sein, oder . . . des Teufels, wie's dem Leser passt.

— Ich sag', dass euereins das Kind nicht so verkujenieren und verärgern müsste, sagte die zitternde Besucherin.

— Augenblicklich in dein Bett! rief die Mutter.

— Ach, lassen Sie das Kind sitzen! Aber . . . was ich Ihnen sagen wollte, Frau Petersen, von meinen Kartoffeln . . .

Walther blieb. Dass er dies konnte, hatte er der allgemeinen Neugier zu verdanken. Ein grosses Glück wahrlich, denn ich habe sein Bleiben höchst nötig wegen der Oekonomie meiner Erzählung.

. . . stelln Sie sich vor, als ich nach Haus kam, so gegen halb elf . . . denn ich konnte nicht eher, weil so 'n Gedränge war, wissen Sie — sonst . . . ich halt nix von Rumorerei, das wissen Sie wohl — nu, als ich nach Haus

kam — die Stadt ist voll Mörder und Diebe, das müssen Sie wohl im Auge behalten! — da waren meine Kartoffeln . . . wo denken Sie, dass meine Kartoffeln waren? Sie waren . . . weg!

— Weg?

— Weg!

— Ganz weg?

— Ganz . . . weg!

— Ihre Kartoffeln weg?

— Meine Kartoffeln . . . ganz und gar . . . weg!

— Aber . . .

— Und ich sage: das haben die Diebe und Mörder gethan! Wer sonst? Es sind Mörder auf meinem Boden, und nun wollte ich Sie fragen . . . denn ich wage nicht, allein nach Haus zu kommen . . .

Walthers Augen blitzten.

. . . ich wollte Sie fragen, ob vielleicht . . . Ihr Sohn Stoffel . . .

Stoffel zog ein höcht sonderbares Gesicht, das sicher allen Mördern ausgezeichnet gefallen haben würde, weil es eine Beruhigung für die Zukunft des Metiers in sich schloss.

— Aber, Fräulein Laps, fragte er, haben Sie denn keine Katze im Haus?

— Eine Katze? Sind Sie nicht ganz richtig? 'ne Katze gegen Mörder?

— Ne, Fräulein, nicht gegen Mörder. Aber 'ne Katze, die vielleicht Ihre Kartoffeln aufgefressen hat!

— Ich weiss von keiner Katze! Ich weiss, dass die Stadt voll gemeinem Volk ist, das die Menschen ermordet, ohne dass ein Hahn danach kräht! Nicht, dass ich was um mein Leben gebe, och ne, nicht so viel, sehn Sie! Wenn der Herr mich ruft, werde ich sagen: lass' deine Magd gehen in Frieden. Meine Augen haben deine Herrlichkeit gesehen! Und dann . . .

— Aber Mensch, warum haben Sie nicht auf Ihrem Boden nachgesucht, oder unter Ihrem Bett?

— Das durfte ich nicht, Frau Petersen! Wen Gott bewahrt, ist wohlverwahrt, aber . . . man darf den Herrn nicht versuchen! Auf meinen Boden geh' ich nicht, und unter mein Bett kuck' ich nicht, für alles weltliche Gut nicht! Denn da sitzt er sicher! Und just darum wollt' ich Sie fragen, ob . . . Ihr Sohn . . . Stoffel . . . oder — wenn Stoffel kein Fiduhz hat — meinetwegen Ihr Sohn . . . Lorenz, oder . . .

— Aber . . . warum haben Sie nicht lieber die Nachbarn hinzugerufen, Fräulein?

Also sprach Stoffel.

— Die Nachbarn? Na, Sie müssten sie kennen, diese Nachbarn! Der Mann unter mir traut sich an keinen Schosshund ran, viel weniger noch an 'nen Mörder! Und neben mir wohnt einer, der . . . was soll ich Ihnen sagen, es is 'n junger Mann, und Sie wissen, dass ich mich nicht gerne ins Gerede bringe. Denn . . . der Mensch muss für seinen Ruf sorgen und niemals Ärgernis geben, das wissen Sie wohl.

Niemand kam auf den Gedanken, sie zu fragen, was Stoffel dann für ein Wesen wäre. Kein junger Mann? Sollte er vielleicht »durch seine Schule« über weltlichen Verdacht erhaben sein?

— Und obendrein, fuhr die Verlockerin fort, meinen Sie, dass all diese Männer Kuraasche haben? Ich sage nein! Sie sind so bange vorn Dieb wie der Tod. Vergangene Woche stand ein unverschämter Bettelkerl auf 'm Flur, und der Strolch wollte nicht weg. Denken Sie, dass sie sich an ihn ran wagten? Aber ich, ich kriegte ihn orndlich zu packen, und . . .

Sie versprach sich, und bemerkte es:

. . . nu ja, das würde ich gethan haben, wenn ich nicht 'ne Frau gewesen wäre. Denn Frauen müssen sich niemals einlassen auf solche Sachen. Das kleidet einen nicht . . . was sagst du, Trude! Ich lief weg, und schloss mein

Digitized by Google

Zimmer zu, sehn Sie! Nein, Kuraasche haben all die Mannsleute nicht!

»All die Mannsleute!«

Walther fühlte sich beleidigt, und bebte vor verhaltener Kampfeslust oder wenigstens vor Begierde, zu zeigen, dass er nicht unter solche »Mannsleute« gehörte. Fräulein Laps merkte es wohl.

— Nu, wenn Stoffel es nicht gerne thut . . .

— Um Ihnen die Wahrheit zu sagen, ich . . .

. . . und wenn Lorenz schon schläft. Und wenn niemand da Lust zu hat . . .

Sie stand auf.

. . . nu, dann werde ich, auf Gott vertrauend, allein . . . aber graulig ist es für 'ne Frau allein!

Sie sah alle der Reihe nach an, ausser dem einen, zu dem sie sprach. Walther musste sich vergessen fühlen, übergangen, und dadurch gereizt zu dem Anspruch, aufgenommen zu werden in die Ritterschaft des Hauses.

. . . wenn denn hier niemand ist, der es wagt . . .

— Ich wag's, Fräulein!

Alles stand erstaunt, ausser unserer Menschenkennerin, die nichts anderes erwartet hatte, dann es aber doch geraten fand, sich eben so erstaunt zu stellen wie die übrigen.

— Du?

— Du, Walther?

— Junge, bist du verrückt? Du?

— Ja, ich! Ich wage es, und wären da zehn auf 'm Boden und tausend unter Ihrem Bett!

Hm, so ein kleiner Luther! Aber es war ein Unterschied. Luther hatte einen Gott, auf den er meinte rechnen zu können . . . mit Hülfe einiger Kurfürsten . . . nun ja, die trübes Wasser brauchten. Unser Walther — ohne Kurfürsten! — zog sozusagen in den Kampf gegen den Gott, der zugelassen hatte, dass tausend und einige Mörder unter Dach und Bett von Fräulein Laps sitzen konnten.

— Aber Junge!

— Ich wage es!

— Och, lassen Sie ihm den Willen, Frau Petersen! Sie begreifen . . . es ist immer doch 'ne Gesellschaft für mich, so 'n Kind bei mir zu haben! Sehen Sie, dann grault es mich weniger, wenn vielleicht 'n Mörder auf 'm Boden sitzt. 'n Mensch hat gern einen um sich bei so was, nicht wahr?

Sie erreichte ihr Ziel: unser Walther wurde ihr mitgegeben. Mit seinem Nachtrock und Klunkermütze in einem Packet unterm Arm verliess er das Haus. Der eiserne Stab wurde zurückgelassen, weil Fräulein Laps versicherte, dass sie ein wohlgefülltes Arsenal von Gerätschaften hätte, womit man soviel Mörder totschlagen könnte, wie einem gefiel.

Die Ursache, dass die Petersens so leichter Weise der Ernennung Walthers zum Schlossvoigt zustimmten, lag vornehmlich in Eitelkeit. Eigentlich hiess es keins der Glieder des Konzils gut, dass der Junge mitging mit Fräulein Laps, aber die Familie war stolz auf seinen Mut. Die Sache würde herumkommen, von einem zum andern erzählt werden, und Frau Petersen gedachte schon dafür zu sorgen, dass hinzugefügt wurde:

— Es ist derselbe junge Herr, wissen Sie, der letzthin loschiert hat bei Dokter Holsma auf dem Kolveniersburgwall.

»Ja, ja, es sitzt wohl was drin in den Kindern von dieser Frau Petersen!« würde dann dieser oder jener die Güte haben zu antworten.

Und so etwas hört man gern.

Darum kriegte Fräulein Laps diesmal ihren Willen.

Aber . . . Fancy?

Zimperlich war sie nicht!

Das Verleugnen von Femke fand sie schlimmer!

Doch auch dagegen wusste sie sicherlich Rat, sie, die alles war, alles wusste, alles konnte, bis zur Regelung der Chancenverteilung inklusive.

Nicht zufrieden — o nein! — aber ruhig doch, und keineswegs verzweifelnd, fuhr sie in ihrer Arbeit fort. Es

Digitized by Google

war mehr Spott als Schmerz in ihrem Antlitz, als sie Walther jenes Abends den Weg einschlagen sah nach der Wohnung der Übungshalterin. Sie zeigte hierdurch, dass sie höher stand als der Engel, der von Moritz Retsch zum trübseligen Zeugen der Niederlage des Jünglings gemacht wird, der auf dem Schachbrett seine Seele an den Teufel verspielt.

Hm . . . in einer Partie?

Muss denn die Erhaltung der Seele abhängen von einem verabsäumten ‚gardez la Reine'?

Wahrhaftig nicht!

Man möchte wünschen, keine Seele zu haben, wenn sie so schnell verloren gehen könnte!

Ei nun, dann stand doch die Partie zwischen Gott und dem Teufel nicht gleich?

Wie! Ein Fehltritt, ein Irrtum, ein Versehen sollte nach der Hölle führen können, und nach einem langen Leben voll Mühe, Arbeit, Enthaltung und Kampf ist noch eine besondere Gnade nötig, um in den Himmel zu kommen?

Dies muss ein Irrtum sein! Aber ein Irrtum, der es erklärt, warum das Publikum so gern auf den Teufel setzt! Und warum soviel Spezialkünste erfunden werden, um Gott ein bisschen beizustehen in seiner allzu ungleichen Chance.

Dies ist unnötig!

Fancy wird sich zu retten wissen. Sich und . . . ihn, den sie anrührte mit ihrem Flügel.

Sie lässt ihn ruhig des Weges ziehen und thut — wie ich! — ihr Werk. Und:

. . . . . thut, wie ich, ihr Werk!
Und spinnt die Flocke zum Faden, und webt den Faden
Zum Tuch, darauf sie, endlos weiterstickend,
Den Lauf von allem, was ist, zu schauen giebt.
Und wer das Band verleugnet, ist schuldig blind;
Unschuldig kaum noch, der's nicht kennt!

Von diesem allen wusste Walther nichts. Seine Unkunde mag wohl eine der Ursachen gewesen sein von dem Schauder,

der ihn beschlich, als er mit Fräulein Laps die Treppe zu ihrer Wohnung hinaufging.

Das erste, was sie ihm anbot, bestand natürlich in den gebratenen Kartoffeln, die aufgegessen waren von all den gefrässigen Mördern.

Hu! Walther bildete sich ein, dass er würde Rat gewusst haben mit Schinderhannes in höchsteigener Person.

Und bleibt es nun auch die Frage, ob sein — ungeübter! — Mut nicht im entscheidenden Augenblick in die Schuhe gesunken wäre, er meinte doch, dass er sich herangetraute. Und er hatte doch damit angefangen, Schinderhannes in der That aufzusuchen . . .

Aber . . . allein zu sein mit diesen gebratenen Kartoffeln und mit dieser widerlichen Freundlichkeit — was ranziger war, wusste er nicht! — dazu gehört mehr!

Ihn reute sein vorausgesetzter Mut, und er begriff nicht, wie er seinen Heldenzug hatte unternehmen können, ohne zu achten auf die unvermeidlichen Nebenumstände.

Eigentlich . . . ja, eigentlich wäre er doch lieber in eins der Dreiecke gekrochen, die Lorenz gewohnt war, so grossmütig ihm zur Verfügung zu stellen.

XLIV.

Der Leser macht Bekanntschaft mit einem der berühmtesten Niederländer dieses Jahrhunderts. „Und der Herr sprach zu Satan: siehe, alles, was mein Knecht Hiob hat, sei in deiner Hand; allein an ihn selbst lege deine Hand nicht.“ Wie Fräulein Laps durch Feuer von der Strasse verhindert wird, diese Bedingung zu brechen. Dies und jenes über die Ruhe von Schützlingen.

— Greif' man ruhig zu, mein Junge, und schenier' dich nicht! Oder willst du vielleicht erst deine Jacke ausziehn, denn da du nu doch heut Nacht hier bleibst, siehst du, um auf mich zu passen . . .

Walther behielt seine Jacke vorläufig an.

— Und . . . 'n leckern Likör hab' ich auch für dich . . . vom allerbesten! Von Fockink, weisst du, der seine Fabrik in . . . der engen Strasse hat, du weisst wohl. Du musst niemals durch diese Strasse gehn, denn da wohnen gemeine Fraunsleute, und die stehn an der Thür, siehst du, und das ist nicht gut für'n jungen Mann wie du.

Der »junge Mann« Walther schaute sehr sonderbar auf, aber ich müsste lügen, wenn ich sagen sollte, dass er böse war. Fräulein Laps hatte mit anbetungswürdiger Geschicklichkeit ihm ein paar Unterleutnants-Epauletten auf die Schultern geheftet . . . seinen ersten Rang! Und welcher Junge nimmt dies übel? Die Erhebung zum jungen Mann war noch schmeichelhafter als das »im Handel«-Sein.

Aber dennoch, es zeigte sich, dass er sich verlegen fühlte in seiner neugebackenen Hoheit. Wenigstens Fräulein

Digitized by Google

Laps befand es für gut, sich so zu stellen, als verstände sie, dass er Erklärung erwarte. Die Dosis Schmeichelei musste unverkürzt zugemessen werden.

— Na, da ist gar nicht dran zu tippen, Walther, du bist ein junger Mann, wusstest du das nicht? Es kommt davon, dass sie dich zu Haus immer so kindisch behandeln. Ich sag', dass du 'n junger Mann bist, so gut wie nur einer! Denkst du zum Beispiel, dass ich so viel von . . . Stoffel halte, wie von dir? Wahrhaftig nicht! Durchaus nicht! Absolut nicht! Ich halte viel mehr von dir. Willst du 'ne Pfeife rauchen? Du bist Manns genug dazu. Na gewiss, warum solltest du nicht 'ne Pfeife rauchen, grad wie andere Männer!

»Männer«!

Hilf, Fancy!

Walther antwortete, dass er »noch nicht« rauchen könnte. Es kostete ihn Mühe, das zu sagen. Er war beschämt über soviel kindische Rückständigkeit, aber er musste wohl aufrichtig sein, weil ein erster Versuch, es Stoffel nachzuthun in dieser Äusserung von Männlichkeit, dermassen kläglich abgelaufen war, dass der Vorschlag zur Wiederholung ihm Schreck einjagte.

— So? Rauchst du nicht . . .

Sie liess das »noch« weg.

. . . rauchst du nicht? Recht gut! Eigentlich ist es eine verkehrte Gewohnheit von den Männern. Das ewige Gerauch! Ich kenne mehr junge Leute, die nicht rauchen. Da hast du zum Beispiel Peter Hammel — er ist so alt wie du, aber etwas kleiner wie du, und freit mit einer Nichte von mir — der raucht auch nicht.

Jemand so alt wie er, aber kleiner, und der schon beim »Freien« war: hilf, Fancy!

— Ja, sie wollen heiraten, so gegen . . . ich weiss nicht, wann. Aber . . . verheiraten wollen sie sich! So dass ich man sagen will, dass du effektiv 'n junger Mann bist. Es ist doch rein verrückt, dass sie dich immer behandeln wie 'n Kind! Das hab' ich wohl schon hundertmal deiner

Digitized by Google

Mutter gesagt. Da hast du nu zum Beispiel, um nur etwas zu nennen . . . soeben auf Strasse. Ich war bange, nicht wahr? Weil ich nur eine schwache Frau bin, weisst du? Und es war Nacht, nicht wahr? Denkst du, dass ich noch bange war, wie du neben mir gingst? Keine Spur! Und warum nicht? Nu, weil jeder sehen konnte, dass ich 'ne Mannsperson bei mir hatte. Ich hätte dir ganz gut 'n Arm geben können — du bist doch grösser wie ich — aber ich that es nicht, weil du 'n Packet trugst. Und überdies . . . die Menschen reden so! Denn, siehst du, die Wache hätte es sehen können und dann in der Gegend überall rumerzählen, dass ich des Nachts mit 'n Herrn ginge.

»Mit einem Herrn«!

Fancy!

— Denn 'n Mensch muss immer für seinen Ruf sorgen! Hier in der Stube ist es was andres, ganz was andres! Och, ich weiss wohl, dass du nichts Schlechtes von mir erzählen wirst. Wer 'ne Frau verklatscht, das ist kein wahrer Mann, das weisst du auch wohl.

Ja, dies wusste Walther, war auch mehr Tiefe in seinem Begriff von Loyalität, als Klarheit im Begriff von dem »Verklatschen«. Er übersetzte Fräulein Lapsens Maxime in seine Büchertermini, und las für »Frau« und »Mann« die ihm geläufigeren Ausdrücke »Dame« und »Ritter«.

Das Mensch wurde also diesmal besser begriffen, als es selbst erwarten oder wissen konnte. Angenommen einmal, dass Walther unzufrieden gewesen wäre über den Liqueur — par impossible, denn er war von Fockink — oder dass das Öl, womit sie ihre Kartoffeln briet, nach Bejahrtheit geschmeckt hätte — auch wieder unmöglich, denn sie briet mit Butter, die nicht einmal viel schlechter war, als es die Gewohnheit der holländischen Verfälschungs-Industrie mit sich bringt — ja, hätte er selbst Grund gefunden zu wichtigeren Aussetzungen . . . meint man, dass Ritter Walther Dame Laps geschandfleckt haben würde? Niemals . . . »bei meinem Schwert!«

Die Menschkunde von Fräulein Laps ging nicht weit genug, um dies einzusehen, oder mindestens, um hierauf ohne die geringste Besorgnis zu vertrauen. Für jemanden, der nur so 'n bisschen bönhaste in Menschenkenntnis, war es in der That schon ganz tüchtig, dass er so korrekt die Laufgräben zog um die belagerte Festung. Hätte sie in der That Menschkunde besessen, so würde sie gewusst haben, dass sie in aller Ruhe sturmlaufen konnte. Aber . . . dann hätte sie gleichzeitig — durch geistige Übung veredelt! — keine Lust gespürt zu solchen kleinen Kriegszügen und also die ganze Festung in Frieden gelassen. So wie nun die Sachen standen, nöhlte sie, so gut und übel es gehen wollte, nur fort mit den kleinen Mittelchen, die führen mussten zu einem mikroskopisch kleinen Zielchen.

Zum Teufel, man kann doch nicht mehr thun als rudern mit den Riemen, die man hat! Braver, hochstrebender Leser, sei nicht böser auf die gute Lapsen, als dir ziemt, und vor allem . . . verachte den wissenschaftlichen Tiefstand ihrer Taktik nicht. Ich kenne manchen Doktor in allerspekulativster Philosophie, der nicht im stande gewesen sein würde, dem Mensch vorbei- oder nachzustreben auf dem psychologischen Terrain, das sie hier betrat, und das dennoch, richtig betrachtet, nicht einmal das ihre war. Denn — wer wird das begreifen? — ihre Scharfsinnigkeit war weniger philosophisch als sexuell. Niemals doch würde ein Mann — im übrigen gleich begabt — aus den dürftigen Gegebenen, die ihr zu Diensten standen, einen so praktischen Operationsplan gegen Walther zusammengetiftelt haben können. Und umgekehrt, sie würde weniger Fähigkeit an den Tag gelegt haben, wenn nicht ihr kindisches Plänchen in Verbindung gestanden hätte mit verzerrtem Geschlechtstrieb.

Wer billig urteilt, findet ihre strategischen Wendungen zum Küssen!

Und . . . Fancy? Wendete sie traurig das Haupt ab? Schmunzelte sie? Begann sie zu weinen? Brach sie in Wehklagen aus?

Zeichnet sie der Künstler — der meine Werke illustrieren . . . würde, wenn ich das Glück hätte, kein Holländer zu sein — wird sie hier von dem Maler dargestellt in gebeugter Haltung, händeringend?

Flieht sie dahin?

Was doch thut hier unsere Fancy?

Holla, Künstler — die ihr meine Werke nicht illustriert, weil ich nur ein Holländer bin statt einer ausländischen Berühmtheit siebenter Klasse! — nur her, ich will euch helfen. Fort mit diesen Thränen auf Fancys Wangen . . .

Ein Geist weint nicht um so wenig!

Fort mit dieser geknickten Gestalt . . .

Geister beugen sich nicht unter so geringer Last!

Sie weinte nicht, und beugte sich nicht, und floh nicht. Sie that nichts von dem allen!

Ruhig und ernst — ein Lächeln stand ihr nicht übel dabei! — setzte sie ihre Chancen-Ausgleichung an die Arbeit. Geschah da oben auf dem Zimmer etwas zu viel . . . nun wohl, es würde mehr geschehen, anderswo oder hier!

Abenteuer auf Abenteuer, Sturm auf Sturm, Spannung auf Spannung . . .

Halt! rufen wir Menschen bei solcher Gelegenheit. Wir fürchten, dass der Natur der Dinge, die nur in Thatsachen reden kann, Sprache fehlen wird, weil ihre Thatsachen auf die Neige gehen.

Abenteuer auf Abenteuer! Ist es euch zuviel? Ei, sieh da . . . eine neue Erschütterung!

Spannung auf Spannung! Zu stark, meint ihr? Wohlan . . . dann ein Seil hinzu zum Kabel . . . es kann mehr tragen, mehr heben, und reissen wird es nicht!

Sturm auf Sturm! Zu heftig, meint ihr? Die starke Fancy heilt eure Angst mit einem Orkan!

Und sie lächelt!

Denn sehet . . . ihr, A, sie ist nicht A! Denn sehet, B . . . sie ist nicht B! Und auch C ist sie nicht! Und D nicht! Und das übrige nicht!

Digitized by Google

Sie ist Fancy, die grosse, die reiche, die mächtige, die majestätische.

Sie ist die Natur, die alles in Vorrat hat, und reicher wird, während sie giebt. Sie ist keinen Typhon ärmer darum, hat sie auch gestern neue Festländer aufgestürmt aus dem Ocean, hat sie auch soeben mit dem Atem ihres Mundes Milchstrassen gesäubert von Nebelflecken.

Der Leser begreift also, dass und warum sie sich nicht sehr ängstlich zeigte wegen des Glückens der Menschenkenner-Kunststücke des Fräulein Laps. Und ich ersuche ihn aus den besten Absichten, sein Teil zu nehmen von dieser Ruhe.

Nein, dies begreifen einzelne Leser noch immer nicht. Also mehr davon!

Wer versichert uns, dass Fancy diese Künste fürchten würde, selbst wenn das Glücken sicher war?

Wahrlich, wahrlich, da ist festerer Boden fürs Gute als die Verführbarkeit eines halberwachsenen Jünglings, sei es denn auch, dass die Süssigkeit von Fockinks Liqueuren und der noch süssere Trank gekitzelter Eitelkeit mitaufrücken als Bundesgenossen des Bösen!

Auch selbst bei Sicherheit des zu erwartenden »Falls« — ach herrje! — bleibt es vielleicht die Frage, ob es Fancy der Mühe wert sein würde, die Waffen umzugürten in einem Kampf von so wenig Bedeutung. Das . . . »Böse« war nur ordinärer, alltäglicher Ordnung.

Wenn sie's thut, geschieht es wahrscheinlich in Laune allein. Denn . . . launisch ist sie. Launisch wie's Spiel, wie's Wetter, wie die Weltgeschichte, wie alles, was uns launisch erscheint, weil wir dumm sind, elende Anfänger nur in dem schwierigen Studium des rerum cognoscere causas!

Und wenn nun einmal unsere Fancy — aus sogenannter Laune meinetwegen! — anhaltend verschmähen möchte, dem belauerten Jungen beizeiten die Hand zu reichen, wenn . . .

Fräulein Laps war ein schlechtes Weib. O, sicher! Aber, glaube mir, Leser, das Ziel ihres Begehrens bedeutete viel weniger, als zufolge Büchertradition geglaubt wird. Die

Digitized by Google

Schuld dieses Irrtums liegt an den vermeintlichen Erfordernissen des Buchmacher-Handwerks. Seit undenklichen Zeiten brauchen diese Herren vom Metier dergleichen Sächelchen als Hauptkatastrophe. Das abgedroschene »und sie fiel!« ist das Lieblingsklystier zur aufmunternden Kitzelung von armen lesenden Seelen.

Sie, ja, sie! Denn in Verband mit der Teuerung der Lebensmittel und dem daraus entspringenden Bedürfnis nach einer »anständigen« Ehe — ich erkenne freimütig dies Bedürfnis an, doch allein, »weil eure Herzen böse sind« — ist der fallende Gegenstand gewöhnlich eine arme »sie«.

Nun wohl, diese »sie« begeht einen Fehler, wenn sie fällt. Man muss nicht fallen. Finden auch die Leser — die die Sache aus Leibeskräften tadeln! — solchen »Fall« höchst amüsierlich und ein unmissbares Element in einem »schönen« Buch: man muss nicht fallen!

Und wenn ausnahmsweise der Faller ein »er« ist . . .

Weniger pikant, weil die gesellschaftliche Position dadurch nicht ins Wanken gebracht wird. Walther zum Beispiel würde kein Haarbreit ungeeigneter für den »Handel« geworden sein, wenn er seine Jacke ausgezogen hätte und seine . . . Weste dazu!

. . . wenn da ein »er« fällt . . .

Nun, dann hat er einen Fehler begangen. Ein Mensch muss nicht fallen. Er hat bessere Dinge zu thun.

Doch — ob nun »er« oder »sie« — Lüge ist es, solche Kleinigkeiten als Ausgangspunkte einer regelrechten Verdammnis hinzustellen!

Dagegen protestieren Jesus und ich.

Nein, ihr Herren Prediger von Kakangelien, so gemütlich kommt man nicht in die Hölle! So leicht ist die Aufgabe des Satans nicht! Das möchte er wohl, der arme Racker!

Lügnerisch also ist diese triumphierende Darstellung des Bösen. So übertreiben Quacksalber die Gefahr einer

leichten Unpässlichkeit, um ihre Pülverchen an den Mann zu bringen.*)

Und Lüge ist es auch von einem ästhetischen Gesichtspunkt, wenn man von solch armseligen Gegebenen das sittlich Schöne oder die Hässlichkeit einer Figur abhängen lassen will.

Beinahe fühle ich Lust, Fräulein Laps ein bisschen in die Hände zu arbeiten bei ihren Plänen — es steht bei mir! — um ins Auge springen zu lassen, dass mein Held, so gefallen, noch immer ganz gut wieder zum Stehen gebracht werden kann. Aber ich habe das Recht nicht, meiner Fancy vorzugreifen, die schon wissen wird, was zu thun ist. Und ich rechne denn auch darauf, dass sie mir wohl Gelegenheit schaffen wird, seinerzeit zu zeigen, dass solche Fallgeschichten . . .

Mit . . . dem kann man gut sein oder gut werden.

Und viele sind abscheulich ohne . . . das!

Fleck ist Fleck, Besudelung ist Besudelung: keine Gnade für die geringste Abweichung von den Gesetzen der sittlichen Logik . . .

So wird doch »Tugend« bei Denkern genannt?

Aber diese sittliche Logik würde vergewaltigt werden durch die widersinnige Machterhebung einer kleinen Schwäre zum Krebs.

Es ist Lästerung der Tugend, sie ausschliesslich zu suchen in der Vermeidung von solchen kleinen Missgriffen.

Und wir thun der Untugend zuviel Ehre an, wenn wir sie verfluchen pour si peu!

Gott sei Dank, es sind — ohne Missachtung des Geringen — höhere Dinge zu erjagen!

Gott sei Dank, es sind — ohne die mindeste Beschönigung von Gewohnheitssünden — furchtbarere Dinge zu vermeiden!

---

*) N. d. Übers.: Siehe die Parabel vom Brückenmann, die ich unter dem Titel „Die Schmarotzerpflanze“ in meinem Biographie- und Auswahlbande mitgeteilt habe. Auf sie verweist hier Multatuli im Original.

Digitized by Google

Die auf dem Kampfplan der Menschheit zu greifende Ehrenkrone hängt höher! Und wohl ist es ein Jammer, dass so viel missglückte Gladiatoren krumm wuchsen durch die aufgedrungene Gewohnheit, sich fortwährend zu bücken nach dem Preis, den sie mit einem Eunuchen teilen.

Excelsior! ihr Herren Schriftsteller und Leser und Tugendgesetzgeber und Enthaltungsprediger und sonstigen Gladiatoren en miniature!

Wohlan, Moralisten, hätte nun einmal unsere Fancy geschlafen diese Nacht, oder wäre sie des Morgens entmutigt nach dem Hofe von Walthers Mutter geeilt, um dort die Trauermär zu bringen, dass Prinz Ypsilon gestrauchelt wäre ...

Würde sie nicht mit einer strengen Vermahnung zurückgeschickt worden sein nach dem so unzeitig verlassenen Kampfplatz? Lief sie nicht Gefahr — sie selbst nun, die Wächterin! — verwandelt zu werden in ein Sandkorn wegen all zu grober Verkennung ihrer Pflicht?

Es gehörte Mut dazu — noch besser: Wahnsinn! — da anzukommen mit der Botschaft:

Zerreisse dein Sternengewand, o arme Gebiet'rin der Geister:
Das himmlische Reich hat ein Ende . . . mache nun Höheren Platz!
Unser Prinzlein hat Laps uns zerschmettert, mich, dich und uns alle, Gott besser's,
Mit 'ner Mixtur von Schmeichelrede und Fockinks Liqueur!

Wie die Geister gelacht haben würden!

Wenn Fancy also gesprochen hätte, würde sie in der That ein Element des Verderbs, das dem Feinde zu Diensten stand, überschlagen haben. Die Schmeichelung mit der überraschenden Jungemanns-Qualität entbehrte nicht allen Grundes. Walther war in der That auf dem Wege, ein junger Mann zu werden. Vielleicht war er's schon. Wer ihm dies übelnimmt, muss auch missbilligen, dass seine Oberlippe, wenn auch nicht nach dem Barbier, so doch nach der Schere zu rufen begann.

— So dass ich man sagen will, du musst niemals durch

diese Gasse gehen. Wenn du 'n Kind wärst, würde es kein Malheur sein, denn ein Kind hat kein Arg. Aber du!

Sicher, er musste »Arg« haben! Und sein jugendlicher Knebel war durchaus nicht dagegen, dass er »Arg« kriegte. »All, was von selber wächst, das braucht man nicht zu säen!« sagte Kamphuizen. Unsere Gärtnerin liess es darauf nicht ankommen, und säte, so stark sie konnte. Sie war sogar nicht abgeneigt, zu begiessen.

— Lass' mich man nochmal einschenken . . .

Walther trank.

Und . . . Fancy?

Sie lächelte!

Höchst leichtsinnig von einer Hofdame aus dem Gebiete der Geister?

Nicht doch!

— Wie findest du nun das Liqueurchen?

Walther bekannte . . .

Fancy, Fancy!

Walther bekannte, dass er Geschmack fände an der »sanften Liebe« aus der Gasse, die er nicht passieren durfte, weil er zu gross geworden war, um sich mit Fug »Args« zu enthalten.

Und Satans Ladenmädchen schenkte ihm noch einmal ein. Die Gläschen wären so klein, sagte sie, wahre Nussschalen! Nun ja . . . Schalen von sehr grossen Nüssen eben!

— Und du musst auch was dabei essen, mein bester Junge — och, ich hab' immer soviel von dir gehalten — das ist gesund bei 'n kleinen Liqueur!

Gott-vergieb-ihm-die-Sünde, Walther begann auch zu essen! Noch einen Augenblick, und er wird sich zu Haus fühlen, allzu zu Haus!

Fancy, bist du blind?

— Und zieh dir getrost deine Jacke aus, mein Liebling! Du musst denken, wir sind hier unter uns beiden.

Ein Königreich für einen neuen Fluch, o Götter: unser Walther zog wahrhaftig seine Jacke aus!

Fancy!

— Ganz und gar unter uns beiden, siehst du!

Fancy, bist du taub?

— Und ich hab' Lust, dicht neben dir zu sitzen, weil du so'n lieber, guter Junge bist.

Fancy . . . Frauenzimmer!

Walther rückte näher.

Wer da nicht die Hoffnung aufgiebt, muss keine zu verlieren haben!

Ach nein!

Ich sage gerade umgekehrt: wer da die Hoffnung aufgiebt, hatte niemals rechten Grund für seine Hoffnung!

»Aber, ei nun . . . das ist ja die wahre echte alte Wird-er,wird-er-nicht-Litteratur!«

Ja, Leser! Im genau-buchstäblichen Sinn, ja! Aber im übrigen?

Meint ihr, dass ich Walther in den Himmel helfen kann, ohne ihn alle Pfade entlang zu führen, die man zu bewältigen hat, um dorthin zu gelangen?

Dachtet ihr, dass er jemals den Rang, der ihm von Geburts wegen zukommt, wieder würde einnehmen können, ohne im Heer der Menschheit als Rekrut Dienst gethan zu haben von der Patronentasche an?

Möchte jemand trotzdem an Fancys Führung etwas aussetzen, dann liegt die Schuld an ihm. Das Niedrige besteht. Wer es leugnet, lügt ebenso verbrecherisch wie der, welcher das Höhere, das Gute nicht anerkennen will, denn ohne Niedrigkeit ist keine Höhe denkbar.

Nicht in der Schilderung des Niedrigen liegt der Fehler, der Fehler liegt in dem zierlich-Ankleiden des Gemeinen, und vor allem in dem Bedeutendmachen einfältiger lapsischer Gewöhnlichkeit.

Hört ihr noch immer nicht, wie Fancy lacht, aus vollem Halse lacht über den kleinlichen Feldzug ihrer ärmlichen Feindin?

Die Nichtigkeit solcher Sächelchen rechtfertigt so ein Weib nicht. Und auch unser kleiner Walther lief Gefahr . . . schuldiger zu werden, als erlaubt war, selbst erlaubt war der Nüchternheit eines Kindes.

Denn ein jeder muss beurteilt werden nach dem Massstab, den er mit sich trägt im eigenen Gemüt, und Walther fühlte recht gut, dass er sich auf . . . unanständigem Boden befand. So ungefähr würde er die Sache qualifiziert haben, wenn er genötigt gewesen wäre, seinen Eindruck zu verdolmetschen mit einem Wort.

Aber . . . dies sehr relative Schuldgefühl erhebt die Sache als solche nicht zu einer weltberühmten Kalamität, zu einem casus diluvii! Ach, wie wenig trockene Jahre würden wir haben, wenn wir einen Gott hätten, der platzregnend zürnte über solche Pensionsjungens-Vergehen!

Noch einmal, Fräulein Laps war ein schlechtes Geschöpf. Wegen der beabsichtigten That nicht so sehr, doch . . . sie erlaubte sich, solche Thaten zu beabsichtigen, weil sie nun einmal ein schlechtes Geschöpf war. Glaube, Mischung der Säfte, sitzende Lebensweise und eine Anzahl solcher Krankheiten mehr würde als schuldmildernd angeführt werden können. Ich kann mir sogar einen sehr hohen Standpunkt denken, von dem aus auf totale Freisprechung erkannt werden dürfte.

Aber auf den Standpunkt stelle ich mich nun nicht! Sie war in der That ein schlechtes Geschöpf, und damit Punktum für den Augenblick! Oder sollte man vielleicht . . .

Ich behaupte heute allein, dass sie . . . nichts sehr Besonderes war. Nichts sehr Aussergewöhnliches. Nicht sehr interessant. Keine Künstlerin von erstem, noch selbst von einigem Range. Keine Ausbeuterin von reichem Terrain. Keine hochgestellte Beamtin des Teufels . . .

Ach, für mich würde das Mensch so wenig Zerknirschung brauchen, um Anspruch zu haben auf ein gütiges: »deine Sünden sind dir vergeben, gehe hin und . . . arbeite!«

Denn, Leser, es sitzt viel Faulheit unter den Ursachen

solcher Abirrungen. Manch einer zeigt sich lüsterner, als nötig und geziemend ist, weil er zu wenig zu thun hat oder zu . . . denken.

Vielleicht hätte Fräulein Laps die »Tugend« unseres Kerlchens in Ruhe gelassen, wenn man anstatt mit Gott, Israel und hysterischer Theologie ihre ärmliche Seele genährt hätte mit . . . Gedanken. Waschen, Scheuern, Wischen ist auch gut. Ja, selbst das Ausbessern der Unterhosen von einem katholischen Priester.

Wie Femke rein und gesund blieb bei der Beschäftigung, die von Krankheiten Befallenen heikel erschienen wäre!

Krank, krank . . . da ist das Wort! Fräulein Laps war krank!

Wie ist es möglich, dass ich so lange suchen musste nach dem wahren Namen ihrer kindischen Schlechtigkeit! Dies war dumm und verschult von mir. Der Leser bedenke, dass ich viele Bücher gelesen habe. Doch verspreche ich Besserung, und zum Beweise meiner Reue verbinde ich mich, zu seiner Zeit Krankheitserscheinungen von schlimmerer Art schildern zu wollen. Ich werde mir diese liefern lassen von Feith, Pastor Hasebroek und mehr Leuten derartigen allergottseligsten Kalibers. Diese Beispiele sind von einer Art, dass man beinahe Achtung fühlen möchte vor Fräulein Laps. Der Leser wird doch bemerkt haben, dass sie ihren »Gott« wegliess bei der Sache? Geschah dies aus Scham? Aus Diskretion? Aus der Einsicht der Unnötigkeit? Aus Ermüdung von dem Geheuchel? Aus Mangel an Erfahrung im Tonanschlag, und Furcht also vor — vermeintlichem! — Missklang? Wie dem sei, bei all ihren Hinterkünftigkeiten hatte das Geschöpf das Verdienst der Sancta Simplicitas. Sie theologisierte nicht dabei und versuchte nicht, Walther in den Wahn zu bringen, dass er diesem oder jenem »Herrn« einen besonderen Gefallen thäte, wenn er seine Jacke auszöge. Dieses oder Ähnliches versuchen diese anderen Verlocker wohl. Bei der Erkenntnis bleibend, dass unsere gute Laps an sehr krankhaften Empfindungen litt, wird es wahrlich Zeit, dass

wir einmal gründlich die Symptome kennen lernen, die den Arzt in stand setzen, leichte Erkältungen zu unterscheiden von Rotzkrankheit, heimische Nachmittagsfieber von . . . Pest!

Walther, im übrigen . . . »gut«, oder wenigstens noch nicht gerade krank, würde um kein Gran böser darum geworden sein, wäre auch . . . der Liqueur von dem höchstberühmten Niederländer Fockink vielleicht noch einen Grad stärker gewesen.

Darum gewiss erlaubte sich die gütige Fancy zu lachen. Und sie rang noch immer nicht im mindesten die Hände, sie, die sie doch Zeichen von Strenge gab, indem sie sich verstört zeigte über Walthers Felonie vom vorigen Tag!

Fancy war und ist . . . liberal!

Zu liberal?

Voyons!

Bester Leser — ich meine: du, der du unter all meinen Lesern der am wenigsten unaufrichtige bist — stell' dich einmal an eine Stelle, wo sehr viele Menschen vorübergehen. Und führe Buch!

Zähle, wäge, miss und notiere die Thränenströme, die all diesen Vorübergehenden längs Wange und Kleidern rinnen. Zähl' die Paare gerungener Hände, die Dutzende Verzweiflungsscenen, die Tausende zerrissener Oberkleider, die Legionen aufgerissener Busen . . .

Sammle einmal all die Asche, die die vorbeigehenden Damen und Herren sich aufs Haupt streuten seit dem Fehltritt von der bekannten Art, der einmal für jeden von ihnen der traditionelle »erste« war . . .

Komponiere Verzweiflungshymnen aus all dem Geweine, und De-profundis aus dem Geknirsch der Zähne . . .

Bevölkere ein zoologisches Museum mit all den Würmern, die die Gesellschaft inkommodieren mit hartnäckig nagender Unsterblichkeit . . .

Und dann . . .

Sag' einmal, am wenigsten unaufrichtiger Leser, stellt

Digitized by Google

sich nicht bei der Statistik von all diesem Reuejammer unsere Erde dar als eine Vorhölle? Als eine Station von Verdammten?

Dennoch kann und muss all dies so sorgfältig aufgesammelte Elend nur die Folge sein von kleinen Niederlagen wie der, womit Walther bedroht wurde, von Krisen, wie er einer blossgestellt war.

Denn . . . solche Krisen und solche Niederlagen bestehen! Sie liegen in der Natur der Dinge und lassen sich so wenig vernichten — das kindische Wegdenken hilft nicht! — wie ein Atom oder eine Sonne. So wenig leugnen wie mathematische Wahrheit.

Wer nun bei sothaner Mensch-Inspektion all die genannten trüben Dinge nicht gewahrt, wer nicht stösst auf die Spuren, die die »Sünde« hinterlässt, auf solche Spuren von solchen Sünden . . .

Denn es giebt andere, deren hochtraurige Bedeutung ich leider nicht leugnen darf!

Nun, er muss erkennen, dass Fancy ganz recht darin hatte, die Sache leicht aufzunehmen und keineswegs Befehl zu geben zur unverweilten Aufstapelsetzung einer tannenen Arche, verpicht mit Pech inwendig und auswendig.

Unter uns gesagt — und nicht geblieben, hoffe ich! — es scheint mir, dass der Gott von Genesis VI sich kleinlich benahm, und dass es seiner Ehre nicht zu nahe gewesen wäre, wenn er zur Schule ging bei Fancy.

Aber . . . stark war der Liqueur, das ist wahr!

Und dass Walther mehr davon trank, als gut war — für seinen Magen vor allem! — ist auch wahr.

Er verlor denn auch etwas von seiner Schüchternheit und antwortete das eine und andere auf die Redereien von Fräulein Laps, die darüber recht vergnügt war, erwies sich auch jedesmal, dass sie und ihr kleiner Gast nicht auf demselben Schlüssel pfiffen.

Das würde wohl gleich besser werden, dachte sie.

Von Zeit zu Zeit dachte Walther an den eigentlichen

Grund seines Kommens oder was als solcher angegeben. Seine Gastherrin schien alle Diebe und Mörder sich total aus dem Kopf geschlagen zu haben, und breitete bei Walthers Erinnerung daran eine Tapferkeit zur Schau, die ihm höchst angenehm war. Denn . . . die seine war gewichen.

Es ist die Frage, ob Fancy diesen Bruch in der logischen Kontinuität seiner Empfindungen ebenso leicht aufnahm wie die Gefahren seiner schlechten Gesellschaft.

— Ich würde sie . . . denkst du, dass ich bange bin vor 'n Kerl? sagte Fräulein Laps. Absolut nicht! Nicht vor dreien! Nicht vor zehnen! Vor der ganzen Welt nicht! Ich würde sie . . .

Desto besser, fand Walther. Dann brauchte er nicht zu . . . würden.

Da knisterte etwas auf dem Dachboden. Walther bebte. Er war wieder ganz Kind.

— Bleib' du hier, rief das Weib, ich geh' kucken, ich! Denkst du, dass ich dich schlagen lassen will, oder stechen, oder ermorden, mein Junge . . . das niemals! Wer dich anrührt, kriegt es mit mir zu thun . . . mit mir, hörst du, das sollen sie merken!

Und sie entfernte sich, und nahm die Kerze mit, um zu untersuchen, warum irgendwo eine Diele geknarrt hatte. Sie liess Walther lange genug im Dunkeln allein, um ihn nach ihrer Rückkehr verlangen zu lassen. Die Rollen waren vertauscht, und die Ritterlichkeit unseres Helden begann auf das weibliche Geschlecht zu fallen. Noch eine Dosis Pfiffigkeit, und er suchte Schutz und Schirm unter ihrer Schürze.

— Aber, Fräulein . . .

— Sag' getrost Christine . . . denn so heiss' ich. Du darfst getrost Christine zu mir sagen.

Dies wagte Walther noch immer nicht. Er vermied lieber den ganzen Vocativ.

— Aber . . . sollte ich nicht lieber nach Haus gehen?

— I bewahre! Deine Mutter ist lange zu Bett, das

begreifst du wohl. Die Verabredung war, dass du hier bleiben solltest zum . . . Frühstücken.

Frühstücken? Ach, lieber Himmel, der Junge that nichts anderes seit einer Stunde! Musste das bis zur Morgenstunde fortgesetzt werden? Da musste einem ja schaudern!

— Weisst du, was du thust? Kleide dich ruhig aus. Ich will auf der Erde ein Bett für dich machen, da . . . in dieser Ecke! Denn, siehst du, wenn ich allein bin — ich, als Frau, weisst du — mit all den Dieben und Mördern, dann werd' ich so . . . gruselig.

Walther wagte nicht nein zu sagen, und ebensowenig zu thun, was ihm so schmeichelnd bedeutet war . . .

Er schwankte . . .

Sie liess nicht nach . . .

Er begann . . .

Man bedenke, dass das Kind benebelt war!

O Fancy! Liberalismus ist eine gute Sache, und nach der ermutigenden Statistik von soeben erkennen wir, dass die Welt nicht vergehen würde, sollte selbst . . .

Aber dennoch . . . gradheraus gesagt, Fancy: ist es nicht schade um den Jungen?

XLV.

Dieses Kapitel ist plagiiert aus einem alten Register der Handlungen und Dekrete einer gewissen Schutzgöttin. Ein Brocken „grosse Welt“. (Der Leser kann auf mehr rechnen.) Die Erzählung von Klaas Verlaan, dem „Amstelhafenknecht“. Gelehrte Abhandlung über Schwärmer. Fräulein Laps denkt, Fancy lenkt.

Um von Fancys Gespinst und Stickwerk etwas begreifen zu lernen, ist es notwendig, einige Stunden zurückzugehen.

Der Leser erinnert sich, dass an jenem Mittag zur Zerstreuung der hohen Personagen, die Amsterdam mit einem Besuch beehrten, ein Wettsegeln abgehalten werden sollte auf dem Amstel. Fräulein Laps hatte bereits die Güte, uns und den Petersens dies mitzuteilen, und gleichzeitig, dass die Sache missglückt war wegen des unhöflichen Ausbleibens des Windes. Sie hatte die Wahrheit gesagt. Hoffen wir, dass diese Extravaganz keine allzu nachteiligen Folgen gehabt haben möge für das Gleichgewicht ihrer Seele.

Es war den Tag in der That blattstill. Die Männer vom Fach behaupteten, dass auch »nicht die flauste Brise an der Luft« wäre. Wer sich anders ausdrückte, würde für eine Landratte gehalten.

Das Rudern zum Vergnügen war noch nicht in Mode — die Mode hatte unrecht, denn es ist eine rechte männliche Übung — doch wäre dies auch anders gewesen, Amstelbojer sind nicht auf Rudern eingerichtet, und andere geeignete Fahrzeuge waren nicht bei der Hand, um nun nicht zu reden von dem Mangel an Hornhaut in den Händen der Liebhaber.

Digitized by Google

In dieser Hinsicht waren denn doch unsere Grosseltern noch fauler anständig als wir. Sie dachten sogar nicht daran, dass solche matrosige Anstrengung ein Vergnügen sein könnte, ohne den mindesten Schaden für die Vornehmheit, und meinten schon ganz was Besonderes auszurichten, wenn sie wie halbleere Mehlsäcke »mit de Handen in Schoot und de Schoot in de Hand« in den Achtersitz gerekelt »einen kleinen Nick« machten. Der Wind musste bei diesen Gelegenheiten alle Arbeit thun, und hatte also allein Anspruch auf das Vergnügen.

Aber der Wind that nun einmal den Tag seine Arbeit nicht. Er schien anderswo beschäftigt und pfiff vielleicht unsern Gegenfüsslern ein Spottliedchen vor auf all die Potentaten, die zwischen Ouwerkerk und Amsterdam hin und her flanierten in Staub und Hitze.

Ja, es war glühend heiss. Könige und Prinzessinnen schwitzten wie Menschen. Die ‚joujoux de Normandie‘ — das Spiel- und Grüsszeug der beau-monde dieser Zeit — wanden sich schon träger und träger an ihren Schnüren auf. Nun, dies stand so übel nicht, denn der gute Ton schrieb vor, dass sie recht langsam stiegen und sich anstellten, als hätten sie Mühe, die Hand zu erreichen, die sie hatte fallen lassen. Das oder Ähnliches hiess ‚morbi-dezza‘. Die Bewegung der Finger, die den kleinen Ruck mitteilen musste, wodurch das Steigen zuwege gebracht wurde, musste unmerkbar sein. Dies galt für Grazie, Tüchtigkeit, Verstand, und bei Mangel an Besserem sogar für Genie.

Sämtliche Chronikenschreiber behaupten, dass die alte picklige Pfalzgräfin einen grossen Teil ihres Prestiges in Hofkreisen, das ihr in der That nicht abgesprochen werden konnte, der Gewandtheit zu verdanken hatte, mit der sie mit dem ‚joujou de Normandie‘ umzugehen wusste. Stuart Mill zufolge war sie die Erfinderin des so berühmten Horizontalwurfs, und es ist nicht absolut unmöglich, dass sie auch im Besitz des Geheimnisses war, das bedeutungsvolle Spielzeug lotrecht in die Höhe zu werfen und es sehr langsam sich

senken zu lassen längs der durch eine unergründliche Ursache gespannten Schnur. Doch diese Merkwürdigkeit bedarf noch der Bestätigung.

Dass auch die sehr hohe Geburt der Pfalzgräfin mitwirkte bei dem Einfluss, den sie ausübte auf alle europäischen Höfe — bis auf einen, denn die edelste Sache hat ihre Gegner! — mag wahr sein, indes doch . . . ihre Virtuosität auf dem Joujou war und blieb die Hauptsache.

Und zu Recht! Denn man wird geboren, ohne dass man etwas dazu oder dagegen thun kann — dies war selbst mit der Pfalzgräfin einigermassen der Fall gewesen — während zu der rechten Regierung eines Paars palmhölzerner Scheibchen Naturgabe und Übung nötig ist. Fürsten und Prinzen wissen dies wohl, und machen manchmal Gebrauch davon. Mich dünkt, ich höre einen König sagen:

»Ma toute bonne, vous qui avez la main si légère, ne pourriez-vous pas me faire l'amitié de flanquer à la porte les trente mille hommes que mon diable d' . . . allié vient de loger dans ma capitale?«

Oder:

»Ach, du meine liebe Cousine, wie du göttlich schouschouierst! Auf und nieder . . . nieder und auf! Wenn du einmal unsern sehr verehrten Vetter mit Usurpationsmienen, Kaiserliche Majestät, so am Kördelchen hieltest und schouschouiertest?«

Nun spricht ein Prinzlein:

— Auf Ehre, Durchlaucht sind zum Küssen adorable! Nur der Respekt widerhält mich . . . auf Ehre! Clotho, ich beehre mich, Ihr Sklave zu sein. Lachesis, Ihrer geschichtlenkenden Hand empfehle ich mein Schicksal! Schaffe mir den Erbprinzen vom Halse, o Atropos! Schicke den . . . unbescheiden-frühergeborenen nach Italien, ins Pfefferland, in den Krieg, in . . . Cythereïsche Vergnügungen, womit eine so gescheute Parze wie Durchlaucht Lebenskördelchen abschneidet . . . zum Entzücken, verehrungswürdigste Parze Durchlaucht!

So sprachen wohlerzogene Prinzen jener Zeit. Fade war es, und recht mythologisch, o ja! Die Mythologie ist weg, aber die Fadheit ist hier und da geblieben. Es giebt in der That gegenwärtig hochgeborene Personen, die nicht die geringste Konversation über Schicksalsgöttinnen halten und dennoch die Mühe des Anhörens nicht wert sind. Mehr noch. Selbst einzelne Niedriggeborene erlauben sich solche Leerheit. Ich habe Kaufleute gekannt, ja, sogar Arbeiter, die reden konnten wie ein . . . Prinz nach der Blüte der Salon-Mythologie. Doch wir sind nun mit Fürstengesellschaft beschäftigt. Also:

Ein Prinzesschen spricht:

— Liebe mütterliche Cousine . . . aber nein, so geschickt wie du . . . nie dagewesen! Mit dem Händchen könntest du mir ganz bequem ein halb Dutzend fette Provinzchen aus dem Deutschen Reichsmoraste zur Morgengabe zusammenfischen, Cousine!

Ein Sterblicher von niedrigerer Sorte:

— Königlich-Kaiserliche Hoheit, ich sehe, staune und . . . schweige! Wenn Königlich-Kaiserliche Hoheit nur beliebten . . . Gottes Erdreich würde sich pflichtschuldigst freuen, wenn Königlich-Kaiserliche Hoheit geruhten, es gnädigst balanzieren zu wollen auf Königlich-Kaiserlicher Hoheit göttlichen Fingern! Ich schweige gehorsamst, doch . . . dass eine Ober-geheim-küchen-ceremonienmeisterstelle vaciert, ist unterthänigste Wahrheit.

U. s. w. U. s. w.

All diese Menschen logen ein bisschen. Doch ihre Redereien waren weniger dumm, als ein oberflächlicher Beurteiler meinen möchte. Denn sie erreichten häufig ihr Ziel. Der letzte Anbeter z. B. kriegte in der That eine Anstellung bei einer Königlich-Kaiserlichen Hofküche. Was will man mehr?

Übertriebene Verwunderung über den Einfluss der Prinzessin würde ein Zeichen von Unkunde sein. Denn mag auch die historische Kenntnis des Lesers gerade nicht aus-

reichen, um ihn raten zu lassen, welche Persönlichkeit ich meine — man weiss bereits, dass sie rote Pickel im Gesicht hatte, und, Holländer, ich füge nun noch hinzu, dass sie auf Laken von Holländisch-Leinen zu schlafen pflegte: das ist etwas! — nun wohl, kennt man sie auch nicht, dennoch darf ich erwarten, dass jeder wisse, wie Macht, Ansehen und Einfluss gewöhnlich gegründet sind auf Kleinigkeiten. Vielleicht wäre einige Verwunderung angebracht gewesen, wenn ich meine Pfalzgräfin als verdienstlich vorgestellt hätte, oder als tüchtig in anderen Dingen als dem Aufundniederwippen eines Joujou. Sie selbst liessen solche Fragen völlig gleichgültig.

Ein Reiter näherte sich ihrer Kutsche.

— Eh bieng, schefalier, n'est-ce pas qu'il fait affreusemang chaud dang ce pays?

— Wie K. K. Hoheit befehlen.

— Ch'étouve!

— Zu dienen.

— Und wo steckt denn unsere kleine wilde Katze? Ist sie hinten? Ist sie vorn? Wo ist sie?

Der »chevalier« wurde durch eine hinzuströmende Volksmenge von der Kutsche geschieden. Dies gefiel ihm gut. Erstens war er aus der alten Schule, und er wagte nicht, sich heranzuwagen an das deutsche Hoffranzösisch der Palatine, woran er admirablemang wohl that. Zum zweiten besass er zuviel Routine von neuerer Schule, um gern zu antworten auf die Frage nach der »wilden Katze«. Dies Kätzchen war nämlich eine sehr superlative K. K. Hoheit. Der halbgare Höfling durfte also nicht zu schnell verstehen, wer gemeint wurde, und wagte sich ebensowenig Nicht-Verstehens schuldig zu machen. Eine Gruppe wohlwollender Sänger kam seiner perplexen Diplomatie zu Hülfe:

„Amour à la plus belle,
Honneur au plus vaillant . . .

Ja, ja, Leser, es hat eine Zeit gegeben, da die Kraft

holländischen Genevers — Amsterdamer Marke — sich offenbarte in französischen Romanzen. Ob unsere Strassensänger den Refrain genau aussprachen und sangen nach der Intention des Autors, besser: der Autorin . . .

Die Pfalzgräfin schien dies zu verneinen. Mit ihrem Joujou rief sie einen sehr galanten jungen Menschen von etwa achtzehn Jahren zu sich, den sie in ihrer Nähe entdeckte. Der junge Reiter grüsste ganz rittermässig mit seiner Reitgerte zurück und drängte sich durch die Menge heran.

— Ecoutez, mein Prinz? Das Pöbel singt la changsong de la Reine! Oh, mong Dieu, quelle pronongssiassiong!

— Vous avez l'oreille si délicate, ma Cousine!

— Ang férité! Aber, Prinz, sagen Sie mir 'nmal, wo ist denn Ihre Prinzessin-Schwester, mein Waldkätzchen?

— Ma foi, il y a plus d'une heure que je ne l'ai vue! Elle s'amuse peut-être là-bas, au village d'Awercric. Qui sait si elle n'a pas passé l'eau. Vous savez, Palatine, qu'elle n'a pas l'habitude de se gêner . . .

Nun ja, dies wusste die Pfalzgräfin. Dies wusste jeder, der jemals die Ehre gehabt hatte, das Prinzesschen aus der Nähe zu beobachten, und der Leser wird auch etwas davon zu sehen kriegen, parole d'honneur!

»Honneur au plus vaillant!« schrie nun wieder ein Trupp allzu begeisterter Niederländer, und unsere Pfalzgräfin fuhr aufs neue einen Augenblick ohne Begleitung. Von Zeit zu Zeit harkte sie mit ihrem Spielzeug diesen oder jenen »Kavalier« nach sich zu, und knüpfte dann ein Gespräch an, das jedoch jedesmal durch die Menge abgebrochen wurde.

Um der Lokalfarbe gerecht zu werden, beliebe der Leser, bei Aussprache des Wortes »Kavalier« zu reimen auf: »deutsche Manier«, in welchem Falle es nicht »Reiter« bedeutet, sondern einen »Herrn vom Hofe«, einen »hoffähigen Gentleman«, ja, vielleicht sogar ausschliesslich einen »Edelmann«. Nicht ohne Mitleid für die nicht gewürdigten Rechte der Etymologie muss ich bezeugen, dass bei der Sache durchaus kein Pferd nötig war, wenn auch in diesem Fall die

»Kavaliere« wirklich zugleich Reiter waren. Nun ich doch einmal am Auslegen bin . . . das Wort »harken« ist von mir. Ich nahm mir die Freiheit, damit allerartigst anzuspielen auf den berühmten Horizontalwurf mit dem Joujou.

Die Kutscher fuhren noch immer im Schritt und wie in Fensterparade. Es ging nicht anders wegen des Gedränges.

Überdies, die Souveräne befanden sich in einer krankhaften Laune von »Volkstümlichkeit«. Die Mode des Tages brachte eine widerliche Niederbeugungs-Manie mit sich, und die meisten Rangmenschen übertrafen die Mode, wie gewöhnlich. Man trug Philanthropie wie etwas früher die Reifröcke und später die Krinolinen, »Freie Arbeit« oder Chignons. Rousseau — der es besser wusste, oder wenigstens besser wissen konnte — hatte die abgenutzte Theorie von »ce bon peuple« auf Phrasen gezogen, und wer zu arm war, um Gedanken zu besitzen auf seine eigene Hand, leierte diese Phrasen nach. Ganz reich waren nun die meisten von den Leuten nicht. Und dies ist noch so.

Es versteht sich von selbst, dass dies Einstimmen in die Leier des Tages gewöhnlich weit entfernt war von Aufrichtigkeit. Innerhalb der Wände der Staatskutschen hiess das »gute Volk« sehr häufig ganz einfach: »la canaille«, eine Qualifikation, die wohl nicht ganz richtig war, aber doch nicht weiter von der Wahrheit abwich als das Süssemilch-Gewäsch von Rousseau. Die Wahrheit lag sogar nicht in der Mitte. Ein Volk als solches — wir merkten uns hiervon schon einiges beim Lauschen auf Walthers Betrachtungen über die »Masse« — ist weder gut noch schlecht.

Was den Zweifel an der Wohlgemeintheit von Königlicher Volksliebe betrifft: vergessen wir niemals, dass auch »ce bon peuple« kein Gran aufrichtiger ist als der heuchlerischste Macchiavell. Alles, was man vom Volk sagen kann, ist, dass es ebenso wenig positiv unwahrhaft ist. Es schreit »Vivat!« und denkt . . . nicht gerade immer das Gegenteil, doch bequemlichkeitshalber nichts.

Bei der ganz besonderen Gelegenheit, die ich mit meiner

Mosaikkelle zu verewigen unternehme, machten die versammelten Fürsten sich eines Versäumnisses schuldig, das sie den Augen des Volkes in sehr unvorteilhaftem Licht erscheinen liess. Niemand streute Geld aus dem Schlage, selbst kein Silber. Und unsere Pfalzgräfin war die letzte, die auf den Gedanken gekommen wäre — es war so warm! — dass diese speziell-fürstliche Manifestation an der Festlichkeit fehlte.

Sie wurde hieran gleichwohl von Prinz Erich erinnert, den jungen Mann von soeben, der aufs neue ihrem Fuhrwerk sich näherte, diesmal gefolgt von einem Lakaien auf beschwitztem Pferd. Der Prinz kam, um zu erzählen, dass seine Schwester — das »Waldkätzchen?« — ihm eine Botschaft gesandt hätte aus »Awercric«. Und:

— Palatine, auriez-vous par hasard quelques douzaines de frédérics à me prêter? fragte er.

— Che parie que c'est pour elle.

— Si!

— Elle fait dong angcore l'angrachée, che pangse!

— C'est possible! Mais en tout cas, il ne faut pas la laisser dans l'embarras. Dieu sait dans quelle gâchis elle vient de se faufiler. Je n'ai qu'une bagatelle sur moi . . . ainsi, donnez, donnez!

Prinz Erich und seine Schwester übertrafen die Pfalzgräfin wohl noch um dreiviertel Grad an K. K. Hoheit. Und das »Waldkätzchen« war die Verlobte eines Grossfürsten, der nach aller menschlichen Berechnung einst Kaiser zu Lakaien haben musste. Die Pfalzgräfin — »O mong Dieu! O mong Dieu!« — war also wohl genötigt, ihrer Ehrendame zu befehlen, Prinz Erich eine Goldbörse zu überreichen. Dieser gab sie dem Lakaien, der damit fortritt, so schnell es das Gedränge erlaubte.

Prinz Erichs Schwester hatte in der That Geld nötig. Sie spielte Vorsehung. Was sie eigentlich mit der geliehenen Summe vollführte, weiss ich nicht, doch gewiss ist, dass die Dankbarkeit — d. i. die Bezeugung dieses Gefühls — ihr etwas drückend wurde. Auch drängten sich viele Menschen-

freunde hinzu, die ihr Gelegenheit zur Fortsetzung ihrer Liebhaberei verschaffen wollten, reichlichere, als Geldbörse und gesunder Verstand aushalten konnten.

Wir wollen nur annehmen, dass am vorigen Tage zu Ouwerkerk ein schweres Feuer gewesen war — man versicherte nicht in den Tagen — oder . . . ein Landmann hatte all seine Kühe verloren an der Rinderpest — Minister Thorbecke war noch nicht geboren, um die Unannehmlichkeit auszurotten — oder . . . eine unverheiratete Wöchnerin konnte keinen Platz kriegen, um auszuruhen von ihrer sündigen Entbindung — der sittenkundige Leser weiss vielleicht, dass die »Tugend« dies nicht zuliess zu Walthers Zeiten — oder . . .

Wie dem sei, Prinzess Erika hatte die eine oder andere wohlthätige Thorheit ausgeführt, eine Art Ausschweifung, in die sie sich sehr häufig verlor. Gut war das sicher nicht, aber es giebt schlimmere Untugenden, und ich kenne viele, die das Recht nicht haben, solche Charakterfehler zu tadeln. Vorläufig besteht für die Moralisten dringendere Arbeit, als das Warnen vor Fehlern wie die, welche den Hauptzug ausmachten im Charakter von Prinzess Erika.

Bei dieser Gelegenheit nun hatte sie ihre Kutsche verlassen und war von ihrem Gefolge abgeraten. Um der Menge zu entweichen, die — jubelnd, dankend und . . . reichlich belästigend — auf sie eindrang, war sie in einen Ruderkahn gesprungen, der an einer Landungsbrücke lag und worin ein Mann eingeschlafen oder wenigstens fast schlafend sass. Es war so warm! Es war Klaas Verlaan, der »Amstelhafenknecht«.

Der Bums von dem Sprung liess ihn erwachen, und alle Zuschauer brachen in Lachen aus wegen des dummen Gesichts, das er zog.

Es war wahrlich Grund dazu! Prinzess Erika trug ein feuerrotes Kleid von Seide mit einer langen Schleppe, die sie jedoch — gewiss schon eben bei dem Brand, oder bei der Wöchnerin, oder bei den Kühen — aufgeg . . .

»Aufgegeit« hatte, nannte es Klaas Verlaan viele Jahre danach, wenn er die Geschichte seinen Enkeln erzählte.

Es war die pièce de résistance seiner Erfahrung. Nun, manche haben weniger erlebt!

— Se seech ut as 'n Funk, sagte er, und ik dacht warraftigen Gott, dat 'n Steern in min Jull fullen wör, so flammde sei!

Wohlan, wir wollen Klaas Verlaan das Wort geben, aber ich habe keine Lust, seiner Orthographie zu folgen. Der Leser wird wohl ungefähr wissen, wie der Mann gesprochen haben muss.*)

— So flammte sie! An den Armen trug sie weisslederne Handschuh, bis an die Schultern. Einer davon liegt noch immer in 'n Kasten neben der Staatenbibel. Er sieht aus wie 'n Kinderstrumpf. Denn ihre Finger waren klein, aber . . . Kraft hatte sie darin, donnerwetter! Und auf dem Kopf 'n Turm von Puder . . . grad wie 'n grosser Schneeball! Aber das Gesicht war lieb, das muss ich sagen!

Und ich war wie . . . angedonnert, weil sie so glänzte. Ich wusste wahrhaftig nicht, was ich in meiner Jolle hatte, und ob ich fluchen sollte oder si-ve-plee spielen. Aber sie wartete darauf nicht, und eh ich recht wusste, was los war, packte sie meinen Riem, und setzte ihn tüchtig gegen Land, und stiess ab. Ich dachte, sie wird wohl über Bord gehen beim Rausziehen, denn das Ding sass wohl halbblatts im Modder, und es sog wie der Deubel. Aber sie liess ihn stecken, und fiel auf die Ducht nieder und lachte. Und da trieben wir!

Aber ich war spinnefalsch und sagte — mit 'n Fluch, denn ich fluchte noch zu der Zeit — dass ich Baas auf meiner Jolle wär'. Ja, das sagte ich.

---

*) N. d. Übers.: Von uns Deutschen wohl am besten der Hamburger, zu dessen Platt ich oben auch griff. Der bessere Deutsche mag, wenn es noch nötig thut, belehrt werden, dass also Prinzess Erika aussah wie ein Funke, und dass Klaas Verlaan wahrhaftig meinte, es wäre ein Stern in seine Jolle gefallen, so flammte sie!

»Ich rudere!« rief sie auf Deutsch. Denn, Kinder, ihr Holländsch war miserabel. Und sie griff nach meinem andern Riem. Aber da war ich wie der Deubel dabei!

»Man sachte!« rief ich, »können Sie wricken?«

Dies verstand sie wieder nicht. Und sie wollte mir den Riem aus den Händen nehmen, aber wisst ihr, was ich sagte? Ich sagte: mein Vater ist kein Kalfaterer, und ich behalt' meinen Riem!*)

Denn ich dankte bestens dafür, da mitten auf dem Amstel zu liegen und wie n' Krüsel mich zu drehen. Alle Menschen kuckten nach uns. Sie liess den Riem los und grabbelte in ihrer Tasche — ein Samtdings war das mit goldenem Knippbügel, das mit einem Haken ihr an der Taille bummelte — und sie holte ein Stück Geld raus und zeigte es mir. Da gab ich ihr den Riem — wisst ihr, wegen des Gelds, das sie mir zeigte, denn, dacht' ich, was scheert mich das, ob die Leute da lachen an Land? Das konnt' noch'n guten Tag geben, wenn ich das Geld kriegte. Es sah aus wie'n Dukat, aber das Ding war mehr wert. Das hab' ich später gemerkt, als ich es auf dem Feigendam wechselte ... mit all den andern, denn ich kriegte noch mehr. Das sollt ihr hören.

Ja, nicht wahr, was sollte ich thun? An Segeln konnte nicht mehr gedacht werden, und an Rudern auch nicht, und an Trinkgelder auch nicht. Also ... ich liess ihr den Willen, sagte aber, dass sie wricken müsste.

»Rücken?« rief sie.

»Wricken!« rief ich. »Kiek ... so!«

Und ich wollte ihr es zeigen.

Aber es ging nicht. Denn ... das wisst ihr auch wohl, es sind immer zehn Ruderer zu kriegen gegen einen Wricker.

Ich zeigte ihr, wie sie die Beine stellen müsste. Sie

*) Das Material, womit Kalfaterer arbeiten, ist ausgezupftes Tau, d. h. Werg. Beim Stopfen von Nähten zwischen Planken und Dielen geben sie „das Werg aus der Hand". Daher das nicht unebene Wort von Klaas.

Digitized by Google

hatte weisse Atlasschuhe an, und kleine Füsse, nicht grösser wie 'ne Faust, aber sie lief gut darauf. Das hab' ich später gesehn. Sie war wie 'n Kiewitt so flink.

Aber wricken konnte sie nicht! Ich schämte mich vor denen an Land, denn jeder kannte die Jolle vom Yachthafen, das begreift ihr wohl. Und wenn ich meine Hand an den Riem legte, wurde sie falsch und wollte mich wegdrängen. Es gab bald Prügelei!

Wo sie eigentlich hinwollte, begriff ich nicht. Wenn ich frug, sagte sie: »rücken, rücken!«

Ja, dacht' ich, rücken, rücken, das giebt was! 'n Mensch muss doch wissen, wo er hin will!

Wir trieben stromab — meist Gattje vorn! — und näherten uns dem Yachthafen. Gott sei Dank, dacht' ich, gleich krieg' ich meinen Dukaten, und der Unsinn ist aus. Aber jawohl!

Auf einmal hielt sie mit Wricken auf — der Schweiss lief ihr in Tropfen vom Gesicht! — und legte den Riem auf die Duchten. Da wollte ich das Ding fassen, um der Sache ein Ende zu machen. Aber das wollte sie auch schon wieder nicht. Was sie denn eigentlich wohl wollte, konnt' ich erst nicht spitz kriegen . . . ich will's euch man sagen: sie wollte zu Wasser.

Ich kriegte 'n Schreck! Das Mensch war über und über von Schweiss. Aber . . . sie wollte! Es war nichts zu machen. Und sie hielt wieder so 'n dütschen Dukaten in die Höhe. Auf dem Feigendam bei Everts kriegte ich drei »Reiter« fürs Stück, und der Mann sagte, wenn ich mehr davon hätte, käm' ich immer recht bei ihm. Davon ist der silberne Beschlag an der Staatenbibel. Ihr seht, dass ich die Wahrheit erzähle. Auch das goldene Ohreisen von meiner Alten — das nu eure Muhme Grete trägt — ist von der Zeit.

So dass ich sagte: mach', was du willst! Wenn du denn pattuh krank werden willst, oder sterben, oder das Reissen kriegen . . .

Sie zog ihre Schuhe aus, und ihr Seidenkleid, und mehr

Digitized by Google

noch. Aber sie behielt etwas Unterzeug an, das muss ich sagen. Und sie riss ihre Perrücke runter, und das konnte sie, denn sie hatte eigenes Haar genug, und sie schüttelte den Kopf wie 'n Pferd, das die Weide riecht. Und sie sprang . . . i der Deubel! Ich hatte noch niemals so was gesehen . . . von 'n Frauensmensch, wisst ihr? Lustig kopfüber!

Erst hatt' ich Angst vor 'n Unglück. Denn, dacht' ich, schwimmen kann ich nicht, und wenn das Mensch versäuft . . . was soll ich thun! Aber es that nicht nötig, denn sie schwamm wohl! Wie 'ne Ente! Oder besser: wie 'n Aal, denn sie schlängelte sich unter meiner Jolle durch und schoss an der andern Seite wieder auf . . . wie 'ne Angelpose, kann ich euch sagen. Nu ärgerte es mich aber doch, dass ich nicht so zu Haus war im Wasser, aber ihr wisst, dass ist bei uns in Holland nicht so der Brauch. Sie war gewiss aus 'n Land, wo die Menschen nicht so reinlich sind wie wir und darum alle Tage zu Wasser müssen.

Na, Nebensache! Die Jolle trieb auf 'n Yachthafen zu, und sie war auch da. Ich half ihr auf den Steg, und es stand da viel Volk zu kucken. Das gefiel ihr nicht. Sie kriegte meine Schipperjacke zu fassen, die in der Jolle lag, und warf sich das Ding um die Schultern. Da kuckte sie eben mal umher, sah eine offene Thür an einem der Yachthäuser und flog rein. Grad wie 'ne wilde Katze.

Ich packte ihren Kram zusammen und wollt' ihn ihr bringen. Aber ich wagte nicht reinzugehn, weil das Haus von M'nheer Kopperlith auf der Kaisergracht war, wisst ihr? Der würde es verdammt krumm genommen haben, dass ich mit solcher Art von Geschöpf in sein Yachthaus gegangen wär'! Denn, dacht' ich, dass du nu mit mir so familiär umgehst, das geht schon — um den Dukaten, wisst ihr — aber . . . M'nheer Kopperlith wohnt auf der Kaisergracht. Das schien sie nicht mal zu wissen. Hört mal, Kinder, was Erziehung und Anstand angeht . . . kein Land über Holland, das steht mal fest!

Aber . . . drinnen war sie! Und ich wagte mich nicht über die Brücke mit ihrem seidenen Kleid überm Arm, und all die andern Röcke, und die Samttasche, und ihre Schuhe, und ihre weisse Perrücke.

Und da stand ich!

Die Leute von der Brücke riefen: »das ist das Haus von M'nheer Kopperlith, denk' daran!«

Ja, dacht' ich, da denk' ich wohl dran, aber was soll ich machen! Grad fing ich an, mich zu besinnen, und wollt' die Polizei rufen, da kam meine Tochter Geert angelaufen, eure Muhme Geertje, wisst ihr, die auch schon tot ist . . .

Aber damals war sie 'ne junge fixe Deern, so an die achtzehn. Und sie sagte:

»Vater, lass' sie in unser Haus! Da kann sie sich klar machen!«

Daran hatte ich auch wohl gedacht, aber ich war bange wegen der Direktion vom Yachthafen. Es konnte mir meine Ablöhnung kosten, wenn ich rare Geschichten machte. Denn die Herren sind keine Freunde von solchen Sachen in den Häusern.

Während ich hierüber so nachdenke, kriegt unser Braunfisch, der schon lange dastand und um die Kleider winkte, unsere Muhme Geertje zu sehen. Sie fliegt zum Haus raus, packt Geert am Arm und rennt mit ihr los.

Ich hinterran mit den Lumpen, das begreift ihr! Unsere Geert brachte sie bei Muttern, und ich dachte: in Gottes Namen! Ja, was sollte ich thun, nicht wahr?

Aber . . . 'n sonderbarer Tag war es! O, ich bin lange nicht fertig! Wisst ihr, was ich immer sage? Ich sage immer: niemand weiss, ob sein Tag gut ist, vor Bettzeit!

So endigte Solon Verlaan das erste Kapitel seiner Geschichte. Das zweite und letzte werde ich erzählen oder von selbst sprechen lassen. Wir lassen also das Waldkätzchen für einen Augenblick unter der Hut der künftigen Muhme Geertje, die es auf sich genommen hatte, sie oder die

Digitized by Google

Sache »klar zu machen«. Nun, dies that sie. Sankt Martin war nicht dabei.

Auf dem Fahrdamm am Amstel entlang johlte das Volk in einem fort. Allmählich verschwanden die Kutschen der hohen Herrschaften. Auch den Reitern behagte es hier nicht mehr, und sie suchten freiere Bahn, als diese Gegend im Augenblick bieten konnte. Die Menge drängte, sang, schrie und trank. Um sich nach der missglückten Segelregatta schadlos zu halten, fing man hier und da an, mit dem Abbrennen von Raketen sich zu belustigen, die am folgenden Tage in der Presse als Zeugen der unsäglichen Liebe des Volkes zu allen möglichen Prinzen und Prinzessinnen angerufen wurden.

Damit stimmte es nun nicht. Das Volk zeigt solchen Spass an Raketen, weil sie blasen und schnauben und zischen und Funken sprühen.

Auch Schwärmer*) — die Amsterdamer nennen sie ‚Fusssucher', wer kann mir sagen: warum? — auch Schwärmer wurden angeführt als Beweise für die ausserordentliche Anhänglichkeit des Volks an alle Souveräne . . .

Die Pfalzgräfin glaubte es. Also!

Aber sie hatte unrecht, ebenso wie die Zeitungen.

Denn, Leser, die Menge liebt Schwärmer, weil sie zischen und Feuer speien und einen lauten Knall geben. Das ist die Sache! Man kann darüber getrost alle griechischen Weisen nachlesen, bis auf Solon Verlaan, der seine ganze Weisheit an das Bedenken des tiefsinnigen Spruchs von soeben verschwendet hat.

Auch die Siebenschläger, die »Frösche«**) knallten. Sie

---

*) N. d. Übers.: Der „Schwärmer" oder „Fusssucher" ist ein kleiner Feuerwerkskörper, der prasselnd hin und her fliegt und mit einem Knall zerplatzt.

**) N. d. Übers.: Der „Siebenschläger" — in Deutschland „Frosch", „Laubfrosch", „Springteufel" — springt nach der Anzündung mehrmals knallend umher.

redeten und zeugten von dynastischer Begeisterung, und alle Souveräne sassen mit siebenfältiger Seelenruhe auf ihren Thronen.

Doch die Souveräne waren etwas voreilig mit ihrer Seelenruhe. Denn so ein Frosch macht wohl viel Skandal, beweist aber nichts. Das Volk brennt sie nicht ab, um Treue zu schwören, sondern weil die Dinger so spassig hin und her springen und bei jedem Sprung so ein Geknatter machen. Sagen hierüber nun auch die griechischen Weisen kein Wort — gewiss weil auch sie jetzt ausgeschöpft sind nach der Anspannung ihrer Denkvermögen, um die wahre Bedeutung eines Schwärmers zu ergründen — es ist doch so!

Verachte mich nicht zu sehr, Leser, wenn ich dir bezeuge, dass die wahre Freude, die am Feuerwerk zu erleben ist, im Abbrennen — Selbst-Abbrennen! — von Fröschen und Schwärmern besteht. Ein grosses Feuerwerk ist ein elendes Ding, eine mensch-entehrende Fopperei. Eigentlich ein Schimpf, eine Beleidigung, eine laesio dignitatis generis humani!

Um das einzusehen, braucht man sich bloss einen Augenblick vorzustellen, dass man so einem Schauspiel beiwohne . . .

In Einsamkeit! Denn wenn dich jemand ertappt bei der Selbstbeobachtung, die ich vorschlage, bist du in seinen Augen ein rettungslos verlorener Mensch. Deine Frau könnte Ehescheidung beantragen, und sicher würde sie den Prozess vor jedem Richter gewinnen, der Verständnis hat für Menschenwürde.

Denke dir also, dass du dir in deinem Kämmerlein und allein ein Feuerwerk anschaust. Rufe, sage, murmele oder flüstere — in Gottes Namen so leise, dass du selbst dein einziger Hörer bist — flüstere das unvermeidliche: aaaaah . . . . .

Und halte dir einen Spiegel vor!

Dann, Leser — und wärest du der abscheulichste Atheist — dann entfährt dir der entrüstet-religiöse Seufzer: Gott, mein Gott . . . hast du mich dazu geschaffen?

Und bei so einer Gelegenheit fühlt man — es sei denn,

dass man unempfänglich wurde für jeden Eindruck — Eifersucht auf die Intelligenz seines Parapluies oder Stiefelknechts!

Aber . . . Schwärmer, Frösche! Man steht nicht dabei mit offenem Munde, der in jeder Zeichenstunde dem Schüler als der ausschliessliche Ausdruck wohlgeoffenbarter Dämlichkeit angepriesen wird. Man ist behende beim Abbrennen. Es ist Gefahr, wenn sie hapern. Man wirft sie! Und . . . schnell, schnell . . . eine Sekunde zu spät: sie krepieren in der Hand! Höchst gefährlich!

Einmal nämlich hat der traditionelle »Jemand«, der die Hauptperson aller Mordsgeschichten des Volks ist, sich dadurch, dass er einen Schwärmer zu lange zwischen den Fingern hielt, das ebenso traditionelle »grosse Unglück« auf den Hals geladen, dass er . . . u. s. w.

Ach, wie ergötzlich ist diese Angst. Wie so mordsmässig amüsierlich!

Ach herrje, Jux und Gefahr sind abgeschafft! Die städtischen Regierungen verbieten solche rohen Vergnügungen . . . gewiss wegen der Feuersgefahr, seit alle Häuser mit Ziegeln gedeckt sind. Zur Zeit der Strohdächer konnte dieser furchtbaren Ausgelassenheit gegenüber durch die Finger gesehen werden. Aber nun?

Und die andern Gefahrplaisiere! Wie manche Jungfer kam nach Haus — beinah gar kam sie nicht nach Haus — mit verbranntem Kleide! Kreischte sie nicht vor Lust? Und ein Junge — immer »der Junge, der auch überall mit seiner Nase dabei sein muss« — hatte er nicht einmal — ‚beinah‘ wiederum — ein volle Ladung ins Gesicht gekriegt? War nicht Gefahr gewesen — noch einmal: ‚beinah‘ — dass seine Augen die Zeche dieser unbescheidenen Nase zu bezahlen kriegten?

Und . . . das Zielen mit so einem angesteckten Schwärmer! Das ist was anderes als ein ‚joujou de Normandie‘!

Ich weiss — und betraure es von Herzen! — dass noch immer hier und da Menschen gefunden werden, die sich zu

Digitized by Google

amüsieren meinen mit Scheibenschiessen, dem altweiberhaftesten Vergnügen, das nur zu erdenken ist, eine nähschulenhafte Parodie auf ritterliche Waffenübung.

Zündnadel, Beaumonts und Chassepots sind verächtliche Dinge. Sie reden nicht mit. Die Kugel, die sich so einfältig heraustreiben lässt aus den Rohren dieser albernen Dinger, ist eigentlich zu tölpelig, um in ihrer unbeaufsichtigten Einsamkeit die Parabel zu beschreiben, die die Artilleristen von ihr verlangen. Man sagt, dass es Projektile gegeben hat, die ihren Weg vergassen und so sklavisch sich an die Richtung hielten, die sie aus dem Lauf mitnahmen . . .

Sapperlot, damit ist das Geheimnis der hochgradigen Unversehrtheit und Wohlfahrt der Armeen gelöst! Die menschliebenden Kugeln sind auf Reisen in den . . . Äther und wollen Aerolith spielen auf diesem oder jenem Planeten, wo man noch dumm genug ist, an Aerolithen und Äther zu glauben.

Der Schwärmer — Hut ab, Leser! — giebt den Teufel was um eine so beschränkte Gewehrlaufauffassung. Er hat Charakter und folgt seinem eigenen Genie. Er lebt, und wählt seinen Weg. Er speit Feuer, und taumelt zurück vom Rückprall seiner eigenen Streitlust. Er kämpft, das verlorene Terrain wiederzugewinnen, er wechselt den Schwerpunkt, und wendet seinen grillenhaften Lauf, und windet sich wie ein fliegender Lindwurm. Er schreibt seinen Namen in glühenden Kurven, und kämpft gegen den Luftdruck, und schlägt Purzelbaum, und fährt umher, und zeichnet Arabesken. Und wo er war, kehrt er wieder, wie jemand, der noch was zu sagen hat. Und wo er noch nicht war, da kommt er dahergepurzelt, blasend, zornglühend, brennend, sengend, zischend, prasselnd . . . immer überraschend durch neuerdachte Sprünge, immer erschreckend durch seltsam-launigen Satz, immer Bote des Unerwarteten, doch immer auch Träger wiederholter Veranlassung zu Gekreisch und Plaisier.

Und die Frösche! Es ist wahr, sie sprühten nicht so lustig, und gingen anfangs bedächtiger ihren Weg. Aber

man war seines Wurfes sicherer! Und . . . einmal in ein offenstehendes Fenster geschleudert, wurden sie wach und rührig. Dann klapperten und knallten sie, und schlugen um sich, und sprangen wie zornige Teufelchen, voltigierten links-rechts, auf und nieder durch das Zimmer, hast-du-nicht-gesehen auf den Tisch, gegen den Spiegel, hinter die Bilder, zwischen die Stühle, unter Bett und Sofa. Ja, bisweilen tanzten sie — sarkastische Dämonen — die Kerze aus . . .

Der Archimedes, der die Evolutionen eines rechtgearteten Frosches zu berechnen weiss, soll noch geboren werden. Das geniert mich aber nicht besonders, weil ich für diesmal an dem ganz besonderen Effekt einer ersten Explosion genug habe. Sie fand statt nahe an Walthers linker Wange, gerade in dem Augenblick, als Fräulein Laps ihm einen Kuss darauf geben wollte: ihr Rubicon!

Ganz angenehm wäre es Walther noch immer nicht gewesen, wenn es ihr gelungen wäre, diesen ominösen Fluss zu überschreiten, aber es bleibt doch die Frage, ob er danach Kraft, Bewusstsein oder Widerwillen genug übrigbehalten haben würde, um sich gänzlicher Eroberung zu widersetzen.

Der witzreiche Frosch ersparte ihm den gefahrvollen Zweikampf. Wie diese Prinzess Erika zielen konnte!

Fräulein Laps war ihre sündige Lippe verbrannt, und sie rief:

— Herrekrrristus, was ist das?

Sehr viel anderes liess sich denn auch bei dieser närrischen Gelegenheit nicht fragen.

Was es war?

Nun . . . ein Bruchstück aus dem »Register der Handlungen und Dekrete« von Fancy. Sie war beim Ausgleichen in der Wahrscheinlichkeitsrechnung, und der Leser wird ersucht, wie bei Feuerwerk auszubrechen in ein: aaaaah!

XLVI.

Die Lehre von den Endzwecken in Natur und Welt, deutlich gemacht durch die radikale Umkehrung von Dieweils und Aufdassen. Drängen! Arme, arme, arme Laps! Mysteriöses Standbild in der „Gekrönten Wachholderbeere". Republikaner in Konflikt mit der Kaisergracht. Walther kriegt ein Schwesterchen.

Fancy ist gross, und wir beginnen sie einigermassen zu begreifen. Dies hat sie etlichen anderen Gottheiten voraus. Unbegriffene Grösse nützt nicht viel und könnte eigentlich ohne Schaden gemisst werden.

Ja, sie war gross, und . . . praktisch!

O, wundervolle Teleologie des Romanschreibers . . . Fräulein Laps durfte ihren »Sinn« nicht kriegen!

Und darum war es so warm den Tag! Und darum hatte sie ihr Fenster öffnen müssen, was sonst ein anständiges holländisches Mensch — lieber sticken! — nicht thut. Darum wurde die Wettsegelei zu Wasser! Darum langweilte sich Prinzess Erika! Darum beging sie Wohlthätigkeiten zum Zeitvertreib! Darum kriegte sie Lust zum Baden! Darum lärmte all das Volk — und sie mit! — mit Schwärmern und Fröschen zur Stadt hinein, Weesper- und Amstelstrassen hindurch nach dem Buttermarkt . . .

Denn auf dem Platz wohnte die Caesarine Laps, die einen Frosch ins Gesicht kriegen musste, grad als sie beschäftigt war mit ihrem höchst galanten: »venit, tetigi« und . . . »Herrekrrristus, was ist das?«

Was dies ist, Fräulein Laps? Nun, es ist phantastische

Zwecklehre. All diese Könige, Prinzen, Prinzessinnen — und selbst die Pfalzgräfin mit ihren Pickeln, mit Joujou und hoher Geburt — sind an diesem warmen Tage von einem höheren Wesen in die Stadt gesandt, um dir gegen den Wagen zu fahren. Es ist deine Pflicht, dies zu glauben . . . gläubiges Haus!

Sie glaubte es nicht! Und sie konnte es nicht glauben, denn sie wusste noch weniger davon, als von all den andern Dingen, die sie vorgeblich ohne Beschwer verschluckte. Das Unwetter auf dem Berge Sinai war »von dem Herrn bestimmt«, um den Juden zu einem gehörigen Polizeireglement zu verhelfen, aber dieser verfluchte Laubfrosch . . .

Sie flog ans Fenster. Walther auch. Es zeigte sich nun, dass die Absicht des ihr und ihm unbekannten Artilleristen nicht bös gewesen war, denn niemand beobachtete die neuen Zuschauer. Überdies, auch andere Fenster wurden nach und nach geöffnet und besetzt, wodurch die Aufmerksamkeit des Strassenpublikums verteilt wurde. Aus nichts liess sich merken, dass man sich um Fräulein Laps oder ihren Gast mehr bekümmerte, als um jeden andern, der zuschaute. Ohne Arg wurde rechts und links bombardiert, und unsere beiden Helden konnten in aller Ruhe beobachten, was da auf der Strasse vorging. Fräulein Laps kam der sehr erwünschten Unbeachtetheit noch zu Hülfe, indem sie das Licht ausblies — eine Fürsorge, die von dem sonst so ausserordentlich intelligenten Laubfrosch schändlich versäumt war — und Walther vergnügte sich kindlich beim Anschauen all der Lust. Er vergass seine Nachbarin mit ihrer aufdringlichen Freundlichkeit, um nach dem Gewühl der Menge zu gucken. Das Mitteilen der hieraus sich ergebenden Bemerkungen wirkte ernüchternd auf ihn, und auch sie fand unwillkürlich Veranlassung darin, sich etwas einfacher zu zeigen, als sie gewohnt war. Sie redete diesmal ohne »Herrn« und liess die »Gnade« etwas ruhen. Sie schien sogar — für einen Augenblick nur, denke ich — ihr Plänchen aufzugeben. Die Nacht ist noch lang, dachte sie vielleicht.

Digitized by Google

Es giebt Archäologen, die behaupten, dass das achtungswerte »Drängen« vor einigen Jahrzehnten zu Rotterdam erfunden wurde, und dass demgemäss diese eigenartige Manier, vorwärtszukommen, von viel jüngerer Zeit datiert als meine Erzählung.

Ich habe gegen diese Meinung der Archäologen zwei sehr gewichtige Bedenken ins Mittel zu führen. Zunächst hat meine Geschichte keine Datierung — der wohlberechnete Fehler, der mir die Freiheit verschafft, nach Herzenslust herumzugrabbeln in der Art der Dinge — und zum zweiten: das Drängen ist, wenige Tage abgerechnet, so alt wie die Welt. Der wohlbekannte Cherub, der der Vorfahr von allen Gerichtsboten ist, drängte Adam und Eva zum Paradiese hinaus. Kain drängte seinen Bruder Abel in den Tod. Die Kinder der »Riesen« drängten die Kinder Gottes. Gott selbst drängte das ganze menschliche Geschlecht — bis auf acht Mann — ins Wasser. Israel drängte Kanaan, und zwar auf hohen Befehl. Assyrien, Medien, Persien, Syrien, Aegypten, Arabien . . . alles drängte. Griechen und Römer drängten. Kaiser und Könige drängten die Völker. Völker drängten Könige, Kaiser und einander. Amerika drängt Europa. Europa drängt Indien, das . . . nicht einmal klagen darf, denn es fing an!

Man sieht also, dass dieser Ruhm der rotterdamschen Kirmess in dieser Hinsicht ziemlich wurmstichig ist. Wie mehr Ruhme.

Und . . . nichts leichter dann als die Erklärung, warum das Drängen solche alte Sache ist! Alles strebt nach Ausbreitung, und, mangels Möglichkeit hierzu, nach Ortswechsel. Wer keine Möglichkeit sieht, sich grösser zu machen als er ist, trachtet anders zu werden als er ist. Und wer auch dies nicht kann, sucht anderswo zu sein. Bei Mangel an Wachstum oder Verbesserung meint man Genuss zu finden im Wechsel des Platzes. A sucht den Platz einzunehmen von B, B von C, C von D, u. s. w. Daher das endlose Hinundherdrängen, das — nur Mittel zuerst — bald

Zweck und Ziel wird. Wer an jedes Individuum, das einen Teil einer Volksmenge ausmacht, die Frage stellt: warum es sich so gejagt hin und her bewegt, würde niemals eine genügende Antwort erhalten. Jeder drängt und stösst, um zu drängen, um zu stossen, und daraus wird die allgemeine Bewegung geboren, die ebensowenig eine auf wohlerwogene Wahl gegründete Existenzursache hat, wie das Wühlen der Teile unter sich, die sie zuwege bringt. Diese Wirkung ist rein dynamisch. Auch auf geistigem und politischem Gebiet . . . doch hieran dachte Walther nicht.

— Ne, wie verrückt doch, dass all diese Menschen da so hin und her drängen, ohne selbst zu wissen, warum, sagte er.

— Och, sie haben ihr Vergnügen am Singen und Lärmen, und an den Schwärmern . . . kuck', da fliegt wieder einer, paff!

Klick-klack! antwortete hierauf ein Siebenschläger, der sein Domizil mitten in einem Trupp Mädchen wählte. Die Gesellschaft flog mit ergötzlichem Schreck auseinander. Na gewiss, für was sonst waren diese Mädels da?

— All das Volk ist betrunken, sagte Fräulein Laps, und ich wollte, dass sie nach Haus gingen. Ich fang' an, müde zu werden . . . es ist zwei Uhr in der Nacht, weisst du!

— Och, noch 'n Augenblick! bat Walther. Ich bin nicht müde. Durchaus nicht! Wahrhaftig nicht!

Er begann wieder Angst zu kriegen vor ihrer Freundschaft, und hoffte unwillkürlich, dass Hinausschiebung ihm die Bundesgenossenschaft des Unerwarteten bringen würde.

— Ich bin nur so bange, dass du dich erkältest an dem Fenster. Das ist es nur! Denn die Nachtluft, siehst du, nach solchem heissen Tag . . .

Folgt: all die bekannten Bürgersleut-Redereien über Nachtluft, Erkältung, Rheumatismus und übereiltes Sterben. Sie hatten gleichwohl die gute Folge, dass Walther seine Jacke wieder ankriegte, eine Positionsverbesserung, die ihm gleich zupass kommen sollte. O, diese vorsehende Fancy!

— Und setz' auch deine Mütze auf, mein Junge. Ich möchte für alles Gut der Welt nicht, dass die Nachtluft dir

in den Kopf schlüge, denn . . . das thut sie manchmal. Kuck', da fliegt wieder einer!

„Amour à la plus belle,
Honneur au plus vaillant . . .

— Warum singen sie nicht lieber Holländsch! Was haben wir an dem fremden Gesabber? Begreifst du was davon?

Walther wusste etwas von der Geschichte und erzählte, was er konnte, von dem »schönen Dunois«, der so ausserordentlich viel Sarazenen totschlug und zur Belohnung die Tochter von »le comte son seigneur« heiraten durfte. Es war doch ein Spass in der alten Zeit! Aber wie belohnte man die Ritter, die schon einmal belohnt waren? Und kriegten sie in diesen Tagen noch anderes Tractament als eine Braut? Und wie machten es die ‚seigneurs', die keine Tochter zu vergeben hatten? Welche Seigneurstochter musste sich begnügen mit einem Ritter, der dann — bis auf einen, der noch am höchsten Rekord fehlte — am meisten Sarazenen totgeschlagen hatte?

Was all für schwierige Fragen!

Gerade begann er seine Beherbergerin um Erklärung über dies alles zu ersuchen, als beider Aufmerksamkeit sich auf ein Rufen, Schreien und Schelten lenkte, das von anderer Stimmung zeugte als die ineinanderschmelzenden Töne des Gejohls. Es gab Händel. In einer der Gruppen wurde nicht mehr gedrängt, sondern gerauft. Man verstand deutlich die bei solchen Gelegenheiten gebräuchlichen Flüche und Verwünschungen.

Ein verwirrter Knäuel Menschen, dichter gepökelt als die übrigen, schob und zog hin und her, je nachdem eine der beiden Parteien die Oberhand hatte. Friedsame Dränger wogten singend an dem Fleck vorüber, wo man sich balgte. Die Teilnehmer an dem Streit wurden nach und nach zur Seite gedrängt, und zwar in der Richtung nach einem der vielen Krüge, die die Gegend so anziehend machten für ein Publikum, das sich seinen Kummer über den Ausfall des Wettsegelns aus dem Sinn schlagen wollte.

Die Streitenden, selbst gedrängt, drängten ihrerseits andere. Man hörte hier und da schreien und um Hülfe rufen. Die niemals fehlenden schwangeren Frauen und Mütter mit Säuglingen liessen ihre Angst nicht unbezeugt.

Das Gedränge wurde nun besonders stark in einer Ecke, wo drei Ströme ausliefen und fürchterliche Kollisionen zuwege brachten. Da nämlich lag eine sehr populäre Herberge, die das Ziel schien einer drängenden Völkerwanderung aus der Amstelstrasse. Der zweite Strom floss aus der Utrechtschen Strasse auf denselben Krug zu. Und die stärkste Pressung ging von dem kämpfenden Haufen aus, der, auf die Seite geschoben von vorüberziehenden Banden, ebenfalls in dieselbe Enge getrieben wurde.

Aus Erfahrung von sehr jungem Datum wusste Walther, was es bedeutete, sich in solchem Gedränge zu befinden. Wer auf den Boden geriet, wurde zertreten. Wohl stand es mit der Aussicht hierauf nicht so besonders gefährlich in dem Kern der Zusammenballung — das Fallen war unmöglich — aber desto grösser war sie am Rande, wo Keller und Höhlen sich gähnend bereit zeigten, alles einzuschlucken, was ihnen in den Rachen gedrängt wurde. Da konnte man Hals und Beine brechen oder liegend zertreten werden, in der Mitte indes nur stehend erstickt. O gewiss, die Stauung da bei der Herberge war gefährlicher noch als die vom vorherigen Abend in der Kalverstraat! Überdies, da war nur Gedränge, da wurde nicht gerauft. Und hier . . .

— Achdumeingott, rief Fräulein Laps, mir wird rein schlimm davon!

Dies schien auch mit Walther der Fall. Auf einmal ergriff er ihren Arm . . . und meinte etwas zu sehen, das . . . jemanden, der . . .

— Recht, mein Junge, halt' dich man fest! Es ist da, so sündig wie ich hier stehe — die Eidesformel war so uneben nicht — es ist da Mord und Totschlag in der Ecke!

Walther sprach nicht. Auch hatte er nicht den Gedanken, sich zu widersetzen der Überwältigung durch seine

Digitized by Google

. . . Verführerin — oder wie muss es heissen? Es schien nun wohl, dass Afrika für das Caesarinchen offen lag . . .

— Ist es nicht, als wenn sie toll sind? Halt' dich man gut an mir fest und denke man, dass ich deine Christine bin, ganz und gar deine!

Ach, er hatte just ganz was anderes zu denken gekriegt, als denken zu können an »seine Christine«! Fräulein Laps war einige Grade weniger glücklich, als sie sich einbildete. Sie streichelte ihn, und er liess sie gewähren, o ja, aber dennoch . . .

— Sei man ganz ruhig . . . och, lieber Jesus, das Kind ist ganz ausser sich davon! An dich sollen sie nicht rühren, solange du hier bist . . . bei mir, weisst du!

Er kniff ihr über seine Kraft in den Arm, und kein anderes Zeichen von Leben gebend, stand er im übrigen wie versteinert. Und immer dieser eine unverrückbare Blick, das scheinbar wesenlose Hinstarren auf einen Punkt . . .

— Lass' dich das nicht so angreifen, mein Liebling! Aber . . . scheusslich ist es! Siehst du da das Mädchen wohl mit ihrer nordholländschen Kappe? Ich möchte nicht gern an ihrer Stelle sein! Und du?

— Sie ist es . . . Femke! O Gott, o Gott, es ist Femke!

Und, die Laps von sich abschüttelnd, die ihn zurückhalten wollte, flog er die Teppe hinunter und stand wenige Augenblicke danach in dem dicksten Haufen grad vor der Herberge.

Ei, wie er so schnell dahin kam? Und Fancy dann, seine . . . *fancy*?

Hatte sie nicht auch gesorgt, dass er beizeiten seine Jacke anhatte? Was für 'ne dumme Geschichte doch, wenn er sie zurückgelassen hätte bei Fräulein Laps! Wie hätte er solchen unhaushälterischen Streich vor seiner Mutter verantworten können?

Die Sache ist die, dass er, Körperkraft borgend von

Digitized by Google

seinem Gemüt — und war sie das nicht? — sich wie ein Rasender durch die Menge hindurchzuschlagen wusste.

Aber den Fleck erreichend, den er erreichen wollte, sah er Femke nicht! Wohl den Mann mit der bunten Mütze und der Schifferjacke, der ihm von oben gesehen als ihr Begleiter erschienen war. Wenigstens meinte er bemerkt zu haben, dass sie mit diesem Mann »per Arm« aus der Amstelstrasse gekommen war. Und dies war auch so, aber:

— Ist hier nicht ein Mädchen mit 'ner nordholländschen Kappe? fragte er so deutlich, als es das fürchterliche Gedränge zuliess.

Der Mann, jedermann begegnend mit Schieben, Stossen und Kämpfen — dies that »jedermann« auch, und Walther musste wohl mitthun: es war eine Gesellschaft von Kains auf vergrösserter Ebene! — der Mann konnte nicht antworten. Aber Walther bemerkte, dass er sich bemühte, die Herberge zu erreichen, und schloss hieraus, dass seine Dame dahinein geflüchtet oder wenigstens, mit oder gegen ihren Willen, dahinein gepresst war.

Er riet richtig. Und sich nicht mehr bekümmernd um die Schläge und Püffe, die er empfing, teilte er davon just genug aus, um alsbald die Geneverinsel zu erreichen, wo das Gedränge zwar nicht geringer war, indes doch nicht gerauft wurde. Das war doch etwas!

Damit, Leser, gab ich dir einen wahren und unverfälschten Bericht von den Ursachen, die Walther ganz im Beginn seiner Laufbahn zu einem Krug- und Café-Läufer machten. Gestern im »Café Polen«, heute in der »Gekrönten Wachholderbeere« . . . da geschmissen, hier raufend, in beiden gehörig gepresst . . . es ist zu viel!

Aber er war nun einmal da, und sah sich um nach Femke.

Er meinte sie zu entdecken ganz hinten in dem nicht grossen Raum, auf einem Tisch, der in der Ecke stand. Schweigend, mit zusammengepressten Lippen, die Arme übereinandergeschlagen, und mit etwas wie Herausforderung in

Digitized by Google

ihren Zügen, sah das Mädchen auf die Menge nieder. Die Spitzenkante von ihrer Kappe hing ihr in Fetzen im Nacken — sie, sonst immer so sauber! — und, schlimmer noch, Walther meinte zu merken, dass ihr Gesicht befleckt war mit Blut, das liebe, liebe, liebe Gesicht von Femke!

Gänzlich erschöpft, hatte er die Kraft nicht mehr, zu ihr zu gehen. Und dies that auch nicht nötig. Sie stand da unbehelligt und sicher auf ihrem Tisch. Er rief, aber sie hörte nicht.

Mit forschender Schärfe liess sie ihre Blicke über die Anwesenden schweifen. Als ihr Auge dem Walthers begegnete, krampfte er sich in Schmerz zusammen: sie wollte ihn nicht kennen!

— O Gott, o Gott, sie verachtet mich, schluchzte er. Das habe ich verdient für meine Feigheit bei den Holsmas!

— Junge, geheult wird hier nicht, sagte die Wirtin. Wenn du heulen willst, geh nach Haus zu Muttern!

Leichter gesagt als gethan. Walther konnte in dieser Vollheit keinen Fuss versetzen. Der Andrang bei dem Buffet, wo er stand, klemmte ihn gegen die Genever-Tonbank. Es war ihm nicht einmal möglich, Femke immer im Auge zu behalten, obschon sie über alle hinausragte. Thränen von Ärger und Schmerz flossen ihm über die Wangen.

— Was thust du denn in dem Gedränge, sagte das Geneverweib, wenn du es nicht vertragen kannst? Hast du dir was gebrochen? Schiefe Mäuler werden hier nicht verzapft. Wend' 'n Schnaps an oder geh!

Lust oder nicht, er hätte recht gern einen Schnaps bestellt, um seinen Platz zu bezahlen. Aber — »da er zu Haus immer alles kriegte, was er nötig hatte« — er besass keinen Deut, und lief nun Gefahr, zur Thür hinausgeworfen zu werden wegen Übermasses an Mässigkeit. Doch auch dies ging nicht, denn das Gequetsch an der Thür war noch immer gleich gross. Überdies wurde die Aufmerksamkeit der Wirtin abgelenkt durch das Gedränge von der Balgerei, die schon näher und näher kam und bald den Krug zu

Digitized by Google

wählen drohte als »Operationsbasis«, wie dies im Jargon der Kriegswissenschaft genannt wird. Der wahre Grund war, dass jeder einzelne von den Streitenden sich den Schlägen seiner Gegenpartei entziehen wollte, indem er in den Krug flüchtete. Die meisten »strategischen Evolutionen« haben von altersher keinen andern Grund.

Noch immer stand das Mädchen mit gekreuzten Armen auf dem Tisch. Und noch immer lag der spottende Zug auf ihrem Gesicht, als wollte sie sagen: wer wagt's?

Aber hierauf gab Walther nicht acht, oder besser, er sah darin nur einen Vorwurf gegen sich. Femke wollte ihn nicht kennen. Mehr oder etwas anderes empfand er nicht!

Ach, wie gern hätte er im Beisein von all diesen Menschen die Sohlen ihres Schuhwerks geküsst, um etwas zu erringen von der Vergebung, auf die er wohl keinen Anspruch hatte — wie er meinte — aber ohne welche er nicht leben konnte!

— Femke! rief er, wenn es Rufen heissen durfte, denn es geschah so leise, dass seine Stimme unmöglich bis zu dem Mädchen durchdringen konnte. Es hätte sich zeigen können, dass sie ihn auch nicht hören wollte, sie, die so . . . grausam — nun ja, aber gerecht doch — ihren Widerwillen zu erkennen gegeben hatte, ihn zu sehen! Er wagte die Probe nicht zu machen, und noch einmal rief er, doch es war wieder flüsternd:

— Femke! Femke!

Da zeigte sich der Mann mit der bunten Mütze und der Schifferjacke an der Thür. Wiewohl er anfänglich nicht zu den streitführenden Mächten gehört hatte, zeigte sich jetzt doch an dem arg mitgenommenen Zustand seiner Kleider, dass er reichlich das Seine erhalten hatte von den bekannten Vorrechten der Neutralität: er wurde geprügelt von beiden Parteien zugleich.

Ob auch er zur eigenen Leibessicherung sich zu bergen suchte in dem Krug, oder ob er sich moralisch verpflichtet erachtete, seine Dame, die vor ihm das Heiligtum erreicht

Digitized by Google

hatte, nicht im Stiche zu lassen, war Walther nicht deutlich. Es bestand ein Drittes, das er nicht raten konnte, das jedoch vollkommen dem allwissenden Autor bekannt ist, der sich bereit erklärt, gleich den Leser zum Teilhaber des Geheimnisses zu machen.

Wie dem sei, der Mann wollte absolut drinnen sein, und verwahrloste sogar die Ausgleichung der ihm erteilten Püffe und Stösse, um sich festzuklammern am Thürpfosten. Zwei-, dreimal wurde er von seinem Stützpunkt losgerissen, denn wo viele dasselbe begehren, ist die Eroberung schwer. Dennoch zeigte sich sein Wille stärker als der der anderen, weil sie nur verhältnismässige Sicherheit suchten — und Genever vielleicht — während er angespornt wurde durch . . . nun ja, durch das noch immer unbekannte Dritte.

Walther hoffte von Herzen, dass der Mann seine Absicht behauptete. Dann, dachte er, würde doch Femke nicht so allein stehen inmitten des rasenden Trupps. Denn . . . er, er selbst, was konnte er thun? Und wäre er auch stärker gewesen, was half es: sie verachtete ihn! Würde sie ihn nicht wegstossen, wie sie da eben that mit dem betrunkenen Lümmel, der die Hand zu legen wagte an ihre bunt-friesische Schürze?

In einem Augenblick, da der Schiffergesell sich vor dem geöffneten Thürraum wieder zeigte, schien das Mädchen seines Retters ansichtig zu werden. Wie um dem Mann Mut zuzusprechen, nickte sie ihm freundlich zu. Vielleicht auch wollte sie ihm Dank sagen für seine Bemühungen, nach ihr durchzudringen. Auch konnte ihr Lächeln aufgefasst werden als eine Versicherung, dass sie unbeschädigt sei und ohne Furcht. In der That, sie stand da wie eine Göttin der Ruhe, oder wenigstens wie ein Standbild, das Entschlossenheit vorstellen konnte. Diese gekreuzten Arme zeugten von der Meinung, dass es keiner besonderen Vorbereitung bedürfe zur Erteilung der Ohrfeige, die ihre zusammengekniffenen Lippen jedem versprachen, der ihr zu nahe kommen mochte.

Und dieses Lächeln! Über Walthers Kopf hin —

grausam! — hatte es seinen Weg genommen nach der Thür und da den glücklichen Schiffer erreicht. Denn der Mann nickte zurück . . .

Er hat sie gewiss niemals verleugnet, dachte unser kleiner Petrus. Es ist doch wohl wirklich wahr, dass Gott gerecht ist und alle Sünden straft.

In diesem Augenblick entdeckte das Weib, das den Krug hielt, den ringenden Schiffer. Es zeigte sich, dass er ein guter Bekannter war, denn sie schrie hinter ihrer Tonbank heraus:

— So, Klaas, bist du auch da? Kein Wind, he?

Und mit der Wucht ihrer hausherrlichen Autorität gebot sie, ihn hineinzulassen. Als man nicht schnell genug gehorchte, wagte sie sich ein paar Schritte aus ihrem Gehege, schmiss einige Steine des Anstosses auf die Seite und machte Platz für . . . Klaas Verlaan, den Amstelhafenknecht, der nun nicht weit von Walther in der Nähe des Buffets zu stehen kam.

— Nanu, Mann, dich haben sie ja nicht schlecht in der Wolle gehabt!

Es war die Wahrheit! Wohl durfte unser Brackwasser-Philosoph sagen, dass niemand sicher seines Tages sei vor Bettzeit! Dies hatte auch Walther erfahren, und nicht weniger sie, die da noch immer auf ihrem Tisch in der Ecke blockiert stand.

— Hast 'n guten Tag gehabt? fragte das Weib. Mit der Segelei war's miserabel, he?

Klaas legte den Finger auf den Mund, und schien ihr etwas zuflüstern zu wollen, was die Umstehenden nicht hören durften, etwas ganz Besonderes.

— 'n Glas Klaren?

Dieser Vorschlag konnte eigentlich nur mit Vergewaltigung aller gesunden Systembegriffe eingeordnet werden in die ganz besonderen. Das Weib hatte denn auch gründlich fehlgeraten, und traf es nicht glücklicher, als sie die Forschung nach Verlaans Wünschen fortsetzte:

— Mit Pomeranz?

Auch nicht!

— Roten denn?

Klaas schien diese Nacht besonders wählerisch in der Bestimmung der Art von Erfrischung, die er nötig hatte. Ständig schüttelte er den Kopf, und gab sich Mühe, mit der Wirtin in ein vertrauliches Gespräch zu kommen, was doch der Trubel nicht zuliess.

»Amour à la plus belle!« scholl es draussen vor der Thür, und einige heisere Kehlen drinnen im Krug trachteten mitzusingen.

— Zum Deubel mit den Deutschenliedern! schrie einer der Gäste. Wir sind doch hier allemal Holländer unternander!

»Na gewiss, wir sind Holländer . . .

»Sei unser Prinz auch noch so klein . . .

»Scht!«

— Ich sing' nu mal: »sei unser Prinz!« Und wer nicht mitmacht . . .

Der Prinzmann schlug auf seine ziemlich unbekleidete Brust. So, denke ich, wollte er jeden schlagen, der nicht mitsang: »Sei unser Prinz«.

Vielleicht infolge der Theorie vom unbewussten Mitgehen — Walther stellte wieder Betrachtungen über die »Masse« an — die Mehrheit wurde auf einmal holländisch- und sogar prinzgesinnt. »Unser Prinz« lief gehörig von Stapel. Einer der Gäste ging weiter und brachte eine Art Toast aus auf die sehr verfrühte und aussergewöhnlich langandauernde Unglückseligkeit von »all den französchen Windbeuteln«! Mit andern Worten, er wünschte ihnen ohne Aufschub die bekannte »ewige Verdammnis«.

»Hurra!«

— Ja, seht ihr, als wir noch Holländer waren . . .

»Ja, als wir noch Holländer waren!«

— Und unter der Republik . . .

»Es lebe die Republik!«

— Da hättet ihr mal 'n Wettsegeln sehn müssen! Aber nu?

Digitized by Google

»Sei unser Prinz!« und »Es lebe die Republik!«

— Unter der Republik waren alle Menschen gleich!

»Allemann gleich!«

— So 'n König, so 'n Prinz, all diese Tyrannen . . .

»Nieder mit den Tyrannen!«

— Sie sind kein Haar besser als wir!

»Das is wahr! Sie sind kein Haar besser!«

— Und sie saugen das arme Volk aus!

»Ja, sie saugen das arme Volk aus!«

— Und wisst ihr, warum? Weil ihr — um nu mal die blanke Wahrheit zu sagen — alle miteinander feige . . . u. s. w. seid!

»Ja, sie sind alle miteinander feige . . . u. s. w.

— Ihr beugt euern Nacken unter das Joch . . .

»Sehr richtig! »Sie« beugen den Nacken unter das Joch!«

— Wenn da ein König kommt, oder ein Kaiser, oder ein Prinz, dann schlägt euch die Angst in den Bauch wie Sennesblätter!

»Ja, die Angst schlägt ihnen in den Bauch wie Sennesblätter!«

— Und wenn ihr Kerls wärt . . .

»Gewiss, wenn »sie« Kerls wären . . .

— Dann würdet ihr . . .

»Ja, dann würden »sie« . . .

— Der Mensch ist frei geboren!

»Wir sind frei geboren!«

— Und das Holländsche Herz . . . was sagen Sie da, Frau Gooremest? Was? 'ne Tochter von . . . M'nheer . . .

Ein überaus furchtbares Wort schien dem Volksredner auf den Lippen zu ersterben. Er wurde bleich.

— 'ne Tochter von . . . M'nheer . . .

— Ja, sicher! Fragen Sie man Verlaan.

Der entsetzte Genever-Gracchus wendete sich fragend dem Schiffer zu. Dieser nickte zustimmend.

— Ist es wahrhaftig wahr, Klaas? Wirklich und wahr-

haftig? Und warum hat sie sich dann . . . angezogen wie 'ne . . . gewöhnliche Deern?

— Och, es sind Sachen von meiner Tochter Geert, siehst du. Es ist so 'ne Reicheleuts-Grappe . . .

— Nu raus, Menschen, raus! Mutter Gooremest will schlafen. Der Mensch ist nicht von Stein oder Eisen. Raus, allemann!

»Nieder mit den Tyrannen!« »Der Mensch ist frei geboren!« »Alle Menschen sind gleich!« »Das Holländsche Herz . . . u. s. w.

— Scht! Raus, sag' ich, raus! Dies . . . junge Fräulein . . .

»Was? Die Deern? Was ist mit der?«

»Scht! Sie ist die Tochter von — aber Maul halten, hörst du? — von . . . M'nheer — ja, wie zum Deubel ist das möglich, nicht wahr? — die Tochter von M'nheer . . . Kopperlith!«

»Auf . . . der . . . Kai . . . ser . . . gracht? Mensch, was sagst du? Von M'nheer . . . Kop . . . per . . . lith? Auf der Kai . . . sergracht?«

— Ja, zum Donner, wirklich! Raus! Raus!

»Seine . . . eigene Tochter?«

Als ob Heiratsverwandtschaft die Sache weniger vernichtend gemacht hätte!

— Seine bluteigene Tochter, sag' ich euch! Aber . . . Maul halten, das begreift ihr! Raus! Raus!

Die Holländschen Herzen, unbeugsamen Republikaner, unverrückbaren Charaktere, freigeborenen Menschen mit niemals gebeugten Nacken . . . schlichen wie begossene Pudel zum Krug hinaus.

Die erfinderische Idee, seinen Schützling zu einer Bewohnerin der Kaisergracht zu erheben, brachte Klaas Verlaan mehr »dütsche Dukaten« ein, als er vor seinen Enkelkindern verantworten mochte. Und zugleich kommt sie dem Leser zu Hülfe beim Suchen nach jenem Dritten, nach der

Ursache, die den Amstelhafenknecht so hartnäckig sein liess in der Bestürmung dieses Kruges.

Walther begriff weniger von der Sache als jeder andere, just, weil er in dem Wahn verkehrte, so viel mehr als andere von dem Mädchen zu wissen, das da auf dem Tisch stand. Als er den . . . blankgescheuerten Deut sah, den Verlaan der Krughalterin in die Hand drückte, und später ein ähnliches Manöver mit dem Republikaner . . .

Kopperlith? Kopperlith? Auf der Kaisergracht? Femken auf der Kaisergracht? Aber just bei diesem hohen Herrn Kopperlith sollte er doch übermorgen . . .

Sein Kopf drohte zu bersten. Wenn er in dem Augenblick . . .

Nein, denken konnte er nicht. Vielleicht blieb ihm noch einiges Bewusstsein, dass er selbst Walther Petersen war, doch ganz sicher ist es nicht. Bevor er diesbezüglich zu einem unwiderruflichen Ergebnis gekommen war, wurde er in einem Griff mit ein paar anderen von Klaas Verlaan zur Thür hinausgeworfen.

Ei gewiss! Er war nicht besser als andere Sterbliche, und musste also Platz machen für die »bluteigene« Tochter von M'nheer Kopperlith auf der Kaisergracht.

Das Gedränge auf der Strasse hatte sehr nachgelassen. Walther blieb in der Nähe der Herberge, die ihm zum Tempel geworden war, um zu sehen, wo seine Göttin schliesslich landen würde. Das Vomieren begann sich zu legen. Noch immer gleichwohl wurde von Zeit zu Zeit jemand aus der Thür gesetzt, der, durch die Sonderbarkeit des Falls lüstern gemacht, noch so gern ein bisschen hätte bleiben wollen, um das Wunder zu sehen. Man kriegt nicht alle Tage eine »bluteigene« Tochter von M'nheer Kopperlith vors Auge.

Einzelne wollten sich der Dreimännerschaft Verlaan, Republikaner & Gooremest anschliessen, um mitaufgenommen zu werden in die Anwartschaft auf den Gewinn der vielversprechenden Obergewalt. Aber unser Triumvirat fühlte sich stark genug und fand keinen Grund, um die Anzahl der

Teilhaber an den vermutlichen Früchten der Arbeit grösser zu machen, als nötig war. Manch einer, der mitschrie: »raus! raus!« empfing selbst eine handgreifliche Vermahnung, das Exempel zur Lektion zu fügen.

Endlich hielt das Hinauswerfen von überflüssigen Zeugen ganz auf. Just, als Walther sich erkühnen wollte, durch einen Spalt in der Gardine der Glasthür nach innen zu äugen, wurde diese geöffnet, und der Republikaner trat heraus. Er hörte, wie Verlaan ihm nachrief:

— Da irgendwo an einer Ecke von der Pferdestrasse, weisst du! Lass' es auf 'n Thälerchen nicht ankommen . . . und klopf' sie man flink hoch, und sag' dem Schlepper . . .

Das Wort »Schlepper« — ein nun veraltender Amsterdamismus für Wagenvermieter oder Mietskutscher — gab Walther ein Licht von angreifbarer Klarheit. Dass der Republikaner ein Fuhrwerk bestellen sollte, war deutlich, aber . . . Femke in 'ne Kutsche . . . sie?

Er wartete. Ins Innere des Krugs zu spähen, war nicht mehr möglich. Frau Gooremest hatte die Läden geschlossen. Sollte sich nun ein brauchbares Licht über die Sache verbreiten aus der Pferdestrasse?

Nach langem Warten kam ein Fuhrwerk angerollt. Der Republikaner sprang heraus. Die Thür von dem Krug wurde geöffnet, und Klaas Verlaan zeigte sich mit seiner vermeintlichen Jungfer Kopperlith auf der Schwelle.

— Femken, ich bin hier! rief Walther wild hinzuschiessend, ich bin hier! O Gott, o Gott, Femke, geh nicht mit mit diesen fremden Männern!

— Zum Deubel, was ist das nu wieder für einer! schrie Verlaan, der Walther am Kragen packte und nach innen zog. Was hast du? Wer bist du? Was willst du?

— Femke, geh nicht mit mit diesen fremden Männern. Ich will dich schon nach Haus bringen, ich, Walther!

— Der Junge ist nicht bei Verstand, sagte Frau Gooremest, lass' ihn los. Er hat hier schon den ganzen Abend gestanden und geflennt wie 'n Kalb, und dabei keinen Deut

Digitized by Google

verzehrt. Nu, darum meinetwegen schon . . . ich will nur sagen, dass er nicht bei Verstand ist.

Walther trachtete die Hand des Mädchens zu ergreifen, und bemerkte nun, dass sie höchst sonderbar zugetakelt war. Von Gesicht, Kopf, Schultern und Gestalt war nichts zu sehen. Wahrscheinlich hatte die gastfreie Frau Gooremest ihren Familienmantel für diesen Zweck abgestanden. Man thut so viel für eine bluteigene Tochter von M'nheer Kopperlith! Dennoch war die Edelmütigkeit der ökonomischen Geneverprinzess nicht so weit gegangen, dass sie mehr als ein Kerzchen angelassen hatte nach Schliessung des eigentlichen Geschäfts. Die armselige Nachtfunzel hatte just eben genug Licht verbreitet, um nicht diesen oder jenen dem Missgriff auszusetzen, dass er einen Tisch oder Stuhl anstatt überflüssiger Gäste zur Thür hinauswarf. Und nun . . .

Nun flammte es so seltsam, und so eigensinnig, und so phantastisch! Und auch sie selbst stand da so sonderbar! Und so spukhaft vibrierten die Umrisse dieser Gestalt . . .

— Bist du es, Erich?

— Femke, Femken, um Gottes willen, ich flehe dich an, geh nicht mit diesen fremden Männern mit!

Und, sich losringend aus dem Griff von Verlaan, warf er sich vor ihr nieder, riss den Mantel auf, ergriff ihre Hand und bedeckte sie mit Thränen und Küssen . . .

— Was ich euch sagte, rief Frau Gooremest, der Junge ist total verrückt!

— Femke, niemals will ich dich wieder verleugnen! Stosse mich, tritt mich, töte mich, aber . . . geh nicht mit mit diesen fremden Männern!

— Licht! rief das Mädchen in sehr gebietendem Ton und in fremder Mundart.

Der Republikaner nahm die Unschlittkerze von der Tonbank und beleuchtete die Gruppe, so dass die knieende Gestalt von Walther ungefähr sichtbar wurde. Das Mädchen blickte durch einen Spalt ihrer Mantelklappe auf ihn nieder, und schwieg, und rührte sich nicht, und schien nachzudenken,

und zog die Hand nicht zurück, die Walther an seine Lippen gepresst hielt . . .

Verlaan machte eine Bewegung, als wolle er den Aufdringlichen wegreissen . . .

Doch sie, den freien Arm ausstreckend über Walthers Haupt, wies den Schiffer zurück, und sagte weiter in ihrem klaren Deutsch:

— Mein Bruder!

— Also auch wieder 'n bluteigener Sohn von M'nheer Kopperlith, murmelte der Republikaner. Was diese jungen Leute 'ne sonderbare Manier haben, ihre Nächte durchzubringen!

Der Leser begreift, dass er diese unehrerbietigen Worte nicht laut werden liess. All seine Zuhörer wussten, wo der »bluteigene« Vater dieser beiden Vagabunden wohnte, und also: Maul halten vor der Kaisergracht! Man hätte schon besonders unmanierlich sein müssen — oder kein republikanischer Amsterdamer — um dies nicht zu begreifen.

Als Walther wieder zur Besinnung kam, stand er auf der Strasse. Die Kutsche war davongefahren, mit oder ohne die beiden Männer. Dies wusste er nicht. Doch es bekümmerte ihn nun weniger . . . sie hatte ihn ihren Bruder genannt, ernst, feierlich, ganz wie in Büchern, in der Kirche . . . dies war ihm genug!

— O, mein Gott, ich danke dir, rief er. Du bist gütig und gnädig und schenkst mir Vergebung . . . o, mein Gott, ich danke dir!

und:

Ach, ich wusste nicht, dass Femke so sprechen könnte! Sie muss es wohl recht innig gemeint haben . . . sonst hätte sie nicht so feierlich-deutsch »Bruder« gesagt, wie wir doch sonst nicht gewohnt sind.

Und er gelobte sich, übermorgen steinreich zu werden »im Handel«. Steinreich, und . . . König natürlich, um mehr noch, viel mehr noch für beide zu werden, als Bruder von ihr . . .

Fräulein Laps hatte Ehre von der Lektion! Aber dies wusste Walther selbst nicht, fühlte er auch ganz anders als gestern noch.

Für den Augenblick war er entzückt von seinem neuen Titel. Wie kam sie nur zu so einem schönen Wort? So erhaben? So biblisch? So vornehm? Sie, so einfach sonst?

— Ich bin Femkes Bruder! jubelte sein Herz, und — wie ermüdet auch — er lief wie auf Stelzen, und verwunderte sich, dass er den Kopf nicht stiess an den Wolken.

XLVII.

Ein Kapitel ohne Abenteuer, das getrost überschlagen werden kann von jedem Leser, dem es um Fortsetzung der Geschichte zu thun ist. Allein gegen Schluss wird die Eintönigkeit einigermassen durchbrochen durch das sonderbare Schicksal eines Ziehkarrens und einen unbilligen Traum, das einzige, was der ausgepumpte Autor diesmal liefern kann.

Seit Jahrhunderten vernehmen wir aus Büchern, dass wir die Morgenstunde so besonders schön finden. Ein französischer Versemacher geht sogar so weit, dass er das Entzücken über das Aufgehen der Sonne uns als Gradmesser für die »Tugend« empfiehlt. Walther kannte dies Axioma nicht, und erlaubte sich in begreiflicher Verdorbenheit, von ganz anderen Fingern zu träumen als den »rosenfarbenen« von Aurora. Er dachte an die Hand, die er geküsst hatte, und . . . menschlich gesprochen, seine »Tugend« war nicht geringer darum.

Das Gefühl, das ihn durchströmte, entzog ihn seiner Umgebung. Die Vollheit seines Gemüts hinderte ihn, acht zu geben auf die Leere der Strassen, etwas, das ihm sonst besonders hätte auffallen müssen, sowohl durch den Unterschied von all dem Gewühl von einigen Augenblicken vorher, wie auch dadurch, dass er noch niemals zu dieser Stunde ausser dem Hause gewesen war. Egoist wie alle Glücklichen, kam es ihm ganz natürlich vor, dass alles, was Leben hatte, sich verbarg und einschloss, um Raum zu machen für seine Begeisterung. In solchen Stimmungen bestehen im Weltall nur zwei Dinge: nichts und . . . ich! Die ganze Schöpfung

verliert, wie eine heiratende Frau, ihren Namen bei der Ehe mit dieser einen Empfindung, diesem einen Gefühl: sie geht darin auf.

Walthers Augen schweiften über Aushängeschilder, über Namenschilder an den Ecken der Strassen. Sein gleichgültiger Blick las: »Buttermarkt« und: »Hier geht man aufs Wecken«.*) Auch konnte er zu wissen kriegen, wo Strümpfe zu kaufen waren, oder Wagen zu mieten, und wer ein Schmied war, oder ein Zimmermann, oder . . . »im« einen oder andern.

Lieber Gott, was thut dies alles dazu? Er hatte Femkes Hand geküsst! Welchem verständigen Wesen könnte es in den Kopf kommen, dass nach diesem Ereignis etwas daran gelegen war, ob man auf diesem Markt Butter verkaufte oder Schuhschmier? Ob dieser Mann »aufs Wecken« ging oder »in« Effekten machte. Wie dumm doch, dass Tausende und Tausende auf der Welt gerade so thaten, als ob nichts Besonderes passiert wäre! Sogar die Pflastersteine lagen da genau wie gewöhnlich, und dennoch — wahr war es! — er hatte Femkes Fingerspitzen geküsst, und sie hatte ihn »Bruder« genannt!

Ja, es ist schade, dass die Welt nicht unterging in dieser Sommernacht. Horatius hätte eine nette Illustration gewonnen für sein »fractus illabitur orbis«. Ich glaube wahrlich, dass Walther bei so einem Kataklysmus aufgerichtet geblieben wäre und — für den beinahe undenkbaren Fall, dass er Notiz von der Sache genommen hätte — höchstens gefragt haben würde, ob sie sich versehrt hätte.

Es kann dem Leser, der einigermassen auf der Höhe seiner Zeit ist, bekannt sein, dass die Welt nicht unterging, und dass auf diese Freitagnacht nach der alten Gewohnheit ein Samstag folgte, der auch wiederum nicht der letzte seiner Art geblieben ist.

---

*) N. d. Übers.: Aufschrift an den Thüren der Leute, deren Beruf das „porren“ ist, d. h.: durch Klopfen oder Klingeln an Häusern die Bewohner des Morgens früh der Bestellung gemäss aufwecken.

Walther verzieh der Sonne, dass sie aufging, dem Buttermarkt, dass er Buttermarkt hiess, dem Wecker, dass er weckte, dem Effektenmann, dass er »in« Effekten machte, er verzieh allen alles, weil er sich so glücklich fühlte.

Dennoch kostete es ihn einige Mühe, überzeugt zu bleiben, dass das Geschehene kein Traum war. Dies nötigte ihn, sich die Geschichte der letzten fünf Stunden wiederholt zu rekapitulieren, um versichert zu sein, dass nirgends eine Lücke war, wie man sie in Erzeugnissen der Einbildung zu finden pflegt. Das Ergebnis war befriedigend, aber dennoch . . . wie schade, nicht wahr, dass er nicht einen von diesen Fingern hatte mitnehmen können — der kleine Finger wäre genügend gewesen, der liebe! — als greifbares Zeugnis von dem Geschehenen. Femke mochte auf der Hut sein, wenn er jemals wieder ihre Hand an seinen Lippen fühlte!

Doch nein, auch ohne solche Sorge wegen der Bewahrung eines greifbaren Beweises . . . es war wahr! Er hatte ihre Hand geküsst, sie hatte ihn »Bruder« genannt. Keine Gleichgültigkeit von Sonne, Pflastersteinen, Weckern oder Effektenleuten konnte daran etwas ändern.

Geh deinen Gang, Sonne! Steige oder sinke nach Wohlgefallen, wenn du denn unempfänglich bist für den Triumph des Allerherrlichsten. Diese Gefühllosigkeit wird nichts ändern an der Thatsache . . .

Aber . . . durfte er denn eigentlich dieses kleine Faktum wohl für so sehr bedeutungsvoll halten? Warum nur! Hatte nicht lange vorher bereits dieselbe Femke ihm einen Kuss gegeben, und da ganz aus eigener Bewegung? Und . . . die neue Brüderschaft? Ei, warum sollte dies nun auf einmal mehr bedeuten als die alte Stellung eines »Freundes«, auf die er immer so gedrungen hatte und die ihm niemals verweigert war?

Er begann zu fürchten, dass er sich zufriedener gefühlt hatte, als er logischerweise verantworten konnte. Hierauf rechnete er sich die Creditposten seines Glückes vor — man bedenke, dass er »im Handel« gewesen war, und übermorgen

wieder »hinein« sollte — und suchte hohe Bedeutung der erlangten Verzeihung für die Verleugnung beizulegen.

Nun ja, kein Schwierigkeitensucher oder Rechthaber konnte verkennen, dass er seit gestern in diesem Punkt einen weiten Schritt vorwärts gekommen war, und sogar erst seit seinem Eindringen in den Krug von Frau Gooremest. Noch keine volle Stunde vorher drohte sein Herz zu erliegen unter Femkes Verachtung, und nun . . . nun . . .

Dennoch begann er sich mit der Furcht zu quälen, dass eigentlich wenig geschehen war, das ihm Grund gab zu der Begeisterung, von der er so ungern liess. Der einfältige Knabe misstraute seinem Glück, weil er es nicht begreifen konnte.

Die Ursache wird wohl darin gelegen haben, dass er nur wusste, was geschehen war, und versäumte, sich Rechenschaft zu geben von dem Zusammenhang sowohl der Geschehnisse als seiner Empfindungen. Er war wie jemand, der den augenblicklichen Barometerstand wahrnimmt, und dabei vergisst, den voraufgehenden in Rechnung zu bringen. Ein durch Steigen erreichter Standpunkt hat eine andere meteorologische Bedeutung, als derselbe Standpunkt als Ergebnis von Sinken. Geschehnisse, Empfindungen und selbst Sittlichkeit sind unterworfen dem allgemeinen Gesetz der Trägheit. Wer sich um Heilung von einem Fehler bemüht und zur Hälfte sie erreichte, steht höher als ein anderer, der in gleichartigen Fehler verfiel und darin hinabsank bis zur selben Marke. Was bei diesem begründeten Grund giebt zu Besorgnis, kann bei dem andern gelten als hoffnungsvolle Besserung. Etwas Ähnliches bestimmt den Grad von Glück und Unglück, oder wenigstens den Eindruck davon. Und nur mit diesem Eindruck haben wir zu thun. Es war charakteristisch für Walther, dass er — nicht zufrieden mit seinem angenommenen Reichtum — sich soviel Mühe gab, sein Kapital nachzuzählen.

Und das Ergebnis war nicht vollkommen zufriedenstellend. Er wusste die Nebenumstände nicht aneinanderzu-

knüpfen, die ihn glücklicher machten, als er selbst erklären konnte, doch deren Einfluss für jeden deutlich gemacht werden kann, der nicht so innig in das Geschehene verwickelt ist. Man sieht sich selbst nicht, und giebt sich nur sehr mangelhaft Rechenschaft von dem Zusammenhang der Geschehnisse und Gefühle, die uns aussergewöhnlich empfänglich machen für bestimmte Eindrücke. In jedem anderen Zeitabschnitt seines Lebens, nach anderer Vorbereitung, auf einem anderen Platze und inmitten anderer Umgebung würde das Nachtschauspiel in dieser schmutzigen Herberge, in dem Walther eine Rolle spielte, ihn viel weniger stark angegriffen haben. Doch selbst die Nachwirkung von Fockinks Liqueur — so entnervend sonst! — erhöhte das scheinbare oder wirkliche Gewicht der Sache. Gerade die Erschöpfung, die auf solche Anregungen folgt, hatte ihn zu ungewöhnlicher Kraftanspannung gezwungen, als er sein Femken in Gefahr zu sehen meinte. Und aufs neue fühlte er sich vernichtet, als er die Zeichen ihrer Verachtung erfuhr. Wer da nicht unterlag, musste sehr viel Federkraft entwickeln, und diese Entwickelung selbst war eine Übung in Kraft. Nach Fockink das Hindurchdringen durch die Menge! Nach dieser Anstrengung wieder ihr . . . Lächeln, das einem andern galt, ihre Verachtung für ihn! Da hatte er geweint wie ein kindischer Junge, er, der er eben zuvor sich tapfer gewehrt hatte wie ein Mann. Und nach dieser Reihe von Rückschlägen und ‚défaillences' behielt seine Seele Spannkraft genug, ihn fortzuschleudern aus seinem dunklen Schlupfwinkel und, niederfallend zu Femkes Füssen, sie zu beschwören: »Femke, Femken, ich bin hier . . . ich, Walther! Um Gottes willen, geh nicht mit mit diesen fremden Männern!«

Das war es! Darum fühlte er sich so glücklich.

Walther hatte das Recht erobert — ein Recht, das so viele sich anmassen ohne Grund — dass er sich selbst für etwas ansehen durfte. Und sonderbar, sogar die . . . Amtserschleichung von der Übungshalterin hatte ihm gut gethan.

Fancy scheint wohl ganz genau gewusst zu haben, was

Digitized by Google

sie that . . . oder zuliess. Noch sehr unlängst war ihr Pflegeverbannter ein Kind, mehr Kind sogar als beinahe jeder, der ebensoweit wie er von der Stunde seiner Geburt entfernt war. Überdies war er sehr kurz zuvor noch . . . ein Kind in allen Bedeutungen des Wortes.

Doch siehe, da warfen ihn die Umstände dem Kerl in den Weg, der ihm so majestätisch verbot, einem »Auffresser von Stadt und Land« Tabak zu geben. Zu seinem grossen Erstaunen fühlte Walther in sich selbst die Kraft — und die Lust sogar — dieser Warnung zu trotzen. Gewiss war darüber keiner der Umstehenden so überrascht wie er. Er hatte sich bei dieser Gelegenheit hervorgethan als eine Persönlichkeit, einigermassen als eine Person . . . ja, sogar — bis auf ein geringes! — als ein wirklicher Mann.

Dieser Enthüllung war kurz darauf eine Berufung auf seine Ritterlichkeit gefolgt. »Diebe, Mörder, und . . . eine Frau in Not!« Die undenklichsten Thorheiten, die aus all den Büchern in sein Gemüt gesät waren, wurden da schnell genug verwalthert, um alsobald an den Tag zu treten als etwas Schönes: er wagte! Er wagte, ja, doch . . . nicht, weil er Mut hatte, o nein! Das Wagen selbst zog ihn an. Gott und die sieben Börter können bezeugen, wieviel Rittern er sein Wort gebrochen haben würde, wenn er nicht ausgezogen wäre auf den Jammerruf der belauerten Unschuld. Dass er während seines Heldenzugs an Entmutigung gelitten hatte, ist wahr, doch man bedenke, dass Fräulein Laps ihm nur gebratene Kartoffeln vorsetzte, und keinen einzigen Mörder. So eine Aufnahme wirkt nicht begeisternd. Um das Recht zu haben, Walther der . . . zurückziehenden Kriegskunde zu verdächtigen, würde man ihn wahrgenommen haben müssen, wenn seine Dame in wirklicher Gefahr gewesen wäre. Wie dem sei, der Junge oder das Kind von kurz zuvor war zum Kampf gezogen wie ein Mann. Und . . . Fräulein Laps — eine erwachsene Person doch! — hatte ihn als solchen nicht verschmäht. Im Gegenteil. Es zeigte sich bald, dass er ihr in seiner Qualität als Ritter willkommener war, als es zum

Beispiel der alte Pennewip gewesen sein würde, dem man doch niemals hochgradige Unerwachsenheit nachgesagt hatte. Auch hatte sie gesagt, dass sie ihn lieber hätte als Stoffel, eine Persönlichkeit, die doch noch immer — Wahrheit über alles! — ein paar Zoll länger war als er.

Vielleicht waren diese Konstatierungen hinreichend, ihm den Mut zu geben, sich in vielen Hinsichten »gross« zu fühlen. Aber doch würde eine Lücke bestanden haben in seinen Ansprüchen auf Erwachsenheit, wenn nicht mehr geschehen wäre. Seine sonderbare Wirtin — wie abscheulich auch früher in seinen Augen — hatte das Verdienst gehabt, dass sie Saiten anrührte, die lange nach dem Verlassen ihrer Wohnung noch nachzitterten in seinem Gemüt. Sie hatte ihn gelehrt, dass er Mann war, und — mehr noch, oder etwas anderes zum mindesten — ein Mann!

Dies wurde ihm zugerufen durch die wachgerüttelten Sinne, die mit seiner gekitzelten Eitelkeit um den Vorrang stritten in der Bestätigung seiner Würdigkeit. Es war sicher schon etwas sehr Schönes — und nicht jedem protestantischen Handelsjungen gegeben! — als Schild dienen zu können gegen Diebe und Mörder, aber . . . das andere . . . o liebe, uneigennützige, edelmütige Laps! Hatte sie ihm nicht die Möglichkeit angedeutet, dass er — er, Walther! — geliebt werden könnte als Verlobter, als Bräutigam, als Ehegenoss . . . mehr noch als das: als der Geliebte in einem Buch? Gewiss, gewiss, auch so hatte er Femke lieb, auch so — anders auch, Gott weiss es! — aber . . . auch so! Dies Bewusstsein hatte die Übungshalterin in ihm geweckt, sie, die erst sich beklagte über seine hochgradige Ungelehrigkeit, und so schnell Grund zum Kummer hatte über den Weg, den seine eben erworbene Weisheit allzu eilig einschlug. Hatte sie nicht wie eine Virgilische Biene Honig gesammelt für einen andern? War es nicht ein peinigendes: sic illae — Femke! — non mihi?

So wenigstens fasste Walther die Sache auf, brachte er auch nicht Virgilius dabei mit ins Spiel. Es war kein Zweifel

Digitized by Google

daran, dass Fräulein Laps ihn mit dem Finger sozusagen auf einen früher unbekannten Fleck in seinem Gemüt gewiesen hatte, und zugleich, dass diese Entdeckung in Verbindung stand mit seiner Ehrsucht sowohl wie mit seiner Begier zu »wissen« und »das Schicksal herauszufordern«. Und über diesem allen lag die Glut — wir müssen aufrichtig sein! — nicht seiner Liebe für Femke so sehr, als der erwachten Sinnlichkeit, die er natürlich mit dieser Liebe verwechselte . . . wie es mehr geschieht, bei beiden, bei Ärzten wie bei Patienten.

Von dem allen wusste er wiederum sehr wenig. Bequemlichkeitshalber beschränkte er sich auf den Hochmut, der zu seinem neuen Rang gehörte, wie er meinte. Wie ein junger Hahn, dem der Kamm schwillt, nahm er sich vor . . . o, allerlei! Das unter anderm, dass er niemals wieder Femke fragen wollte, ob sie »Jungfrau« wäre, und auch nicht, was nur der Bilderdijk mit dem komischen Wort »Lüstling« gemeint haben könnte. Er wusste es nun, o Götter, so gut wie Bilderdijk selbst, und begriff, dass solche Redereien Femke gegenüber unpassend wären im Munde eines »Mannes«.

Das Durcheinanderhaspeln dieser neuen Erfahrung mit seiner Geneigtheit für das Mädchen, einem Gefühl, das zum mindesten sehr herzlich war . . .

Man bedenke, dass er wenig andere Mädchen kennen gelernt hatte, und dass die unnahrhafte Dürre seines häuslichen Kreises ihn prädestinierte zum gierigen Einschlucken der ersten besten Lieblichkeit.

. . . dies, und das Licht, das Fräulein Laps so unvorsichtig auf seine Empfindungen geworfen hatte, flössten ihm auch gegen sie selbst ein freundschaftliches Gefühl ein. Um streng ehrlich zu sein, hätte er eigentlich zu ihr zurückkehren und sich recht freundlich bedanken müssen für die lustige Promotion. Doch so weit ging seine Erkenntlichkeit nicht. Es war schon viel, dass sein Widerwille sich wandelte in etwas wie Mitleid, und wenn er der überströmenden Mildheit seines Herzens hätte nachgeben können . . . wahrlich,

er hätte ihr mit Vergnügen seinen ganzen Bruder Stoffel abgestanden! Höchst gütig nahm er sich vor, diesbezüglich bei der ersten Gelegenheit mit Erwägungen und anpreisenden Empfehlungen aufzuwarten. In der That, er wollte gern jedermann glücklich sehen, und warum dann sie nicht, sie, die ihm so selbstaufopfernd den Weg gewiesen hatte zu dem, was er für sein eigenes Glück ansah?

Doch alles, was nicht Femke selbst war, hielt ihn nur flüchtig beschäftigt. All seine ehrgeizigen Pläne von . . . gröberer Art wichen beschämt zurück vor seinem Entschluss, sie liebzuhaben, sie zu zwingen zu Liebe. Die Weltteile, die von ihm ihr Glück erwarteten . . .

Lass sie warten! Für solche Nichtigkeiten hatte er jetzt nicht Raum in seiner Seele. Er dachte an Femke, an ihre sanfte, mollige Hand . . .

Es ist auch wahr! Niemals hatte er diese Hand so gefühlt! Er meinte früher, dass sie rauher war, fester . . .

Ei nun, dann hatte er früher verkehrt gemeint. Nun wusste er — ja, ja, ja, denn geträumt hatte er nicht! — nun wusste er, dass die Hand, die einen schweren Korb mit Wäsche so fix vom Boden wippte, sammten war wie die Borde von Hamlets Mantel, woran er soviel Gummi gewendet, um sie gehörig leuchten zu lassen.

Und auch hatte er sich früher geirrt in Femkes Stimme. Und in ihrem Ton! Denn sieh, immer würde er sich vorgestellt haben, dass sie, etwas genau sehen wollend im Dunkeln, gebeten haben würde um . . . Licht, o ja, aber anders ausgesprochen, ganz anders! Oder besser, sie würde — so meinte Walther in den Tagen seiner früheren Unkunde — sie würde bei so einer Gelegenheit gesagt haben:

»Och, wollen Sie hier bitte mal eben mit dem Licht herleuchten?«

Und die Haltung? Der ganze Klaas Verlaan — ein Mann wie ein Baum doch! — und sein Gefährte standen verblüfft! Wie sie die rechte Hand ausstreckte! Und doch wiederum . . . ein Traum war es nicht, glich es auch genau

Digitized by Google

einem Traum! Beim Aufschlagen des Mantels hatte er deutlich die blaugewürfelte Schürze gesehen. So etwas sieht man nicht so klar im Schlaf. Er hätte die Karos zählen können, wenn er nicht an etwas anderes gedacht hätte . . . o, an ganz was anderes, und beinahe sogar an nichts!

Nein, nein, geträumt hatte er nicht! Und dennoch . . . was all für Rätsel!

Was bedeuteten die Redereien von dem Schiffer über M'nheer Kopperlith? Was bewog ihn, sich um Femke zu bemühen? Sie zu . . . erniedrigen zu einer anderen? Wie wusste er auf einmal das gemeine Weib aus dem Krug auf seine Seite zu kriegen, sie und den Schreier über Menschenrecht? Warum ging Femken entgegen seiner Bitte mit den Männern mit? Oder . . . sass sie allein in dem Fuhrwerk? Und warum nicht zu Fuss, wie es Kinder- und Bleichmädchen gewohnt sind? Und wohin? Fand sie zu dieser Stunde bei den Holsmas Einlass? Oder war sie zu ihrer Mutter gefahren . . . die auch merkwürdige Augen machen würde, wenn Femke da in einer Kutsche angefahren kam? Und aus welchem Fonds sollten die »Thälerchen« bezahlt werden, von denen der Schiffer mit einer vornehmen Nonchalance gesprochen hatte, als wenn sie nur Deute wären?

Ach, was für Mysterien nur! Aber Hauptsache war und blieb, dass er ihre Finger geküsst, und dass sie vor den Ohren von drei Personen ihn allerfeierlichst ihren Bruder genannt hatte.

Dies stand fest wie ein Felsen. All das übrige? Bei der ersten Gelegenheit würde er sie um Erklärung bitten, die sie ihm nicht vorenthalten würde . . . ihm, ihrem . . . nein, nicht holländisch »brur« . . . ihrem Bruder! So sagte sie!

Was übrigens die Gefahr anging — oder besser . . . das Unbehagliche — ihres Fortgehens mit den beiden Männern, er zählte es nicht mehr. Und wären da zehn Männer mit ihr in dem Fuhrwerk gewesen, bei der geringsten Ungehörigkeit brauchte Femke nur die rechte Hand auszustrecken, und alle würden ihr zu Füssen gekrochen sein. Dies hatte er

Digitized by Google

doch selbst gesehen, und dies würde er, Walther, auch thun — mit besonderem Vergnügen, wahrlich! — wenn er nur gewiss wüsste, dass sie ihn gleich aufheben würde oder ihm die Hand hinreichen zu einem Kuss . . .

So träumend irrte er mit lahmen Schritten — denn er fühlte sich sehr ermüdet! — durch die wie ausgestorbenen Strassen der Stadt.

Nachdem er die Kalverstraat durchschlendert, erreichte er den Dam. Da stand vor und neben dem Palais eine lange Reihe von Fuhrwerken wartend. Die Kutscher sassen eingedruselt auf dem Bock und blieben so vor der Sünde der Verwünschung der hohen Gäste bewahrt, die sich offenbar vorgenommen hatten, eine holländische Sonne aufgehen zu sehen, doch etwas spät ans Tageslicht kamen. Denn die Sonne begann sich bereits zu präsentieren, und es war weder Prinz noch Prinzessin zu sehen.

Ausser einigen Arbeitern, deren Tag etwas früher zu beginnen schien als der der andern, standen keine Zuschauer um die »kleinen Steine von dem Palais«. Und geredet wurde unter dem ärmlichen Publikum nicht. Von der Tugendsamkeit der da Umherstehenden will ich nichts abdingen, aber es zeigte sich doch, dass die erquickende Morgenstunde sie schläfrig machte. Vielleicht hat der französische Versemacher diese beiden menschlichen Schwächen verwechselt und die eine für die andere genommen. Mass oder Reim werden dies so erfordert haben.

Auch Walther fühlte Schläfrigkeit. Gestern noch würde er sich viel Mühe gegeben haben, einen wirklichen König zu sehen zu kriegen — sicher um zu wissen, ob solch Wesen mit Macbeth, Arthur und King Lear Ähnlichkeit hat — aber jetzt . . . ach, er gab so wenig darum.

Gerade wollte er weggehen, als die Kutscher sich aufrichteten und in steife Positur setzten, die ihnen von Herren, Damen und Tradition zur Erhöhung der Vornehmheit vorgeschrieben zu sein scheint. Sie schlossen die Arme an den Leib, wie jemand, der sich selbst mit dem Ellbogen einen

Digitized by Google

Stoss in die Lenden geben will, nahmen die Zügel auf und zeigten sich so hässlich und vornehm, als nur einigermassen möglich war. Ein Schusterjunge, der die Welt zu kennen schien, schloss hieraus, dass »sie nu wohl bald angesetzt kommen würden«.

Diese »sie« waren Kaiserliche, Königliche und andere Hoheiten. So ein Schusterjunge spiesst ohne Umstände all solche Hochwürden wie braune Bohnen auf die Ahle seiner Zunge.

Der Schwerenöter hatte recht geraten. »Sie« kamen in der That, und bestiegen die meistenteils offenen Wagen, die so schnell fortfuhren, dass Walther das Antlitz von all den Majestäten und Hoheiten nicht zu sehen kriegen konnte. Nur eine bejahrte Dame gab im Augenblick der Abfahrt dem Kutscher mit ihrem Sonnenschirm ein Tickchen auf die Schulter, das so viel zu bedeuten schien wie: wart' eben!

— Sie hat was vergessen, diagnosierte das Crispinchen.

Drei, vier »Kavaliere« sausten wie Blitze zum Palais hinein, und schienen einen Wettlauf abzuhalten, um das zurückgelassene »joujou de Normandie« zu holen. Einer von ihnen — der Unglückliche! — konnte den Eingang nicht finden. Sonderbarer ist, dass die andern wohl hineinzukommen wussten, da doch das achte Weltwunder eigentlich keinen Eingang hat, eine Eigentümlichkeit, die durchaus mit Fug als das neunte Weltwunder gelten kann und denn auch einer der Hauptgründe von dem rechtmässigen Stolz der Amsterdamer ist. Palais und Stadthäuser mit 'ner gehörigen Thür kann man überall zu sehen kriegen.

Zwei Ritter des heiligen Römischen Reichs bestritten einander die Ehre der Eroberung . . . nun ja, erobert wurde nichts, aber sie kamen zugleich angelaufen mit dem Joujou. Sie schienen einen Kompromiss geschlossen zu haben und klammerten beide genau gleich weit Daumen und Zeigefinger über das goldene Döschen, worin das Kleinod bewahrt wurde. Beide lachten und verbeugten sich beim Anbieten mit gleicher unterthänigster Pflichtschuldigkeit. Unter beide verteilte die

gerechte Pfalzgräfin ihren Zufriedenheitswink vom siebenten Grade. Beiden klopfte das Herz mit gleichen Schlägen, und wer mit einer Goldwage die Seelenverzücktheit von diesen beiden einträchtigen Herren gewogen hätte . . .

Dennoch entstand später Zwist. Im Jahre d. H. zweitausendundsoundsoviel prozessierten die Nachkommen von diesen beiden Rittern über die Präsidentschaft in einem demokratischen Wahlverein. Ritter A sollte der Tradition zufolge seinen Zeigefinger unter der Dose einen Millimeter über die Hälfte hinaus ausgestreckt haben, und also grösseren Anteil gehabt haben an . . . grösseren Anspruch auf . . .

Thorheit! riefen die Abkömmlinge seines Konkurrenten B. Unser Vater hat auch den Ringfinger drangelegt! Seht da unsern Titel, unsern Anspruch! Welcher Schweinhund will da in diesem demokratischen Zeitalter die Rechte nicht anerkennen von . . . u. s. w.

— Seht ihr woll, dass sie Pickels in ihr Gesicht hat? rief der Schusterlehrling.

Es war die Wahrheit! Königlich-Kaiserliche Pickel! Menschliche Pickel! Dies hatte keine der Puppen auf Walthers Bilderbogen. All seine kolorierten Prinzen und Prinzessinnen erfreuten sich heiler Gesichter, und es wollte ihm gar nicht in den Sinn, dass eine Dame, die unbezweifeltermassen zum Gefolge von Königen und Kaisern gehörte, so bitterwenig Ähnlichkeit mit seinen Bildern hatte. Wenn er das Mensch koloriert hätte, würde sie besser aussehen, meinte er.

Wie ganz anders war dies mit . . . ihr, mit Femke! Sie hatte frischeres Angesicht, als er mit all seiner Fleischfarbe malen konnte. Und 'ne Haltung! Nun wurde ihm auf einmal deutlich, an welche Figur sie ihn hatte denken lassen, als sie dastand mit halb offengeschlagenem Mantel beim flackernden Kerzenlicht: an Königin Elisabeth von England . . . richtig!

Aber diese Frau mit den Pickeln? Gottherrje, sie konnte ganz gut eine Waschfrau sein, 'ne ganz gewöhnliche

Digitized by Google

Waschfrau, die noch schluderig blaute dazu, und verlorengegangene Manschetten zu vergüten hatte.

Die unansehnliche Erscheinung der Pfalzgräfin wirkte sehr . . . bürgerlich auf Walthers Phantasie, und es erschien ihm nicht sehr wertvoll, Prinzessin zu sein, wenn man dabei Pickel im Gesicht haben könnte wie jeder andere. Er nahm sich fest vor, niemals Femke verlassen zu wollen, welcher Majestät zuliebe es auch sein möge.

Wohl fühlte er einige Eifersucht auf einen sehr jungen Menschen, der kurz nach der Abfahrt der Pfalzgräfin eine Öffnung im Palais gefunden zu haben schien und nach aussen trat. Gleich einem Teil der anderen »Kavaliere« — die meisten trugen eine weisse Perrücke mit einem Zopf im Nacken — trug er eigenes Haar, das ziemlich lang war und ihm frei um die Schultern spielte. Seine Kleidung war eine einigermassen phantastische Variante auf die Uniform der Seekadetten jener Tage. Die Farbe seiner Jacke war dunkelblau, mit roten Aufschlägen an Hals und Ärmeln, doch ohne das mindeste Gold, was bei der glänzenden Ausstaffierung all der anderen Herren sehr ins Auge fiel. Auch trug er keine Ritterorden, und schien also eine distinguierte Person zu sein, und wäre es nur darum, dass er weniger als alle anderen einem begünstigten königlichen Kammerdiener oder einem Hanswurst glich. Auf seinem Kopf hatte er eine sogenannte Schottische Mütze, wie sie Leichtmatrosen gern tragen. Zwei Jockeys führten ein schönes Pferd vor, das von dem einen am Zügel gehalten wurde, während der andere den Steigbügel hielt.

— Das ist gottstrafmich ein Seejunker! sagte ein Schauermann. Wie der Blitz sechs Mann die Gretenwant 'rein, um das Fett im Block zu klaren!

— Soll der aufs Pferd? fragte ein Exkavallerist, der es in seinem Fach zum Hausburschen bei alten Offiziers-Junggesellen gebracht hatte. Wisst ihr, was ich sag'? Ich sag': ein Seemann auf 'n Pferd is 'n Greuel in Gottes Augen!

Walther war zu unbewandert in der Fachpedanterie dieser beiden Prunkstücke missglückter Soldaten- und Seemannsschaft, um ihre Spötterei zu begreifen. Noch ehe er fertig war mit dem Entziffern von dem »Fett im Block« und dem »Greuel«, sprang Prinz Erich, den Steigbügel verschmähend, auf den Goldfuchs. Die Zuschauer erschraken, wie das Pferd sich hochauf bäumte, und machten sich bereit, zu verschwinden, sobald das wilde Tier zeigen möchte, dass die »kleinen Steine« zu eng seien für den Kampf, den es mit seinem Reiter begann. Es warf den Kopf auf die Brust, bäumte sich, schoss vorwärts, und stand auf einmal wie ein Pfahl, schwenkte unerwartet, schnaubte, schüttelte die Mähnen, schlug aus, suchte seinen Reiter übern Kopf zu werfen . . . alles vergebens! Ob Prinz Erich ein Greuel in Gottes Auge war, weiss ich nicht, aber er sass fest im Sattel, das ist sicher.

— Das 'n Seemann? rief der Exmatrose — der zu seiner Zeit den wohlverdienten Beinamen eines »elenden Schiffskostfressers« trug — das 'n Seemann? Wer weiss, ob er den Unterschied zwischen 'n Besan und 'n Fock kennt! All die Reicheleuts-Söhnchen kommen die Kajütspforte 'rein! Ich und 'n anderer kraufen durch die Klüsgatten, siehst du! Das ist das Wahre!

Und wie um auf diese tiefsinnige Meinung das Siegel zu setzen, expedierte er seinen Priem von rechts nach links.

— Hm, sagte der Kleiderklopfer-Kavallerist, er hat schon öfter 'n Pferd zwischen den Pooten gehabt! Sonst . . . ich will bloss sagen, dass so 'n Pallasch von anderthalb Vierteln ganz verrückt dabei steht. Der Fliegenkitzler schlappert ja dem armen Biest um die Beine. Er müsste das Ding hochschnallen.

Prinz Erich schnallte nichts hoch. Er hatte seine Lust an der Bändigung seines Pferdes. Als dies gelungen war, begann er seinerseits das schöne Tier zu necken, und kitzelte es mit den Sporen, indem er den Zaum straff hielt. Dauernd zeigte es guten Willen, doch es schien Strafe zu gute zu haben für seinen spielerischen Mutwillen von soeben.

Digitized by Google

Endlich schien es dem Reiter genug. Er liess dem Fuchs, der nichts lieber wollte, als den noch immer wegrollenden Fuhrwerken nachsprengen, seinen Willen und schoss vorwärts. Der dünne Gürtel der Umstehenden riss ein, und auf einmal befand sich der Reiter vor einem Karren, der die doppelte Funktion eines Fuhrwerks und eines Gurkenmagazins erfüllte. Noch just beizeiten hielt der junge Reiter sein Pferd an, aber dennoch . . . es war zu spät, um zu weichen. Auf einmal liess er den Zügel schiessen, und das gewandte Tier sprang in wohlberatenem Satz über das Hindernis weg.

Die wenigen Zuschauer riefen: hé! und unser prinzlicher Seekadett jagte der Reihe Fuhrwerke nach, die seit einigen Augenblicken in der Kalverstraat verschwunden waren.

Der kleine Schuster, der immer gezeigt hatte, dass er in Hofangelegenheiten auf der Höhe war, behauptete, dass »sie« den Diemermeer durchfahren würden, und, von da zurückkehrend, um alle Stadtwälle herum durch das Haarlemer Thor wieder nach dem Palais.

Walther erfreute sich herzlich seiner Abneigung gegen die picklige Prinzessin. Es war ihm wie ein Geschenk vom Schicksal, dass er mal endlich etwas zu sehen gekriegt hatte aus einer Sphäre, die sich so himmelweit von der seinen unterschied, und das dennoch seine Begehrlichkeit nicht erweckte.

Mit dem schönen Pferd war es was anderes! Was für ein Sprung! Und was für ein liebes Gesicht der junge Reiter hatte! Akkurat Hamlet . . . vor dem Kolorieren! So ein Pferd würde er auch wohl mal besitzen, wenn er nur auf gutem Fuss bliebe mit Femke . . .

Dies schien ihm die einzige Quelle alles Glücks!

. . . wenn Femke ihn nur lieb hätte! Und . . . wenn nicht? Nun, dann wollte er auch kein Pferd haben, einen Esel nicht einmal, und . . . nichts! Es war doch just, um von ihr bewundert zu werden, dass er sein Tier solche Sprünge machen lassen wollte über Ziehkarren oder . . . höhere Dinge!

Digitized by Google

In Abwartung dieser Glückseligkeit zu Pferde schlenderte er vorläufig auf seinen Füssen weiter, und geriet bald in die Gegend von Femkes Häuschen.

Hier setzte er sich auf ihrer Bleichwiese ins Gras, und sann, und fühlte sich übermannt von Müdigkeit, und fiel in Schlaf, der mehr unruhig als erquickend war.

Er träumte allerlei seltsame Dinge, wovon die Hauptsache war, dass ein junges Mädchen auf einem Tisch stand und sich ergötzte mit dem Hochwerfen und Auffangen von schweren Männern in Schiffertracht. Sie spielte damit, als wenn es Bälle wären . . .

— Dass ich sie mir nur gut ansehe! vermahnte sich Walther. Gleich fährt sie in die Luft . . . sie sieht nicht auf 'n Thaler . . . und darum . . . wenn's auch nur ein Traum ist . . .

Und er sah. Er starrte so scharf hin, wie man es im Traum kann, und er unterschied deutlich die Züge von . . . der kleinen Sietske Holsma!

Gewiss war sie es! Denn sie rief klar und verständlich: 'ne »Masse« ist 'n ganzer Haufen, weisst du!

Und mit solcher Masse — die genau so aussah wie Klaas Verlaan und die Seinen — spielte sie Fangball . . .

— Das will ich nu mal gut behalten, wenn ich wach werde, nahm sich Walther vor. Man braucht solch Volk nur mit Daumen und Zeigefinger im Nacken zu packen, und es geht von selbst. Ich will's nur aufschreiben, denn so 'n Traum . . .

Von Femke kein Wort bei Gott! Sollte man nicht Angst davor kriegen, einzuschlafen, wenn man bedenkt, dass dies uns zu so grosser Untreue verleiten kann, zu solcher Falschheit?

Digitized by Google

XLVIII.

Leser, die auf würdevolle Poesie halten, können auch dies Kapitel wieder überschlagen. Es ist voll prosaischem Realismus, sich offenbarend in den hydrogymnastischen Übungen einer kastalischen Quellnymphe — gleichzeitig von Beruf: Waschfrau — mit einem Ritter in den Windeln, der einen Brief aus dem Himmel empfängt: Mirakel!

Als Walther sich mit dem Rücken gegen einen Baum ins Gras setzte, war es seine Absicht, da sitzen zu bleiben und zu warten, bis er Leben spürte in Femkes Haus. War es auch höchst unsicher, ob sie sich da befand, er würde doch etwas vernehmen. Auf jeden Fall könnte ihre Mutter ihm sagen, so hoffte er, ob sie wohlbehalten nach Haus gekommen, und ob die Wunde an ihrem Hals oder im Gesicht von Bedeutung wäre. Denn blutig war sie gewesen, das hatte er deutlich gesehen.

Er wusste nicht, ob sie während ihrer zeitlichen Funktionen bei den Holsmas — 'ne »Base« . . . wie hing das zusammen! — auf dem Kolveniersburgwall schlief, oder ob sie abends nach Haus kam zu ihrer Mutter. Doch wie dies auch sein mochte, etwas würde er nun sicher erfahren, wenn er nur wartete . . .

O weh! Um ihn aufgerichtet zu halten, wären drei stämmige Bäume nicht zuviel gewesen, und er hatte nur einen. Er fiel denn auch bald um, und lag höchst unanständig da. Seine Mütze rollte in den Graben und verschwand langsam aber sicher unter dem Entengrün.

Der ganz einzelne Passant, der ihn bemerkte, mochte

Digitized by Google

meinen, dass da ein Betrunkener läge, und hatte reichlich Gelegenheit, Betrachtungen anzustellen über die allzufrühe Reifheit eines so jungen Kerlchens. Eine Untersuchung nach den Ursachen des Falls — er konnte doch krank, verwundet oder tot sein — lag nicht in den Sitten. Das sind Polizeisachen. Es war nach diesen Sitten schon genügend, dass niemand ihm ein Leides that.

Glücklicherweise war die Zahl der Vorübergehenden um die frühe Morgenstunde noch sehr gering. Überdies, er lag nicht sehr nahe an dem Pfade, der sich durch die Wiese schlängelte, und die meisten gingen vorbei, ohne ihn zu sehen. Aber bald, wenn da gebleicht werden sollte, musste er im Wege liegen, das war sicher.

Seine Träume blieben — wie das wachende Leben selbst — ein sonderbares Gemisch von Schein und Wirklichkeit. Ein bisschen Wahrheit und viel Betrug . . . siehe da alles! Um gerecht zu sein gegen Schlafträume, muss man zugeben, dass sie nur über eine Art von Lüge verfügen können. Gleichwie Dichter und Lästerer erfinden sie nichts, und beschränken sich auf einige Anderung in der Ordnung oder Zusammenfügung. Personen, Sachen und Begriffe wechseln fortwährend die Rollen und leihen voneinander das Heterogenste. Walther träumte genau so, wie es ein anderer in seinem Fall gethan haben würde, d. h. unter dem Eindruck von den Gegebenen, die ihm mitgegeben waren in den Schlaf, und von der Baumwurzel, worauf seine Lenden zu liegen kamen. Diese Wurzel spielte die Rolle von Fräulein Laps, die ihn peinlich umarmte, aber sie sprach dabei wie Onkel Sybrand über Sprache und Hühnerställe. Seine Mutter sah dies mit an, und sie hatte Ähnlichkeit mit Königin Elisabeth, die, wie sie sagte, Amerika gekauft hätte und es bezahlt hätte mit ihrem Gelde: hundert krummgebogene Pietjes. Klaas Verlaan trug einen sammetnen Mantel und sass rittlings auf einem geflügelten Ziehkarren voll Gurken, mit dem er hinwegsprang über eine Dame voll Pickeln und Ritterorden. Da kam auch »Masse« — Person geworden — mit

Digitized by Google

einem Priem im Mund, und erklärte, dass er Gooremest hiesse und auf der Kaisergracht wohne, wo er »mit Gott« in Effekten mache. Ein feuriger Laubfrosch hielt Reden über Menschenrecht und buffte Walther in den Rücken . . . dies war wieder die Schuld von der Wurzel. Eine friesisch-bunte Schürze sang: »honneur au plus vaillant«, und schien damit Bruder Stoffel zu meinen, der dastand und danach lauschte, und mit allerliebster Bescheidenheit eine Wolke von zugeworfenen Lorbeerkränzen auffing mit seinem eisernen Lederlineal.

So sieht man, wie billig das Schicksal ist. Wer im Ruhm zu kurz kommt in der Wirklichkeit, kriegt sein Teil in einem anderen Traum.

Allein ungeachtet des ermüdenden Geflimmers dieser halb verwischten und bunt durcheinandergeworfenen Bilder seiner Erinnerung behielt eine Figur ziemlich standhaft ihre Züge. Sie beherrschte jede Scene, die an Walthers Einbildung vorüberzog. Es war die des Mädchens, das auf dem Tisch stand und seine Arme kreuzte.

— Lieber, gütiger Gott, Junge, wie kommst du dahin? Wie kommst du dahin?

So sprach eine Stimme, erst in einiger Entfernung, dann näherbei, und alsbald an seinem Ohr. Er hatte eine schwache Vorstellung, dass jemand dabei war, ihn aufzurichten.

— Sietske! murmelte der Schlafende.

— Ja, so heiss' ich! Aber wie weisst du das?

— Sietske . . . Holsma!

— Nun ja! Aber wer hat dir das gesagt? Und wie kommst du hierher? Sehr anständig ist es nicht! Bist du betrunken? Es ist 'ne grosse Schande für so 'n junges Blut!

Ja, gewiss war er betrunken. Aber es war noch immer von dem Schlaf. Und noch einmal sprach er den Namen von Sietske aus.

— Es kann mich nix scheeren, dass du mich bei meinem Vornamen nennst, aber . . . wie kommst du daran? Hat Fem dich so klug gemacht? Es ist 'ne wahre Schande vor

Digitized by Google

Gott, dass du hier so liegst wie . . . 'n Schwein, das sag' ich dir! Und eben noch . . . keine Stunde vorher sassest du drauf wie 'n Bannerträger! 'ne Schande ist es, sag' ich!

Die Person, die also zu ihm sprach, war bei ihm niedergekniet. Sie richtete ihn etwas auf, doch er fiel wesenlos gegen sie an, so dass sie wohl genötigt war, ihn wieder ins Gras zu legen.

— Och, och, och, 'n wahrer Skandal! So jung noch, und dann schon so grässlich am Verlumpen!

Die Frau, die sich mit Walther beschäftigte, schien fortfahren zu wollen in dem nicht ungewöhnlichen Fehler, einem Betrunkenen seinen schändlichen Zustand vorzuwerfen in einem Augenblick, wo er unempfänglich ist für Vernunftgründe. Aber auf einmal bedachte sie sich, und, den Ton ändernd:

— Och, lieber Gott, es ist auch wahr, rief sie, wie kann ich so reden! Das Kind ist vom Pferd gefallen, das arme! Jessis-Maria, was bin ich ein gemeines Geschöpf! Sag', junger Herr, ist Er von seinem Pferd gefallen? Och, och, och, was thust du nu auch auf solchem Tier! Und . . . wo ist deine schottische Mütze? Sie stand dir so hübsch! Und dein Säbel? Er rasselte so! Und nu schon tot . . . Jessis-Maria! Und deine Kleider? Och, lieber Gott, er ist tot, und . . . von seinem Pferd gefallen! Bist du tot?

— Sietske! murmelte Walther.

— Gut, gut, nenn' mich getrost bei meinem Namen. Ich geb' nichts darum, denn stolz bin ich nicht, wenn du mir bloss sagen willst, ob du tot bist! Och, och, och, Maria und Joseph, er ist tot! Wenn Femke nur hier wäre.

Da vibrierte etwas in dem Siebenschläfer: Femke! War sie es? Femke? War es nicht Sietske?

— Sietske bin ich, sagte . . . Frau Claus.

Diese merkwürdige Mitteilung war die Mühe des Augenaufschlagens wert! Doch sie fielen wieder zu, und er gegen sie an.

— Du darfst mich nennen, wie du willst — Gott, warum

Digitized by Google

nicht? Ich bin Waschfrau — wenn du mir bloss sagen willst, ob du dir was beschädigt hast, und ob es schlimm ist. Und wo ist deine karrierte Mütze? Es ist 'ne Schande von deiner Mutter, dass sie dich auf so 'n Biest setzt . . . 'ne wahre Schande! Gewiss hast du Arme und Beine gebrochen. Und deine Rippen. Und vielleicht dein Genick, was? Sag' es nur, Junge! Ja, es ist 'ne Schande von deiner Mutter! Eben sahst du noch so schmuck aus . . . es ist keine Stunde her! Und nu . . . leg' dich man getrost gegen mich an! Och, was wird Fem davon sagen? Die Deern wird desperat sein, und . . . ich auch!

Walther richtete sich ein wenig auf, und rieb sich die Augen aus.

— Sag', was ist an dir gebrochen? Willst du, dass ich Pater Jansen rufen lasse? Och, das Wurm kann nicht sprechen! Was ist an dir kaput?

— Kaput? Gebrochen? Ich? Mir?

— Ja, armer Junge, sag' es nur!

Walther befühlte sich. Als seine Hand die Stelle erreichte, wo die Baumwurzel ihre Falten und Knorren eingestempelt hatte, nahm sein Gesicht einen fragenden Ausdruck an. Ganz überzeugt, dass man ihn nicht ohne sein Wissen gerädert hatte, war er nicht.

— Gebrochen? Kaput? Ich?

— Wer sonst?

— Und . . . wer sollte das gethan haben?

— Wer? Nun . . . du selbst, Schaf!

— Ich?

— Was thust du auf solchem Tier!

— Auf 'n Tier? Ich auf 'n Tier?

— Weisst du denn nicht, dass du runtergefallen bist?

— Ich? Von 'n Tier gefallen? Von welchem Tier?

— Von 'n Pferd doch! Weisst du das nicht? Bist du dann doch . . . vielleicht . . . 'n bisschen . . . betrunken auch?

— Ich? Betrunken? Vom Pferd gefallen? Ich?

Und er legte beide Hände mit weit auseinandergespreizten

Fingern auf die Brust, um mit unumstösslicher Sicherheit festzustellen, von welcher Ichheit hier die Rede wäre:

— Ich? Bin ich betrunken? Bin ich vom Pferd gefallen?

— Was sonst? Wer anders?

— Gott, Gott, wie ist das möglich?

Und noch einmal befühlte er seine Rippe, die das Siegel trug von der Baumwurzel. Darauf ergriff er Frau Claus beim Arm, und schrie, jedes Wort betonend:

— Sie . . . sagen . . . dass . . . ich . . . von . . . 'n Pferd . . . gefallen . . . bin?

— Ja, Schaf, das sag' ich! Komm' nur zur Besinnung!

Nun schlug Walther die Hände an den Kopf, vielleicht einsehend, dass da die Ichheit wohnte, die zu Rate gezogen werden musste. Das Resultat seiner Erwägungen scheint sonderbar, ist aber natürlich:

— Ich möchte mich gern mal waschen!

— Na, das ist gut! rief Frau Claus erfreut. Sollte also wirklich nichts kaput an dir sein? Und wo ist deine Mütze?

— Waschen, fuhr Walther tiefsinnig fort, mit ganz kaltem Wasser!

— Gut, Junge! Komm' nur mit nach der Pumpe! Glaubst du, dass du laufen kannst? Hast du dir die Beine nicht gebrochen?

Walther betastete sie, und sagte ohne die mindeste Übereilung:

— Ich . . . glaub' . . . es . . . nicht!

— Und deine Rippen?

— Auch . . . nicht!

— Und dein Genick?

— N . . . e . . . e!

Um die gute Frau zu beruhigen, schüttelte er langsam den Kopf, aber er hatte wohl einigen Mut nötig, um diese gymnastische Beweisführung zu probieren. Es möchte vielleicht nicht gelingen!

Digitized by Google

— Komm' dann mit nach der Pumpe! Und . . . sag' mal, Junge, aber lüg' nicht: bist du etwa auch nicht 'n bisschen . . . betrunken? Sag' die Wahrheit!

Walther stand langsam auf, bedachte sich ziemlich lange, und sagte, offenbar nach gewissenhafter Zurateziehung seiner Erinnerungen:

— Ich glaub' es nicht! Aber . . . ich möchte mich so gern waschen, in ganz, ganz, ganz kaltem Wasser . . . kalt wie Eis!

Frau Claus führte ihn in und durch ihr Häuschen nach dem Erbe dahinter, wo eine grosse Pumpe stand.

— Zieh dich man ruhig aus, mein Junge! Niemand kann dich hier sehn. Aber . . . wie kamst du dazu, mich so auf einmal bei meinem Vornamen zu nennen? Nicht dass ich es krumm nehme, Gott ne, aber . . .

Ganz wach war unser Schläfer noch nicht. Er hatte Zeit nötig, um seine Erinnerungen zu ordnen und das wirklich Geschehene von den letzten träumerischen Anhängseln zu säubern. Er versicherte darum, dass er . . . Kopfschmerzen hätte und nicht eher sprechen könnte, bevor er sich nicht ordentlich gewaschen hätte. Frau Claus bemerkte, dass er zu schüchtern war, um sich zu entkleiden. Mit kostbarer Naivität dachte sie in dieser Sache nicht im mindesten an sich selbst, und meinte zur Beruhigung Walthers schon recht viel gethan zu haben, indem sie ein paar Laken über einen Lattenzaun warf, so dass nun der Raum bis auf die fehlende Decke etwa einem abgeschlossenen Zimmer gleichkam.

— Siehso, mein Junge, nu kann kein Mensch dich sehn, kein Mensch! Wer da drüberweg kuckt, muss hexen können!

Kein »Mensch«? Und s i e dann? Walther wusste wirklich nicht, wodran er war. Gestern würde er vielleicht noch gänzlich arglos . . .

Ach, er war so viel älter seit gestern! Und ein bisschen klüger auch! Und also . . . etwas weniger einfältig auch.

Digitized by Google

Oder unschuldig? Wie soll man sie nennen, diese Scheu, sich auf die Tiefe oder Höhe von Frau Claus zu stellen?

— Ja, ja, ich begreife ganz gut, was dir fehlt, sagte sie. Du hast deine Glieder nicht recht in der Gewalt, das ist es! Was thust du auch auf so 'n Vieh!

Und sie kriegte ihn gehörig zu packen und begann ihn aus seinen Kleidern zu wickeln, und Walther liess sie gewähren, als wenn er fünfzehn Jahre jünger gewesen wäre. Es ging schon nicht anders! Er fühlte sich vernichtet, und alles, was in ihm war, löste sich auf in ein in Erschöpfung sich ergebendes: in Gottes Namen! Der schwache Widerstand, den er dann und wann bot, wurde von seiner Wickelfrau als kindische Grille aufgefasst, und dafür wusste sie Rat. Es fehlte wenig, und sie hätte »Putthühneken, Putthühneken« dabei gesungen. Denn — honny soit qui mal y pense! — so kindsfraumässig fühlte sie sich bei dem Auskleiden des jungen Ritters.

Als sie fertig war, setzte sie ihn auf ein niedriges Bänkchen unter der Pumpe und schlug die Hand an den Schwengel. Bei dem ersten Tropfen schauderte er zusammen, und alsbald klatschte ein breiter Wasserstrahl ihm auf Kopf und Schultern. Von Zurwehrsetzen war keine Rede. Er konnte weder sehen noch sprechen, und Frau Claus fasste sein »brrr!«, das vielleicht bedeuten sollte: »genug, genug!«, als eine Bezeugung von Zufriedenheit auf.

— Ja, siehst du, nach solchem Fall steigt einem das Blut . . .

'n Pumpenschlag!

— Brrr!

. . . nach dem Kopf! Und die Kälte von dem Wasser . . .

'n Pumpenschlag!

— Brrr!

. . . wenn du nur dein Genick nicht gebrochen hast . . .

'n Pumpenschlag!

— Brrr!

. . . denn dann hilft es nichts! Und . . .

'n Pumpenschlag!

— Brrr!

. . . wenn deine Rippen kaput sind, auch nicht! Denkst du nicht . . .

'n Pumpenschlag!

— Brrr!

. . . dass es nu genug ist? Mir thut . . .

'n Pumpenschlag!

— Brrr!

. . . meine Milz weh! Aber sonst, ich . . .

'n Pumpenschlag!

— Brrr!

. . . ich will wohl! So lange, wie du nur . . .

'n Pumpenschlag!

— Brrr!

. . . wie du nur willst!

Auf einmal hielt sie inne, liess aber den Schwengel nicht los, gewiss, um ihren guten Willen zu dokumentieren, gleich wieder anzufangen, wenn der Patient es verlangen möchte.

— Och, ich hab' vergessen, dich zu fragen, ob du vielleicht lieber hast . . .

— Brrr!

. . . dass ich dich mit grüner Seife scheuer'! So wäscht unsere Fem sich immer. Das Fell glänzt so davon! Du müsstest ihren Rücken mal sehen . . . 'n richtiger Spiegel, akkurat 'n Spiegel!

Walther wollte was sagen, aber konnte nicht. Was würde er gesagt haben? Femkes Rücken ein . . . Spiegel?

— Ja, und ihre Stirn auch. Hast du das niemals bemerkt? Nu, das kommt allein von der grünen Seife! Thut deine Mutter das nicht, dich mit grüner Seife waschen? Und dann . . . reiben, weisst du, scheuern und reiben, tüchtig! Aber bist du gewohnt, das ohne Seife zu thun? Nu, das will ich auch wohl . . .

Und sie machte sich bereit, wieder zu beginnen. Der fürchterliche Schwengel hob sich . . .

— Ich . . . glaub' . . . wirklich . . . dass es nu wohl genug sein wird, bibberte Walther.

Und er kriegte einen Guss Wasser in den Mund, so dass sie ihn wiederum nicht verstehen konnte.

— Grüne Seife ist auch gut für Drüsen . . .

— Brrr!

. . . und Reissen! Wenn du nur von drinnen nicht ganz und gar kaput bist, denn dann . . .

— Brrr!

. . . ist nix mehr mit 'n Menschen zu machen.

Nicht ohne Anstrengung geschah es, dass Walther, kalt, müde, beschämt und bedämelt, es wagte, sich und das Bänkchen eben unter dem Strahl wegzuschieben. Dies sprach etwas deutlicher, und bat ziemlich beredt um Gnade. Eigentlich hatte er während der ganzen Operation nichts anderes gethan, aber was nützte es? So viel Bewusstsein, um aufzustehen, hatte er nicht. Und überdies . . . die gute Frau hatte seine Kleider über einen Trockenpfahl geschlagen, der nicht in seinem Bereich war, und er, allmählich wach geworden, begann Scham zu empfinden über seinen vollständigen Mangel an Bedeckung. Er blieb unbeweglich sitzen, machte sich so klein wie möglich, und verbarg sein Kinn zwischen den Knieen. Ich denke mir, dass Adam in Genesis III auch so etwas gethan hat, und dies wird dann wohl die Ursache gewesen sein, warum er in dem verdriesslichen Kapitel von der Paradiesesgeschichte so schwer zu finden war.

— Möchtest du noch was? fragte seine gütige Najade.

— Nein, nein, o nein, antwortete er schnell, befürchtend, dass ein neuer Strahl — der Schwengel hob sich schon! — ihm wieder die Sprache abschneiden würde. Nein, aber . . .

Die unschuldige Frau begriff nicht, was er wollte. Und da er wie ein Klumpen zusammengekauert sass:

— Hast du viel Schmerz? fragte sie.

— Nein, Schmerz grad nicht, aber . . .

— Bist du vielleicht müde vom Reiten?

— Vom Reiten? Ja, ja, ich bin furchtbar müde!

— Das ist es! rief Frau Claus. Und ich hab' das Wurm im Schlaf gestört! Weisst du, was wir thun wollen? Du musst 'n bisschen schlafen . . . das denk' ich von der Sache.

Und mit einer Freimütigkeit, für die ich Achtung fordere von dem Leser — sollten da welche sein, die zu tief hierfür stehen? — trocknete sie Walther ab. Sie zog ein Bettlaken vom Zaun, wickelte ihn — so zusammengefaltet, wie er war — darein, und trug ihn fort wie einen Packen Wäsche.

Er fühlte, dass sie ihn niederlegte und warm zudeckte . . .

— Streck' deine Beine getrost aus, mein Junge, wenn sie . . . ingottsnamen nur nicht gebrochen sind.

Walther that, was sie ihn hiess, und empfand ein unbeschreibliches Gefühl von Behaglichkeit. Sein körperliches Empfinden stieg zur Entzückung, als seine Pflegerin, die Decke ihm an den Seiten »'reinstopfend«, die herrlichen Worte äusserte:

— Ja, schlaf' nur, armes Kind. Du liegst da gut . . . das ist das Bett von unserer Fem, weisst du!

Auf Femkes Bett! Wohl durfte Frau Claus sagen, dass dies ihm gut thun würde! War es nicht schade, dass er die Kraft nicht hatte, sich wach zu halten, um sich bewusst zu bleiben, wo er war? Er versuchte dies . . . wie ein kleiner Mann und ein Ritter, aber er unterlag wie ein Mensch.

Doch wie reizvoll das Wachbleiben gewesen sein würde, auch der Schlaf — nun gesunderer Art als soeben auf der Baumwurzel mit etwas Gras daneben — wirkte wohlthätig. Gleich beim Erwachen würde er ganz in Gemütlichkeit an Femke denken. So hatte er sich vorgenommen, als er Frau Claus fortschleichen hörte bis halbwegs zur Thür. Bevor sie diese ganz erreicht hatte, nahm er nichts mehr wahr, selbst seine Träume nicht.

Recht betrachtet, er hatte bis jetzt nicht zu klagen über Fancys Leitung, wählte sie auch sonderbare Mittel, um ihn aufzuziehen zum Menschen . . .

Digitized by Google

Denn — unter uns, Leser — darauf schien eigentlich die Sache angelegt!

Als er so ungefähr gegen vier Uhr am Nachmittage wach wurde, hörte er flüsternd sprechen. Er strengte sich an, erst, sich zu besinnen, wo er war, dann zu begreifen, wie er hierher kam, und darnach, zu verstehen, was da gesagt wurde.

Es war wohl darauf zugespitzt, dass die sonderbare Durcheinanderwerfung von Femke und Sietske, die in seinem Gemüt entstanden war, aufs neue Nahrung erhalte. Sehr deutlich hörte er Frau Claus sagen:

— Ja, Siet, aber . . . was thut er auf so 'n Pferd! Wenn ich seine Mutter wär' . . .

. . . und wie Sietske ziemlich altklug antwortete:

— Base, ich denke mir, dass seine Mutter nichts davon weiss. Hermann hat es auch schon mal gethan, denn, Base, die Jungs sind so!

Also: Sietske war da! Und Frau Claus war eine Base von ihr, und hiess auch Sietske! Und . . . das Mädchen, das auf dem Tisch stand . . .

Ach, auf einmal fühlte sich Walther wieder weniger glücklich! Er konnte mit dem besten Willen weder aus dem Geschehenen noch aus seinen Empfindungen klug werden. Körperlich fühlte er sich behaglicher denn je . . .

Niemals hatte er solch ein Bad genossen, niemals so geschlafen nach soviel Spannung und Mühsal!

. . . aber just dies gab ihm vollen Raum, um Verdruss zu empfinden über die Verwirrung in seinen Gedanken. War . . . das, das . . . und das wahr oder nicht wahr! Darein musste Ordnung gebracht werden! Gleich würde man vielleicht kommen und ihm erzählen, dass er auf dem Bett von Klaas Verlaan läge, oder auf dem von der lieblichen Wittwe Gooremest!

Nein! So weit sollte der höllische Spuk nicht getrieben werden! Er lag doch wohl in der That in Femkes Zimmer-

Digitized by Google

chen, oder in ihrem Bett doch, denn ein besonderes Zimmer hatte sie gewiss nicht.

— Wenn ich nu ein Stück aus dem Laken schnitte, dachte er, um morgen es sehen und fühlen zu können, und sicher zu sein?

Und er zog Samuel XXVI hierbei an, und träumte sich vor, wie er Femke beschwören würde, dass er ihren Spiess und Wasserkrug nicht mitgenommen hätte, um als Zeugen gegen sie zu dienen — einen Spiess sah er nicht, aber ein »Rebekka« stand da — sondern nur, um sich selbst Schweigen auferlegen zu können, wenn er später einmal wieder anfinge zu fragen, zu zweifeln, zu verneinen . . .

Was übrigens das Bettlaken angeht, aus dem er nach Davids Beispiel einen Fetzen herausschneiden wollte . . . es war eigentlich schade, dass er nicht an sehr feines Leinen gewöhnt war. Dies hinderte ihn, die Poesie des besonders Groben zu geniessen. Rein war diese Leinwand, wie sie, die dazwischen geschlafen hatte! Doch Walther stand jetzt noch lange nicht hoch genug, um Gefühl zu haben für Schönheit im Geringen. War er nicht noch kindisch besessen auf Sammet, Gold, Seide und solche Lumpereien? Das sehr grobe Gewebe dieser Laken war wohl in der That noch immer zu grob für seinen Geschmack, doch darum allein, weil dieser Geschmack nicht fein genug war, um die kontrastliche Feinheit der Grobheit des Gewebes würdigen zu können. Wie eine gewisse Sorte von Büchermachern würde er eine Prinzessin auf gestickter Seide haben schlafen lassen . . . warum nicht auf Perlen, zwischen Laken von scharfgeschliffenem Diamant? Er wusste noch nicht, dass man sich — unbeschadet aller Vornehmheit und seiner Ehrfurcht vor der Staatsverfassung — Königlich-Kaiserliche Hoheiten bei Nacht anders vorstellen kann, und dass einmal vielleicht eine Prinzessin sich zu gering erachten würde, um Femkes Bett zu machen.

Nein, nein, so weit war Walther noch nicht! Doch schaute er mit einiger Zufriedenheit im Zimmerchen umher

und atmete den Duft ein, den seine Phantasie allem mitteilte, was er sah. Fühlte er sich auch nicht im stande, die hier aus allem sprechende Einfachheit über bücherige Majestät zu stellen, dennoch war er bereits genug gesäubert vom allergemeinsten, um diese Einfachheit höher zu schätzen als das Beengt-Bürgerliche, woran er gewöhnt war und das ihn so quälte. Palästen — die er noch niemals gesehen hatte — gab er doch noch immer den Vorzug vor einer Hütte. Aber vor der Wahl stehend zwischen Hütten und Häusern, zwischen Armut und Bürgerlichkeit . . . o, dann neigte sich sein Geschmack unbedingt hinüber nach der Seite des Geringsten.

Und wiederum täuschte sich sein Geschmack! Um nun nicht zu reden von dem Unrecht, das er dem anthat, was ich nun in einem Wort »Bürgerlichkeit« nenne, indem er die Hinter-Unter-Ober-Vorder-Über- und Seitenzimmer, worin dieser gesellschaftliche Standpunkt sich bis jetzt ihm offenbart hatte, zum Typus erhob — er sah, durch Vergleichung damit, die Holsmas für reich und vornehm an — in viel weiterer Hinsicht beging er einen Fehler. Weder Hütten, noch grobe Bettlaken, noch Hinterzimmer, noch Paläste, noch selbst . . . die Pickel einer Pfalzgräfin bedingen — d. i. verursachen oder wehren — die Poesie! Vor ihr ist dies alles gleich. Sie sucht und findet ihre Nahrung im scheinbar Geringen nicht mehr — vor allem aber auch nicht weniger! — als in Vornehmheit. Gleich einer Göttin — dies ist sie, und . . . die einzige! — alles übersehend, alles taxierend auf richtigen Preis, alles umformend nach ihrem Bilde, alles erhaltend, zusammenfügend und brauchend für ihren Zweck, die ungleichartigsten Bestandteile übergiessend mit ihrer Farbe, hebt sie alles gleichmachend zu sich hinauf, ohne Ansehen von Person, Standpunkt oder Umgebung. Dies ist ihre Berufung, ihr Bedürfnis, ihr Wesen.

Es war schon viel, dass Walther nicht nach Juwelen suchte in dem Zimmerchen der Prinzessin seiner Seele. An Stelle dessen bemerkte er, dass da noch eine Schlafgelegenheit war, eine Bettstelle. Da schlief gewiss Femkes Mutter.

Digitized by Google

An einer der Wände des Gelasses war ein umfänglicher gemauerter Schornstein, sehr hübsch mit Delfter Ziegeln bekleidet. Sie stellten allesamt Scenen aus der Auferweckung des Lazarus dar, wobei auch nicht der Mann fehlte, der sich die Nase zuhält, um auch hier wie auf den Bildern der alten Maler gewissenhaft den Text von Joh. XI, Vers 39 zu illustrieren. Walther fühlte sich durch diese Probe eines allzu wunderbeweisenden Realismus weniger zurückgestossen, als es sonst der Fall gewesen sein würde, denn . . . auf diesen Figuren hatte Femkes Auge geruht. Dieser Gedanke adelte alles, was er sah. Das Zimmerchen war im übrigen möbliert mit vier Binsenstühlen, wovon einer vor dem Bett stand, mit seinen Kleidern, sauber hingelegt und offenbar gereinigt, darauf. Sogar seine Schnürstiefel waren geputzt. Diese gute Frau Claus!

In der Mitte des Zimmers sah er einen viereckigen Tisch, worin eine Lade, die offen stand. Das Ding konnte nicht anders, weil es klaffte durch Überladung. Die uns bekannten wollenen Strümpfe steckten über den Rand hinaus, und warteten auf Reparatur oder Zurücksendung nach dem Eigentümer . . . nach Pater Jansen? Es war noch mehr Strick- und Nähzeug in dieser Lade . . . gütiger Himmel, geistliche Unterhosen vielleicht!

Walther schloss seine Augen und wendete sich verdriesslich um. Wollene Strümpfe . . . es sei! Aber diese Unterhosen . . . er sah keine Möglichkeit, sie zu poetisieren! Die Schuld läge nicht an den Hosen, meinte er, sondern an dem Pastor. Ich sage, dass die Schuld an ihm selbst lag. Ob da Unterhosen lagen in der ausgezogenen Tischschublade, kann ich nicht sagen, doch wenn ja, so würde es für Walther kein Grund gewesen sein, so prüde seine Augen zu schliessen. Wir wollen hoffen, dass er's nur wegen eines Vorwandes that, sich noch ein Weilchen von innen besehen zu können. Dies konnte wohl sein, denn fühlte er sich auch wiederhergestellt von der Ermüdung, er hatte sich noch nicht ganz vom Schlaf erholt. Dennoch begriff er, dass ein Ende kommen

Digitized by Google

müsste an sein Capua. Nicht ohne Anstrengung schlug er die Augen wieder auf und sah nun etwas, das ihm lieblicher erschien. An der Wand am Kopfende seiner Pritsche — sehr viel mehr war Femkes Bettchen nicht — hing ein Kruzifix mit Weihwasserbecken von sehr gewöhnlichem Stein, worauf die Besitzerin hohen Wert zu legen schien. Daran hatte sie doch die einzige Verzierung angebracht, die von ihrer Hand in dem ganzen Raume zu finden war. Es ruhte gegen ein viereckiges Schildchen von Häkelarbeit, das auf ein Blatt Karton gespannt war. Blaues Glanzpapier lugte freundlich durch die symmetrischen Löchelchen.

»Damit segnete sie sich«, dachte Walther, und unwillkürlich steckte er die Hand in das kleine Becken . . .

Es war trocken. Nun, um das Wasser war es unserm protestantischen Jungen nicht zu thun. Er wollte nur seine Hand . . . weihen durch Berührung mit etwas, das von ihr für heilig gehalten wurde. Er wusste mit dogmatischer Sicherheit — lieber Gott, auf seiner Katechisation war er der Erste in diesen Sachen und hatte schöne Preise damit erzielt — dass Katholiken sehr dumm sind und an allerlei Thorheiten glauben. Hierin nämlich liegt der Unterschied zwischen Katholiken und . . . anderen Menschen. Recht besehen, begriff er also sehr gut, dass so ein Weihwasserbecken nichts hilft für die Seligkeit, und dass die Leute, die auf solchen Bettel Gewicht legen . . .

Aber Femke dann? War auch sie so besonders abscheulich papistisch dumm . . . sie? Ei nein, sie war . . . Femke! Dies bedeutete ganz etwas anderes in Walthers Augen. An seine eigene Abgötterei mit ihr dachte er keineswegs. Davon stand nichts in seinem Katechismus, und er brauchte also nicht davor auf der Hut zu sein.

Ganz unprotestantisch schloss er seine Finger um den Rand der Schale, und suchte sich vorzustellen, dass sie da ihren Fingern begegneten. Das steinerne Ding war zwar Femke nicht, doch es kam ihm zu Hülfe in der anschaulichen Heraufbeschwörung ihres Bildes, und also . . .

Digitized by Google

Was ist das?

Etwas wie ein Brief von sehr grossem Format, zugefaltet und mit Gummi verschlossen, fiel hinter dem Karton heraus und fiel auf sein Bett. Walther nahm es auf und suchte — einen Augenblick lang durch Naivität vor Erstaunen bewahrt — nach der Adresse . . . an ihn natürlich! Das steinerne Jesuschen hatte ihm etwas zu sagen, wie es schien. Ein achtes Kreuzeswort vielleicht? Oder kam die Botschaft von . . . ihr? Oder von beiden zugleich?

So war der erste Eindruck von unserm protestantischen Freidenkerlein. Eine Adresse stand nicht auf dem Brief, doch an Stelle dessen ein Datum von etwa einem Monat alt. Ein Glück, dass Walther sich einen Augenblick besann, bevor er den Umschlag erbrach. Schon war sein unbescheidener Finger dazu bereit, als er sich noch just beizeiten vorhielt, dass das Schreiben unmöglich an ihn gerichtet sein könnte. Denn welcher Besteller hätte ihn wohl finden können in diesem Domicil? Er selbst fasste doch kaum, wo er war. Dies konnte überdies weder Femke wissen — er täuschte sich: sie wusste es! — noch das steinerne Figürchen.

Aber . . . ein Wunder? Thorheit! Der »Herr« thut nur Wunder . . . in sehr grossen Abständen, und . . . überhaupt, es war mal in alten Zeiten. Das ist jedem rechtschaffenen Protestanten bekannt.

Aus all diesen Betrachtungen ergab sich direkt das Resultat, dass die geheimnisvolle Depesche unmöglich für ihn bestimmt sein konnte . . .

Dummer Junge! Der Brief war freilich an ihn gerichtet! Mit all seinem Wunderabscheu war er wohl genötigt, den Inhalt zu sehen, zu begreifen, in sich aufzusaugen . . .

Bebend vor innerer Wallung und mit Ehrfurcht gab er dem kostbaren Dokument — uneröffnet . . . doch gelesen und verstanden hatte er's! — den alten Platz, und sprang aus dem Bett.

Er hatte den geschlossenen Brief gegen das Licht gehalten, und . . . seine kolorierte Ophelia wiedererkannt. Das Bildchen bewahrte Femke in ihrem innersten Allerheiligsten . . .

Nun endlich war er wach. Wer würde nicht wach werden nach dem Empfang so eines Briefes aus dem Himmel?

XLIX.

Neue Beweise der Verdorbenheit von Frau Claus — und von dem Autor — in Sachen: Aesthetica. Ein widerspenstiger verlorener Sohn. Erscheinung einer Mütze und einer Sybille. Gerufen und . . . wie gerufen! Walther beginnt etwas von den „vier Windstrichen“ zu sehen.

Er kleidete sich an und trat in das andere Zimmerchen, wo er seine Wirtin und die kleine Sietske anzutreffen vermeinte. Doch es war niemand da. Nun erst bedachte er, dass er nach den wenigen Worten, die er verstanden hatte, kein weiteres Gespräch wahrgenommen hatte. Das junge Mädchen war gewiss nach einem kurzen Besuch bei ihrer »Base« bereits wieder fortgegangen.

Und Frau Claus selbst? Offenbar hatte auch diese ihr Häuschen verlassen, doch sie that es nicht, ohne ein eigenartiges Merkmal zu hinterlassen von ihrem rauhen Charakter, ihrer groben Lebensauffassung und ihrem Mangel an Erziehung. Das hat man von den Menschen, die niemals Verse oder Romane lesen.

Stell' dir vor, Leser, was das ungebildete Frauensmensch sich erlaubt hatte! Auf einem kleinen rohen Tisch, an den ein Stuhl herangeschoben stand, um zum Platznehmen einzuladen, lagen zwei Butterbröte von der uns bekannten Sorte auf einem Frühstückstellerchen, und standen mit dem Tellerchen auf einer höchst unmanierlich grossen Kumme Kaffee. Dieser Kaffe war ungefähr kalt, aber . . . im übrigen? Sollten nicht einige geschmacklose Realisten etwas wie Glut zu entdecken vermeinen in dieser Zurüstung? Wie schade,

nicht wahr, dass so eine Frau nicht in ihrer Jugend von dem bekannten »Pfarrer, der sofort bemerkte, dass was ‚d a r i n' steckte«, mit lateinischen Versen reinificiert war! Ohne Mass, Reim, Spondaeen oder Mythologie schrieen diese plumpen Butterbröte:

— Greif' zu, mein Junge! Du musst Hunger haben!

S o verstand Walther die Alexandriner von Frau Claus. Und er handelte flinkweg nach seiner Überzeugung, indem er sie mit Geschmack verschlang, wozu wohl einige Ausdauer nötig war, denn wahrlich . . . e i n Mundvoll mehr, und es wäre zu viel gewesen. Er fühlte sich gestärkt, und auch der lauwarme Kaffee that ihm gut. O, diese herrliche, herrliche Prosa! So ein Nachmittags-Frühstück . . .

Es ist auch wahr! Eigentlich hatte es im Plan gelegen, dass er gefrühstückt haben sollte bei . . .

Er entsetzte sich, und verfiel — jetzt weder durch Hunger noch durch Schlaf gequält — in Angst vor dem Ablauf seiner sonderbaren Unhäuslichkeit. Das Haus Petersen türmte sich wie eine verschlingende Wasserhose vor seiner Einbildung auf und vertrieb selbst das Bedürfnis nach Aufhellung all der Mysterien, die ihn umfingen.

Nach Hause? Er wagte es nicht!

Seine Mutter, Stoffel, seine Schwestern . . . sie alle stiegen auf wie Shakespearesche Hexen, mit krummen Nägeln, und mit ungekämmten Schlangen auf dem Kopf. Selbst Lene, sein gütiger Advokat sonst, würde verräterisch — wie bei Gelegenheit der Kartoffelgeschichte — von ihm abfallen und sagen:

— Ja, aber . . . siehst du, Walther, das ist auch keine anständige Manier! D i e s e s Mal muss ich wirklich deiner Mutter recht geben. Weisst du, was du thun musst? Bitte um Entschuldigung und sag', dass du es niemals wieder thun willst.

Ach, ach, Lene, du weisst nicht, was du sagst, Kind! Ich kann dir versichern, doppelt und dreifach, wenn man s o hin und her geschleudert ist . . .

Einen Augenblick dachte Walther an das vierte Tableau von dem »Verlorenen Sohn« . . . hm! Er wusste sehr gut, dass die Sache nicht auf Vergebung und Kalbfleisch hinauslaufen würde. »Vater — dies wurde »Mutter« hier, doch diese kleine Variante thut nichts zur Sache — Mutter und Stoffel also, ich habe gesündigt . . .

Sapperlot, ich habe nicht gesündigt! Nichts . . . auch nicht die Bohne! Hab' ich was verschwendet? Mein Erbteil? Keinen Deut! Hab' ich Wein umgestossen? Keinen Tropfen!

Die reine Wahrheit! Weder Fräulein Laps noch Frau Gooremest, was auch im übrigen diese beiden Damen gegen ihn haben konnten, hatten das Recht, ihn übermässiger Verschwendung anzuklagen. Und . . . Frau Claus? Diese hatte ihm, ungefordert-unzurückgewiesen doch, Kredit gegeben für Kaffee, Butterbröte und Logis — Taglogis nur, nun ja, aber dies konnte nun einmal nicht anders sein, weil die Nacht unwiderruflich vorbeigewesen war, als sie ihn auffischte von der Baumwurzel. Konnte er dies alles helfen? War er nun darum ‚prodigue', oder . . . ‚verloren' meinetwegen, wenn man sich eigensinnig an diesen Text halten will, der noch immer — Frau Petersen zufolge — der einzig wahre ist?

Walther fluchte noch einmal: sapperlot! Weiter wagte er diesmal nicht zu gehen, obwohl er regelrecht böse war. Er konnte nicht klug werden aus all seinen Sünden, und empfand dennoch, dass etwas an ihm haperte . . . denn nach Haus wagte er sich nicht.

Mit weiten Schritten lief er das enge Zimmer auf und nieder, und sprach oder dachte:

— Hab' ich Vergnügen gehabt? Nein! Hab' ich Gastmähler angerichtet mit vier Damen? Nein! Hab' ich Jagdhunde im Esssal rumlaufen lassen? Nein! Hab' ich all meine Güter auf Kamele gepackt? Nein! Hab' ich 'n schwarzen Diener gehabt, der mein Pferd hielt? Hab' ich mich draufgesetzt? Bin ich weggeritten . . .

Hier blieb er stecken. Von Kamelen und rosiggefärbten Jungfern fühlte er sich rein. Auch von Jagdhunden, Wein-

krügen und dem schwarzen Diener, aber . . . ein Pferd? Und . . . reiten?

Frau Claus war doch nicht verrückt, nicht betrunken! Hatte sie ihn auf einem Pferd gesehen . . . ja oder nein? Hatte er auf solchem Biest gesessen . . . ja oder nein? Wenn nicht, dann war auch das Mädchen in der Herberge nicht Femke gewesen! Dann war sie ebensowenig Sietske gewesen! Dann war auch der Krug kein Krug gewesen, der Schipper kein Schipper, Laps keine Laps, Liqueur kein Liqueur . . . dann war alles Schein, Blendwerk, Traum, Gaukelspiel, Wahn, Betrug, Raserei, Tollheit! Dann war auch das Standbild mit gekreuzten Armen und strengem Blick . . . o Gott, sollte auch das nichts gewesen sein als ein äffender Spuk?

Doch . . . dies war jetzt die Frage nicht. Die Frage war, wie er es anlegen müsste, um sich wieder einverleiben zu lassen beim Hause Petersen, zu dem er nun einmal von Gottes und Rechts wegen gehörte . . .

Er stippte die Krümel von seinem Teller, und rief, diesmal nicht ohne ein unziemliches seedeichsches Zwischenschiebsel:

— Ich wollte . . . . dass ich so 'n Krümel wär'! Dann wüsste ich wenigstens, wo ich hin müsste!

Und er steckte das Ding in den Mund.

Der erste Brotkrümel, der sich rühmen kann, beneidet worden zu sein von einem Herrn der Schöpfung!

— Nach . . . Amerika?

Das lachte ihm wohl zu. Wenn er nur im Besitz der berühmten hundert Gulden gewesen wäre, womit man — seiner Mutter zufolge — in diesem Lande »den Hochnäsigen spielen« konnte. Doch bei näherer Überlegung wurde ihm klar, dass auch diese erstaunliche Summe ihm nicht geholfen haben würde. Er konnte doch das Häuschen der Frau Claus nicht ungeschlossen der Habsucht der Vorübergehenden überlassen? Gott weiss, wer da alles so ermordet werden würde, wenn vorbeigehende Bösewichte es leer fänden und unbewacht!

Digitized by Google

Durfte er seinen Posten verlassen, er, der er anfänglich ausgezogen war — es ist ja auch wahr, aber es war ihm entfallen — gegen Räuber? Und, ohne nun gerade an Mord und Totschlag zu denken, wäre es nicht Mitschuld an Tempelschändung, Femkes Weihwasserbecken — und was dahinter steckte! — dem profanen Blick von Neugierigen blosszustellen!

— Nein, nein, rief er, und er nahm die Hausgötter zu Zeugen, ich geh' nicht nach Amerika!

Überdies, was sollte er da thun ohne . . . sie? Dass der Wohledle Herr Motto sich ganz allein davongemacht hatte, war seine Sache — ein jeder muss handeln nach seiner Überzeugung! — aber er, Walther, einen neuen Weltteil betreten, ohne beim Anlandgehen es ihr zu Füssen zu legen . . . ohne zu ihr zu sagen: trete nur ruhig darauf, dazu just habe ich es express erobert für dich . . . das niemals!

Amerika selbst würde damit nicht gedient sein! Was ist ein Ritter ohne Dame? Und welcher Weltteil war je zufrieden mit einem so mangelhaft ausgestatteten Eroberer?

Ach, die Sache war noch unmöglicher, als sie ihm anfangs erschienen war. Bei näherer Überlegung konnte er ebensowenig nach Amerika wie nach Hause . . . er hatte keinen Hut, keine Kappe, keine Mütze: Verblüfft schaute er umher, und sah nichts, das einer Kopfbedeckung glich. Ja, doch! Da hing eine nordholländisch-friesische Kappe auf einem Haubenstock, aber . . .

Die Thür wurde behutsam geöffnet, und eine unsichtbare Hand, die sich um den Rand bog, hielt Walther ein elegantes Mützchen vor . . . durchaus geeignet für Eroberer und junge Leute, die es werden wollen. Walther sperrte Mund und Augen auf, und stand da gleich einer bestürzten Bildsäule . . .

Seine Bestürzung war begründet. Er starrte das geheimnisvolle Mützchen an, und zweifelte wieder, ob er wach war. Der drollige Spuk schien an dem Rand der Thür zu kleben, doch unbeweglich war er nicht. Verwirrt fragte Walther, als hätte er mit einem lebenden Wesen zu thun:

— Wo kommst du her? Was willst du von mir?

Es war schon viel, dass er nicht, wie Luther dem Teufel, dem unschuldigen Gegenstand etwas an den Kopf keilte. Seinen Butterbrotteller zum Beispiel, der sich sehr eignete für solchen Wurf.

Es war Bewegung in der Thür, und auch die Mütze zitterte. Noch einmal fragte Walther ziemlich bestürzt — es klang in der That wie ein ‚vade retro!‘ — was sie wolle.

Wenn die Mütze selbst geantwortet hätte, würde er es in dem Augenblick nicht sonderbar gefunden haben. An Stelle dessen piepte ein bebendes Stimmchen hinter der Thür hervor:

— Ist Er noch ganz und gar nackend, junger Herr? Ich darf nicht 'reinkommen. Hier ist seine Mütze . . . nehm' Er sie nur an . . . wenn Er der Rechte ist, denn das muss ich erst wissen.

Walther beguckte sich. »Ich . . . nackend? Nein doch! Und . . . der Rechte? Bin ich der Rechte?« Dies schien er nicht zu wissen.

Er schritt zur Thür. Die Mütze verschwand und die Thür wurde zugezogen bis auf eine kleine Spalte.

— Wer ist da? Wer bist du? fragte er ungestüm.

— Ich bin die Humpeljette. Ist Er noch ganz und gar nackend, junger Herr? Ich bring' Ihm seine Mütze . . . wenn Er der Rechte ist!

Wütend riss Walter die Thür auf und schaute grimmig auf die sonderbare Botschafterin nieder.

Eine Hexe, eine wahre Hexe! Die Ähnlichkeit mit einer der Megären auf seinen Bilderbogen war frappierend.

Wieviel Überlegung nur muss es Fancy gekostet haben, diese Frau geboren werden zu lassen im erforderlichen Moment und sie achtzig Jahre am Leben zu erhalten — welchem Leben! — um da auf ihrem Posten zu sein mit einer Mütze in der Hand, just da er um so ein Kleidungsstück verlegen war. O dummer, undankbarer Walther! Denn:

— Was will sie? fragte er so rauh wie möglich.

Das arme missgestaltete Geschöpf stolperte erschreckt drei Humpelschritte hinteraus.

— Ist Er nicht nackend mehr? Wirklich nicht?

— Herrekrrristus, Weib — die lapsische Erstaunens-Terminologie hatte Schule gemacht — was willst du von mir?

Sie begaffte Walther vom Kopf bis zu den Füssen.

— Sie hatte gesagt, dass Er rote Lappen auf seinem Kragen hat . . .

— Was auf meinem Kragen?

— Rote Lappen! Und 'n Säbel!

— 'n Säbel? Wo? Was für 'n Säbel?

— Und dass sie Ihn unter die Pumpe gesetzt hätte . . .

Dies klang weniger unsinnig. Unter der Pumpe war er gewesen, in der That, und . . . nicht wenig! Doch was nun folgte, machte Walther wieder übelgelaunt.

. . . und ganz und gar ausgekleidet hätte . . . wie 'n Wurm. Und dass ich nicht 'reingehen sollte, weil sie nicht wüsste, ob Er seine Kleider schon anhätte. Wo ist sein Säbel?

Sie hielt die Mütze auf den Rücken, wie um zu erklären, dass sie sie nicht eher hergeben würde, ehe sie nicht den Säbel sähe.

Walther wusste nicht, was er sagen sollte, und begann wieder an seinem Verstand zu verzweifeln. Nach einigem Schweigen:

— Wer seid Ihr?

— Und wer ist Er denn, junger Herr? Ist Er der Matrose, der vom Pferd gefallen ist? Er sieht nicht aus wie 'n Matrose, und ich geb' Ihm die Mütze nicht! Frau Claus würde mich . . .

Der Name seiner gastfreien Brunnenfee brachte Walther zum Nachdenken. Er meinte eine Gelegenheit zu erspähen, dass er einiges Licht würde lenken können auf die Geheimnisse, die ihn verrückt zu machen drohten. Auf einmal den Ton ändernd, nötigte er die alte Frau, hineinzukommen. Sie gab dem zögernd Folge, blieb jedoch dabei, die Mütze gegen die Unterkante ihres Buckels anzudrücken.

Digitized by Google

— Erzählen Sie mir nun mal, sagte Walther so freundlich es ihm möglich war, was Sie hier wollen und wer Sie geschickt hat. Wollen Sie sich nicht setzen, Frau?

Und er schob ihr einen Stuhl zu. Aber sie konnte keinen Gebrauch davon machen. Sie war zu verdreht von Gestalt und überdies zu klein, um sich zur Ruhe niederzusetzen auf so gewöhnliche Weise.

— Ja, sitzen will ich wohl, aber das thu' ich auf meine eigene Manier. Hat Er nicht 'ne Füürkiek für mich? Die giebt mir Frau Claus auch immer, wenn ich hier essen komm', denn ich ess' hier dreimal in der Woche. Da steht eine . . .

Walther folgte der Richtung ihres Fingers, und sah an die drei Feuerstübchen aufeinandergestellt in der Ecke stehen. Er flog dahin, ergriff eine in den traditionellen fünf Löchern und setzte den Thron, der seiner Sybille als Dreifuss dienen sollte, hinter ihr nieder. Die Handbewegung, die nun zum Platznehmen einlud, war würdig, fromm, einnehmend, galant, mit einem Wort: altfränkisch-ritterlich. Wie anders? Diese Frau speiste dreimal in der Woche in dem Hause. Diese Frau kannte seine Femke. Diese Frau war also so hässlich nicht, so krumm nicht, so alt nicht, so hexig nicht, so lächerlich nicht, so abscheulich nicht! Diese Frau sass da wirklich ganz gut auf ihrer Füürkiek. Wer darüber spottete, musste ein Narr sein. Und auch er setzte sich nun, und nahm etwas von der Haltung der Notare an, wenn sie sich einen letzten Willen vorsagen lassen.

— Sie kommen also von Frau Claus?

— Ich muss erst wissen, wer Er ist, junger Herr?

— Walther Petersen.

— Das kann mir egal sein. Ist Er der junge Herr, der vom Pferd gefallen ist? Das muss ich wissen!

Walther sah nun ein, dass er, um etwas von Femke zu erfahren, wohl genötigt war, sich die Auszeichnung eines nie erlittenen Malheurs anzumassen. Und also:

— Ja, ja, ja . . . o gewiss, gewiss! Ich bin vom Pferd gefallen, wohl . . . sechsmal!

— Sie wusste nur von einmal! Aber . . . sechsmal, sagt Er? Er war also wirklich 'n bisschen betrunken?

— Ja, o ja, ich war betrunken . . . ganz mächtig!

— So? fragte das alte Mütterchen noch immer misstrauisch. Er war stark betrunken, sagt Er? Und wie kommt es denn, dass Er nicht ganz und gar nackend ist? Denn sie sagte, dass sie Ihn unter der Pumpe . . .

— Ich hab' mich wieder angezogen.

Dies schien die argwöhnische Frau nicht für absolut unmöglich zu halten. Doch auf einmal:

— Und seine roten Lappen dann? Wo hat Er die gelassen, he?

Aufs Geratewohl sagte Walther, dass »die Dinger« — er wusste wahrhaftig nicht, was sie meinte — in den Graben gefallen wären.

— Bitte, Frau, schmeichelte er so erweichend wie möglich, sagen Sie mir Ihre Botschaft nur! Ich bin wirklich vom Pferd gefallen und arg betrunken gewesen! Wirklich arg! Sie haben keinen Begriff davon, wie betrunken ich gewesen bin! Och, sagen Sie mir nu bitte Ihre Bestellung!

Sie liess sich bewegen. Glücklicherweise. Er wäre wahrhaftig im stande gewesen, sie zu streicheln, aber diese Unannehmlichkeit wurde ihm erspart, denn sie begann:

— Ich bin die alte Humpeljette, muss Er wissen, und wohne hinter den Planken bei der Mühle, und Frau Claus ist eigentlich 'ne Base von mir . . .

O Gott, diese Unzahl von Basen! Wenn Walthers Liebe einmal gehörig »gekrönt« wird, was bei mir steht . . .

Bei mir und bei . . . ihr: Fancy, Femke, oder wie müsste sie heissen? ‚Causalität' vielleicht?

. . . nun, ich will nur sagen, dass er dann auf einmal in eine sehr grosse Familie kommen würde.

— Ja, 'ne Nichte, oder . . . 'ne Base, oder . . . 'ne Tante vielleicht. Nein, ich bin ihre Tante. Wenn ich mein Bruder wär', könnte ich ihre Grosstante sein, oder . . . ihre Grossmutter. Und die kleine Fem ist nach mir genannt, oder

nach meiner Urgrossmutter eigentlich, denn in unserer Familie heissen wir allemal Fem oder Sietske. Und die Männer Sybrand oder Erik. Das wusste Er gewiss nicht, he?

— Sybrand?

— Ja . . . oder Erik! Aber ich wohn' hinter den Planken.

Auf einmal durchschoss Walther der Gedanke — zu früh war es nicht! — dass diese Frau verrückt sei. Und es war etwas daran. Doch nicht alles, was sie sagte, zeugte davon. Im Gegenteil, wer mit den Ursachen vertraut gewesen wäre, die ihre Eindrücke benebelten, würde vielleicht zu dem Ergebnis gekommen sein, dass ihr Verstand in einigen Augenblicken klarer war, als der von manchem andern. Niemand ist vollkommen verrückt.

— Hinter den Planken? fragte Walther.

— Ja, hinter den Planken von der Mühle. Denn da wohn' ich, weil es die Mühle von meinem Grossvater ist. Frag' Er nur alle Menschen, ob sie nicht gebaut ist von Erik Holsma . . . dem ‚Hünen'! Denn so wurde er genannt. Das war ein Kerl! Er konnte wohl gegen sechs solche an wie Er ist! Es ist eigentlich meine Mühle, aber ich geb' nix drum, wenn ich man hinter den Planken schlafen darf . . .

Notar Walther guckte fragend.

. . . ja, weil ich da auf 'n Freier warte. Er ist es nicht, aber Er hat Ähnlichkeit mit ihm. Und wenn Er ein anderer Kerl wäre . . . denn ein Kerl war er!

Sicher, die Frau war irre!

. . . 'n Freier, muss Er wissen! 'n schmucker Junge, der alles niederschlägt, was nichts taugt. Und der kriegt die Mühle von mir . . . 'ne oberdrehige. Mit Pilgeröcken*) halte ich mich nicht auf. Und Er?

Walther wurde verlegen. Was hatte er an solchem Gespräch? Zu wenig entwickelt noch, um sich zu interessieren für die Krankheitsgeschichte der Seele dieser Frau, suchte

*) N. d. Übers.: Charakteristische Fachbezeichnung der „deutschen" Mühle nach der Gestalt.

Digitized by Google

er ihre Aufmerksamkeit zurückzulenken auf die Dinge, die ihm wichtig waren.

— Ja, ja, 'ne oberdrehige, bekräftigte er, ohne zu wissen, was das für ein Ding war. Und was hat Frau Claus Ihnen gesagt, das Sie mir sagen sollen?

— Nu, sie hatte mich gerufen, dass ich mit ihr mitgehen sollte, um auf dem Kramsteg 'ne Mütze für Ihn zu kaufen, weil Er nackend war. 'ne Mütze von feinem Tuch, mit 'n Rand von allerlei Farben und 'ner Quaste von bunter Wolle. Der ‚Hüne' trug niemals eine andere. Denn, muss Er wissen, eigentlich war er Prinz und hiess Erich.

— Und was sagte Frau Claus

— Dass ich Ihm die Mütze geben sollte, aber nicht 'reingehen, weil Er ganz und gar nackend wär'. Und sie hätte so viel Wäschen ins Haus zu bringen. Und ich sollte Ihm sagen . . . wenn Er wach wär' . . . denn Er schliefe, sagte sie . . .

Das dürftige Geschöpf richtete sich am Tische auf und suchte zu sehen, was darauf lag.

. . . wenn Er nicht schliefe, sollte ich ihm sagen, dass Er . . . auf dem Tisch im Vorderhaus . . . das ist hier, weiss Er?

— Ja, ja, das ist hier!

— Da würde ein Butterbrot für Ihn stehen, und das sollte Er essen, sagte sie, wenn Er . . . wach wär'.

— Ja, gewiss, das sollte ich essen!

— Wenn Er wach wär'!

Noch immer strebte sie, das Butterbrot zu entdecken. Walther machte ihrer Untersuchung ein Ende durch die Versicherung, dass er die Intentionen von Frau Claus vollkommen begriffen und sich bereits dementsprechend betragen hätte. Sie hockte wieder nieder.

— Wenn Er wach wär', sagte sie. Aber sonst sollte ich nicht 'reingehen . . . wegen seiner Nackendheit, junger Herr! Er war auch nackend . . .

— Wer denn?

Digitized by Google

— Prinz Erich.

Walther zog die Schultern auf.

— Will Er die Geschichte hören? fragte sie.

— Nein, nein, danke schön! Und geben Sie mir die Mütze nur, dann können Sie gehen.

Er streckte die Hand nach der Mütze aus, aber sie zog diese schnell zurück.

— Ist Er der Junge, der vom Pferd gefallen ist?

— Na, gewiss doch! Her damit, die Mütze!

— Das will ich wohl nachlassen! rief sie. Nicht eher, als ich Ihn selbst vom Pferd fallen seh'. Ich muss es erst mit meinen eigenen Augen sehn. Denkt . . . Er . . . dass . . . ich . . . mall . . . bin?

Er wollte ihr das begehrte Objekt entreissen. Aber schneller, als er erwarten konnte, flog sie zur Thür hinaus und verschwand.

Und wiederum musste Walther sich fragen, ob er es mit einer Erscheinung zu thun gehabt hatte.

Er wurde müde des Ungewöhnlichen, und begann einzusehen, dass auch das Eintönig-Banale seine angenehme Seite hat. Mit etwas wie Heimweh fühlte er ein gewisses Verlangen nach der häuslichen Atmosphäre der Langeweile in sich aufsteigen.

— In Gottes Namen nach Haus, seufzte er, mit oder ohne Mütze, egal! Und . . . ich werde die Thür so gut wie möglich schliessen, denn hier kann ich es nicht länger aushalten!

Just wollte er daran gehen, dies Heldenstück zu vollführen, als die Thür aufs neue geöffnet wurde. Es trat jemand ein. Es war Dokters Kathrin. Walther erkannte sie nicht und begriff nichts davon, als sie ihm sagte, sie sei von Femke geschickt, um zu hören, wie es ihm ginge. Er sah die Botin einige Augenblicke forschend an. Endlich:

— Kommst . . . du . . . mich . . . nu . . . auch . . . noch . . . hier . . . zu . . . foppen?

— Och, junger Herr, ich komm' von Femke . . .

Digitized by Google

— Von . . . welcher . . . Femke! Ist . . . das . . . vielleicht . . . wieder . . . 'ne Grossmutter von dir, he?

Und mit drohender Geberde trat er einen Schritt vorwärts.

— Bist . . . du . . . die Deern . . . von . . . Hüne, dem Müller, he?

Wieder einen Schritt vorwärts. Und Kathrin einen zurück!

— Kommst . . . du . . . auch . . . hier . . . wieder kucken . . . ob ich . . . ganz und gar nackend . . . bin, he?

— Och, junger Herr, was 'n Quatsch!

— Willst du . . . mich . . . auch . . . vom Pferd fallen sehen, he?

Kathrin war zur Thür hinausgedrängt. Er folgte ihr mit geballten Fäusten.

— Aber . . . junger Herr . . . um Gotteswillen, was fehlt Ihnen?

— Was mir fehlt? Ich will nicht länger mich zum Narren halten lassen, das fehlt mir! Verstehst du das?

Sie wich jammernd zurück und lud hierdurch zur Verfolgung ein. Seine Wut nährte sich selbst, und mit abgemessen grossen Schritten — komisch zu sehen, doch für ihn der Massstab seiner Verwünschungen — drang er fortwährend auf sie ein. Sie legte rückwärts den Weg ab, den sie gekommen war, den Pfad hinunter durch die Bleichwiese.

— Och, lieber Jesus, wenn der Dokter man käm'!

— Für . . . was . . . hältst . . . du . . . mich?

— O Gott, o Gott . . .

— Was . . . denkst . . . du . . . von mir? Denkst . . . du . . . auch . . . dass . . . ich . . . besoffen . . . bin?

— Nein, nein, o nein . . . durchaus nicht!

— Oder verrückt?

— Himmel! Wo bleibt unser Dokter!

Zwei gleichlautende Rufe machten dem sonderbaren Wettlauf ein Ende. Atalante rief:

— Da, endlich, Gott sei Dank!

Meleager:

— Da, endlich, Gott sei Dank!

Der eine wurde die Kutsche von Doktor Holsma gewahr, die schnell angerollt kam. Der andere entdeckte, dass zwei Jungens, die in dem Graben nach Fröschen fischten, seine Mütze herausangelten.

Walther nahm ohne Umstände sein Eigentum zurück. Kathrin flog Holsma entgegen und gab mit Jammern Bericht von ihren Erlebnissen.

— Sollte es so schlimm sein? sagte der gute Mann.

Er näherte sich unserm Menschlehrling, der dabei war, seine Mütze von Modder und Wasserlinsen zu säubern, und sprach ihn an.

Walther sah erschreckt auf.

— So, mein Junge, bist du da? Nun, das trifft sich gut! Ich wollte dich fragen, ob du Lust hast, heute bei uns zum Essen zu kommen. Wir erwarten dich, und abends gehen wir dann vielleicht zusammen aus, wenigstens, wenn du Lust hast.

Das war der Ton, der erforderlich war!

Walther brach in Thränen aus — der Rückschlag von seiner Wut — und flog dem Doktor um den Hals.

— Wenn Sie erlauben, wenn Sie erlauben, Herr Dokter! Das ist denn auch gleich gut für meine Mutter!

Holsma winkte Kathrin, die — bange vor Walther — aus respektvoller Entfernung dem Schauspiel zusah.

— Gehn Sie zu Frau Petersen und sagen ihr, dass der junge Herr bei mir ist, und den ganzen Abend bleibt.

— Ja, rief Walther in Hast, und . . .

Der Arzt sah ihn forschend an. Er fürchtete, etwas von dem ihm gemeldeten Irrsinn antreffen zu sollen. Aber Walthers Auge prophezeite nichts Verdächtiges. Und seine Worte auch nicht:

— M'nheer, darf sie, bitte, dabei sagen . . .

— Nun, mein Junge, sag' es! Was soll sie dabei sagen? Was hast du auf dem Herzen?

— Dass ich . . . bei Ihnen gewesen bin . . . den ganzen, ganzen Tag!

Holsma bedachte sich einen Moment.

— Gewiss, sagte er, den ganzen Tag.

— Von heute Morgen . . . sieben Uhr ab?

— Ja, von sieben Uhr ab, wiederholte der Doktor.

— Ich hab' . . . bei Ihnen gefrühstückt?

— Gut, der junge Herr hat bei uns gefrühstückt. Gewiss, er hat bei uns gefrühstückt! Sie können mitfahren, Kathrin!

Und Walther in die Kutsche helfend, gab er dem Kutscher Befehl, vor dem Hause der Petersens zu halten, »wo das Mädchen eine Bestellung hätte«. Als er neben Walther Platz nahm, ergriff dieser seine Hand, und rief:

— Och, Herr Dokter, welches Glück, dass ich Sie sehe!

— Findst du? Es ist dennoch . . . reiner Zufall. Frau Claus ist . . .

— 'ne Base? fiel Walther hastig ein.

— Ja, und eine sehr brave Frau, antwortete Holsma mit einer Einfachheit, zu welcher Walther noch lange nicht im stande gewesen sein würde, wenn sie seine Base gewesen wäre.

— Sie ist unsere Base, und ich wollte sie besuchen. Dies thu' ich alle Woche . . . nicht als Doktor, sondern als Vetter. Du darfst da ruhig kommen, Junge! Du wirst nichts Böses da lernen.

— M'nheer, rief Walther — und er errötete — ich halt' so sehr viel von Femke!

— So? antwortete Holsma trocken. Ich auch.

Der Arzt, alle Zeichen einer Untersuchung sorgfältig verbergend, sprach über gleichgültige Dinge, und fand alsbald, dass seine Köchin sich geirrt hatte in der Diagnose. Zwar zeigte sich Walther aufgeregt und erschöpft zugleich, doch irgend etwas von Irrsinn war nicht vorhanden. Im Gegenteil. Holsma bemerkte, dass seine Seele am Wachsen

war. Und das musste wohl so sein. Fancy schien dabei, die Erde um ihn herum wegzugraben, ihn zu schütteln und zu geisseln, wie Gärtner mit Fruchtbäumen zu handeln pflegen, die sie besonderer Pflege wert erachten und die sie zum Tragen nötigen wollen. Dies nennen sie: »die vier Windstriche sehen lassen«.

L.

Femke, noch einmal Femke, und — nach einem rührenden Klagelied über den Tod zweier Genies — wieder Femke! Alles aufgeputzt mit teleologischen Bemerkungen über Pickel, Vaterlandsliebe, Charakter und fernere menschliche Schwachheiten.

Es ist mir in der That unmöglich, dem Leser mitzuteilen, welchen Weg Holsmas Kutscher einschlagen musste, um vom Aschthor aus den Kolveniersburgwall zu erreichen, und zwar so, dass er die noch immer nicht vom Schreck genesene Kathrin bei den Petersens absetzen konnte.

Pferd und Fuhrwerk blieben im rechten Augenblick stehen, um der Köchin Gelegenheit zum Aussteigen zu geben. Nicht ohne Angst schob sie an Walthers Knieen vorbei und schätzte sich glücklich, dass er ihr nicht einen Biss mitgab zum Abschied.

Walther schien zu meinen, dass jetzt der Augenblick angebrochen war, um Erklärungen zu geben und zu empfangen. Doch Holsma ging nicht darauf ein. Er zeigte wohl Freundlichkeit, aber keine Lust zu vertraulicher Mitteilung. Als der Junge mit einer konfusen Erzählung von seinen Begegnissen begann, fiel er ihm ins Wort:

— Und . . . ich habe gehört, du willst in den Handel gehen?

— Ja, Herr Dokter . . . übermorgen!

— Nun, das ist so übel nicht, wenn du nur in gute Hände fällst. Sie müssen dich viel arbeiten lassen! Das ist sehr von Nutzen für einen Jungen wie du . . .

Digitized by Google

Und, wie befürchtend, dass Walther geneigt werden möchte, sich für etwas Besonderes anzusehen:

. . . von Nutzen für jedermann, für alle jungen Leute! In deinen Jahren sind sie alle dasselbe, und haben gleiches Bedürfnis nach Arbeit und Anstrengung. Alle Jungens müssen viel arbeiten, und Mädchen auch, und . . . alle Menschen!

Walther kannte sich selbst nicht, und kam also nicht auf den Gedanken, dass der Doktor dabei war, ihm ein Heilmittel einzugeben. Doch wohl bemerkte er, dass die Zeit der Aufklärung noch nicht angebrochen war. Ohne nun gerade zu meinen, dass Holsma ihm diese geben könnte, war es ihm bereits eine Erleichterung gewesen, etwas erzählen zu dürfen von seinen Erlebnissen, wusste er denn auch noch nicht recht, wie er den lapsischen Anfall auf seine Tugend überspringen sollte, was doch sein ritterlicher Plan war.

Noch einmal begann er. Doch wiederum brach der Doktor seinen Bericht ab, indem er bereits bei den gebratenen Kartoffeln dazwischenwarf:

— Ach, solche kleinen Sachen überkommen jeden mal. Daran ist nichts Sonderbares. Hauptsache ist für einen jungen Menschen — und für alte Menschen auch! — dass sie viel arbeiten. Es scheint heute ziemlicher Wind zu sein . . .

Hiermit musste sich Walther zufrieden geben. Dass Wind wehte, ist die reine Wahrheit. Ach . . . hätte es gestern nur wehen wollen! Dann hätte es doch ein richtiges Wettsegeln gegeben auf dem Amstel. Dann würde nicht das Volk, das sich langweilte, aus fröhlichem Übermut nach dem Buttermarkt geströmt sein, um da . . .

Nicht doch! Dieser eine Laubfrosch von der Prinzess Erika konnte nicht entbehrt werden. Leser, bedenke mal . .

Nein, nein, es war sehr weise von der Vorsehung, dass gestern kein Seufzer an der Luft war. Ein Grad Atmosphärendruck weniger, und das Fenster wäre geschlossen gewesen! Die verhängnisvollen Folgen . . .

Wieder nicht wahr! Die ganze Sache war, ob so oder so ablaufend — von geringer Bedeutung.

Digitized by Google

Aber man sieht aus dem allen, dass die Dogmatik der Zwecke, das Studium der Bedeutungslehre der Aufdasse ein höchst schwieriges Fach ist.

Wenn Flüsse nicht warm gehalten würden durch ein Deckkleid von Eis, sagt jenes »naturwissenschaftliche Schulbuch«, würden sie . . . gefrieren. Vorsehungs-Prediger, da habt ihr in wenigen Worten die Charakteristik der Teleologie!

— Interessieren dich Malereien? fragte Holsma beim Aussteigen.

— O, gewiss, M'nheer!

— Nun, dann musst du mal im Seitenzimmer sehen, was da an der Wand hängt. Sieh dir nur alles behaglich an . . .

Der Doktor öffnete die Thür dieses Zimmers und nötigte Walther, dort einzutreten. Er selbst aber ging schnell durch den Gang und die Treppe hinauf, die zum Wohnzimmer führten, wahrscheinlich in der Absicht, seine Familie auf die Art und Weise vorzubereiten, wie Walther empfangen werden müsste. Darum diese Verweisung nach dem Seitenzimmer.

Unser kleiner Freund besah sich die Bilder, genoss aber wenig davon. Zu dem Verständnis guter Stücke fehlten bei ihm die nötigen Vorbedingungen. Und er war selbst zu ungeübt, um sich zu ärgern an der Ideenarmut, durch die sich die andern kaum voneinander unterscheiden. Bei »Ein Herr mit einem Hund und einem Hasen« sah er einen Herrn mit einem Hund und einem Hasen. Doch würde just er besser als mancher andere im stande gewesen sein, diesem einfältigen »Herrn« eine Geschichte hinzuzudichten und das Stück mit den Farben seiner Phantasie zu übermalen, wenn er nur eben Zeit gehabt hätte. Doch auf einmal bannte ihn ein Frauenbildnis . . . eine Königin, oder eine Fee, oder eine Zaubergöttin, oder eine Bürgermeisterstochter, oder 'ne Dame aus einem Buch . . .

Es war Femke!

Doch an Stelle der nordholländischen Kappe trug sie ein Diadem von glitzernden Steinen, nein . . . einen Strahlenkranz, nein . . . es war eine Krone von Sternen, oder . . .

— Vater und Mutter lassen dich rufen. Das Essen steht auf dem Tisch! Hast du keinen Schmerz von dem Fall?

Alle Götter, da kam nun auch die kleine Sietske und plagte ihn mit seinem fabelhaften Pferd! Sie konnte er doch nicht anfliegen, wie er es bei Kathrin gethan hatte! Überdies, sein olympischer Zorn war aufgebraucht! Er antwortete ziemlich ruhig, dass er nicht geritten hätte, und also . . .

— So? Nicht geritten? Nicht auf 'm Pferd gesessen? I, gewiss nicht! Ich meine, ob du noch Schmerzen hast von dem Fall auf unsern Tisch im Caféhaus! Gott, wie komisch! Und wenn du keine Schmerzen mehr spürst, und . . . ganz und gar wohl bist, gehn wir heut Abend zusammen aus. Vater, Mutter, Wilhelm, Hermann, du, ich . . . alle zusammen! Nach der Komödie, weisst du?

Das gescheite Ding liess erkennen, dass es die durch seinen Vater vorgeschriebene Kur gut begriffen hatte. Sie verschluckte das fatale Pferd wie ein Häppchen Zucker.

— Ausgehen? dröhnte Walther. Ganz gern, aber . . . meine Mutter!

— Das wird Vater schon gutmachen. Bekümmere dich darum nicht! Vater bringt immer alles zurecht. Komm' nur mit . . .

Noch in dem Gang, blieb Walther plötzlich stehen. Er winkte Sietske, führte sie zurück vor das Bildnis in dem Seitenzimmer, und fragte:

— Sietske, sag' mir, wer ist das?

— Nun, 'ne Ur-ur-urgrossmutter von uns.

— Aber es hat Ähnlichkeit mit . . .

— Mit Femke? Gewiss! Mit mir auch! Wir haben alle Ähnlichkeit miteinander. Wenn Hermann eine Amelander Kappe aufsetzt, kannst du ihn nicht von Fem unterscheiden. Komm' nun mit, wir dürfen Vater und Mutter nicht warten lassen.

Und ihn bei der Hand nehmend, zog sie ihn den Gang hindurch, die Treppe hinauf und ins Esszimmer hinein, wo

Digitized by Google

Walther mit der ruhigen Freundlichkeit bewillkommnet wurde, die von dem Doktor vorgeschrieben war. Während der Mahlzeit richtete man just genug das Wort an ihn, um ihn nicht befangen werden zu lassen, doch nicht genug, um dem Gedanken Nahrung zu geben, dass er der Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit sei. Als Sietske, wie um ihr langes Verweilen in dem Seitenzimmer zu entschuldigen, erzählte, dass Walther die Ähnlichkeit des alten Portraits mit Femke bemerkt hatte, sagte Holsma nüchtern:

— Ja, da ist wohl etwas dran, aber unsere kleine Fem ist nicht so schön. Daran fehlt viel!

Hu, eine trockene Douche!

Walther hatte niemals daran gedacht, ob Femke schön oder hässlich war. Er meinte nur, dass ein Mangel am . . . Höchsten bestehen müsste in allem, was nicht ihr glich. Und dieses »Höchste« offenbarte sich . . . in ihren Zügen nicht, sondern in den Empfindungen, die er ziemlich eigenmächtig mit diesen Zügen verband. Als er auf seinem letzten Examen das schwierige Rechenexempel löste, war es Femke oder etwas von Femke, das ihm anwies, wo der verborgene Knoten lag, und als er einmal gerechnet hatte: »sieben mal neun ist vierundfünfzig«, hatte die Gnade von Fräulein Laps seinem Denkvermögen im Wege gesessen, wie ein Sandkorn den Räderchen eines feinen Uhrwerks. Seine vermeintliche Liebe war zur Einheit geworden mit der Lust zum Wissen, Kennen und Begreifen, und darum fügte es ihm einen Stoss zu — ihm, der unter Anrufung von Femkes Namen der Erste geworden war auf Pennewips Schule — etwas erheben zu hören über sie. Wenn der Dokter nur mal 'n ordentliches Examen zu überstehen hätte, meinte er, dann würde er wohl anders urteilen über Femkes »Schönheit«. Herrlich schön war das Bildnis, o sicher! Aber lag nicht gerade hierin ein Grund, dass es so genau ihr glich? Und das Diadem, oder was war es? Nun, so ein Ding würde er doch auch ih aufsetzen, sobald er . . .

Ja, wann?

Gut! Einmal würde die Zeit kommen. Und dann könnte sie zehn Diademe kriegen für eins, obwohl es noch immer die Frage bleiben würde, ob ein ganzes Firmament ihr besser stehen würde als eine nordholländische Kappe.

Doch all diese Überlegungen — dann und wann abgebrochen durch: »willst du etwas Sauce, Walther?« oder: »magst du Schalotten zu deinem Fleisch?« — betraten die Welt nicht. Sie blieben wie Klausner eingeschlossen in der Zelle, wo sie geboren wurden, und brüteten da, und gärten, und kochten . . .

— Viel Pfeffer ist nicht gut für dich, sagte Holsma.

Ach, gerade war er an einem stark gewürzten: »sie hat mich ‚Bruder' genannt!« Und — sonderbar nicht, aber doch überraschend für ihn! — auf einmal fand er, dass das deutsche Wort ‚Bruder' besser bei Diademen und Sternenkränzen passte, als bei einem Kopfputz, der auch von Milchbäuerinnen getragen wird. Besser bei dem Portrait als bei einer . . . Dame mit Schwielen in den Händen. Denn die hatte Femke, und Dame war sie dennoch: die seine! Ach, hätte sie nur lieber: ‚brur' gesagt, holländisch! Doch . . . dabei hätte wieder die königliche Elisabeths-Haltung nicht gestanden. So würde doch auch das Portrait in dem Seitenzimmer die Hand ausstrecken . . . wenn ein Portrait die Hand ausstrecken könnte. Kuck', so:

Und Walther machte eine ziemlich linkische Bewegung, womit er auf eine Schüssel hinzuweisen schien.

— Salat? fragte Sietske.

Die Verwirrung, die hieraus entstand, wurde wieder gut gemacht durch ein paar einfache Worte der Mutter über das Wetter, in Verbindung stehend mit dem geplanten Ausgehen diesen Abend.

— Es wird recht voll sein auf dem Weg, Junge. Jeder will gern Könige und Prinzen sehen. Es ist ja auch wahr, wir haben unsern Gast noch nicht gefragt, ob er Lust zu der Sache hat. Unser Plan ist, in die Komödie zu gehen. Du willst doch wohl mit, kleiner Mann?

Die Antwort lässt sich erraten. Walther war entzückt. Er war noch niemals in einem Theater gewesen und verlangte feurig nach unechten Söhnen. Dass die Vorstellung durch die Gegenwart einer Gruppe geliebter Souveräne noch einen Extraglanz erhalten sollte, rührte ihn weniger. Er hätte zehn Könige drangegeben für einen Baron, der nach den Regeln der Kunst ein Mädchen verführt. »So nennt man solches«, hatte Stoffel gesagt, und Walther hatte sich diese terminologische Beschlagenheit angeeignet, nicht ohne seiner eigenen Tugend mit Jubel zu begegnen. Denn — da ging ihm ein Licht auf! — er hatte sich mit Fräulein Laps nicht betragen wie ein schlechter Baron, im entferntesten nicht! Er war auf dem Pfade der Tugend geblieben . . . so nennt man solches! Und sie würde ihm sehr dankbar sein . . . ihm!

Ihm und dem Laubfrosch gewiss!

— Wir werden die Hälfte der Souveräne von Europa sehen, sagte Holsma, und Dutzende von Kandidaten, die vielleicht niemals . . .

Walther kannte dies Wort wieder nicht anders als in dem Sinn von künftigen Predigern. Er gab halblaut seine Befremdung zu erkennen, dass solche Personen die Komödie besuchten . . .

— I nein, sagte Sietske, ein Kandidat ist jemand, der . . . etwas werden will. König zum Beispiel.

Walther fühlte sich allerkandidatst.

Hierauf erzählte Wilhelm ihm aus seinen ‚Antiquitates Romanae' etwas über weisse Kleider, das ihm an sich nicht das mindeste Interesse einflösste, doch wiederum in ihm die alte Saite des Kummers über seinen Wissensmangel in Schwingung versetzte. Dies leitete seine Gedanken auf die verflossene Schulzeit — er hatte doch wahrlich sein Bestes gethan! — auf sein Haus, auf seine gewohnte Umgebung, und mit Angst erinnerte er den Doktor an die Ungehaltenheit seiner Mutter, wenn er lange ausbliebe. Holsma versprach ihm, seine Familie besuchen zu wollen, um sie zu beruhigen, wozu vor dem Aufbruch nach der Komödie noch

reichlich Zeit war. Auf hohen Befehl nämlich sollte die Vorstellung zwei Stunden später beginnen als gewöhnlich. Die Souveräne hatten dies so wegen der Wärme bestimmt. Auch hierin hatte sich der Einfluss der Pfalzgräfin geltend gemacht. Ei, warum? Wieder Teleologie!

Ich erinnere mich nicht, ob ich den Schusterjungen, der ganz in der Frühe dieses Tages sich in Hofangelegenheiten so besonders auf der Höhe zeigte, habe sagen lassen, dass ihr hochgeborenes Gesicht voller Pickel war. Wenn ja, dann habe ich entweder ihn verleumdet, oder die Pfalzgräfin selbst. Ihr Antlitz — das doch nicht kleiner war als das von anderen Leuten — konnte im Hinblick auf die mittlere Ausdehnung eines Pickels mit Bequemlichkeit für die Beherbergung einer Hundertanzahl Platz anbieten. Da sie jetzt nur im Besitz von siebenzehn war — der Leser sieht, dass mein Mangel an Lokalgedächtnis reichlich aufgewogen wird durch Genauigkeitssinn in Ziffern — konnte man nur mit grober Vergewaltigung der Wahrheit behaupten, dass sie voll Pickeln sass. Seit vielen Jahren waren siebenzehn schwarze Pflästerchen vollkommen zureichend gewesen, um ebensoviele Übelstände umzugestalten in siebenzehn verzweifelte Beiträge zur Schönheit.

Doch siehe, unlängst hatte ein Coiffeur zu Paris — einer von meinen allzu zahlreichen Kollegen in Genialität — eine Erfindung gemacht, die ihre ‚tour du monde‘ beginnen wollte und das Gesicht der Pfalzgräfin als Ausgangspunkt gewählt hatte. Bis dahin hatte man sich barbarischerweise mit ‚mouches‘ von schwarzer Seide begnügt. Fortan sollte jeder, der sich und seiner Gesellschaft Achtung entgegenbrachte, sich mouchetieren mit Pflästerchen von grünlichbraunem Sammet. Der Erfinder war vor Entzückung gestorben, und hatte auf seinem Sterbebett noch eben die Zeit, seinen Sohn — der auch sogleich starb vor Entzücken — zum Mitwisser des Geheimnisses zu machen. Nach aller menschlichen Berechnung also musste die Sache den Weg des griechischen Feuers und der billigen Lebensmittel gehen . . .

Der Teufel, der dem menschlichen Geschlecht diesen Possen zu spielen gedachte, hatte nicht mit der Scharfsinnigkeit der Pfalzgräfin und dem Eifer der Diplomatie gerechnet. Die brave Frau lebte noch nicht in dem Augenblick, als das Rezept von dem merkwürdigen Feuer verloren ging, und ist also für diese Kalamität nicht verantwortlich. Auch die Teuerung der Lebensmittel darf ihr nicht zum Vorwurf gemacht werden, da doch wohl jeder einsieht, dass sie das Recht nicht hatte, hoch- und wohlgeborene Staatsmänner in solcher kleinlichen Notdurftsangelegenheit an die Arbeit zu setzen. Aber . . . diese Pflästerchen! Seit langem hatte sie von der Diplomatie die Schwangerschaft dieses alten Pomadenrats observieren lassen, und als er in den letzten Zügen allein zu sein meinte mit seinem gleichfalls sterbenden Sohn, fing ein Ambassadeur das Geheimnis auf. Er hatte seine nicht sehr starkleibige Persönlichkeit zu verbergen gewusst — wofür die Kleinheit nicht dienlich ist! — hinter einem Medizinfläschchen. Auch er selbst hatte einige Mühe, nicht zu sterben, aber die Notwendigkeit, seine erhabene Gebieterin glücklich zu machen, nötigte ihn, seine allzu tödlichen Entzückungen zu beherrschen und noch lange genug am Leben zu bleiben, um ihr Einsicht zu geben in das entdeckte Naturgeheimnis. Darauf sank er wie ein altgriechischer Siegesbotschafter jauchzend zusammen. Sie selbst jedoch verendete nicht. Ei, was sollte sie dann wohl mit ihren Pflästerchen beginnen?

Just heute Abend — der letzte von Walthers kurzer Windstrichperiode — sollte die Sache der Feuerprobe unterworfen werden. Die Huldigung der Souveräne war das Mensch gewöhnt. Der eigentliche Reiz bestand diesmal in der Bezauberung des Volkes, »de ce bon beuble«, wie sie das Parterre in Augenblicken guter Verdauung nannte. Man sollte jauchzen, anbeten, in Ohnmacht fallen beim Anschauen und Geniessen der neumodischen Pflästerchen von grünlichbraunem Sammet!

Aber, o weh, auch diese Pflästerchen — wie vollkommen

im übrigen — teilten insoweit das Los aller irdischen Dinge, dass sie einen verwundbaren Punkt boten. Der Satan . . . nein, ich kann wirklich nicht sagen, wer da die Hand im Spiele hatte, doch sicher ist, dass die neuen ‚mouches‘ nicht so gut wie die alten gegen die Wärme standhielten. Durch eine allergeheimnisvollst-chemische Zersetzung des Farbstoffes vertauschten die Tinten ihre Rollen, so dass die Grünlichkeit braun wurde, und die Bräunlichkeit gıün. Hätte der alte Schaumschläger eine Sekunde länger gelebt, noch einen Augenblick weitergeboren . . . wäre ein zweiter Diplomat von scharfem Gehör gegenwärtig gewesen bei dem Sterbewochenbett — hinter der Bettquaste war wohl noch für zehn Diplomaten Platz! — dann vielleicht . . . wer weiss . . .

Doch dies war nun einmal nicht so! Die Sammetpflästerchen konnten nicht gegen die Wärme an, und das Verhütungsmittel gegen diesen Mangel war unwiderruflich zu Grabe.

Der Oberhofmeteorolog hatte versichert, dass im Sommer die Abendstunden von neun Uhr bis nach Mitternacht kühler wären wie die von sieben bis elf. Der dabei ganz genau ausgerechnete Gradunterschied — just die paar Grädchen, die die Pflästerchen nötig hatten! — war Ursache, dass unsere spendable Palatine dem Kammerdiener des Kaisers die Hand von einer . . . Grafschaft versprach, wenn er S. M. weismachen könnte, dass des Abends vor neun Uhr ein ganz ungesunder Wind in der Leidschen Strasse wehe.

Der Kammerdiener ist ordnungsgemäss mit seiner Grafschaft ins Eheverhältnis geraten, und dies ist der Grund, warum Doktor Holsma noch vollauf Zeit hatte, Walthers Mutter vor Angehen des Theaters zu besuchen.

Doch die Hinausschiebung des Anfangs der Vorstellung war nicht die einzige Folge dieser wahrhaften Geschichte. Nach Holsmas Weggang vernahm Walther dies und jenes, das ihm Interesse einflösste, weil Femkes Name dabei genannt wurde. Auch sie würde das Theater besuchen, wurde gesagt, und aus den Gesprächen am Theetisch wurde ihm

klar, dass das Verhältnis zwischen der Familie, die ihm so ansehnlich erschienen war, und dem verhältnismässig armen Bleichmädchen ein sehr angenehmes war. Mevrouw Holsma liess sie durch Sietske nötigen, hineinzukommen, doch sie antwortete, dass sie lieber bei dem kleinen Erich bleiben wollte, mit dem sie gerade so nett am Spielen wäre.

»Erich?« dachte Walther.

— Das erwartete ich wohl, sagte Mevrouw Holsma. Darum war sie auch heut Mittag nicht bei Tisch. Sie bleibt lieber bei dem kleinen Jungen am Bett.

— Auch gefällt ihr unser Essen nicht. Sie klagt, dass wir zu lange zu Tische sitzen.

— Die Komödie wird ihr auch nicht gefallen, war Wilhelms Meinung. Sie ist ein gutes Mädchen, aber sie besteht doch 'n bisschen steif auf ihr Stück, findest du nicht, Mama?

— Jeder muss handeln nach seiner Überzeugung und darf handeln nach seinem Geschmack, sagte die Mutter. Fem ist zu brav und zu tüchtig, als dass man sie zu etwas zwingen möchte.

— Zwingen würde sie sich auch nicht lassen! war hierauf die allgemeine Ansicht.

— Freilich nicht! Ein Glück, dass es nicht nötig ist. Es ist noch immer die Frage, ob sie heute Abend kommen will. Ich selbst ginge auch lieber nicht, aber es muss wohl sein!

Walther bemerkte, dass ein besonderer Grund bestand, warum die Mutter, die »sonst lieber bei dem kleinen Erich bliebe, der die Masern hatte«, diesmal die Familie begleitete nach dem Leidschen Platz. Nur ein kleines Stündchen würde sie bleiben, wurde gesagt, und dann mit Onkel Sybrand heimkehren, um Femke im Kinderzimmer abzulösen. Dieser würde dann mit dem Mädchen zurückkommen. »Wenn sie will«, wurde jedesmal hinzugesetzt, als wenn man dies immer noch zweifelhaft fände.

— Ich nenne das Eigensinn! sagte Wilhelm. Sie will

auch kein gehöriges Kleid anziehen und mit uns auf und nieder gehen . . .

— Ja, antwortete die Mutter, eine Dame will sie nun einmal nicht werden. Was ist daran zu thun?

— Eigensinn!

— Das ist nicht sicher! Sie ist sehr verständig, und sieht vielleicht ein, dass das Verhältnis zu ihrer Mutter ein unangenehmes werden würde, wenn sie ihren Stand änderte.

— Und zu Tante Siet! rief Hermann.

Das ist sicher die »Humpeljette«, kommentierte Walther schweigend. Und: »ne sonderbare Familie!« dachte er dabei.

— Überdies, fuhr die Mutter fort, den Stand zu verändern, das ist nicht so leicht! Hierzu ist mehr von nöten als Kleider . . .

Ach ja, dachte Walther, man muss unter anderm auch wissen, was Schalotten sind, und wie man solche Artischocke isst! Denn über diese zwei Vornehmheiten war er eben gestrauchelt.

. . . wenn unsere Fem das gewollt hätte — oder lieber, wenn ihre Mutter es gewollt hätte, als Femke noch ein Kind war — dann hätten wir damit ganz früh beginnen müssen. Aber Base Claus würde sie sicher nicht aus den Händen gegeben haben. Sie hatte zuviel Herz dazu. Und nun hat Femke zuviel Herz, um zu bedauern, dass sie nur ein Bleichmädchen ist.

— Sie ist . . . eminent stolz! sagte Wilhelm, nicht unzufrieden, dass er dies schöne Adverbium mal ordentlich anbringen konnte.

— Ja, sie ist . . . sehr stolz, korrigierte die Mutter. Zu stolz, um etwas anderes sein zu wollen, als sie ist. Sie würde nicht tauschen wollen mit einer Prinzessin . . .

Tauschen? Nein! dachte Walther. Aber . . . selbst Prinzessin sein, Königin, Kaiserin . . . und das alles durch ihn? Das würde ganz was anderes sein! Er fand den Unterschied . . . eminent! Und wenn all diese Dinge ganz und gar nach seinem Sinn geregelt waren, dann . . . nun ja, dann

mochte Prinzess Femke ihre Stellung mit einem Bleichmädchen tauschen! Denn . . . was giebt wahre Liebe um Stand?

So liess er sich foppen durch seinen noch immer kindischen und also sehr unvollkommenen Hochmut. Und darum nannte ich seine Liebe: sogenannt. Er musste noch viel wachsen, ehe er völlig die Höhe erreichte, darauf vorübergehende Empfindungen ihn für einen Augenblick stellten.

— Und, fragte Hermann, wir werden im Parterre sitzen heut Abend?

— Ja, die Loge ist . . . enteignet, antwortete Mevrouw Holsma lachend. Das muss man übrig haben für Souveräne. Die ganze Theaterdirektion sinkt heute Abend ins Parterre hinab, und vielleicht selbst der Bürgermeister.

— Er muss den Kaiser empfangen und hineingeleiten.

— Ja, und wird dann vielleicht eingeladen, Platz zu nehmen in der kaiserlichen Loge . . .

— Dann kann er S. M. das Stück auslegen . . . den »Floris«! Und S. M. kann daraus lernen, was die Pflichten sind von Fürsten . . .

— Und von Völkern!

— Und von Dichtern!

— Und dass man niemals einen Souverän ermorden darf!

— Diese Maxime wird S. M. sehr angenehm sein! Sie ist ausserordentlich gesund für Könige und Kaiser.

— Wenn er die Sache nur gut erfasst!

— Wir wollen hoffen, dass der Dichter für eine deutliche französische Übersetzung gesorgt hat!

— Wenn S. M. nur weiss, bei welchen Passagen er danken muss mit einem Nicken.

— Unser Bürgermeister wird ihm schon einen Wink geben.

— Gewiss, »Sire, passen Sie auf, das geht Sie an!« Und dann muss der Kaiser so thun, als wenn er was von dem Stück verstände. Was für ein trauriges Metier!

— Was muss er wohl denken von unsern Dichtern!

— Und von unserer Vaterlandsliebe!

— Und von unserm Charakter!

— Ach, solche hochgestellten Personen sind an Niedrigkeit gewöhnt. Was nicht kriecht, kommt nicht zu ihnen.

— Es muss ihnen sehr schwer fallen, die Menschheit zu achten. Sie sehen immer das hässlichste davon, und sind wohl genötigt, den Rest danach zu bemessen.

— Gewiss hat man dem Kaiser weisgemacht, dass dieser Bilderdijk ein gehöriger Kerl ist!

— Natürlich! Der niederländische Taschen- oder Hausbarde! Der amsterdamsche Ossian! Der Volksleiermann par excellence!

Und die ganze Familie brach in Lachen aus. Wilhelm erzählte nun etwas von einem römischen Kaiser, der dem menschlichen Geschlecht einen Kopf wünschte, um es enthaupten zu können mit einem Schlag . . .

— Es klingt barsch, sagte Onkel Sybrand, der eintretend die letzten Worte gehört hatte. Aber als Einfall des Moments ist solche Äusserung begreiflich. Die Zeit ist nahe, dass die Völker ein gleiches Los den Souveränen wünschen werden, und mit ebensowenig oder ebensoviel Recht. Man kennt sich nicht! Höflinge und Büchermacher säen Missverständnis.

— Bleibt's beim »Floris«?

— Nein, Gott sei Dank! Die Souveräne werden traktiert werden mit der »Scylla« von Rotgans und einem »Chloris und Röschen« hinterdran. Man wird ihnen erzählen, dass das Trauerspiel ganz und gar über den Leisten der französischen »Schule« geschlagen ist! Also wird es wohl gut sein! Und die »Cloris«? Nun, das ist eine ‚Idylle'. Eine arkadisch-nieder-niedrig- und tiefländische ‚bergerie'! Virgilius ins Amsterdamsche übersetzt! O, Meliboe, deus nobis haec . . . Ekloge mit Wadenschnallen fecit! An Stelle des Neujahrswunsches kriegen wir eine ‚harangue'. Der elegante Thomasvaer wird Gott zum Zeugen anrufen, dass das niederländische Herz, frei von Schmerz, unerschrocken

mit dem Schicksal treibet Scherz, und »op straat« in der That feurig »slaat« für jeden fremden »potentaat«. Glaubt mir, Jungens, dieser Caligula war so übel nicht!

Walther begriff nicht alles, was da gesprochen wurde. Aber er hörte doch wieder viel Neues, das war sicher. Und . . . Scylla? Sollte das eine unechte Tochter sein? Oder wäre es vielleicht der Name von der alten Frau, die im Hinterspätherbst ihres Lebens durch die Gütigkeit eines steinreichen Barons zurückgebracht wurde auf den Pfad der Tugend? So nennt man solches.

Mevrouw liess die Familie sich fertig machen, um Papa nicht warten zu lassen, wenn er zurückkehrte von seinem Besuch bei den Petersens. Dies geschah, so dass man sich schon beizeiten nach dem Gebäude verfügen konnte, das »mit hohem Schwur Apollo geweiht« war. »Der Künste Gott« hatte in diesen Tagen wahrlich gute Zeiten, und dies ist noch so.

Holsma versicherte Walther, dass die Angelegenheit mit seiner Mutter »vollkommen in Ordnung« wäre, und er konnte sich also ungehindert dem seiner wartenden Genuss hingeben. Die höchst unechte Scylla . . . in der Komödie sitzen . . . morgen sich erinnern können, dass er in der Komödie gesessen h a t t e . . . merkwürdigen Dingen beiwohnen — ganz was anderes noch als Artischocken! — und . . . nun ja, all die Kaiser und Könige wollte er auch wohl sehen, aber die erhoffte Unechtheit von Scylla blieb ihm doch die Hauptsache.

Sonderbar, nicht wahr, dass er bei all den erwarteten Herrlichkeiten so wenig an die Möglichkeit dachte, dass er über einige Stunden Femken in seiner Nähe sehen könne!

War daran Wilhelm schuld, den er beim Einsteigen in eins der Fuhrwerke hatte murmeln hören:

— Was mich angeht, mir ist es ganz recht, dass sie wegbleibt! Ich bedanke mich dafür, von Studenten neben einer Bauerndeern gesehen zu werden. Wenn ich krasser

Digitized by Google

Fuchs werde im September, würden sie mir es einträнken, das ist sicher!

Walther begriff weder was von der Wilhelm drohenden Metamorphose noch die dazugehörige »Eintränkung«. Doch . . . Bauerndeern?

Er suchte einen Vergleich mit seinem Gewissen zu stande zu bringen, indem er sich sowohl von Furcht als von Hoffnung fernhielt. Und das Loch, das die erkünstelte Gleichgültigkeit in seinem Gemüt offenliess, trachtete er mit dem feurigen Verlangen nach Scyllas Unechtheit zuzustopfen.

O weh! Lohnte es sich wohl der Mühe für das Mädchen in Frau Gooremests Krug, die Hand auszustrecken wie eine Königin, wenn es nun schon wieder verleugnet wurde wegen . . . wegen was eigentlich? Femkes Kostüm war weniger lächerlich als die Modekupfer der Zeit. Wäre sie in der That gekleidet gewesen nach der Gewohnheit von Bauernmädchen, die sich noch alberner aufputzten, als eine Pariser Modistin ersinnen kann . . . aber dies war der Fall nicht. Und darin lag auch keineswegs der Grund von Wilhelms hässlicher Hoffahrt. Femkes Schuld war schwerwiegender als das. Sie sah aus wie ein Mädchen, das mit seinen Händen den Unterhalt verdient. Siehe da den Greuel, der alle Studenten ärgern würde!

Und — ganz im Vorbeigehen, wollen wir hoffen — Walther fühlte sich angesteckt durch diese Kinderei. Es war schade, es war ärgerlich, es war kleinlich und undichterisch, aber — o Caligula! — wir sind so! Und wer jedem das Haupt abschlagen wollte, der sich jemals solche . . . Menschlichkeit zu Schulden kommen liess, würde viel zu thun haben. Bei vollständig Wilden, wo Könige ihr eigenes Holz hacken, findet man wieder andere Fehler, die ebenso unerfreulich sind.

LI.

Texterklärung des Ovid durch Wilhelm Holsma. Idem durch Rotgans und den Autor. Konflikt auf dem Leidschen Platz zwischen zwei Potentaten: Napoleon I. und Minos von Kreta.

Erfolgsverdienst, dem sie sich weihn mit feilem Schwur,
Weckt im armsel'gen Chor das Niederträcht'ge nur.

Unterwegs stellte sich Wilhelm soviel wie möglich in den Vordergrund, indem er Erläuterungen zu dem Stück lieferte, das man gleich zu sehen kriegen sollte. Dies kam ihm notwendig vor, »weil Verse so schwer zu begreifen sind, wenn man nicht vorausweiss, was der Dichter hat sagen wollen«. Ich bin so frei, diese Eigentümlichkeit der »Sprache der Götter« — es liegt ein »Rotgans« in quarto vor mir — kostbar zu nennen.

Aber auch der eingebildete Wilhelm kannte Scylla nur aus seinem Ovid — ohne unsern holländischen Singschwan würde ich das Mensch überhaupt nicht kennen — und dies gab ihm erwünschten Anlass, seinen Bericht gehörig mit Citaten zu spicken, die wohl einige Chance hatten, begriffen zu werden, weil man durch das Rumpeln des Wagens nicht hören konnte, dass er Latein sprach. Hier gebe ich euch etwas von seiner Erzählung . . . frei übersetzt.

Minos war König von Kreta und böse auf die Athener, weil er sie für mitschuldig hielt des Mordes an seinem Sohn Androgeos. Krieg also. Mit seinem Heere auf dem Wege nach dem Hauptsitz des Feindes, stiess er auf eine Stadt, die

Digitized by Google

in einer Richtung mindestens dreihunderteinundsechzig Erdkugelgrade breit gewesen sein muss, denn rechts und links war kein Raum, um vorbei zu ziehen. Sie musste also belagert werden. Einzelne bezweifeln diese Ausgedehntheit und behaupten, dass die kriegswissenschaftliche Liebhaberei dieser Tage vorschrieb, mit Pfeil und Bogen auf Mauern zu schiessen, konnte man auch vorbeikommen. Dies brachte viel Kriegsruhm ein, und gab zugleich dem Feinde Gelegenheit, auch seinerseits eine Festung zu belagern, woraus die erfreuliche Möglichkeit entstand, dass an zwei Seiten zugleich Siege errungen wurden. Die Tradition dieser Art von Kriegführung, wobei die Kriegsleute sich so lange wie möglich aus dem Wege laufen, ist bis heute bewahrt geblieben. Nur einzelne Schafsköpfe — Napoleon I. zum Beispiel — hielten sich nicht mit dem Beschiessen von Festungen auf, und die Garnisonen ergeben sich in solchem Fall — bis auf die Kriegsehre natürlich — unversehrt, ohne andere Heldenthaten verrichtet zu haben als die Hervorhebung der Möglichkeit, dass sie Ratten und Mäuse gegessen haben würden . . . wenn sie belagert worden wären.

Die Stadt, mit deren Umzingelung König Minos sich vergnügte, war zugleich ein ganzes Reich, hiess Megara oder Alkathoë und wurde regiert von einem gewissen Nisus, einem höchst braven Mann, der an dem Tod von Androgeos ebensowenig schuld hatte wie der Leser und ich. Eigentlich wäre Minos — vor allem in seiner Qualität als anstehender Seelenrichter in der Unterwelt — billigkeitshalber verpflichtet gewesen, die Sache etwas gründlicher zu untersuchen, bevor er so übereilt das Lager aufschlug vor Alkathoë. Aber man ist nicht vollkommen.

König Nisus war im Besitz von zwei Merkwürdigkeiten. Er hatte eine indelikate Tochter — die Scylla des Stückes — und 'n purpurnes Härchen auf seinem Kopf, oder ein purpurnes Härchen, oder nur ein Härchen, das purpurn war von Farbe. Der Leser darf wählen zwischen diesen drei Möglichkeiten, die von Wilhelm, Rotgans und Ovidius unentschieden

gelassen werden. Wer nun meinen will, dass dieser Fürst bis auf dies eine Härchen kahl war, hat die Freiheit dazu. Auch ist es erlaubt, sich den Mann vorzustellen als prunkend mit einem dicken Haarbusch von gewöhnlicher Farbe — schneeweiss kleidet antike Könige am besten — ausgenommen das eine purpurne Härchen . . . kurzum, es war ein einzig dastehendes und sehr kostbares Exemplar. Dies war den Unterthanen von König Nisus — nach der letzten Volkszählung hatte er, ihn selbst mitgerechnet, drei Dutzend — sehr wohl bekannt. Stadt und Reich waren stolz auf dies Härchen, mehr als stolz: es war eine Bürgschaft für Wohlfahrt, ein Pfand des Wohlwollens der Götter, ein Palladium. Etwas wie unser Wahlgesetz also.

Aber . . . die indelikate Tochter! Niemand war bewandert genug in Verdorbenheit, um die hochgradige Untugendhaftigkeit ihres Gemüts zu begreifen, geschweige denn vorherzusehen. Ei, was hilft ein purpurnes Wahlgesetz, wenn Töchter, die sich gebären liessen auf den Stufen des Thrones . . . doch wir wollen Wilhelms Erzählung nicht vorgreifen.

Das Härchen sollte die Stadt beschirmen. Dies hatten die Götter versprochen, und Götter lügen nicht. Nach ganz oberflächlichem Urteil würde also unser König Nisus kein Heer nötig gehabt haben, gegen welchen Feind auch. Eine reelle Schildwache auf dem Scheitel seines Hauptes müsste also hinreichend gewesen sein. Aber dies schien wieder uralten Prinzipien der Kriegswissenschaft zu widerstreiten. Wohl stand das Vertrauen, dass die Götter den Staat beschützen würden, unerschütterlich fest, aber . . . man durfte den Göttern zu Hülfe kommen mit Miliz, Landwehr, Landsturm, Torpedos, Kriegsliedern und Nadelgewehren. Wenn ich ein heidnischer Gott gewesen wäre, würde ich dies Misstrauen in die Kraft meiner Beschirmung sehr übelgenommen haben, und ich hätte jeden im Stich gelassen, der mir die Arbeit aus den Händen nehmen wollte. Auch in dieser Hinsicht also hat das Christentum wohlthätige Früchte getragen. In allen Ländern, wo man durch einen wahren Glauben das

Digitized by Google

Recht erwarb, auf Gott zu vertrauen, ist der Kriegsdienst total abgeschafft und das Kriegsbudget dem Kultusetat einverleibt. Dies ist sparsam und rationell. Doch Nisus war ein Heide und hatte also verkehrte Begriffe über den Gebrauch von Theologie und Kriegswissenschaft. Der einfältige Stümper setzte sein ganzes Heer hinter die Wälle seines . . . Reiches, um sich da zu bergen vor den Pfeilen von Minos und all den Kretensern.

Die untugendsame Scylla nun war gar nicht abgeneigt dem Militär, und spazierte ganz pomadig auf der Mauer. Noch proëminenter zeigte sich König Minos seinerseits, und zwar so, dass die junge Prinzess sich bis über die Ohren in ihn verliebte. Nichts natürlicher. Sein ehrwürdiges Alter, seine gebückte Haltung, sein langer grauer Bart und vielleicht auch seine vor der Thür stehende Erhebung in die Unterwelt — unsere Scylla wusste ihre Mythologie wie am Schnürchen! — dieses alles war wohl im stande, das Herz einer Trauerspieljungfrau in Glut zu setzen. So waren die Theatermädchen in dieser Zeit. Man konnte niemals zu bejahrt, zu krumm oder zu kriegskundig sein, wenn sie nur sicher waren, dass ihre Liebe einmal zum Zusammenstoppeln von Versen oder echt-vaterländischen Trauerspielen von nöten sein würde.

Psychologisch genommen bestand für Scylla noch ein Grund, den alten Minos besonders interessant zu finden. Der Venus loser Knabe hat viele Sehnen auf seinem Bogen. Sie hatte Mitleid mit ihm. Und dazu war Grund vorhanden.

Mit einem ganzen Haufen Soldaten — man rechnete in dieser Zeit tausend Kriegsleute auf einen Unterthanen: eine Eigentümlichkeit, die die Regelung der Konskription zu einem schwierigen Fach machte! — mit einem grossen Heer also war der Mann von sehr weit hergekommen. Er liess es sich Mühe kosten, Alkathoë nach allen Regeln der Kunst zu belagern, und es war ihr bekannt, dass er Sand pflügte . . . na ja, wegen des purpurnen Härchens! Armer Minos!

Er schien wiederum versäumt zu haben, vor seiner

Kriegserklärung genau zu untersuchen, wer und was da zu bekämpfen sein würde. Es scheint, dass man in alten Zeiten ziemlich leichtsinnig über die Vorbereitungen zu einem Kriege hinhuschte. Ovid zufolge war Minos selbst zwar nicht so bummelig, aber die Götter hatten ihn mit einem Minister gestraft, der auf die allermerkwürdigste Weise emporgeraten war, und den Louvois spielen wollte, um für was Wesentliches angesehen zu werden. Darum hatte er denn auch alle Untersuchung der vorgeblichen Mitschuld des Nisus an Androgeos' Tod zu vereiteln gewusst. Der ‚casus belli', den er so hochnötig hatte für die sehr aparte Industrie seiner Ministerschaft, würde vielleicht nicht zu finden gewesen sein, was doch schade gewesen wäre. Das sittliche Kriegsprinzip in diesen unkultivierten Zeiten scheint vorgeschrieben zu haben: erst fechten, und dann fragen: warum! So etwas würde jetzt nicht passieren können, weil unsere Parlamente Rechenschaft verlangen bezüglich Kriegserklärungen, und überdies auch nicht dulden würden, dass die ‚res publica' durch solche Art Minister verwaltet wird.

Doch selbst diese Unvollkommenheit in den altmodischen Regierungsmanieren wirkte in Scyllas allzu gefühlvollem Herzen in übler Bedeutung mit. O Götter, seufzte sie, sollte ich den Mann nicht lieben, der auf seine alten Tage solchen Minister zu ertragen hat? Und ohne Parlament noch dazu!

Das Geschöpf predigte sich vor, dass seine Verliebtheit eine wahre Tugend wäre. So waren die Mädchen in jenen Tagen.

Ovidius knüpft an dies alles einige nicht uninteressante Betrachtungen über Liebe und Artillerie, und zwar im Engeren über die Fortschritte, die der Gebrauch von Schiesswaffen in unseren Tagen gemacht hat. Vielleicht auch, sagt er, möchte man genötigt sein, einen gewissen im Verhältnis dazu stehenden Rückgang zu konstatieren entweder in der Liebenswertheit von alten Herren, oder in der Entflammbarkeit des weiblichen Geschlechts. Hier die Gründe, worauf er, redlich

scharfsinnig für einen Heiden — Ovidius war weder Holländer noch Christ — seine Thesen aufbaut. Es erhellt aus dem Faktum der Sache selbst, dass Minos von Scylla aus genügender Nähe gesehen werden konnte, um sie verliebt zu machen, und zugleich, dass sie nicht getötet oder verwundet wurde von einem kretenser Pfeil. Auch der für Scylla sichtbare Minos wurde nicht erreicht durch die Scharfschützen aus der Stadt. Was folgt hieraus? Dass in diesen Tagen die Schussweite der Liebe die von einem Pfeil aus dem Bogen übertraf. Welcher Greis, welcher Mann, welcher Jüngling würde heutzutage Möglichkeit sehen, das Herz einer Jungfrau zu treffen auf mehr als Chassepot-Abstand?

An eine Entscheidung wagt sich Ovidius nicht. Er deutet nur an, und lässt den Leser wählen. Auch den niederträchtigen Krieg mit Atjin übergeht er stillschweigend, und sagt nur, dass Scylla ganz einfach beschloss, ihrem Liebling Minos kräftig zu Hülfe zu kommen, und zwar indem sie ihre Vaterstadt der Beschirmung der Götter entzog. Um dies Ziel zu erreichen, schleicht sie auf den Zehen in das Schlafzimmer von ihrem Vater, und zieht ihm — »heu facinus«: o Greuel . . . ja, es war gemein! — das eine kostbare Härchen aus, und: »progressa porta per medios hostes«, kommt sie bei Minos an: »pervenit ad regem«, just wo sie sein wollte mit dem Härchen.

Fürst Minos war ein kreuzbraver Kerl, der unter anderm selbst Kinder hatte. Wahrscheinlich dachte er gleichzeitig an seine eigenen Haare, und an die alberne Figur, die er einmal als unbeugsamer Seelenrichter spielen würde, wenn er jetzt diese nichtsnutzige Tochter bestärkte in ihrer Verkehrtheit. Vielleicht auch fand er sie nicht schön. Wie dem sei, »principiis obsta«: er nannte sie kurz und gut ein Ungeheuer, und gebot . . .

— Wir sind da, rief Mevrouw Holsma. Was für ein Gedränge! Ich wollte, dass ich erst wieder schlecht und recht zu Haus sässe bei meinem Erich!

Sietske erzählte, dass sie so neugierig wäre auf die

Ausziehung des einen Härchens, und ob man wohl aus der Ferne sehen können würde, dass es purpurn wäre.

— Es steht da so, Kind! »Crinis purpureus«. Steig' aus, und halt' dein Kleid 'n bisschen beiseite, wegen der Wagenschmier . . . Puellachen!

Die Familie nahm die Plätze ein, die diesen Abend hinten im Parterre für die Mitglieder des städtischen Rats mit ihren Angehörigen bestimmt waren. Sie kam ungefähr zu sitzen unter dem Rand der Loge, worin sie sonst den Vorstellungen beizuwohnen gewohnt war.

Diese Loge war noch immer leer. Die hohen, höheren, höchsten und beinah-allerhöchsten Personen, die sie diesen Abend füllen sollten, waren noch nicht erschienen, und Walther hatte also reichlich Zeit, um sich zu erholen von dem Eindruck, den der Theatersaal auf ihn gemacht hatte. Dies war also »die« Komödie, die wahre!

Er verschluckte seine Enttäuschung über die offenbar echte Geburt von Scylla, und schaute neugierig umher. Seine Gedanken wiegten sich auf dem Geräusch, das ihn umgab. Der Zudrang war gross. Alles redete und flüsterte. Man stritt sich um die Plätze. Man schob sich vorüber an schon Sitzenden. Man ordnete seine Kleider. Man erzählte das neueste Neue vom Hof. Man prophezeite, wer da sitzen würde, wer zuerst kommen würde, wer Platz nehmen müsste neben dem Kaiser, wer hinter dem König. Man berechnete, wo die Prinzen sitzen würden — der eine auch, dessen Vater Herbergswirt war und der sich so lächerlich kleidete — und was die hohen Herren und Damen bestellen würden aus dem Büffett. Man pste um eine Feuerkieke, und versprach Trinkgelder. Man lieh einander den Theaterzettel, und versicherte, dass die Zettel, die da oben auf den karmoisinsamtenen Rand von Logen und Balkon festgesteckt lagen, gedruckt wären auf Seide von soundsoviel Stübern die Elle. Man beurteilte auch das Stück, und sagte, dass es gewählt wäre . . .

— Rotgans ist ein erster Dichter!

— Hm! Eigentlich 'n zweiter oder . . . dritter!

Unter uns, Leser, angelandet in der Versemachergilde, ist das alles ungefähr eins.

— Er ist nur ein Dichter vom siebenten Range, sagte ein anderer.

— Warum dann ein Stück von *ihm*? Wir haben doch *andere* Männer, die . . . klingen wie Glocken!

— Gewiss, gewiss! Bilderdijk zum Beispiel, ein wahrer Phönix!

— Warum dann Rotgans?

— Och . . . diese Fremden verstehen doch nichts davon. Wir können spielen lassen, was wir wollen.

— Es ist schade um den »Floris« . . .

— Der war express dafür gemacht, und würde also wohl schön gewesen sein.

— Ich höre, dass die Schauspieler zu faul waren, um ihre Rollen zu lernen.*)

— Nein, *das* war die Ursache nicht! Es steckt ganz was anderes dahinter. Unser Bilderdijk war ein Patriot . . .

— Von Bedeutung!

— Ein Holländer in seinem Herzen!

— Ein echter!

— Gewiss hat er in seinem Stück diesen fremden Kerls . . .

— Scht!

. . . nicht gehörig geschmeichelt. Das thut kein wirklicher Holländer!

— Nein, das thut kein Holländer . . . niemals!

— Scht!

Alles stand auf. Es war Grund dazu. Ein Lakai zeigte sich im Hintergrunde der Königsloge, wahrscheinlich

---

*) Dies war nach Bilderdijk die Ursache, dass sein schöner „Floris“ nicht gespielt wurde, als König Ludwig zum erstenmal das Amsterdamer Theater besuchte. (Anm. d. Übers.: Der Leser erinnert sich vielleicht, dass im XXVII. Kapitel von diesem „Floris“ schon die Rede war. Multatuli hat ihn damals im Anschluss an jenes schon nicht sanfte Kapitel in einer grossen satirischen Studie noch weiter erbärmlich zerpflückt.)

um zu sehen, ob auch die Kissen gehörig auf den Fauteuils lägen.

— Nanu, sie sind wohl verrückt! Aufzustehen um einen Lakaien, um 'n Laufjungen.

So sprachen einzelne, die dennoch genau dasselbe gethan hatten wie der uns bereits einigermassen bekannte Sündenbock »sie«, und Walther wurde hier wieder lebendig erinnert an die Eigentümlichkeiten der »Masse«. Auch machte er die Bemerkung, dass man just nicht zu den Petersens zu kommen braucht, um sich verletzt zu fühlen durch den ewigen Unterschied zwischen Empfindung und Äusserung. »Sollte dies überall so sein, dachte er, und ist dies nun die Fähigkeit, die ich mir zu eigen machen muss, um etwas zu werden in der Welt?« Könige von Afrika waren eigentlich die Herren, deren Gespräch er erlauschte, nicht, aber sehr ansehnliche Menschen doch. Es waren Doktoren darunter, Gelehrte, Mitglieder des Stadtrats, ja, selbst grosse Kaufleute . . . vielleicht gar M'nheer Kopperlith in eigener Person. Mit einigen Zwischenpausen, verursacht durch das Platznehmen von Neuangekommenen, wurden diese und ähnliche Gespräche fortgesetzt.

— Aber warum denn just etwas von diesem Rotgans?

— Seine »Bauernkirmess« ist doch ganz nett.

— Mensch, wie kannst du das sagen! Es ist ein unanständiges Stück, voll gemeiner Worte.

— Nun ja, aber . . . doch nett!

— Das weiss ich nicht. Ich hab' es niemals gelesen, weil es so gemein ist. In der Poesie geht bei mir nichts über das Würdige, und was nicht würdevoll ist . . .

— Och, was giebt so 'n Kaiser darum?

— Ich begreif' ganz gut, warum sie heut Abend ein Stück von Rotgans spielen. Er widmete immer seine Stücke einem von den Huydekopers. Das ist die Sache!

— Er war von der Familie.

— Jawohl! Vielleicht will einer von den Ratsschöffen, wenn der Kaiser das Stück schön findet, ihm sagen: Sire,

der Dichter von . . . »Scylla« — oder wie heisst der Mann? — von Scylla ist ein Blutsverwandter von mir . . . um Majestät zu dienen.

— Dummheit! Wer wird stolz sein auf die Verwandtschaft mit einem Mann, der Komödien macht?

— Hm . . . in Frankreich ist das anders, ganz anders!

— Überdies, Rotgans war so 'n geringer Mann nicht! Er hatte ein Landhaus an der Vecht.

— Das müssen sie dann dem Kaiser dabei sagen.

— Die Hauptsache bildet heute . . .

Wieder ein Lakai. Alles flog in die Höhe wie Teufelchen aus einem Überraschungskästchen. Und alles — ausgenommen die schweigenden Holsmas — schimpfte wieder auf die verdammte Charakterlosigkeit von dem »sie«.

. . . die Hauptsache bildet heute die Ansprache von Thomasvaer. Das sag' ich nur!

— Darin wird diesmal ein echt-vaterländischer Geist wehen, wie ich höre.

— Ja . . . echt-vaterländisch! Es muss sehr schön sein! Der Polizeipräfekt hat es selbst gesagt. Es sind drei vereidigte Übersetzer dazu gebraucht worden. Ihr begreift wohl, dass man sich nicht soviel Mühe geben würde um ein Pfuschwerk!

— Sicher nicht! Und die Übersetzung ist nach Paris gewesen! Der Minister hat eigenhändig darauf geschrieben: »approuvé«!

— Es ist doch allemal die Wahrheit, dass sie im Ausland Achtung haben vor unserer Litteratur.

— O ja, und vor unserem Charakter!

— Es giebt keinen besseren Volkscharakter als den holländischen.

— Und keine bessere Litteratur! Die ist . . . echt-national.

— Das sagt der Préfet de Police auch. Er lässt alles übersetzen, was herauskommt. Was ihm besonders gefällt, wie ich höre, sind unsere Alexandriner . . .

— Nu ja, und der Charakter!

— Gewiss, der Charakter auch. Aber unsere Alexandriner sind ebenso lang wie die von Racine, und das ist gerade das Schöne. Ich bin sehr neugierig auf das Mass von Thomasvaer. Kurze Zeilen kann ich nicht vertragen . . .

— Hm! Bellamys »Röschen« aber?

— Ja, und sein »Schöner Mond, sag', siehst du heute . . .

— Und sein »Nacht war's, als deine Mutter dich gebar . . .

— Schön, was?!

— Und sein »Aufruf an die Holländischen . . . nein! . . . an die Batavischen Jünglinge« zum Kampf gegen die Engländer. Das ist auch nicht von schlechten Eltern!

— Und seine Ansprache: »An die vaterländischen Mädchen«. Da sitzt Bouillon dahinter, was? Wisst ihr, was er sagt? Er sagt:

Wenn ich mich je begebe
Des vaterländ'schen Geistes,
Dann sollst du, liebster Fillis . . .

Wieder kam ein Lakai und brach diesen echt-vaterländischen Herzenserguss ab. Der Mann inspizierte diesmal die Kissen in der Loge der Pfalzgräfin, die besonders gern bequem sass. Wie von einer Feder bewegt, stand das ganze Publikum auf. Der grüne Rock mit goldenen Tressen . . .

— Och, es ist wieder so 'n Nichtsthuer. Ich wollte, dass der Kerl . . .

Und enttäuscht nahm man wieder Platz. Der Liebhaber von kurzen Versen, wohinter echt-vaterländische »Bouillon« sässe, liess sich nicht von seiner Sache abbringen:

Wenn ich mich je begebe
Des vaterländ'schen Geistes,
Dann sollst du mich verachten,
Dann sollst du mich verfluchen!

— Das ist 'ne Sprache, was?

— Sehr schön, aber mir sind Alexandriner lieber. Sie sind hundert Prozent vornehmer, dünkt mich.

Das Gesumme wurde fortwährend stärker. Die Male, dass das Publikum getäuscht wurde durch diesen oder jenen, der die Thür von einer der Logen öffnete — eine Fopperei, die jedesmal auf eine verlorengehende Ehrerbietungsbezeugung zu stehen kam — waren nicht mehr zu zählen. Man begann zu murren, doch . . . leise, ganz leise, so leise, wie nur gemurrt werden kann.

Was unsern Walther angeht, er fand alles sonderbar, aber zur gehörigen Zergliederung seiner Eindrücke war er nicht im stande. Zum zehnten Male bereits seit zwei Tagen verdrängten die Geschehnisse, die ihn überstürzten, die Empfindungen von einem Augenblick zuvor. Ihm war schwindelig davon. Denn selbst der eigenartige Geruch in dem Saal trug das seinige bei zur Betäubung seines Begriffs. Soeben im Fuhrwerk noch hatte er sich angestrengt, um etwas zu verstehen von Wilhelms Erzählung, und auch die davon aufgefangenen Eindrücke waren nun bereits fortgewischt oder wenigstens sehr vermengt mit was anderem. Er glich der lange gebrauchten Schiefertafel des Schulknaben, worin die alten Kratzen die spätere Schrift unlesbar machen, ohne Nutzen für eigene Deutlichkeit. Einem Palimpsest, das eingeweiht wurde mit catullischen Gesängen, danach diente als Tabelle für die Entfernungen zwischen germanisch-römischen ‚castra‘, im weiteren Verlauf ein fungelnagelneues System einer — ziemlich alten — Weltweisheitslehre auf seinem Rücken trug, und schliesslich zu uns kam als Lobgesang auf die heilige Jungfrau, gratia plena. Es gehört viel Geduld dazu — und Scheidekunst — um all das übertünchte Menschenwerk auseinanderzuhalten. Und wenn nun, wie hier, das behandelte Palimpsest sogar ein Mensch ist . . . ein ‚codex‘, der also so viel schwieriger zu entwirren ist, als jedes andere Schriftwerk . . .

»Apollo, dem dies Haus wir weihn«, u. s. w. Sehr stark war Walther in Mythologie noch immer nicht. Aber er begriff doch etwas von dieser Aufschrift auf dem Vorhang.

»Verdienst und Tugend«. Na gewiss! Wenn zum Beispiel Minos sich erlaubt hätte, das Härchen anzunehmen, das ihm durch die hässliche Scylla gebracht wurde, würden Bürgermeister und Schöffen das Stück von Rotgans verboten haben, trotz seines Landhauses. Aber so etwas konnte nicht erwartet werden von jemandem, der mit den Huydekopers verwandt war. Und . . . Lenes »Unechter Sohn« dann? Nun, der alte Baron kehrt doch gehörig zurück auf den Pfad der Tugend . . . wie solches genannt wird, und das war die Bedeutung von den zwei Verszeilen auf dem Vorhang.

Aber, dachte er, wahrscheinlich hat man schon seit Jahren Stücke aufgeführt, worin »Verdienst und Tugend« angepriesen, belohnt und also »geweckt« werden. Und etwas Ähnliches wird man in der Zeit jener Scylla auch wohl gethan haben. Woher kam es dann, dass sie nicht gelernt hatte, dass man niemals seinem Vater ein purpurnes Härchen ausreissen muss, vor allem, wenn daran die Erhaltung von Stadt und Land geknüpft ist? Warum giebt es noch immer böse Menschen, wenn sie doch in der Komödie jeden Abend aufs bequemste zu wissen kriegen können, wie böse es abläuft mit der Schlechtigkeit? Wilhelm sagte, dass die Scylla wegen ihres unverantwortlichen Betragens von den Göttern in einen Raubvogel verwandelt wurde . . .

Diese Strafe kam Walther etwas leicht vor. Er fand die Stellung einer Taube passender für das Mädchen. Dann konnte sie ihrerseits gerupft werden . . .

So gut wie möglich horchte er auf die Gespräche um sich herum. Der Grad der Bedeutung von den Bemerkungen, die er machen hörte, erinnerte ihn einigermassen an die Gottseligkeit von Pater Jansen, die ihm so sehr aufgestossen war. All diese vornehmen Herren sagten entweder gewöhnliche Dinge oder ärgeres. Die Holsmas waren die einzigen, die nicht sprachen. Einmal nur hörte er Onkel Sybrand, der nach einer Loge wies, etwas sagen, sowie das kurze Gespräch, das daraus entstand:

— Ich denke, dass sie da sitzen wird . . . wenn sie kommt!

— Es würde mir leid thun, wenn ich meinen kleinen Erich für nichts und wieder nichts allein gelassen hätte, antwortete Mevrouw Holsma.

— Nu, Femke weiss Bescheid!

— O ja! Aber es drückt mich, dass ich hier sitze, während mein Kind krank ist. Lange warte ich nicht auf sie . . .

— Es ist die Frage, ob sie gleich kommt mit den andern. Ich hörte, dass sie Launen hat und denen immer folgt. Um Etiquette kümmert sie sich nicht. Das scheint im Blut zu sitzen.

— Wenn sie um zehn Uhr nicht da ist, gehe ich weg. Sehr viel Interesse bringe ich der Sache nicht entgegen . . .

Die Bedeutung dieses Gesprächs beschäftigte Walther nur wieder kurze Zeit. Er hatte kaum Zeit, sich die Frage vorzulegen, wer wohl die Person sein könnte, die Ursache zu sein schien, dass Mevrouw Holsma ihrer Lust entgegen das Krankenbett von dem kleinen Erich verlassen hatte.

Eine grosse Bewegung im Saal zwang zur Aufmerksamkeit. Man hörte einen Augenblick hastig schurren . . . alles erhob sich, und blieb diesmal stehen . . .

Ein Kaiser oder so was betrat die Königsloge. Walther sah wenig davon. Er hörte flüsternd behandeln, was geschah. S. M. war hastig nach dem für ihn bestimmten Fauteuil geschritten, nicht ohne ein paar Sessel umzurennen, die ihm im Wege standen . . .

Dies war die nicht unpraktische Gewohnheit Seiner Majestät. Vivat sequens!

Er hatte danach einen Augenblick — einen Augenblick nur — sich im Saale umgesehen, eben genickt, wie jemand, der beinahe keine Zeit hat zu sagen: »es ist gut!«, und danach seinen Fauteuil mit einem Ruck schräge nach hinten geholt. Er liess sich darin niederfallen, und das Publikum konnte sich wieder setzen . . . noch nicht für immer.

Auch die anderen Logen wurden nun wie durch einen Zauberschlag gefüllt. Man sah sonderbare Kostüme: die »Wwe. Maaskamp & Söhne«!*) Damen mit Leibern von drei Zoll Durchmesser und einem Schoss von beinahe soviel Ellen. Die Busen schwebten zwischen Kinn und Taille. Kleine Puffärmelchen wussten selbst nicht, ob sie dienen sollten zur Bedeckung des Oberarms oder der Schulter. Aber dies Deficit wurde ehrlich gedeckt durch weisse gemslederne Handschuhe, die vom kleinen Finger bis zur Achsel reichten. Auf dem Kopf trugen die Damen Turbane, ‚toques', Blumengärten . . . da hätte es was zu pflücken und zu rupfen gegeben für Scylla! Aber alles, was da an Hässlichem zu sehen war, wurde übertroffen durch die unausstehlichen militärischen Kostüme dieser Zeit. Wer diese Dreispitze und Tschakos gesehen hatte, begriff sofort, warum der Feind so erschreckt davonlief. Diese anhaltende Flucht entstand aus Schönheitsgefühl.

Die Musik spielte . . .

Selbstverständlich . . . da war sie wieder, die schleppende Melodie von dem tapferen Dunois!

Ein furchtbares Getöse störte aufs neue unsern Walther in der Hingebung an die Erinnerungen, die diese klägliche Litanei in ihm erweckte. Auch gestern Abend doch auf den Strassen war das Lied der Dolmetscher von . . . von . . . nun ja, von Begeisterung nicht, aber von der Sucht doch, sich anzustellen, als ob man besonders erfreut wäre. Und selbst bei Frau Gooremest . . .

»Debout . . . debout!« wurde da gerufen. Einer der lautesten Schreier war der Mann von den kurzen Versen, worin soviel echt-vaterländische »Bouillon« sass. Und alles schrie mit: »debout!« Man musste aufstehen für den »jeune et beau Dunois«!

Bereits war die Musik fortgeschritten bis zu der Strophe:

---

*) N. d. Übers.: Amsterdamer Firma, bei der früher Modekupfer erschienen. Siehe Band I, S. 368.

»de bénir ses exploits«, als mit einem Packen Papier ziemlich heftig auf den Rand der Königsloge getickt wurde, just auf dem Platz, wo der Berechnung nach der Kaiser sitzen musste. Die Holsmas, in gerader Richtung nach oben sehend, wurden nur ein Stück von dem sonderbaren Hammer gewahr, womit S. M. den Takt schlug . . .

Den Takt? Ei was denn! Das Geklapper mit dem Pack Dokumenten, in der Eile zusammengefaltet zu einem Dirigierstock, schlug ganz was anderes als den Takt! Jeder, der im Parterre sass, konnte den ängstlichen Blicken, die aus den Logen nach dem sonderbaren Kapellmeister geworfen wurden, deutlich ablesen, dass da etwas haperte, obschon man von unten her die Ursache nicht erfassen konnte. Diese wurde denn auch nicht so bald geraten, selbst nicht von den Bewohnern der höheren Sphären. Auch die Palatine, gerade dabei, ihre Lieblingsfeindin, die Titularherzogin von Grönland, recht herzlich zu begrüssen in der gegenüberliegenden Loge, geriet in Verwirrung, was sonst durchaus nicht die Gewohnheit dieser Dame war. Die Schnur ihres Joujou verhaspelte sich, und das Ding blieb leblos hängen, wie ein Exekutierter. Dies war ihm in der Hand der Palatine noch niemals vorgekommen!

Der Kaiser stand auf, und wirtschaftete mit seiner Rolle Papier wie ein Rasender.

Ein abgerissenes Dreieckchen Schrift flatterte widerwillig hernieder. Wer es auffing, konnte zu wissen bekommen, dass was an der Hand war mit Kykduin und dem »perfiden Albion«.

Unser missvergnügter Tambour stand auf und schnitt ein Gesicht wie ein Isegrim. Eine Dame, die neben ihm sass, schien um Gnade zu bitten, aber er hörte nicht, und prügelte je länger desto heftiger auf den Sammet der Balustrade, so dass der Staub daraus flog. Lakaien, Könige, Kammerherren, Marschälle, Adjutanten, ‚aides de camp‘ schossen hinzu. Doch S. M. geruhte nicht zu sagen, was ihn so bös machte. Er liess sich nur herab, den Kopf zu schütteln und

den Wirbel einen Augenblick zu unterbrechen, um mit seinem papiernen Trommelstock nach dem Orchester zu weisen. Es stand einem nun frei, zu raten, was dies bedeuten sollte. Die Bevölkerung der vordersten Logen gab dem Orchesterdirigenten zu erkennen, dass die Schuld der Störung an ihm zu liegen schien, und zischte ihm von allen Seiten zu. Der Mann erschrak und blieb wie versteinert stehen, mit seinem Taktstock Ost-Süd-Ost in die Luft, was hier soviel bedeutete, wie dass er ganz aus der Welt war. Eine plötzliche Stille ersetzte nun das Getöse und liess verräterisch zu, dass man ganz deutlich einen zu spät eingehaltenen vaterländischen Nachhall zu hören kriegte. Auf dem Olymp nämlich — heute Abend besetzt von anständigen Bürgern, denn alle Stände waren so an zehn Grad gesunken, weil der Markt von Rang überfüllt war — auf dem Olymp hatte ein Bösewicht sich die magere Genugthuung gegönnt, »Sei unser Prinz« zu singen, gut versteckt natürlich unter den Noten von Königin Hortenses Prachtstück.

War sie es, die da wohl um Gnade gefleht hatte für ihr Liedchen? Vielleicht ja. Aber der Leser weiss nun einmal, dass historische Korrektheit mir Nebensache ist, weil ich mir die Verpflichtung auflegte, korrekter zu sein als die Historie. Wir haben hier weder mit bestimmt geschehenen Fakten noch mit Daten zu thun, und trachten nur, mögliche Eindrücke zu entwerfen, und Menschen zu zeichnen, wie der Denker sie sich als gewesen sein könnend vorstellen mag.

Die Störung war peinlich. Allerlei Würdenbekleider flogen wie aufgejagte Fledermäuse hin und her, und der arme Orchesterdirigent kommandierte endlich in der Angst seines Herzens: »où peut on être mieux«. Der Patriot vom Olymp machte sich bereit, die Musik zu unterstützen mit der bekannten Romanze vom »durchgebrannten Droschkengaul«, als sich zeigte, dass S. M. noch immer nicht befriedigt war. Es musste »veillons au salut de l'empire« sein! Dachte er daran, dass das heimelig-traute »wo kann man besser sein«

Digitized by Google

aufgespart werden musste für die Beresina, beim Rückzug aus Russland? Denn bei dieser Gelegenheit ist es — o blutiger Sarkasmus! — gespielt.

»Veillons« also! Wieder das leichte Nicken: es ist gut!, und wieder liess er sich fallen in seinen Fauteuil, wo er fortfuhr, sich in die Festungswerke bei Huisduinen zu vertiefen. Als das »Veillons« gehörig heruntergespielt war, durften all die Patrioten sich wieder setzen. Nun endlich für immer, Gott sei Dank!

Der Vorhang ging auf, und das Wort hatte Rotgans:

„Ja, Minos, am Geschenk, das ich dir hab' gegeben
Und aus der Kirche raubte . . .

— Was? fragte Walther? Aus der Kirche? Das purpurne Härchen aus der Kirche? Ich meinte . . .

— Scht! sagte Wilhelm. Gleich werden wir wohl zu wissen bekommen, was dies bedeutet. Vielleicht eine licentia poetica, weisst du.

Sehr richtig geraten! Der Trauerspieldichter hatte das sonderbare ‚crinis purpureus‘ recht geschickt in einen Schild umgeschmiedet, der von Scylla geraubt wird. Sehr wohl. Doch aus der . . . »Kirche«?

. . hängt Nisus' Kron' und Leben!“

— Qu'est-se qu'elle changte? rief die Pfalzgräfin. Il baraît que sela sera excèsivemang larmoyang! Sa doilette est egségraple! La bedite est attivée d'une manière . . . et quelle langue, mong Dieu, mong Dieu, quelle langue! Sa m'égorche les orelljes!

Unter all den anwesenden Fremdlingen hatte niemand weniger zu leiden von dem Klang der Sprache, als der Kaiser. Er war bei Dünenhöh, in Boulogne . . . in Dover . . . überall, ausgenommen hier! Ausgenommen hier und . . . auf St. Helena!

Walther lauschte wie ein Spitzbube. Nicht weil er alles begriff, noch weniger weil alles ihm schön vorkam, nein,

die ganze Sache war ihm zu fremd, als dass nicht seine Aufmerksamkeit vollkommen in Beschlag genommen werden musste. Seine Wangen ruhten auf beiden Fäusten, und seine Ellbogen auf der Lehne der Bank vor ihm. Wer mit halbgeöffnetem Munde diese Haltung nachahmt, kann genau erfahren, wie neugierig er war auf den Verlauf von Scyllas Zug in das Lager von König Minos.

Ein Schild statt eines Haars? dachte er. Wer weiss, ob nicht der Dichter, wenn er doch ans Erfinden geht, auch etwas sagt von unechten Söhnen, und von dem Zurückkehren auf den Pfad der Tugend, den die Menschen immer mit so viel Vergnügen zu verlassen scheinen . . . gewiss, um das Zurückkehren möglich zu machen.

Für diesen Sarkasmus erklärt sich der Autor nicht verantwortlich. Walther darf sagen und denken, was er will. Ich wasche meine Hände in Unschuld.

LII.

Der zuchtlose Autor — „Mangel an Schule!" — erzählt nichts von dem purpurnen Härchen, sondern im Gegenteil allerlei andere Sachen. Er führt den Leser längs kaiserlichem Weg in den Viktualienladen, wo Lene Salz holen muss. Ersuche freundlich, diesen Mangel an Salz nicht mehr als dreimal mit des Autors Schreibmanier in Verbindung zu bringen.

Der arme Rotgans! Es war wohl der Mühe wert, ein paar tausend Verse zusammenzureimen, um so vernachlässigt zu werden! Keiner der Zuschauer war gerührt von der trauerspielerischen Bravheit von Minos, der die ungeratene Jungfer so tüchtig zurechtsetzte. Man hörte nicht zu.

Mit naivem Erstaunen suchte Walther den Tiraden des Stückes zu folgen. Sie gefielen ihm nicht, und beinahe erhob sich seine Unzufriedenheit zu dem Mut, sich selbst zur Lieferung von Besserem im stande zu erachten. Vor allem fiel ihm die weitgehende Leere an Ideen auf. Die Ovid entlehnte Handlung mochte in gewissem Sinn Hauptsache sein, zur Schilderung davon waren indes keine zweitausend Verse nötig. Auf »Gehen und Kommen« waren mehr Verse verwendet, als auf menschkundige Entwickelung oder zu Bemerkungen, die die Mühe des Behaltens wert schienen. So geht's öfter. Ist das ein Dichter? fragte Walther.

Inmitten all des Gereimels entstand aufs neue Rumor. Eine der Majestäten — die von Kykduin gewiss — hatte geruht, ein Glas Orangenwasser zu fordern, und das Büffettfräulein war nicht im Besitz eines so sonderbaren Getränks. Sie hatte Punsch, Chokolade, und sogar — nach alt-amster-

damscher Bühnentradition — Eiermilch, aber: ‚eau de fleur d'orange'? Es wurde in aller Eile nach einem Apotheker geschickt, der ein Fläschchen »Öl« mitgab. Neuer Aufruhr. Wie ein Lauffeuer ging es durch den Saal, dass man S. M. auf etwas . . . warten liesse. Unerhört! Und just erzählte der alte König Minos in sehr geschmackvollen Ausdrücken einem Vertrauten, dass er verliebt wäre:

„Ein angenehmer Brand
Verbreitet Glut durch deines Königs Eingeweide . . .

»De l'eau de fleur d'orange, que . . . diantre!« rief ein Kammerdiener, laut genug, um durch den ganzen Saal verstanden zu werden. Und Minos — es war Snoek oder sonstwer — musste bemerken, entweder dass niemand sich interessierte für sein Liebesleibweh, oder dass man es heilen wollte mit Orangeblüten. Armer Rotgans!

Ein Kuchenbäcker auf dem Olymp wollte seine Spezialität herausstecken und suchte seinen Nachbarn begreiflich zu machen, was gemeint war. Aber die Polizei, hinten placiert und nicht auf der Höhe der Sache, ergriff ihn am Kragen. Man brachte ihn nach der Wache, wo der Mann vorläufig als beschuldigt der Aufwiegelung zu orangistischer Demonstration in Arrest gehalten wurde. Ähnliches Missverständnis griff auch bei andern Platz. Das Wort »Oranien« . . .

„Ein angenehmer Brand
Verbreitet Glut durch deines Königs Eingeweide . . .

Dies versicherte nun der greise Minos zum dritten Male, und gleichzeitig gab er zu erkennen, dass er nicht begreifen könne, was heute nur hapere an seinem Publikum, das sich durch diese Herzensergiessung absolut nicht rühren lassen wollte. Der Orchesterdirigent nahm seinen Taktstock und machte sich fertig zum »veiller au salut de l'Empire«. Viele standen auf, damit sie schnell bei der Hand wären zum Weglaufen, um ihre Vaterlandsliebe ungeschunden nach Haus zu bringen. Man hasste, man verwünschte, man verfluchte den

fremden Tyrannen, o ja, aber . . . am liebsten aus einiger Entfernung und in den vier Wänden. So eine Volksbewegung ist allerliebst . . . in einem Buch. Gracchus, Mucius Scaevola, Harmodius und Aristogiton, die beiden Brutusse, Spartacus, Masaniëllo, Kenan Hasselaar, die delikate Judith, ja, selbst Ehud, die so loyal dem dicken König Eglon das Schwert in den Bauch steckt . . .

„Ein angenehmer Brand
Verbreitet Glut durch deines Königs Eingeweide . . .

. . . nun ja, so etwas lässt sich angenehm lesen in Richter III, und auch in Dramen kann man solche Sachen zum Schluchzen schön finden, aber ein vornehmer Mann lässt sich nicht ein auf gemeine Aufruhrgeschichten. Sie würden schon sehr gut glücken müssen, um einen nicht zu stehen zu kommen aufs Leben, und sogar auf seinen anständigen Ruf.

Der arretierte Kuchenbäcker schrie wie ein Besessener. Es schien, dass er die Reinheit seiner Absichten zwei italienischen Polizeikommissaren begreiflich machen wollte, die ebensowenig wie Napoleon selbst etwas von den dichterischen Schönheiten in dem holländischen Stück genossen hatten und also auch nicht sehr zu der Beurteilung von des Kuchenbäckers holländischer Unschuld befugt waren.

Der Kaiser selbst schien absolut vergessen zu haben, dass er Orangenwasser gefordert hatte, und war so vertieft in den Grundriss der Festungswerke zu Huisduinen . . .

— Qu'y a-t-il? schien er, endlich aufsehend, die Dame neben sich zu fragen.

„Ein angenehmer Brand
Verbreitet Glut durch deines Königs Eingeweide . . .

Dies antwortete Minos. Was die Dame sagte, die neben dem Kaiser sass, habe ich nicht erfahren können, doch es scheint, dass sie den Tyrannen zufriedengestellt hat. Wenigstens es wurde gewinkt, dass Minos fortfahren dürfte, und nachdem er noch einmal die lichterlohe Glut seiner

Eingeweide unter Zuckungen besungen hatte, faselte der Mann weiter. Ob schliesslich noch an dem Abend ‚eau de fleur d'orange' an den Tag gekommen ist, würde ich schon wieder nicht mit Sicherheit zu sagen wagen. Wir wollen's hoffen!

Walther bemerkte, dass die erwachsenen Mitglieder der Familie Holsma andauernd nicht die mindeste Aufmerksamkeit dem Stück schenkten. Sie richteten ihre Blicke nach den Logen, doch offenbar mit anderer Absicht als die meisten, oder selbst als alle anderen, die die hohen Personagen allein wegen der Fremdheit angafften. Auch aus den abgebrochenen Mitteilungen, die zwischen Onkel Sybrand und den Holsmas gewechselt wurden, schien hervorzugehen, dass ihre Aufmerksamkeit durch etwas Besonderes in Anspruch genommen wurde.

— Wenn sie nicht bald kommt, gehe ich fort, sagte wieder Mevrouw Holsma.

— Vielleicht sitzt sie in der Kaiserloge, und nach hinten zu. Dann können wir sie von hier nicht sehen.

— Man hat mir gesagt, dass sie in Paris nie eine Viertelstunde hintereinander auf dem Platz bleibt. Vielleicht kommt sie gleich da oder da . . .

Und mit einer bescheidenen Bewegung seines aus der Faust gestreckten Daumens wies Holsma auf ein paar der Seitenlogen hin.

— Sie kommt manchmal auch ins Parterre, wie ich höre.

— Länger als fünf Minuten warte ich nun nicht mehr, sagte Mevrouw Holsma. Mein kleiner Erich ist mir mehr wert als tausend . . .

Walther meinte zu verstehen: »als tausend Basen«. Ja, so wird es auch wohl gewesen sein, denn:

— Von dem König, fügte Holsma hinzu.

Das liess ihn den Faden wieder verlieren. Er hatte geglaubt, dass Femke gemeint war. Und nun: »von dem König«? Warum verdiente gerade diese Prinzessin so viel Interesse? Die Logen sassen voll Vettern und Basen, einer noch immer mehr angeputzt als der andere. Welche Be-

sonderheit erhob just die eine Abwesende in der Beanspruchung des Interesses zum Rivalen des kleinen kranken Erich? Als die Schauspieler den dritten Akt abgealexandrinert hatten, war die sorgende Mutter nicht länger zu halten. Sie verliess den Saal mit Onkel Sybrand, der bald wiederkehren wollte mit Femke:

— Wenn sie will! fügte er in einem Ton hinzu, der Zweifel erkennen liess. Denn, sagte er, sie mag solches Gewühl nicht.

O, o, dies glaubte Walther besser zu wissen. Onkel Sybrand hätte sie mal auf dem Buttermarkt sehen müssen, und in der »gekrönten Wachholderbeere«! Aber solche Dinge verklatscht kein Ritter. Er schwieg also.

Der alte Minos ist stark verliebt in Ismene, die sehr schön und tugendsam ist. Scylla ist stark verliebt in Minos, der sehr alt und ehrwürdig ist. Ismene ist stark verliebt in Focus, der sehr heldenhaft ist. Und Focus ist sehr verliebt in Ismene . . . das ist möglich. Aber er spricht sonderbar zu ihr, und zwar gerade in einem Augenblick, da sie den in allen Trauerspielen unentbehrlichen Vorschlag macht, für ihren Geliebten sterben zu wollen. Ich glaube gern, dass er ein Held war, aber sehr höflich war der Mann nicht:

„Enthalt' dich solchen Worts, es schafft mir Langeweile . . .

Was ist das? Ein neuer Rumor, und diesmal wieder auf dem Olymp. Sollte der aufrührerische Kuchenbäcker zurückgekommen sein? Aller Augen richteten sich aufwärts, doch niemand konnte gleich dahinter kommen, was da vorfiel in der hohen Region. Erst meinte man, dass gerauft würde, aber dies schien doch nicht der Fall zu sein. Nach einigem Drängen und anderen Zeichen von Bewegung und Unruhe wurde die Uniform eines Polizeikommissars sichtbar, der, unter fruchtlosen Bemühungen offenbar, ein paar Männern auf der vordersten Bank etwas begreiflich machen wollte. Es schien, dass sie anderer Meinung waren als er. Um sein Französisch oder Italienisch zu verdolmetschen, packte der

Repräsentant der Gewalt die beiden Personen am Arm und suchte ihnen an den Verstand zu bringen, dass sie nicht aufgehängt, noch selbst arretiert werden sollten, sondern dass sie ihre Plätze räumen müssten.

„Enthalt' dich solchen Worts, es schafft mir Langeweile . . .

— Qu'y a-t-il encore? fragte der Kaiser wieder.

Und als einer der Kammerherren ihm auf diese Frage geantwortet hatte, begann er herzlich zu lachen. Es schien etwas Neues geschehen zu sein, das besonders in dem Geschmack der ansehnlichsten Besucher des Saals war, denn in allen Logen steckte man die Köpfe zusammen. Man flüsterte, man lachte, man kicherte, man starrte nach dem Olymp. Selbst der Kaiser stand auf, beugte sich über den Rand seiner Loge und guckte gradaus nach oben. Aber ohne Nutzen, denn krumm-sehen konnte er nicht, was ihm bei dieser Gelegenheit Unwillen und sogar einige Verwunderung entlockte. Auch die Bewohner der niedrigeren Plätze im Parterre kriegten vorläufig nichts zu sehen als die Geberden und die Mimik der Personen, die man verjagen wollte von ihren wohlbezahlten Plätzen, und die sich dem hartnäckig widersetzten. Unserer alten Bekanntschaft, der Pfalzgräfin, merkte man bald an, dass sie mehr von der Sache begriff, als die unterste Schicht der Gesellschaft. Sich halb aus ihrer Loge herausbeugend, telegraphierte sie mit jemandem, der im Paradies noch immer im Hintergrund zu bleiben schien. Da also musste sich eine Persönlichkeit befinden von ganz anderem Gehalt als der vertriebene Kuchenbäcker. Das Stück von Rotgans . . . ach!

„Enthalt' dich solchen Worts, es schafft mir Langeweile . . .

Die Palatine grüsste mit ihrem Joujou. Wen grüsste sie? Den Kuchenbäcker doch nicht? Es schien, dass sie sich besonders amüsierte. Mit weit ausgestrecktem Arm zeigte sie all den ihr benachbarten Ansehnlichkeiten, dass da oben in dem Pöbelkäfig etwas ganz Besonderes zu sehen war. Armer Rotgans! Und armer Schauspieler auch. Der Mann sah von

all den beperrückten und unbeperrückten Köpfen nur hinten den Wirbel. Da bleibe einer begeistert . . . hinter solchem Publikum! Noch einmal, und als spräche er nun ganz im speziellen zu der Palatine, fuhr er heraus:

„Enthalt' dich solchen Worts, es schafft mir Langeweile . . .

Die Palatine gab nichts darum. Sie schüttelte sich vor Lachen — auch der Kaiser hatte gelacht: es war also erlaubt! — und sie schien sich gar nicht beruhigen zu können vor Vergnügen.

Jetzt müsste ich eine doppelte Feder haben, um zu erzählen, was Onkel Sybrand sagte, der zurückgekehrt war, nachdem er Mevrouw Holsma nach Hause gebracht hatte, und zu gleicher Zeit den Ausruf von Walther gehörig wiederzugeben, der dasitzend mit offenem Mund und verdrehtem Hals hinaufguckte nach dem Schauplatz des Streites.

— Wo ist Femke? fragte Holsma.

— Sie will nicht, sagte Onkel Sybrand. Ich dachte es mir.

— O Gott, da ist sie! rief Walther.

— Wer?

— Femke, M'nheer! Femke, Femke . . . o Gott, das ist nun wohl wirklich Femke! Und sie . . . rauft sich! Sehn Sie, da, da oben, sehn Sie!

Hm . . . es hatte was an sich davon! Aber raufen that sie sich doch eigentlich nicht. Das Mädchen auf dem Olymp hatte den Polizeikommissar beim Kragen genommen, ihn nach hinten gezogen, war so gut wie möglich zwischen jenen Besitzern der engbesetzten Vorderbank durchgedrungen und liess sich da niederfallen auf die zwei halben Schösse von den Nachbarn, die sie so unbarmherzig getrennt hatte.

— Es ist Femke, M'nheer! O Gott, es ist Femke! Wenn man ihr nur nichts thut!

Wieder stand der Kaiser auf, und wieder starrte er nach oben. Er wurde das Mädchen in der nordholländischen Kappe gewahr und nickte ihm zu . . .

— Aber, M'nheer Holsma, es ist Femke . . . unsere Femke!

Und die Pfalzgräfin grüsste das Mädchen noch einmal mit dem Joujou, wie um es zu beglückwünschen zu der Eroberung des Plätzchens . . .

— Aber, M'nheer, es ist Femke! rief der erstaunte Walther, der gar nicht begreifen konnte, dass er keine Antwort kriegte.

Auch Holsma und Onkel Sybrand waren erstaunt, doch nicht so wie Walther, der sich an den Kopf griff, um zu fühlen, ob er auch gehörig munter war.

— Nun, Kinder, sagte endlich der Doktor, ihr könnt nun ja Mutter erzählen, dass wir sie gesehen haben.

Und, sich an Walther wendend:

— Das Mädchen ist 'ne Base von uns . . .

— O ja . . . Femke!

— Nein, sie heisst anders, und . . .

— M'nheer, es ist Femke! Sollte ich Femke nicht kennen?

Ei, Petruschen! Das klingt schon ganz anders als: wer ist das Mädchen? Oder als . . . selbst das nicht . . .

Auf einmal kriegte das sonderbare Mädchen, das seine grossen blauen Augen unerschrocken durch den Saal schweifen liess, unsern kleinen Jungen zu Gesicht. Es beugte sich vornüber, blickte ihm aufmerksam und angestrengt ins Gesicht, nickte freundlich und warf ihm eine Kusshand zu . . .

So meinte er, und so war es. Aber das ganze Parterre war diesmal allzusehr seiner Empfindung. Jeder meinte, dass sie ihn selbst, oder alle meinten, dass sie alle gegrüsst hätte. Die würdigen Leute ärgerten sich über die hochgradige Unverschämtheit von solcher Bauerndirn — in Hauptstädten heisst jeder Provinziale ein Bauer — und die mehr launig Gestimmten erwiderten ihren Gruss mit scherzhafter Übertreibung. Alsbald jedoch wurde gezischt. Aus den höheren Sphären senkte sich die Botschaft hernieder, dass des Königs Base, Prinzess Erika, dem Niederländischen Volk ein Zeichen ihrer

Sympathie geben wollend, sich in »Nationalkostüm« zeige, oder was bei Fremden hierfür gilt.

— O Gott, glauben Sie davon nichts, M'nheer Holsma! Ich sage Ihnen, dass es Femke ist, versicherte Walther mit Thränen in den Augen.

— Nein, mein Junge, das Mädchen ist Femke nicht.

— Aber . . . sie hat mich gegrüsst!

— Und der Kaiser sie. Du begreifst doch wohl, dass er kein Waschmädchen grüssen würde?

Freilich! Dies war schwerlich anzunehmen. Aber ebenso sonderbar erschien es ihm, dass diese . . . Prinzessin eine Base sein sollte von Doktor Holsma. Aufs neue meinte er zu bemerken, dass das Mädchen ihm zuwinkte und dass es seine Lippen bewegte. Nach dieser Bewegung zu urteilen, konnte sie ganz gut gesagt haben: mein Bruder! Walther sah es dafür an, und lispelte diese Worte nach, und drückte beide Hände steif gegen die Brust, wie um eine Kostbarkeit zu bewahren, die soeben darin niedergelegt war.

Ungeachtet seiner Hochachtung vor Doktor Holsma war es ihm unmöglich, dessen Versicherung zu glauben, dass das junge Mädchen da oben eine andere wäre als die von ihm verleugnete Tochter von Frau Claus. Er knüpfte die Vorfälle der letzten Stunden so gut wie möglich aneinander, und vermeinte zu begreifen, wie er wohl durch seinen Zorn der Kathrin zu einer merkwürdigen Berichtung ihres Erlebnisses Veranlassung gegeben haben mochte. Man hätte ihn für wahnsinnig angesehen, buchstäblich für verrückt gehalten, und wolle ihn nun von einer fixen Idee abbringen. Darum auch die Einladung zum Besuche des Theaters, und Femkes vorgeschützte Weigerung, mitzukommen mit Onkel Sybrand, der seinerseits auf diese bereits längst abgekartete Weigerung vorbereitet hatte. Gewiss hatte der Doktor ihr den Wink gegeben, wenn sie denn doch auch gern etwas sehen wolle von all der Pracht und den Merkwürdigkeiten, wenigstens irgendwo anders Platz zu nehmen als im Parterre. Es war für seine angegriffene Konstitution besser befunden, dass sie nun

just nicht neben Walther zu sitzen kam, der sie verleugnet hatte und darunter so litt! Vielleicht hatte man da in der höchsten Loge einen Platz für sie reserviert, und der Polizeikommissar . . .

Doch . . . wie wagte sie den Mann so unsanft zu stören in der allzu wohlwollenden Ausübung seiner Funktion? Ihm die Autorität aus der Hand zu nehmen? Und . . . dieser Gruss von dem Kaiser? Und . . . woher wusste Holsma, dass er sie verleugnet hatte und dass ihre Gegenwart die Ruhe seines Gemüts bedrohen konnte?

— Och, M'nheer, Femke kann hier getrost sitzen . . . ich werde wahrhaftig ruhig sein! Ich bin so bange, dass man ihr was thun wird da oben unter all den rohen Menschen!

Holsma sah ihn forschend an. Sollte denn doch die Kathrin recht gehabt haben? Er fand nun gut, Walther nicht länger zu widersprechen in seiner Meinung bezüglich der Identität der Erscheinung.

— Na ja, Junge, es ist Femke, und ich machte nur Spass. Doch du kannst ruhig sein. Femke sitzt da, weil sie . . . nicht gern hier sitzen will. Sie meint, dass . . . es sich so merkwürdig machen würde, weil sie nur ein Waschmädchen ist. Und dass wir uns schämen würden über die Verwandtschaft, siehst du!

— O, M'nheer, niemand braucht sich zu schämen, neben Femke zu sitzen. Selbst der Kaiser nicht! Und . . . Gott nicht!

Ei, Petrus!

— Ja, ja, beschwichtigte Holsma. Gewiss! So ist es! Wer brav und gut ist, braucht sich vor niemand zu verkriechen. Guck' jetzt nur weiter nach dem Stück, mein Junge.

Walther wollte gehorchen, doch nicht, bevor nicht seine Augen Abschied genommen hatten von der herrlichen Erscheinung. Noch einmal sah er auf. Sie winkte ihm zu, nahm ein Zweiglein mit drei Rosenknospen von der Brust, hielt es einige Augenblicke zwischen Daumen und Zeige-

finger der linken Hand, zeigte mit der rechten auf Walther, und liess es fallen. Es kam — nicht zurecht, o Götter, aber nieder doch! — auf einen dicken Herrn in Walthers Nähe, der es erfasste und sich recht verwundert umsah. Der Mann hatte nichts gemein mit Rosenknospen, und sein erstauntes Gesicht schien zu fragen: was thue ich damit? Bevor er ebenwohl sich selbst eine brauchbare Antwort geben konnte, war Walther von seinem Platz gesprungen. Er huschte Nachbarn und Abscherungen entlang, setzte auch hinweg über beides, ergriff das goldene Vlies, das den falschen Jason so in Verlegenheit brachte, und drückte es, aufschauend zum Olymp, an seine Lippen. Überall anderswo als zu Amsterdam würde das Publikum applaudiert haben. Hier that es die Palatine, vor allem als Prinzess Erika nickte: »just so hab' ich's gemeint!«

Das war mehr, als Walthers erschütterte Konstitution vertragen konnte. Niemals hätte er selbst sich die Verleugnung Femkes verziehen, doch nun hatte sie, die Edelmütige, die Grosse, die Majestätische, ihm Vergebung geschenkt angesichts des ganzen Volkes! O, darum wollte sie oben sitzen, so hoch . . . auf dem Olymp! Sie hatte den Fleck von seiner Seele gewischt, seine geschundene Ritterehre wiederhergestellt . . .

Bei diesen Gedanken, die ihm wie Blitze durch den Kopf schossen, fiel er in Ohnmacht. War es ein Wunder?

Holsma nahm ihn mit nach seinem Hause, und liess an Frau Petersen berichten, dass der junge Herr Walther . . .

— Siehst du wohl, Stoffel, akkurat was ich gesagt hab'! Jeder darf es wissen: das Kind loschiert effektiv bei Dokter Holsma auf dem Kolveniersburgwall. Trude, denk' daran, dass Lene morgen früh Salz holt beim Krämer, denn . . . warraftig, das Kind loschiert da!

LIII.

Ariadnismus mit modern-bürgerlicher Verwickelung. Klagegesang über die heutige Unbrauchbarkeit von Wundern. Walther bekommt eine Lektion, und wird — wie der Leser — aufgefordert, sich eine Zeitlang aller Romantik zu enthalten.

Es ist schwierig für mich, zu berechnen, wieviel von meinen Lesern genug menschliches Gefühl sich vom Hals geschafft haben, um nicht zu weinen bei den trüben Schicksalen von Fräulein Laps. Wenn das Mitleid, das ich für sie anrufe, gering ist, setze ich dies aufs Konto zu grosser Gelehrtheit. Es scheint, dass der belesene Mensch unserer Tage seine Empfindlichkeiten in Mythologie, Romantik und Bibelbekanntschaft hat draufgehen lassen. Die Thränen also, auf die Fräulein Laps ein unverkennbares Recht hat, und die ihr auch von naiveren Zuschauern oder Lesern nicht verweigert werden würden, sind die Beute von Medea geworden, von Phaedra, von Asnath, der Fraue Potiphars, von Ariadne auf Naxos und ähnlichen Persönlichkeiten mehr, von denen doch keine einzige unserer Laps in wohlverstandenem Missgeschick gleichkommen könnte. Sie war, sie eminent, was die Romanschreiber in eleganter Sprachwendung »die unglücklichste der Frauen« zu nennen gewohnt sind, und ihr von Walther so bestürzt verlassenes Ober-Vorder-Unter-Hinter-Zwischenstockzimmer ein wahrer Tempel von verschiedenen Schmerzen.

Es ist keineswegs meine Absicht, Walther über Joseph, Theseus, Jason oder Hippolytus zu stellen. Apollo bewahre

mich vor der bei Autoren bisweilen vorkommenden Affenliebe, die sie in ihren Helden immer die »Interessantesten der Sterblichen« sehen lässt. Der Leser wird erkennen, dass ich genug Mut und Pflichtbewusstsein habe, um mein Jüngelchen dann und wann nicht sehr gelinde zu behandeln. Nein, nicht in Walthers Verdienst suche ich den Massstab für die Verzweiflung der Verlassenen. Und auch sie nährte ihren Kummer nicht ausschliesslich mit trübsinnigem Hinstarren auf den Wert des verlorenen Schatzes. Die ihn qualifizierenden Benennungen, die sie dem davongelaufenen Heil nachmurrte, zeugten mehr von bitterem Unwillen als von besonderer Wertschätzung. Es bestand etwas ganz anderes, das mit vollem Recht ihren Unwillen zu Ärger stempelte und selbst zu Wut. Mit geziemender Achtung vor dem Schmerz all der anderen Damen meine ich den Einwurf machen zu dürfen, dass unter dieser ganzen weinenden Frauenschar keine einzige eine so alberne Figur zu spielen hatte gegenüber den respektiven Familien ihrer Verlasser, als Fräulein Laps. Sie musste für Walther aufkommen vor seiner Familie. Das war es!

Die sonderbarsten Pläne gingen ihr durch den Kopf. Wie wär's, wenn sie erzählte, dass er »weggenommen« war vor den Augen des Volks und aufgefahren in einer glühenden Schnellpost? Sie verwarf diese Idee, und zwar aus sehr begründeter Furcht, dass man ihr nicht glauben würde. Unter allen Wundern sind nur wenige so ungeeignet für den täglichen Gebrauch wie Himmelfahrten. Selbst Polizei und Gerichte glauben nicht daran; dies sei gesagt ohne das geringste Misstrauen gegen die historischen Grundlagen der christlichen Religion, die solche Sachen nicht missen kann, ohne zusammenzustürzen wie ein schlecht gebautes Kartenhaus.

Also keine Himmelfahrt! dachte unsere Ariadne mit betrübendem Verstand. Aber . . . was dann?

Sie begann zu warten, ob ihr Theseuschen vielleicht zurückkehren würde. Es war ihr nicht deutlich gewesen, ob er in den Krug geraten war, oder ob er geblieben war unter der Volksmenge, die davor stand. Vielleicht hatte auch dieser

oder jener Strom der johlenden Menge ihn mit fortgeführt. Hm . . . wie weit? Zum Land hinaus? Nach . . . Amerika oder dem Pfefferland? Dies würde so übel nicht sein, fand sie, denn eigentlich war sie jetzt mehr besorgt vor seiner Rückkehr zu den Seinen, als begierig nach seinem Wiederkommen zu ihr. Die Ursache ist leicht zu erfassen. Was würde Walther seinen Verwandten erzählen? Zu ihrer grossen Enttäuschung war seine Mitschuld nicht weit genug gegangen, um ihm Bescheidenheit in seinem eigenen Interesse einzuflössen, und das Geschöpf stand zu niedrig, um eine delikate Behandlung aus Ursachen anderer Art zu erwarten.

Um bei der Heiligen Schrift zu bleiben, sann sie, nach Verwerfung der aus der Mode gekommenen Luftfahrt, der Anwendung der egyptischen Methode der Asnath nach. Aber o weh, dabei ist die entzückende Naivität von Potiphar unentbehrlich, und sie hatte Menschenkenntnis genug, um zu berechnen, dass weder Stoffel noch seine Mutter, noch selbst eine von Walthers Schwestern einfältig genug sein würden, um sich in einem Strick von so veraltetem Machwerk fangen zu lassen. Sicher würde sich ergeben, dass ihr sehr bekannter »Glaube« eher eine Waffe gegen sie liefern würde als einen Schild, dahinter sie sich bergen konnte. Denn, Leser, die Achtbarkeit der Gottdienerei ist etwas verschlissen. Sie sah voraus, dass man mehr Vertrauen Walthers . . . kindischem Wesen entgegenbringen würde, als ihrem Geflunker mit »Schrift« oder »Herrn«, und darin hatte sie wiederum vollkommen recht. Die Zeit ist nahe, dass man sagen wird: »siehe da jemand, der nicht glaubt, und dennoch ein Schelm ist«. Dies »dennoch« wird besser auf seinem Platz stehen, als das arme Wörtchen gewohnt ist, da wir es jetzt meistenteils missbraucht sehen, um verhältnismässige Verdorbenheit und Wohlglauben — Sächelchen, die einander sehr nah verwandt, und häufig sogar identisch sind — in kontrastierende Beziehung zu bringen.

Aus Arger und Wut biss unsere Märtyrerin sich die Nägel ab und verfluchte all das Volk, das da unter ihren

Fenstern noch immer Nachfest feierte von einem Fest, das nicht gewesen war. Sie schmeichelte sich einige Augenblicke mit der Hoffnung, ihren Deserteur zu Gesicht zu bekommen, und nahm sich vor, wenn dies gelang, ihn »unguibus et rostris« in ihr Nest zu schleppen, nicht wegen des Vergnügens seiner Gesellschaft nun, sondern um dem zuvorzukommen, dass er nach seinem eigenen Hause ging und da mehr erzählte, als ihr angenehm war. Doch es gelang ihr nicht, Walther zu entdecken, und, ermüdet von dem angestrengten Ausschauen, schloss sie endlich ihr Fenster, just einen Augenblick zu früh, um den Wagen wegfahren zu sehen, worin Prinzess Erika sich nach dem Palais auf dem Dam bringen liess.

Obschon die Morgenstunde bereits lange angebrochen war, schien es doch unserer Laps noch immer zu früh, um jetzt bereits nach den Petersens zu gehen. Und überdies . . . was sollte sie da sagen? Dass ihr Ritterlein in der dicksten Nacht weggelaufen war? Wohin? Warum? Wer konnte ihr dafür bürgen, dass nicht schon der ganze Skandal durch ihn selbst bekannt gemacht war, und dass also Frau Asnath diesmal hinter Josephs Netz fischen würde? Ach, wie peinlich!

Sie entschloss sich . . . sich nicht zu entschliessen und die Sache noch ein paar Stündchen dem »Herrn« zu überlassen. Mit solchem Stossgebet bestieg sie ihr jungfräuliches Bett, das »frigidum lectum«, worüber ein lateinischer Dichter die einsame Penelope in der siebenten Zeile ihres Briefes an Ulysses klagen lässt. Wenn Fräulein Laps Latein gesprochen hätte, würde sie wahrscheinlich auch so etwas gesagt haben. Die Lesart der zwei Zeilen, die Ovidius voraufgehen lässt, lautete nun in ihrem Munde: »ich wollte lieber, dass der Bengel sein Genick gebrochen hätte in der Art des Hohenpriesters Eli in I. Samuel IV. Aber die wohlthätigen Wunder sind verschwunden aus der Welt. Dieser verflll...uchte Laubfrosch!

Und nun, gewillige Muse, führe uns zurück nach der

Petersburg. Flüstere mir ein, was dort geschah während Walthers romantischer Irrfahrt, und sorge, dass meine Sprache nicht allzuweit unter der Würdigkeit des Gegenstandes stehe! Wir wissen bereits, o Clio, wie die Schlossvoigtin ihren Spross hatte ausziehen sehen zur Beschirmung seiner improvisierten Dame, und wie sie ihm zwar keine Segensbitten, Heilswünsche oder geweihte Schärpe mitgab, aber eine Schlafmütze doch und den bekannten kattunenen Nachtrock. Wir wissen, wie Junker Stoffel, Erbstatthalter des Familienruhms . . .

Doch halt, lass uns lieber die Sache ganz einfach behandeln. Die Muse kann wegbleiben. Frau Petersen war den bewussten Freitagabend zu Bett gegangen wie gewöhnlich. Und die übrigen auch. Von hässlichen Träumen ist mir nichts bemerkbar geworden. In meinen Archiven finde ich keine Spur von Angst über die schreckliche Gefahr, der man Walther so unbedacht blossgestellt hatte, vielleicht wohl weil diese Gefahr seinen Verwandten total unbekannt war. Fräulein Laps hätte wahrlich nicht nötig gehabt, ihr Plänchen so fein einzukleiden, und die Überschlagung von Walthers Namen bei der Aufrufung der Ritter, deren Schutz sie nötig zu haben behauptete, war ein unnötiger Luxus von Politik. Dank der Dummheit der Petersens würde sie bei viel gröberer Sachbehandlung ebensogut ihr Ziel erreicht haben. Die vornehmlichste Empfindung, die ihre undurchschaute Taktik zuwege brachte, entsprang aus dem Widerwillen, den ihre ganze Persönlichkeit einflösste, und durchaus nicht aus Argwohn bezüglich ihres besonderen Planes. An so etwas wurde bei den Petersens nicht gedacht. Die Ursache hiervon lag durchaus nicht in sittlicher Höhe, sondern ganz und gar in der Niedrigkeit der Verstandesentwickelung. Gewisse Leute würden in Bezug auf »Mensch« und »Welt« viel zu lernen haben, ehe sie den Standpunkt begründeten Vertrauens erreichen.

Und auch von der nicht witzarmen Unwissenheit, die wir Naivität nennen, war hier keine Rede. Dass die Petersens vor wenigen aus dem Wege zu gehen brauchten, was Unkunde

betrifft, möge wahr sein, aber gewitzt waren sie nicht. Sie hatten in diesem besonderen Fall allein darum nichts Arges gedacht, weil sie gewohnt waren, überhaupt nicht zu denken, und teilten also das Verdienst des Vertrauens mit Walthers Mütze, die auch kein Übel darin erblickte, Fräulein Laps ein paar Stündchen Gesellschaft zu leisten.

— Ich begreife um alles in der Welt nicht, wo der Junge so lange bleibt! sagte die Mutter.

— Er wird nicht früh aufgestanden sein, und vielleicht lässt sie ihn beim Frühstück ein Kapitel aus der Schrift lesen.

Also Stoffel. Und die Familie gab sich ohne viel Anstrengung ein halbes Stündchen zufrieden mit dieser Ermutigung.

— Was würdest du davon meinen, wenn du selbst mal hingingest? gab endlich Frau Petersen zur Erwägung.

— Das wird wohl schwerlich gehen, Mutter! Denn . . . du weisst, es liegt nicht auf dem Weg zu meiner Schule.

Dies Argument für Non-Intervention war vollkommen gültig. Man muss niemals etwas thun, was nicht auf dem Wege liegt. Da haben wir eine der lieblichen Seiten eines wohlbegriffenen Konservatismus vor uns. Stoffel selbst wusste nicht, wie tief der Sinn seines politischen Grundsatzes war.

— Aber . . . wenn wir dann Lene mal hinschickten, um zu fragen, wo der Junge bleibt?

Dies wurde acceptiert. Lene ging, und kam bald zurück mit der Nachricht, dass »Walther wahrscheinlich einen kleinen Spaziergang machte«.

So nämlich hatte Fräulein Laps in der Angst ihres Herzens gesagt. Und es war nicht ganz und gar unwahr. Walther war in der That nach dem Verlassen ihrer Wohnung gehörig ins Spazierengehen geraten . . . der Leser weiss es. Aber Fräulein Laps versäumte wohlweislich, dabei zu sagen, warum er einen Spaziergang machte und zu welcher Stunde er sie verlassen hatte. Lene nahm nicht Veranlassung, danach zu fragen, da es selbstverständlich erschien, dass er nicht in tiefster Nacht davongegangen war. Und so wurde auch

die Sache von Mutter und Schwestern aufgefasst. Sie lief also hinaus auf eine der sonderbaren Gewohnheiten von Walther, über die man sich so häufig zu verwundern hatte.

— Da hast du's wieder, sagte die Mutter. Die Last, die ich von dem Kind habe ... unerhört! 'n anderer macht 'n kleinen Bummel nach dem Essen, nicht wahr? Und er ... was thut er? Er läuft 'rum am frühen Morgen. Sag nu mal selbst, Stoffel, ist das 'ne Art und Weise?

— Ne, Mutter!

— Und uns hier in Angst sitzen zu lassen!

— Ja, Mutter!

— Siehst du, das ist doch wieder ganz arg von ihm. Er müsste doch dran denken, dass wir hier allemann in tödlicher Unruhe ... Gott weiss, wo er nu wieder 'rumläuft!

— Gewiss, Mutter! Und nu ist es Zeit für meine Schule. Adjüs, Mutter!

Stoffel ging fort. Von der Angst und der Unruhe war kein Wort wahr. Diese Klage gehörte so dabei, meinte die Familie, im übrigen nicht das geringste Zeichen gebend von Bekümmerung über Walthers Los. Auch hier wiederum spielten Unkunde, Unwissenheit und Trägheit ihre gewöhnliche Rolle. Es konnte doch sein, dass dem Knaben ein Unglück zugestossen war? Seine Mutter fand es bequemer, ihn ungeziemenden Betragens zu beschuldigen, als ernsthaft zu untersuchen, wo er abgeblieben war. Und hierbei blieb es, bis Dokters Kathrin kam. Der Leser weiss, wie Holsma seinem Kutscher befahl, einen Augenblick vor Walthers Wohnung zu halten, damit dem Mädchen Gelegenheit gegeben war zum Aussteigen. Alles war eiligst ans Fenster gelaufen.

— Da ist er, da ist er! rief die ganze Familie aufs eifrigste, er sitzt warraftigengott in Dokters Kutsche!

Diese Beobachtungen verjagten alle anderen Empfindungen, und Kathrins der Beruhigung dienende Aufgabe fiel besonders leicht. Eigentlich hätte sie nichts mehr zu sagen brauchen. Es kam nicht mehr darauf an, wo Walther

gewesen war . . . jetzt fuhr er in einer Kutsche! In des Himmels Namen, was will man mehr?

— Bei Dokters gefrühstückt? Och, Mensch, was sagen Sie! Und . . . und . . . warum hat der Kutscher seine Bärenmütze nicht auf?

Die verwunderte Kathrin berief sich auf die Saison, und fand den Empfang, der ihr zu teil ward, sehr sonderbar. Der Verdacht, den sie hegte bezüglich Walthers Geistesverfassung, erhielt neue Nahrung durch die eigentümliche Manier, in der ihre Botschaft beantwortet wurde. Es schien doch wohl, dass die ganze Familie . . . 'n bisschen . . .

— Und hat er wirklich bei Dokters gefrühstückt? Denke dir, Trude . . . gefrühstückt!

— Jaaa, Frau Petersen, er hat bei uns . . . gefrühstückt! O ja, gewiss, gefrühstückt . . . unser M'nheer hat es gesagt.

— Bei dem Dokter? Und . . . gefrühstückt, sagen Sie? Auf dem Kolveniersburgwall?

— Na gewiss! Wo sonst? Aber . . . was meinen Sie damit?

— Und . . . ist er auch anständig gewesen?

— Gott ja, Frau, aber . . .

— Und nu sitzt er mit dem Dokter in der Kutsche?

— Na gewiss, Frau! Aber . . .

— Hören Sie mal, Fräulein, ich will Ihnen mal was sagen, aber Sie müssen da mit niemand drüber sprechen. Er is 'n eigentümliches Kind, wissen Sie . . .

— Ja, seufzte Kathrin vollkommen überzeugt. Das weiss ich!

— So? Wissen Sie's? Und wissen Sie auch, warum? Das will ich Ihnen nu mal erzählen. Er is so 'n eigentümliches Kind, weil — geh mal eben beiseite, Susanna, und du auch, Mina . . . Trude kann bleiben, aber kuck' auf deine Arbeit! — er is so eigentümlich und schnaaksch, weil ich, als ich mit ihm »ging« . . .

— Och, Frau!

— Ja, Fräulein! Da hab' ich geträumt von einem Buttervogel, der 'n Elephanten wegzog. Begreifen Sie's nu?

— O ja, ja, ja, genau, Frau Petersen! Ich begreif' es nu ganz gut!

— Sehn Sie? Und darum . . . meine Komplimente an den Dokter, und ich lass' mich auch bedanken. Es is nu man zu hoffen, dass er anständig is . . . Walther, mein' ich. Och Gott, trägt der Kutscher solche Mütze nur im Winter?

Kathrin machte, dass sie wegkam. Sie nahm sich vor, niemals von Schmetterlingen und Elephanten zu träumen. Solcher Excess des Geistes kam ihr sehr gefährlich vor, denn sie begann nun in allem Ernst zu glauben, dass die ganze Familie verrückt wäre und dass sie in Walther davon nur ein kleines Pröbchen gesehen hätte.

Als einige Stunden später der Doktor selbst sich die Mühe gab, die Petersens, um sie zu beruhigen, zu besuchen, kannte die Freude über Walthers Erhebung keine Grenzen. Holsma studierte diese und andere Thorheiten, und machte von seinen Beobachtungen Gebrauch bei der Bestimmung der geistigen Lebensregel, die er Walther gleich vorschreiben wollte, einer Diät, die er noch beschränken zu müssen glaubte nach dem im Theater Vorgefallenen.

Was Fräulein Laps angeht, sie wusste nicht, wie gut alles ohne ihr Zuthun geregelt war. Sie hielt sich den ganzen Tag mit unnötigem Grübeln auf über die Möglichkeit, wie sie das Ding retten könne, das sie — wohl einigermassen mit Vergewaltigung des Sinns — ihre »Ehre« nannte. Da sie gleichwohl zu keinem Entschluss kam, bewahrten die geneigten Götter sie vor der Ergreifung von Massregeln, die gerade umgekehrt gewirkt haben würden, als es verlangt wurde. Sie that nichts, und durch ein besonderes Wohlwollen des Geschicks war dies das beste, das sie thun konnte. Es thut mir wegen etlicher Leser leid, dass ihr Eroberungszug nicht tragischer ablief, aber die Moralität gewinnt dabei. Ich vermute, dass Fancy dem gemeinen Geschöpf nicht den interessanten Schmerz gönnte von der Züchtigung, die sie

verdient hatte. Ein paar Tage Angst war für ihre kleine Sünde vollkommen genug. Selbstverständlich verharrte sie noch immer in der Furcht, dass Walther sie verklagen würde.

Walther war in der That die Sonnabendnacht bei den Holsmas geblieben. Den folgenden Morgen früh nahm der Doktor ihn zu sich aufs Studierzimmer und sprach freundlich zu ihm. Er ermutigte den sich entwickelnden Jüngling, ihm so gut wie möglich zu erzählen, was in seinem Gemüt umging, enthielt sich jedoch sorgfältig eines jeden, das Walther in die Meinung versetzen konnte, dass er was besonderes wäre. Es versteht sich übrigens von selbst, dass er mehr begriff als Walther sagen konnte. Auch die nicht sehr geschickt überschlagene Geschichte mit der einfältigen Verführerin lag ihm klar vor Augen. Er hörte Walthers Herzensergiessungen zu wie etwas sehr Bekanntem, und stellte seine unbegrenzte Ehrsucht — oder besser, seine voreilige und überspannte Sucht nach dem Guten: sein Gott-sein — als eine gewöhnliche Erscheinung hin, die aus der Lebensperiode entspränge und die . . . aus dem Wege geräumt werden müsste. Auch Walthers Liebe für Femke behandelte er als eine ganz gewöhnliche Sache. Um all dieser Geringschätzung thunlichst den Stachel zu nehmen, zog er beständig seine eigene Erfahrung heran und erklärte sich selbst schuldig der Fehler, die er an Walther meinte rügen zu müssen, eine Methode, die noch immer vielen Eltern und Erziehern unbekannt zu sein scheint. Auch Jesus hat nicht beachtet, dass man sich bücken muss, um aufrichten zu können.

Holsma setzte sich nicht auf ein Piedestal. Er begann mit der Versicherung, dass auch er in seiner Jugend alles, was Walther ihm mitteilte, erfahren hätte, und zugleich, dass er dieselben Gemütserscheinungen an beinahe allen anderen jungen Leuten wahrnahm. Auch suchte er die Sache auf bürgerlich-praktisches Terrain zu lancieren, mit Vermeidung aller Reizung zur Leidenschaft. Es schien ihm, als sei seinem Patienten solche Behandlung von nöten, und er folgte also in

gewissem Sinn der Kaltwasserkur von Frau Claus. Ob diese Entnüchterung zu jeder Zeit und für jeden dienlich ist, bleibt die Frage. Auch wandte sie der menschkundige Holsma nur vorläufig an, und vielleicht wohl als Experiment, um zu erfahren, ob Walther zu höherer Lebensauffassung im stande war. Er liess ihn sein Gemüt ausschütten, und fiel ihm nicht ins Wort, woraus sich ergab, dass Walther ziemlich schlecht sprach, weil unabgebrochene Ausführungen nichts gerade Natürliches sind. Just dies Gehackel der Darstellung liess den ungeübten Sprecher merken — und hierum war es Holsma zu thun — dass seine Empfindungen weniger interessant waren, als er gemeint hatte. Er fühlte Lust, sich selbst ins Wort zu fallen mit der Frage: »sonst nichts?«, und begann nun zu fürchten, dass auch Holsma dies sagen würde. Doch als er endlich fertig zu sein schien, antwortete dieser freundlich:

— Gewiss, gewiss, mein Junge, ich kenne das! In solcher Stimmung möchte man überall sein wollen, alles regeln, beherrschen wollen . . . alles gutmachen, nicht wahr? Man hat ein Gefühl, als wenn man für alles verantwortlich wäre. Es ärgert einen, dass so viel Verkehrtes ist in den Menschen, und dass sie . . . o ja, ja, ich kenne das sehr gut!

Aber ei nun, denke mal nach über die Mittel, die dir zu Gebote stehen. Wie würdest du es anstellen, um etwas zu verbessern?

Walther schwieg.

— Meinst du, dass alle Menschen schlecht sind? Dies darfst du doch nicht annehmen, dünkt mich. Unter diesen Menschen sind gewiss viele, die dasselbe wünschen wie du. Warum ändern sie die Welt nicht?

Walther schwieg wieder. Just die Einfachheit der Frage gab das Hindernis. Doch Holsma drang auf Antwort.

— Nun? Komm, ich will dir helfen. Glaubst du, dass ich ein guter Mensch bin?

— O ja, rief Walther herzlich.

— Siehst du? Nun, ich glaub's auch. Ich würde mich

schämen, wenn ich dies nicht zu sagen wagte. Warum ändere ich nun die Welt nicht? Du sprichst so häufig von Afrika — weil du das Land nicht kennst, mein Junge! — nun wohl, ich, der ich ein guter Mensch bin, habe noch immer die Sklavenjagden nicht abgeschafft. Was denkst du wohl, warum nicht? Antworte mal.

Walther war durchaus kein ‚debater‘. Es lag nicht in seiner ehrlichen Art, die Erteilung bestimmter Antwort aus Furcht zu verweigern, dass sie gleich als Sturmramme würde gebraucht werden können gegen die Meinung, die er verteidigen wollte. Dennoch blieb er schwankend. Man bedenke, dass Holsma mit einer Amputation beschäftigt war. Ist es ein Wunder, dass der Patient den Teil seiner Seele, der abgenommen werden sollte, ängstlich zurückzog?

— Nun, dann will ich die Sache anders darstellen. Du hörst doch wohl das anhaltende Geklopf und Gehämmer . . . hör'! Das kommt von einer Schmiede hier nebenan. Du begreifst doch, dass mich dies häufig stört?

— Bei Krankheit?

— Ja, und wenn ich zu denken habe. Ich wünschte diese Schmiede verlegt . . . so . . . flugs . . . auf einmal! Sag' mir nun mal, warum thue ich das nicht?

— Weil . . . Sie nicht können, M'nheer!

— Richtig! Darum habe ich auch bis heute nichts geändert an all dem, was Verkehrtes geschieht in Afrika. Und auch in Asien nicht. Und in Amerika nicht. Und in sehr vielen Ländern nicht. Aber gestern Abend in der Komödie, als dir unwohl wurde — es war warm! — nahm ich dich mit, und ich habe für dich gesorgt und liess dich zu Bett bringen. Und ich habe deine Mutter beruhigen lassen wegen deines langen Ausbleibens. Das alles war meine Pflicht, nicht wahr?

— O, M'nheer . . .

— Keinen Dank, mein Junge! Es schien mir, dass es meine Pflicht war, und ich that es: weil es möglich war. Was nicht möglich ist, ist meine Pflicht nicht! Und darum

nehme ich auch die Schmiede nicht zwischen Daumen und Zeigefinger, um sie in eine andere Gegend zu versetzen. Aus demselben Grunde befasse ich mich nicht mit Afrika. Unmögliche Pflicht ist keine Pflicht, und das Jagen danach steht der Erfüllung unserer wirklichen Pflichten im Wege. Hast du wohl mal in der Schule deine Aufgaben nicht gekonnt?

— O, mehrfach! Aber in der letzten Zeit nicht, weil Femke . . .

— Lass Femke nun eben ruhen. Vielleicht sage ich noch gleich ein Wörtchen über sie. Als du in der Schule deine Sache vernachlässigtest, hattest du gewiss an was anderes gedacht als an deine Aufgaben, an Dinge, die nicht vor der Hand lagen. Dies ist nun der Fehler von vielen jungen Leuten, und — werde nicht böse darum: ich war auch so! — er entspringt grossenteils Trägheit. Es ist bequemer, sich einzubilden, man schwebe über einem Berge, der weit in der Ferne liegt, als in Wirklichkeit seinen Fuss aufzuheben, um über ein Steinchen zu schreiten. Unter den Millionen Dingen, die du würdest thun wollen, sind nur wenige, die du würdest thun können. Bekümmere dich vorläufig allein um diese wenigen. Das ist der Weg, um weiterzukommen. Frage immer dich selbst: was wird in diesem Augenblick von mir verlangt?, und benutze nicht die Eingenommenheit für das vermeintlich Höhere als Vorwand für die Verwahrlosung dessen, was dir niedriger erscheint. Du bist unzufrieden mit deinem gegenwärtigen Standpunkt? Nun, mache dich eines besseren Standpunktes wert! Dies ist die Manier, um ihn zu erreichen, und die einzige gute Manier. Frage dich bei jeder Gelegenheit: was ist meine nächstliegende Pflicht? Kannst du mir dies versprechen?

Walther gab die Hand darauf.

— Und du möchtest so gern mehr wissen? Ich auch, mein Junge. Lass uns sehen, was bei dem Leiden zu thun ist. Was dich betrifft, es fehlen dir nun ganz besonders die Schulkenntnisse, worin junge Leute von deinem Alter, die in anderen Kreisen gross geworden, dir voraus sind. Das ist

leicht einzuholen, und wir werden darauf zurückkommen, aber . . . das ist in diesem Augenblick nicht deine nächstliegende Pflicht! Das bisschen Latein, das unser Wilhelm versteht und worauf du so eifersüchtig bist, ist in ein paar Monaten gelernt, vor allem, wenn du dich wirst geübt haben im Wollen. Was sollte es jetzt helfen, jetzt? Gewöhne dir erst das Schweben ab, dann kommt das Latein von selbst, und das Griechisch auch, und all die anderen kleinen Sachen, zu denen du jetzt so hoch aufschaust. Es sind in diesem Augenblick ganz andere Feinde zu erschlagen, als die Ritter aus deinen Romanen. Geringschätze die Schwierigkeiten nicht, die du zu bekämpfen hast. Dies würde just Ursache einer traurigen Niederlage werden können. Du musst dein Denkvermögen brauchen lernen nach deinem eigenen Willen, und die Einbildung kappen, die sonst dir über den Kopf wachsen würde. Es hat Philosophen gegeben, die behauptet haben, dass das Leben ein Traum sei. Was sie damit eigentlich meinten, ist mir nicht sehr klar. Der Ausspruch selbst kommt mir träumerisch vor. Vielleicht befinde ich mich da im Irrtum, aber wohl wage ich mit Sicherheit zu sagen, dass Träumen kein Leben ist. Begreifst du das?

Walther nickte zustimmend.

— Die echte Erhabenheit, fuhr Holsma fort, ist, dass man thut, was man thun muss, selbst das geringe. Was würdest du sagen von Rittern, die sich auf den Kopf schlagen liessen von Vagabunden, weil ihre Ritterehre nicht zuliess, solche Kanaille unschädlich zu machen? Würdest du das nicht eine unbrauchbare Ritterehre nennen? Du gehst nun in den Handel? Komme über einen Monat mal wieder zu mir und erzähle mir, ob du Wort gehalten und immer deine nächstliegende Pflicht erfüllt hast. Dann werden wir weiter sehen, aber . . . das erst! Willst du's thun?

— O gewiss, gewiss! Aber . . . M'nheer, darf ich Sie nun fragen nach . . .

— Nach Femke? Wohl, sie ist ein recht gutes Mädchen, ein wirklich braves Kind, und ein Bäschen von uns.

— Aber wie dann begreifen, was sie da wollte? Und wie sie . . .

— Die Dame in der Komödie war Femke nicht. Das war Prinzess Erika. Wir wollten sie sehen, weil ihre Voreltern mit den unsern verwandt waren. Darin ist nichts Besonderes, Kerlchen!

— Eine wirkliche Prinzessin?

— Ja, und Fem ist ein wirkliches Waschmädchen. Wir wollen hoffen, dass die Erika ebenso tüchtig von Charakter ist wie sie. Aber, Junge, lege doch auf solche Dinge nicht soviel Gewicht. Man sieht dieses Abweichen von Familienverzweigungen täglich. Oder, sieht man's auch nicht, es ist so. Es muss eine Zeit gegeben haben, dass Erikas Voreltern sich in Tierfelle kleideten, und die meinen auch. Die Frage ist, ob sie's weiss, dass sie hier zu Lande Stammverwandte hat. Dass wir es wissen . . . nun ja, mein Bruder Sybrand hat Vergnügen an dem Aufspüren der Übereinstimmung von scheinbaren Gegensätzen. Auch in der Sprache . . . das hast du bei dem Hühnerstall gehört. Recht betrachtet ist die Welt viel kleiner, als du glaubst: alles berührt sich! Wer weiss, ob es nicht Einfluss hat auf die Geschichte, dass du morgen bei diesen Herren . . . wie heissen sie auch?

— Oldetied & Kopperlith, M'nheer.

. . . dass du bei den Herren Oldetied & Kopperlith in die Kaufmannslehre gehst. Nun wohl, weltgeschichtlich oder nicht, thu du deine nächstliegende Pflicht! Dies ist nun die ritterliche Aufgabe, die ich dir auftrage . . . wenn du auf mich hören willst. Willst du's?

— Sicherlich, M'nheer! Aber . . . Femke?

— Da hast du's schon! Sie hat nichts zu schaffen mit deiner nächstliegenden Pflicht. Die einzige Dame, der du für den Augenblick dienen magst, ist . . . nun, wer?

— Der . . . Handel?

— Richtig! Willst du nun durchaus etwas von Femke wissen . . . nun wohl, sie sagt auch, dass du dich nicht um

sie bekümmern dürfest, und an nichts anderes denken müsstest als an deine Arbeit . . .

— O, ich will's, ich will's!

— Noch wohl zehn Jahre lang.

— Zehn Jahre? Zehn?

— Ja, so sagte sie, als ich ihr erzählte, dass du noch so wenig wüsstest und so wenig könntest.

— Zehn Jahre?

— Nun ja, so sagte sie. Vielleicht acht, oder . . . zwölf, oder . . . zwanzig, denn du begreifst wohl, dass man so etwas nicht so ganz genau bestimmen kann.

— Zehn Jahre?

— So sagte sie.

— Ich thu' es!

— Recht gut, mein Junge. Es soll mir eine Freude sein, und ihr auch. Beginne also schnell damit, und dränge dir nicht auf, dass es so besonders schwierig ist. Das macht nervös. Tausende haben vor zehn Jahren begonnen mit dem, was dir morgen zu thun obliegt, und sie leben noch! Du siehst also wohl, dass es möglich ist. Überdies, denke nun vorläufig ganz allein an den ersten Monat. So überwindest du die Zeit. Über etwa fünf Wochen erwarte ich dich hier. Dann werden wir weiter sehen.

Nachdem er noch einmal versprochen, dass er sich »alle Thorheit« aus den Gedanken schlagen werde, nahm Walther für diesen Tag Abschied. Aber er bewahrte seine Rosenknospen, war es ihm auch nicht klar, ob die Verehrung dieser Reliquie — das einzige, was ihm aus der verlaufenen dreitägigen Sturmperiode übrig blieb — einer Prinzessin galt, oder einem Bleichmädchen, oder beiden, oder der kleinen Sietske Holsma, oder dem Bildnis aus dem Seitenzimmer, oder einem Ideal, das er selbst zusammenzauberte durch die unwillkürliche Ineinanderschmelzung all dieser Bilder zugleich. Um sein Holsma gegebenes Wort zu halten, verbot er sich alle Untersuchung diesangehend, und drängte mit Heldenhaftigkeit seine Empfindungen zurück. Es ist fraglich, ob er

zu Klarheit und Selbsterkenntnis gelangt wäre, wenn ihm das nicht geglückt wäre. Wer sagt uns, ob nicht vielleicht die Eindrücke, welche er von aussen her aufgefangen zu haben meinte, die Abspiegelung seines eigenen Gemüts waren? Um diesen Zweifel begreiflich zu finden, hat man sich nur zu fragen, ob seine Phantasie unthätig geblieben sein würde, wenn er all diesen Gegenständen nicht begegnet wäre. Ich erachte diese Bemerkung darum nicht ohne Gewicht, weil ich dem Gefühl, das Walther beherrschte, noch immer nicht den Namen Liebe zu geben wage. Dass eins der charakteristischsten Merkmale der Liebe, die Sucht, gut zu sein, bei ihm nicht mangelte, ist wahr. Doch diese Neigung hatte sich bereits viel früher in eigenartiger Übertriebenheit bei ihm offenbart, woraus denn auch lange, bevor er Femken begegnete, seine überspannte Ehrsucht und der dazugehörende Hochmut entsprungen war.

Unter den Empfindungen, die er nach dem Gespräch mit Holsma zurückdrängen musste, spielte die Neugier nach der Enträtselung der verschiedenen Weisen, darin Femke sich ihm gezeigt hatte, nur eine sehr untergeordnete Rolle. Dies erscheint um so merkwürdiger, als er der von Holsma gegebenen Erklärung keinen Glauben schenkte. Er blieb dabei, dass das Mädchen im Theater in der That die Person gewesen wäre, die man bis jetzt Femke genannt hatte, und schrieb Holsmas Versicherung entweder Irrtum zu, oder der Absicht, ihn zur Ruhe zu bringen. Er behauptete, mehr von dem Mädchen zu wissen, als dem Doktor bekannt sein konnte, der sie nicht in der Herberge gesehen hatte! Dass sie sich als Prinzessin präsentieren konnte, kam ihm durchaus nicht merkwürdig vor. Es müsste eher verwundern, meinte er, dass sie die Güte hätte, sich dann und wann als Kindermädchen zu zeigen oder als Tochter einer Waschfrau! Eine Prinzessin? Wohl möglich! Warum nicht? Das Mädchen auf dem Tisch sollte nicht Femke gewesen sein? Auch nicht die Erscheinung im Theater? Ganz natürlich, und ganz in Übereinstimmung mit der Höhe, auf die er immer das vorgebliche Waschmädchen gestellt hatte! Wenn das

nicht Femke war, dann konnte sehr gut das Mädchen, das er bis jetzt Femke nannte, ein für allemal Prinzessin sein. Diese Veränderung war so gross nicht, oder besser . . . es war keine. Wie ein Blitz schoss ihm nun auch der Eindruck durch die Seele, den das schreckeinjagende Klingeln von Fräulein Laps den letzten Freitag Abend auf ihn gemacht hatte. Damals fragte er sich doch schon, ob dies vielleicht Prinzess Erika sein mochte, die kam, um zu tauschen. Es zeigte sich nun, dass sie dies bereits längstens gethan hatte! Dass in dem allen etwas Geheimnisvolles lag, verhehlte sich Walther nicht, aber dieses Geheimnisvolle stimmte so genau überein mit seinen Träumen und Luftgebilden, dass es ihn mehr befriedigte, als jemals nüchterne Wahrheit würde gethan haben können. Er war ebensowenig neugierig wie die vielen, die nach dem Lesen der Genesis nun ein für allemal zu wissen meinen, »wo alles hergekommen ist«, und keine Lust haben zu einer Untersuchung, die sie die angenehme Gewisswisserei würde kosten können. Darin wird denn auch wohl die Ursache liegen, dass für gewisse Gemüter nur die Fabel das Kennzeichen der Wahrheit trägt.

Wie die Menschheit in vorhistorischen Tagen, war Walther noch immer empfänglich für das Aussergewöhnliche, für das Wunderbare, für das Unmögliche. Wer ihm versichert hätte, dass Femke gewöhnlichen Eindrücken unterworfen war, würde nicht so sicher auf Glauben haben rechnen können wie der Dichter, der sie zum Gegenstande der wildesten Phantasie gewählt hätte. Wenn er sie zu sprechen gekriegt hätte, würde sich anderen, die der Unterhaltung beiwohnten, offenbart haben, dass sie selbst in dieser Hinsicht höher stand, aber ob es ihm sich offenbart hätte, bleibt die Frage. Jede Äusserung ihres einfach-gesunden Verstandes würde er aufgenommen haben als Niederbeugung um seinetwillen, als einen Versuch, eine Sprache zu reden, die verständlich wäre für . . . Menschen oder Bürgerjungens. »Sie verhält sich so, um mich nicht abzuschrecken«, würde er dann gedacht haben. Inwieweit bei diesem allen durch die beinahe gänzlich ausgewischte Erinnerung an die Fancy-Erscheinung ein Einfluss ausgeübt wurde, ist schwer zu

bestimmen. Wohl war der Eindruck davon nicht mehr zu erkennen, doch vielleicht machten sich noch immer die Folgen dieses Eindrucks einigermassen geltend. Sein Geist war einmal auf bestimmten Weg gestossen, und in dieser Richtung ging er vorwärts, war denn auch der Ausgangspunkt seit langem aus dem Auge verloren. Auch diese Besonderheit sehen wir bei der Geschichte der Menschheit in voller Geltung. Wir werfen die Fabeln weg, womit unser Geschlecht in seiner Kindheit ergötzt wurde, wir schämen uns des Glaubens an die Spukerei, mit der es betrogen wurde, doch . . . gehen fürder gebeugt unter die Folgen der Einfältigkeit früherer Geschlechter.

Walther fragte nicht mehr: »sollte sie wohl die Schwester sein, die ich suche?«, doch das Bedürfnis der Verschmelzung mit einem Wesen, dem er zugehören wollte — in Verband immer mit seiner Sucht nach Wissen und Kampf — blieb bestehen. Und wiederum wirkte die Unbewusstheit dieser Neigung befriedigend auf seine Begier, die vielen Nebensachen, die er nicht begriff, aufgeklärt zu sehen. In all dem Seltsamen, das diese letzten Tage über ihn gekommen war, fand er ebensosehr Veranlassung, sich zu fragen: »was war doch?«, als sich zuzurufen: »gewiss, gewiss, so ist es! Genau, was ich immer meinte!« Das Mysteriöse selbst war just die Genugthuung, die er suchte, und . . . es war dies also noch immer ein Zeichen seiner Unreife. Seine Empfindungen waren ihm wie ein bewegtes Wasser, darin die unerwachsene Seele die Nixen spielen sieht, die sie sehen will, je unbestimmter im Umriss, je schwankender in den Linien, desto besser. Nach genauerer Zeichnung, nach mehr Deutlichkeit verlangt diese Seele nicht . . . es möchte sich einmal zeigen, dass sie sich nur gespiegelt hatte in den Wellungen der von ihr selbst in Aufruhr gebrachten Flut!

War Femke keine Prinzessin? War Prinzess Erika nicht — aus Luxusliebhaberei meinetwegen — ein Waschmädchen? Ei nun, vielleicht auch war das herrliche Standbild auf dem Tisch weder die eine noch die andere . . . eine dritte Erscheinung also! Drei? Es ist zu wenig!

Millionen Bilder von dieser Art waren nicht zuviel, um, zusammengefasst in einen Totalgedanken, die Begierde zu befriedigen eines Gemüts, das, noch in der Entwickelung erst, nicht Femke liebte, sondern . . . die Liebe! Wahrlich, der Knabe hatte noch viel zu lernen, und wahrscheinlich waren auf diese Notwendigkeit die Ratschläge seines menschkundigen Freundes gegründet. Es scheint, dass Holsma einsah, wie Walther allem andern voraus Bekanntschaft machen musste mit dem Allerniedrigsten, um allmählich aufzuklimmen zur Poesie der Wirklichkeit, die so viel höher steht als lieblich-buntgefärbte — doch kindische, unnahrhafte und also verderbliche — Träumerei!

Wie dem sei, ebenso wie er selbst, steigen wir für einige Zeit hinunter zu niedrigeren Sphären. Das Hauptquartier der Menschheit ist nun einmal zu ebener Erde. Von da gehen wir stets aus, dahin kehren wir stets zurück. Es ist schon gut, wenn wir nicht verlernt haben, von Zeit zu Zeit uns zu ermaien in bescheidenem Fluge. Hoffen wir, dass die Lust und die Kraft uns nicht schwindet, diese Erfrischung wiederaufzunehmen. Es besteht dann gleichzeitig die Möglichkeit, nähere Bekanntschaft mit Prinzess Erika zu machen, bei welcher Gelegenheit wir vielleicht erfahren, dass Aristokratie des Verstandes und des Herzens nicht ausschliesslich gesucht werden braucht in den . . . niedrigeren Ständen, wie etliche Romanschreiber — dem Pöbel den Hof machend — wohl einmal zu glauben vorgeben. Bereits jetzt wage ich zu versichern, dass sie freilich »von der Familie« war, und zwar in viel höherem Sinn noch, als Onkel Sybrand wissen konnte.

Bevor es uns vergönnt ist, nähere Bekanntschaft mit ihr zu machen, haben wir — genau wieder wie Walther selbst — langweiligere Dinge zu behandeln. So doch muss mein Geschichtlein geschrieben werden, bei Strafe, dass es nicht dem Leben gleicht, was ein Fehler sein würde, ein grosser Fehler . . . der gewöhnliche!

LIV.

Morgenträumerei. Etwas über die bildende Bedeutung von nicht zu verkrünkelnden Halskragen. Non omnibus licet . . . ohne die mindeste Anspielung auf Korinth.

Fancys Laune hatte also für diesmal ausgestürmt. Die Serie von Seltsamkeiten war abgelaufen, und der Leser wird nochmals ausdrücklich genötigt, seine Erwartungen über den Leisten des Alltäglichen zu schlagen.

Der für Walther so bedeutungsvolle Montagmorgen brach für ihn früher an als für die meisten anderen. Nicht weil er so viel östlicher wohnte als die Mehrzahl seiner Mitmenschen, sondern wegen seiner Unruhe. Er hatte wenig oder gar nicht geschlafen, und verliess seine Bettstelle, sobald es hell wurde, drei volle Stunden früher also, als er sich auf dem Kontor der Herren Oldetied & Kopperlith zu melden hatte.*) Was seinen Eifer in dieser Hinsicht angeht, da konnte also Doktor Holsma, der so besonders auf Interesse für die Pflichten gedrungen hatte, die unmittelbar vor ihm lagen, mit Beiseitesetzung aller Utopien und phantastischen Wünsche, vollkommen zufrieden sein. Doch er selbst sah ein, dass das Frühaufstehen allein nicht viel bedeutet. Vor allem sollte er auch ausschliesslich sich beschäftigen mit den Dingen des Alltags, und das war just die Pflicht, die ihm

*) N. d. Übers.: Ist es notwendig, dass ich darauf hinweise, wie sich die Altehrwürdigkeit dieses berühmten Handelshauses schon im Firmennamen ausdrückt? Wo ist ein Handelshaus wie dieses, das sich auf alte Zeiten berufen und dabei gar mit Koprolithen um sich werfen kann?

solche Schwierigkeiten machte. Wie zu erwarten war, führte er einen sehr harten Kampf mit der fast unbezwingbaren Neigung, auf Seitenwege zu geraten. Niemand ist besser im stande, dies zu begreifen, als der Leser, der nach all dem Vorhergehenden wohl ebensoviel Mühe haben wird wie Walther selbst, Interesse zu gewinnen für das Kontor der Herren Oldetied & Kopperlith.

— Gewiss, gewiss, dachte er — hin und wieder laut — ich werde brav aufpassen, und gehörig mein Bestes thun, und arbeiten, bis ich müde bin, und sorgen, dass jeder zufrieden mit mir ist, aber . . . sollte ich nun darum nicht erst Femke einmal sprechen dürfen? Sollte das nun Ursache sein können, dass ich meine Pflicht im Handel vernachlässigte? Darf ich nicht zu ihr gehen und sagen, dass ich weiss, wo sie mein Bild verwahrt, und . . . wer sie eigentlich ist? Und darf ich nicht Frau Claus fragen, wer ihr in den Kopf gesetzt hat, dass ich auf einem Pferde ritt? Und dass ich einen Säbel an der Seite hatte? Einen ganz kleinen, sagte sie. Nun, klein oder gross, ich wollte, dass es wahr wäre, aber . . . wie kommt sie darauf?

Und . . . die »Humpeljette«?

Und . . . das Portrait?

Ich will und werde denken an meine Arbeit, allein an meine Arbeit und an die Herren Oldetied & Kopperlith. Gleich gehe ich nach ihrem Kontor, und schreibe da schön, und rechne gut, denn . . . ich kenne den ganzen ‚Strabbe‘, und schwerer als die von Strabbe sind die Summen auf so einem Kontor gewiss nicht! Sollten nun wohl solche Herren selber auch den ganzen ‚Strabbe‘ durchgearbeitet haben? Wer hat sie dazu angespornt, als sie jung waren? Dass ich der Erste geworden bin bei Pennewip, habe ich Femke zu verdanken. Warum erzählte sie nur ihrer Mutter, dass ich der tüchtigste Junge war in der Schule? Denn das war nicht wahr . . . o, bei weitem nicht! Später . . . ja, als ich es geworden war, um ihr einen Gefallen zu thun. Und nun sagt Doktor Holsma, dass ich viel zu wenig weiss und erst

beginnen muss mit Lernen. Und dass ich wohl noch zehn Jahre lang, oder viel länger noch, an nichts denken darf als an meine Arbeit! Alle Griechen werden ermordet sein, ehe ich ein wirklicher Mann bin. Und . . . Femke wird sich verheiraten mit einem Matrosen, oder einem Zimmermann, oder . . . mit 'nem Schipper, der 'ne bunte Mütze trägt, oder . . . mit 'n Prinz, wenn sie will!

Der Mann schien viel Respekt vor ihr zu haben, und der andere auch. Ach, wie prächtig stand sie auf dem Tisch! Wer würde wohl gedacht haben, dass sie so . . . erhaben war! Aber . . . was wollte sie eigentlich in der Vollheit? Dass sie tapfer war, wusste ich wohl, aber . . . so! Und in der Komödie! Ich begreif' ganz gut, warum der Kaiser sie grüsste. Er fand es gewiss famos, dass sie soviel Mut hatte. In der ganzen »Scylla« war nichts, das ihr im entferntesten verglichen werden konnte. Dies wird der Kaiser auch wohl eingesehen haben, und darum hat er sie gegrüsst.

Sobald ich ganz und gar gross bin — ich meine: wenn ich den Handel verstehe, denn darauf werde ich mich nun wirklich zuallererst legen . . . das werde ich! — nun, später also will ich auch mal ein Trauerspiel machen, und so, dass auch der Kaiser danach hört, er, die Prinzessinnen, und das Volk, und alle zusammen! Ich werde etwas dareinbringen von einem geraubten Schild, und . . . Femke wird es wiederbringen . . . sie, oder ich, oder . . . wir zusammen. Ja, so wird es sein, gerade umgekehrt als in »Scylla«. Und ich würde mein Stück etwas weniger reimen lassen, denn es klingt, als wenn die Menschen sich zum besten halten. Und ich hab' deutlich gemerkt, dass sie manchmal ganz was anderes sagen, als sie eigentlich meinen, nur wegen des Reims. Und jedesmal wusst' ich, was folgen würde, denn wenn der eine was sagte von Herz, erzählte gleich ein anderer was über seinen Schmerz. Ein einzelnes Mal schadet das ja nicht, aber auf die Dauer wird es ganz langweilig. Das sagte denn auch der Focus: »Enthalt' dich solchen Worts, es schafft mir Langeweile!« Ich glaube nicht, dass ein griechischer Held

jemals so etwas gesagt haben kann, denn war er auch nicht einverstanden damit, dass seine Geliebte für ihn stürbe — ich würd' es auch nicht dulden — so war das doch kein Grund, so unfreundlich zu ihr zu reden. Vielleicht war es wieder wegen des Reims. Darum werde ich nicht reimen in meinem Trauerspiel. Nicht immer wenigstens. Wenn ich nur lange genug lebe, um so etwas versuchen zu dürfen, und wenn sie nur nicht vor dieser Zeit . . .

Das Auge senk', das mich mir selbst entraubt,
Mich fortlockt von der Pflicht, die auf mir ruht.
Du schwebst, und winkst, und weist auf höher Ziel,
Und suchst mich fortzustehlen von der Pflicht . . .
Ich darf nicht, Femke! Ich flehe, flieh nicht hin,
Dieweil ich immer noch ich selbst nicht bin,
Nicht deiner Stimme lauschen darf. Ich muss,
Dich sehend, blind sein . . . taub, wenn du mich rufst,
Und stumm, wenn's Herz mir bricht vor Drang zur Äuss'rung.
Denn, Fem, ich bin ein kleiner Junge noch,
Der lernen muss, und lernen, immer lernen,
Und lernen, lernen, lernen, lernen, lernen . . .

— Was fehlt dir, Walther? fragte Lorenz. Sagst du Verse auf?

— Hm . . . ja . . . so! Ich sprach mit mir selbst, antwortete er verlegen. Ich war aufgestanden, weil es so warm war im Bett, und . . . und . . . da sprach ich drüber.

Lorenz schlief schon wieder, und Walther fühlte sich noch just beizeiten daran erinnert, dass er wieder beschäftigt wäre mit dem Verbotenen, mit etwas anderem als der nächstliegenden Wirklichkeit! So hatte der Dokter gesagt!

Und noch einmal irrten seine Gedanken ab. Dies fürchterliche Fräulein Laps! Nun, keine Abweichung leichter zu reparieren als diese: er wusch sich. Und danach, gewiss um einen guten Beweis von der Aufrichtigkeit seines Schuldbekenntnisses zu geben, setzte er sich hin und blätterte in seinem ‚Strabbe'. Mit diesem Buche brachte er die paar Stunden hin, die ihn noch vom Frühstück schieden.

Frau Petersen hatte es sehr eifrig mit der Wichtigkeit des Tages, und war freigebig in der Austeilung von Lehren bezüglich der Art und Weise, wie Walther sich in seiner neuen Stellung zu betragen habe. Er sollte vor allem recht anständig sein und durch sein Betragen den Herren einen Begriff von den guten Qualitäten seiner Mutter verschaffen. Auch wäre es nicht vom Übel, ihnen mitzuteilen, dass er bei den Holsmas auf dem Kolveniersburgwall »loschiert« hätte, und dass die Schuhe von seinem Vater . . .

— Ja, Mutter, sagte Stoffel, und er muss vor allem zur präzisen Zeit auf dem Kontor sein. Da legen solche Leute Gewicht drauf.

— Na gewiss! Immer zur präzisen Zeit, denn da legen sie Gewicht drauf. Und wenn sie dich was fragen, dann musst du nur risselut antworten, recht risselut. Und kuck' nich immer so schief, dann zerknautschst du deinen Kragen, und das steht einem Jungen nicht gut, der schon auf 'n Kontor ist.

Dieser Kragen hatte eine grosse Rolle gespielt bei den Vorbereitungen zur Geschichte dieses Tages. Der teilnehmende Leser erinnert sich gewiss des Jochkragens, darunter Walther gebeugt ging, als wir zuerst Bekanntschaft mit ihm machten in der Herzenstrasse. Durch eine ärgerliche Lücke in meinem Archiv — davon werden sich noch mehr Spuren zeigen, leider! — bin ich nicht im stande, genau all die Übergänge anzugeben, die in dieser Hinsicht die damalige Periode von der gegenwärtigen schieden, doch wohl weiss ich, dass der hochstehende Kragen, der Walther heute in den »Handel« begleiten sollte, einen sehr vornehmen Bestandteil der Fundamente von Frau Petersens Hoffnung ausmachte. Und auch Walther selbst dachte nicht gering über diese Veränderung. Die zwei brettsteifen leinenen Lappen, die seine Wangen bedeckten, machten auf ihn einen doppelten Eindruck. Erstens und vornehmlich den einer ‚toga virilis‘. Sodann ein paar rote Streifen, die den Weg zeigten von seinen Mundwinkeln nach den Ohren. Er war stolz darauf, und darum

allein schon wäre er so gern Femke begegnet. Wer steif-aufrechtstehende Halskragen trägt, ist kein Kind, und niemand würde dies besser einsehen als jemand, der als Bleichmädchen fungierte und also von Berufs wegen gewohnt war, mit solchen Unterscheidungsmerkmalen sich zu befassen. Doch dass diese ruhmreichen Beweise von Erwachsenheit eine beschwerliche Kehrseite hatten, ist auch wahr. Walther musste dauernd gradaus gucken, um seinen Prunk nicht zu verderben. Er fühlte, dass dies ihm ein albernes Aussehen gab und die Neigung mitteilte, so zu sprechen wie Stoffel, doch es war just dies Gemachte, dies Unnatürliche, womit er nach der nicht ganz unrichtigen Berechnung seiner Mutter die Gunst seiner neuen Chefs gewinnen musste. Also:

— Dreh nu doch ingottsnamen deinen Kopf nicht immer so rechts und links. 'n Mensch muss vor sich kucken. Du kannst dich drauf verlassen, dass solche Herren was auf vornehmes Benehmen geben. Du musst dich nu mit deinen neuen Kragen — es sind alte von Stoffel, aber das thut nichts dazu, was sagst du, Trude? — du musst dich nicht anstellen wie 'n Wilder!

Von Wildheit war keine Rede, als Walther ein Viertelstündchen nach dieser letzten Vermahnung allergesittetst anklingelte an einem gewissen Haus auf der Kaisergracht, das mit dem Namen Kopperlith bezeichnet war. Aber o weh, es schien, als sollte bereits seine erste Berührung mit dieser Firma ein Missgriff sein. Zwei Zugänge präsentierten sich — nicht sehr aufrichtig einladend, aber brauchbar doch — dem Besucher. Eine doppelte Glasthür zeigte sich auf dem Niveau, oder sogar zur Hälfte unter dem Niveau der Strasse, doch daneben gaben »aufsteigende Stufen« — die Freitreppe der alten Amsterdamer Häuser — Gelegenheit, vorzudringen zu einer Art Bel-Etage. Walther, voller Anstandsstreben, fand den letzteren Weg den geeignetsten, und mit nicht sehr flink gestreckten Knieen stieg er die acht oder zehn Stufen hinauf. Oben angelangt, zog er so sacht wie möglich an der Glocke: man hätte es sonst hören mögen!

Unversehens und beinahe erschreckend nahm er durch das Fenster des »Seitenzimmers« das Gesicht einer bejahrten Dame wahr, das ohne den geringsten Ausdruck von Wohlwollen sein Figürchen zu mustern schien. Es schien, als ob sie ihn die Freitreppe hinuntergucken wollte. Walther hatte ein peinliches Gefühl davon, und er machte sich so klein wie möglich. Es ist nicht jedem gegeben, und besonders nicht jemandem, der seine ersten hochstehenden Halskragen trägt, ohne Angst auf der Freitreppe zu stehen eines Hauses auf der Kaisergracht! Mit Vergnügen wäre unser Held schnell davongelaufen, aber . . . was dann? Überdies, er hatte keinen Soldatenrang, und musste also stehen bleiben im Bereich des Geschützes aus dem Seitenzimmer. Das . . . Frauensmensch blieb dabei, ihn mit wütendem Blick anzusehen, und schien gar nicht vertragen zu können, dass jemand anklopfte an ihrem Palais. Die peinliche Inspektion dauerte lange, so lange, dass Walther ernsthaft begann, entweder an den Abzug denken, oder an die Wiederholung seiner klingenden Anmeldung. Doch auch zu diesen beiden Extremen war ein Mut ganz anderer Art nötig, als er ihn . . . vielleicht einmal haben würde, doch gewiss in diesem Augenblick ebensowenig besass wie den erforderlichen. Was half ihm nun Holsmas herrliche Vorschrift, immer brav seine nächstliegende Pflicht zu thun? Was gab es nun zu lernen? Was konnte er arbeiten auf dieser Treppe? In Gottes Namen: er wartete!

Leser, die mit Göttern, Kaisern, Prinzen und Staatsbeamten Umgang gehabt haben, wissen wahrscheinlich, dass jemandem, der sich respektiert, schwer nahe zu kommen ist. Die Bewohner der amsterdamschen Kaisergracht respektieren sich sehr, worin ich denn das einzigste Merkmal finde, das sie aus der Entfernung Göttern gleichen lässt, ohne nun gerade zu behaupten, dass sie andererseits sehr in Humanität ausarten. Was übrigens diesen Respekt angeht, sie haben ganz eigentümliche Manieren, auch andere damit anzustecken, und wer nicht auf seiner Hut ist, wird krank

davon. Achtenswerte alte Schriftsteller, die die »Naturgeschichte der Kleinstädterei« zum Gegenstand ihrer Studien erwählten, versichern, dass die Dienstboten in besagtem Kreise darauf abgerichtet werden, Besuchern Respekt einzuflössen: sie lassen die Unglücklichen, die durch ein erzürntes Geschick verurteilt wurden, sich dem blosszustellen, sehr lange warten auf das Öffnen der Hausthür. Es scheint, dass die ad hoc dienstthuende Köchin durch ein auf die äussersten Grenzen der Möglichkeit ausgedehntes Zögern den Besucher in den Wahn bringen soll, entweder dass das Haus so besonders gross ist, oder dass ihre Geschäfte keine Unterbrechung vertragen, indem sie so besonders viel zu kochen hat. Besagte Autoren setzen diese tiefsinnige Verhaltungsvorschrift auf Rechnung einer gewissen Jagd nach Ansehnlichkeit. Gott bewahre mich, dass ich diese Jagd leugnen sollte, aber die Ansehnlichkeit trägt in meinem Munde einen ganz anderen Namen. Sie kommt mir plunderig und spiessbürgerlich vor. Und solcher Spiessbürgerei ist nun unser kleiner Walther vorläufig überliefert. Er wartete mit heldenhafter Geduld. Endlich, endlich wurde die Thür von einer ziemlich unansehnlichen Frauensperson geöffnet, doch nur ganz eben, und nicht weiter, als durchaus nötig war, um Walther zuzukeifen:

— Was hast du? Willst du bei Mevrouw sein? Was ist deine Bestellung? Du bimmelst »Haus«, Junge! Ich kann nicht dir zum Spass den ganzen Tag der Bimmel nachlaufen. Warum bimmelst du »Haus«?

Bei Mevrouw? O nein, gewiss nicht! Walther dachte nicht an Mevrouwen. Aber: »du bimmelst ‚Haus‘« . . . was ist das?

— Oder bimmelst du »Küche«?

Diese zweite Frage schaffte Licht. Walther bemerkte jetzt, dass zwei Klingelknöpfe aus dem Thürpfosten ragten, und dass sie unterschieden waren durch die Benennungen »Küche« und »Haus«. Wer Gemüse, Fleisch, Butter oder Milch zu bringen hatte, musste sich mittelst der Küchenklingel melden. Und alle Besucher, die Anspruch auf Zugang

zum »Salon« machen konnten — ein Ding, das es gewissermassen nicht gab, wie wir sehen werden — durften sich anmassen, die sehr prätentiöse Hausglocke in Bewegung zu setzen. Walther, der weder Viktualien zu bringen hatte, noch »Mevrouw« seine Aufwartung machen wollte — sollte sie es sein, die da so unliebenswürdig durch das Fenster des Seitenzimmers geglotzt hatte? — Walther bekannte stammelnd, dass er sich geirrt hätte und nicht wüsste, wo er sein müsste. Gerade wollte er sagen, dass er . . . der junge Herr Petersen wäre, als das Mädchen, das durchaus keine Neugierigkeit verriet nach seiner Identität, ihm die Thür vor der Nase zuschmiss.

Durch mein allzu feuriges dichterisches Genie habe ich mich da zu einer Übertreibung hinreissen lassen, die sehr zu bedauern ist. Wiederholt sprach ich von einer Thür, und dass sie . . . geöffnet war. Ein klein bisschen nur, ganz eben nur, so ungastlich wie möglich, aber geöffnet doch! Dies war nun die Wahrheit, doch . . . eine Thür? Die verfluchten Übertreibungen: es war eine halbe! Die Hausthür, dahinter ein rechtgearteter Amsterdamer seine Frau, seine Effekten und sein schimmeliges Patriciat verbirgt, ist zu halber Höhe in zwei Stücke zerschnitten. Der Besucher muss erst gehörig rekognosziert sein, bevor man ihm durch Öffnung der unteren Hälfte den Zugang frei lässt. Die sehr buchstäblich exklusive Bedeutung dieser Eigentümlichkeit liegt also auf der Hand, und wird noch deutlicher, wenn man sie in Zusammenhang bringt mit den zahllosen Gattern und Abschliessungen, die jedem Passanten zuzurufen scheinen: »mein Haus, du kommst nicht hinein!« Und noch giebt es gefühllose Krittler, die es dem Amsterdamer von solchem Gehalt übelnehmen, dass er bei einer so engen Lebensauffassung ein dummes Geschöpf bleibt! Diese Unbilligkeit ist unausstehlich.

Und noch immer spionierte die hässliche dicke Dame durch das Fenster des Seitenzimmers. Es kam Walther so vor, als teilte sie etwas ihn Betreffendes jemandem mit, der

in ihrer Gesellschaft war. Ein Herr von weniger als mittlerem Alter beugte sich über sie hin nach dem Fenster und winkte Walther mit nicht sehr freundlicher Geberde, dass er die Freitreppe verlassen und unten anschellen solle. Gott sei Dank, nun wusste unser Handelsmannskandidat wenigstens etwas. Allerhöflichst nahm er seinen Hut ab und schob barhäuptig und einigermassen gebückt an dem drohenden Fenster vorbei und die Treppe hinab. In der That, unten bei der doppelten Glasthür war auch eine Schelle, und daneben las er das Wort: Magazin. Hier werde ich sein müssen, dachte er. Kontor und Magazin wird wohl dasselbe sein. Und er klingelte.

Die Person, die bei dieser Glocke mit dem »Nachlaufen« betraut war, würde wiederum mit vollem Fug für einen Kurator oder Superintendenten des Respekts gelten können. Er gab Walther viel Zeit zur Meditation, besonders über den Text, wie schwierig es ist, einzugehen zum Hause des Herrn . . . Kopperlith. Ob unser Handelsritterschaftsanwärter gehörig Gebrauch machte von dieser so reichlich gebotenen Gelegenheit zur Entwickelung seines Denkvermögens, ist zu bezweifeln. Überdies, er wurde gestört. Man tickte — und dem Klange nach geurteilt, einigermassen zornig — gegen eine Fensterscheibe des Seitenzimmers. Walther that einen Schritt hinteraus und sah nach oben. Der M'nheer von soeben bedeutete ihm mit heftigen Bewegungen, dass er noch einmal anschellen müsste, und etwas kräftiger. Walther dankte durch Lüftung seines Hutes — hatte nicht seine Mutter vor allem anderen ihm Anständigkeit angepriesen? — und er wagte nun einen kräftigeren Zug, dem immer noch nicht gleich das Öffnen der Thür folgte. Es schien, dass der Cerberus des »Magazins« sich eine sehr hohe Idee machte von dem Respekt, den die Herren Oldetid & Kopperlith nötig hatten. Der Mann übertrieb seinen Eifer. Dies begann selbst der Herr in dem Seitenzimmer einzusehen, der schon wieder tickte, und winkte: »klingel' noch mal, zum Teufel!«, mit einem Ausdruck, als ob Walther dafür könne,

dass niemand kam. Er fühlte ganz deutlich, wie die wahre Anständigkeit vorschrieb, um Verzeihung zu bitten, dass man ihn so lange warten liess.

Inzwischen spähte er durch die Glasthür und warf neugierige Blicke in das »Magazin«. Es war eins von den Lokalen, deren Dimensionen man durch den dichterischen Vergleich mit einer Pfeifenlade auszudrücken gewohnt ist. Einigermassen in Abweichung von der bekannten Umschreibung in der Geometrie erfreute sich der hier gemeinte Raum der Eigenschaften der Länge, Breite und . . . Tiefe. Die Breite war mit der des Hauses gleich. Die Länge wurde an der vorderen Seite begrenzt durch die bereits bekannte Glasthür, die in ihrem Streben, etwas Licht durchzulassen, unterstützt wurde durch das schräge Eckchen Fenster, das seine Hypotenuse gemein hatte mit der Freitreppe, und ausserdem durch ein anderes Fensterchen, das an der Vorderseite dieser Freitreppe nach der Strasse mündete. Der Koben, der durch dieses Fensterchen sein Licht empfing, hiess das »kleine Kontor« oder das »Kontorchen«, im Gegensatz zu dem »Kontor«, das wir gleich zu sehen kriegen werden. Was übrigens die »Tiefe« des Magazins angeht, diese Benennung ist sowohl gegründet auf das sehr geringe Mass des Aufrisses als auf die Tiefe des Bodens. Ein erwachsener Mann konnte mit erhobener Hand die Decke erreichen, und der Boden lag etwa drei Fuss unter dem Strassenniveau. Er erhob sich nicht weiter über die Abzugsrinnen, die in die Gracht ausliefen, als gerade für die Bewohner nötig war, um nicht mitweggespült zu werden mit dem Unrat. Was die Beleuchtung angeht, man begreift wohl, dass das wenige Fensterwerk an der Vorderseite nicht allein die Kosten bestreiten konnte. Ungefähr auf ein Drittel der Länge hörte es auf mit dem hineinkriechenden Licht. Wer indes scharf von Gesicht und gerecht war, musste zugeben, dass er, sich durchbohrend durch die Finsternis der Mitte, ziemlich deutlich bemerken konnte, dass der Baumeister darauf aus gewesen war, auch an der Hinterseite etwas eindringen zu lassen, das

mit einer Verminderung der Dunkelheit zu thun haben konnte. Da nämlich war durch freundliche Vermittelung eines über der Deckenhöhe des Magazins gelegenen Lichthöfchens etwas zu sehen, das nicht absolut schwarz genannt werden konnte. Wie die Fenstersorte hiess, die dies Wunder zuwege brachte, weiss ich nicht recht. Ein Glasdach, oder ein Dachfenster, oder so etwas. Solche architektonischen Meisterstücke haben immer etwas höchst Armseliges. Sie geben Zeugnis von Beschränktheit in allen Bedeutungen!

Soweit Walthers Blicke im Magazin durchdringen konnten, bemerkte er, dass der längliche Mittelraum eingenommen wurde von einem breiten Tisch, auf dem Stapel Leinewand aufgeschichtet lagen. Auch rechts und links längs der Mauern waren solche Kaufmannsgüter aufgestapelt, so dass nur ein enger Durchgang zu beiden Seiten dieses langen Tisches überblieb. Nur am Vorderende, zwischen dem »kleinen Kontor« und der Glasthür, war einiger Raum übrig geblieben, wo ein Möbel auf Schragen stand, das er später als »den Packtisch« kennen und würdigen lernte.

Wahrhaftig, es meldete sich ganz bescheiden die Möglichkeit, dass die Thür schliesslich geöffnet werden würde. Dass Walther endlich in einem der Gänge jemanden sich nähern sah, würde etwas viel behauptet sein, und es würde wiederum einzelnen Kunstrichtern, die keine Übereilung lieben, Gelegenheit geben zu der kleinlichen Anklage der Übertreibung. Nein, Walther sah nichts in dieser Finsternis, doch wohl kam es ihm so vor, als wenn die Finsternis selbst sich zu bewegen begann. Es schob etwas Schwarzes über den schwarzen Grund. Und das Schwarze wurde — immer ohne Übereilung — etwas brauner und grauer und lichter . . . wahrhaftig, es nahte ein menschliches Wesen. Ganz natürlich. Gerrit Sloos kam, die Thür zu öffnen, und durchlatschte schon den Raum neben der Packtafel. Noch *eine* Sekunde, und die Schlossbrücke des Zauberkastells sollte aufgezogen werden. Lag darin etwas Unerhörtes? Für dich und mich nicht, Leser, aber Walther war mitten in der Versteinerung

Digitized by Google

und stand im Begriff, festzuwachsen in seiner Wartestimmung. Alle Verwunderung über die Schwierigkeit, in dies Heiligtum einzudringen, war so vollständig gewichen, dass er, nun die Thür endlich geöffnet wurde, sich nicht einigen Erstaunens über das Gegenteil enthalten konnte. Es fehlte wenig und er hätte Gerrit Sloos gefragt, ob er sich auch irre. Anstatt dessen aber nahm er — zum wievielten Male jetzt schon! — seinen Hut ab, und Gerrit guckte fragend zu ihm hinauf. Walther stotterte etwas.

— Sind Sie Petersen, der junge Herr, der hier aufs Kontor kommen sollte?

— J . . . a . . . a, M'nheer!

— So? Sie brauchen nicht M'nheer zu mir zu sagen. Ich heiss' Gerrit*) . . . Gerrit Sloos, wissen Sie. Eigentlich ist mein Name Schlossmann, aber och . . . was hat der Mensch von so 'n deutschen Plunder, nicht wahr? Darum sag' ich nur Sloos, und so zeichne ich auch, denn . . . ich bin der Bote, wissen Sie, der Kontorbote. Kommen Sie nur 'rein!

Walther stieg die drei Stufen hinab, die Zugang zu der Höhle gewährten. Seine erste Bewegung, als er neben der Packtafel stand, war ein unwillkürlicher Griff nach seiner Nase. Denn . . . der Gestank war unerträglich.

— O ne, sagte Gerrit, wie antwortend auf diese beredte Geberde. Der Geruch ist nicht vom Magazin — ich sag' nur »Keller«, wissen Sie, denn so sagten wir früher, als der alte Herr selbst noch mitmachte — diese Luft ist nicht von dem Keller, sondern von der Kloake, wissen Sie!

So tröstet eine edle Seele
Noch die Gefährtin ihres Leidens.

— O so, sagte Walther, als ob diese Bemerkung die Pestluft um ein Rüchlein änderte. O . . . so!

— Ja, von der Kloake. Darum steht auch all die Ware da an der Wand auf Börtern. Wenn sie zu nah am

*) N. d. Übers.: Gerhard.

Boden wäre, würde sie verrotten. Kommen Sie mit nach dem Kontor. Aber Sie kommen viel zu früh, denn wir sind in der Saurengurkenzeit. Dann ist nicht viel zu thun, das begreifen Sie auch wohl. Aber hören Sie mal, Sie müssen nicht vorn klingeln an dem Keller — die jungen Herren sagen gegenwärtig: »Magazin« . . . französischer Wind allemal . . . 'n engelsch ‚notting', wissen Sie! Nu, sie haben es von dem meschuggenen Wilkens! — Sie müssen von der Fellstrasse zum Kontor 'reinkommen. Ich zeig' es Ihnen. Heute kommt es nu nicht drauf an, weil es das erste Mal ist und weil Sie's nicht wissen. Sie sehen, ich habe Ihnen offengemacht . . .

Ja, endlich, zum Glück!

. . . aber sonst, wissen Sie, wer nach 'm Kontor will, kommt 'rein von der Fellstrasse. Es ist ganz bequem zu finden. Und darum will ich es Ihnen zeigen. Kommen Sie nur mit. Aber setzen Sie Ihren Hut auf. Sie brauchen nicht so höflich sein gegen mich, denn ich bin der Bote man, sehn Sie. Die Herren kommen bald, so gegen neune. Es ist Sauregurkenzeit, müssen Sie bedenken. Und darum haben Sie so lange gewartet, eh ich offenmachte. Denn ich sass in der Küche, und ich sagte zu dem Mädchen, dass sie offenmachen sollte — in dem Obergang, wissen Sie — denn es wäre gewiss ein neuer Dreckwagenmann, der noch nicht wüsste, wo er klingeln muss. Aber sie wollte nicht — 'n faules Tier ist sie! — und ich sagte: mich geht's nichts an, denn wir sind in der Saurengurkenzeit, und dann wird nicht so früh am Keller geklingelt von jemand, der Geschäftskenntnis hat. Das werden Sie selbst auch wohl zu sehn kriegen, wenn Sie hier 'ne Zeitlang gewesen sind. Wissen Sie, wie lange ich hier schon in Stellung bin?

Walther klagte sich eines Versäumnisses an. Wie, zum Teufel, konnte er sich erlauben, nicht zu wissen, wie lange Gerrit Sloos bereits bei Oldetied & Kopperlith in Diensten stand! Der Bösewicht stammelte voll Schuldbewusstsein, dass er's nicht wüsste.

— Nu, raten Sie mal!

Jeder andere würde eine Ziffer genannt haben. Walther war zu genau, um irgend einer Anzahl von Jahren den Vorzug zu geben vor einer anderen Anzahl. Warum zwanzig? Warum dreissig? Warum mehr oder weniger? Er blieb dabei, dass er's »wirklich« nicht wüsste und auch gar keine Möglichkeit sähe, es zu raten.

— So? Na, dann will ich es Ihnen sagen. Vergangenen Pfingsten waren es dreiundvierzig Jahr. Was sagen Sie davon?

— O jé!

— Ja, das is 'n langes Ende, nicht wahr? Wenn Sie davor stehen, meinen Sie, dass es was ist. Und wenn es vorbei ist . . . wissen Sie, was es dann ist? Gar nix . . . 'n engelsch ‚notting'! Das werden Sie sehen, wenn Sie 'n alter Kerl werden, denn nu sind Sie man 'n junger Bursche. Es soll mich wundern, ob Sie zurechtkommen mit Wilkens, mit »M'nheer« Wilkens. Denn zu ihm müssen Sie »M'nheer« sagen, obschon ich ihn gekannt hab' so kahl wie 'ne Laus. Da hatte er, mit Erlaubnis, kein Hemd übern Hintern, und er lief mir nach wie 'n altes Frauenzimmer, das einen vor Dollheit auffressen möchte. Aber na, Wind, Wind, allemal Wind! Und was ist es? 'n engelsch ‚notting'! Und seine Frau — auch so 'ne Verrückte von der obersten Planke! — quatscht immer über Prinzessinnen, die sie mal gesehen hat. Ne, dieser Wilkens . . . wer ihn kennt, giebt keinen Schilling für ihn! Na, Sie werden es selbst sehen und merken, wenn Sie lange genug leben. Jeder muss immer seinen eigenen Gang gehen, und das thu' ich denn auch. Aber dieser Wilkens . . .

Kiek', hier is es! Zwischen die Ölfässer müssen Sie durch — es ist hier immer gleichmässig schmierig, das kommt vom Lecken, denn die Fässer lecken immer — aber erst müssen Sie durch die Stockfischklopferei, und wenn Sie das thun, kommen Sie von selbst aufs Kontor.

Wenn Gerrit Sloos mit diesem »von selbst« meinte: leicht, bequem, ohne Umstände, und was man nennen möchte:

auf eine nicht unüble Manier . . . nun, es sei so! Über den Geschmack lässt sich nicht streiten. Aber Gerrit wird es wohl nur so als Redensart gesagt haben.

Unter dem Hören nach all diesen Mitteilungen hatte Walther den halb unterirdischen Weg zurückgelegt, der von der Kaisergracht nach der Querstrasse führte, wo man den Eingang zu dem Kontor der Herren Oldetied & Kopperlith zu suchen hatte. Er prägte die Stockfischklopferei und den Gang neben dem Ölmagazin tief in sein Gedächtnis, um sicher zu sein, dass er niemals wieder den Spiessruten überliefert würde, die ihn an der Vorderseite des Hauses so gepeinigt hatten. Dass diese erhabene Stockfischindustrie und das Öllager nichts mit dem Handelsgeschäft zu thun hatten, darin Walther Lehrling wurde, wird der Leser wohl begreifen. Es lag auf dem Terrain ein Durchgangsservitut, und der Stockfischklopfer musste erlauben, dass auf dem Thürpfosten von seinem Lokal ein ovales Schildchen prunkte mit der Aufschrift: »Eingang zum Kontor von Oldetied & Kopperlith«. Auch der Ölmann durfte den Zugang nicht versperren, doch er nahm seine Verpflichtung so eng auf, dass man gewöhnlich nicht durchkonnte, ohne ein paar Schmierflecken mitzunehmen. Frau Petersen hat darüber oft gezetert, und auch Walther selbst fand es recht unangenehm. Aber . . . hatte er sich denn vorgestellt, er werde mit der Welt in Berührung kommen können ohne Besudelung? Bester Junge, das geht nicht!

LV.

Wartübungen als geeignete Objektive für einen Photographierapparat. Neue Porträts. Eintritt in die Handelswelt unter Hustenaccompagnement. Multa tulit!

Beim Nachlesen der letzten Hälfte des vorigen Kapitels bemerke ich, dass ich einen Teil des Weges, der von der Fellstrasse nach dem Kontor führte, überschlagen habe. Nachdem man sich an den Ölfässern vorbeigequetscht hatte, musste man den Gang hindurch, ein Hinterhaus entlang von ein paar Stockwerken hoch, und endlich über den Hof, worauf das Kontor »aussah«. Der Leser, dem es auf Genauigkeit ankommt — andere sind mir gleichgültig — wird davor gewarnt, diesen Hof zu verwechseln mit dem kleinen Hof, der so edelmütig etwas Licht dem Magazin abgab. Zwischen diesen beiden Luftschächten lag ein grosser Teil des Hauses, das lang, schmal und hoch war. Nach der Entdeckungsreise führte Gerrit unsern Walther nach dem Kontor, wies ihm da ein Taburett an und gab ihm den Rat, zu warten, bis »die Herren« kommen würden. Und, sagte der Mann:

— Es wird wohl noch ein Stündchen dauern, denn wir sind in der Saurengurkenzeit. Und ich geh' mein Kümmchen Kaffee trinken in der Küche. Lassen Sie sich's gut gehn so lange!

Walther trieb in der That die Unbescheidenheit so weit, dass er das Taburett erkletterte, das ihm angewiesen war. Und er grübelte.

Die Gegenstände, die seine Aufmerksamkeit auf sich zogen, waren nicht sehr geeignet, seine Stimmung zu einer besonders fröhlichen zu machen. Die Aussicht durch die zwei verwitterten Fenster auf den Hof und das Hinterhaus war — bis auf den Unterschied im Wärmegrad — nowajasemljisch:

Ach, ewig graue Luft hängt bleischwer an den . . . Wänden.
Kein Mensch erträgt's. Kein Normann kehrt zu den Geländen.
Kein andrer Fleck der Welt, wie dürftig auch an Zier,
Ist so erbärmlich nackt, so arm an Pflanz' und Tier!

Meint man, dass Hendrik Tollens je diese schönen Zeilen hätte schreiben können, wenn er nicht von seinem Vater auf ein Kontor in Farbwaren »gethan« worden wäre? Wo sonst fing sein Auge solche Tinten auf von etwas Trübem, vom Engen, Beklemmenden, Rauhen, Kalten? Meint man vielleicht, dass da im hohen Norden selbst es etwas zu schauen giebt, das so die Seele erstarren macht wie solch ein Aufenthalt? Der alte Herr Tollens hat wohl gewusst, was er that, und es ist wirklich zu verwundern, dass sein so gut plazierter Sohn auch Schmarren das Leben gegeben hat. Vielleicht wurde er verdorben durch ein Blumentöpfchen draussen am Fenster.

So verräterisch handelte das Schicksal in Bezug auf Walther nicht. Kein einziger Gegenstand zog seine Augen auf sich, der ihm einen Vorwand an die Hand gab, etwas anderes zu denken als: »Im Handel, im Handel, ich bin hier im Handel!«

Von Zeit zu Zeit liess einer von den Dienstboten in der Küche sich herab, neben dem unterirdischen Gang, der nach dem Magazin lief, einiges Geräusch zu machen. Und jedesmal liess sich dann Walther von seinem Bock hinabgleiten, um alles, was eintreten würde, mit der nötigen Höflichkeit zu grüssen. Doch es kam niemand, und Walther bestieg seinen Thron wieder. Doch sorgte er dafür, dass er seinen Hut in der Hand behielt, um sofort zur Annahme einer grüssenden Haltung bereit zu sein, falls schliesslich

doch einmal jemand in dieser unbehaglichen Einsamkeit zum Vorschein kam. Auf den tannenen Dielen bemerkte er Eindrücke von Fusstapfen. Da glänzte die polierte Spur eines rechts-um-kehrt-beschreibenden Absatzes . . . wie hiess auch noch der Mann, den er bei den Holsmas hatte nennen hören, der Mann auf dem Eiland, der so erschrak bei der Entdeckung von menschlichen Fusstapfen? Ach, in dieser Wildnis . . .

An der Wand hingen hier und da Packen Papiere, unter dem Schutze von Kartonblättern, die allerhand Aufschriften trugen, welche Walther in Verlegenheit setzten. Da waren »Konnossemente«, »Fakturen«, »Frachtbriefe« und sogar »Diverse Notas«. Und diese Aufschriften waren umgeben von einem in Kupferdruck ausgeführten Rand voll Blumen, Rankenwerk, Füllhörnern und allerlei Schnörkeln, welches Beiwerk beherrscht wurde durch einen splinterhagelnackten Mercurius, der auf Wolken sass und recht hochnasig niederschaute auf die Epigraphe und die üppigen Arabesken an dem Rande. Die Wolken waren gezeichnet: O & K, No. . . . , was später auszufüllen war bei eventuellem Gebrauch.

— Das ist der Gott des Kaufhandels, dachte Walther. Ob nu wohl so 'n Gott auch damit angefangen hat, Lehrling zu werden auf einem Kontor? Wie stellte man es bloss an im alten Griechenland, um etwas zu werden in der Welt? O, ich weiss wohl, dass diese Fabellehre Unsinn ist, aber die Leute, die solche Geschichten ausdachten, müssen sich doch eine Vorstellung gemacht haben von dem Beginn dieser Sachen. Von wem hatte dieser Mercurius rechnen gelernt? Damit muss man doch anfangen. Ich will gut aufpassen . . . »Kapital steht zu Kapital wie Interesse zu Interesse« . . . »das giebt das, was giebt das?« Und dann multiplizieren. Und dann dividieren durch das vorderste. Und wenn Brüche sind . . . unbequem ist es, nu ja, aber ich suche den gemeinsamen Nenner. Ja, ja, ich thu' mein Bestes, wie der Doktor gesagt hat . . .

Da wurde wieder gepoltert auf dem Gang. Vielleicht

setzte eins der Mädchen den »Leuwagen« aus der Küche. Oder sie schmiss eine »Handeule« zur Thür heraus . . .*)

Walther setzte sich in Positur für diesen Leuwagen, und für die Handeule, und für das Mädchen, das darüber waltete. Es kam leider noch immer niemand. Er hatte noch immer nichts »im Handel« verrichtet, noch keine einzige Proportion gelöst, keinen Nenner brauchbar gemacht für ein ganzes Bündel Brüche zugleich, und dennoch . . . er war ermüdet! Die Uhr schlug schon, oder erst, neun. »Bereits« für jemanden, der seit fünf Stunden mit seinen Gedanken kämpfte. »Erst« neun Uhr für einen kleinen Arbeiter, der sich so gern auszeichnen wollte und nun schon vor dem Beginn der Arbeit sich erschöpft und geknickt fühlte. Walther war dem unbewussten Eindruck hiervon unterworfen und wurde bitter verdriesslich. Beherrscht von dem Gedanken, dass seine hauptsächlichste Arbeit im Rechnen bestehen würde, in Furcht, dass er den Anforderungen nicht gewachsen sein werde — es war nicht anzunehmen, dass solche ansehnlichen Menschen sich mit leichten »Summen« aufhalten würden — legte er sich eine Vorprüfung auf und wurde bald so duselig, dass er sich wiederholt ertappte auf: »sechs mal acht ist . . . drei und ein viertel«, oder . . . nichts. »O Gott, o Gott, seufzte er, wie soll das werden mit . . . dem Handel!«

Jedes Mal, wenn eines der Gebilde, die eine Rolle gespielt hatten in den jüngstvergangenen Tagen seines Lebens, sich seiner Einbildung zeigte, jagte er es ungestüm weg. Nicht die Laps allein, nein, auch die Gooremest wie die gute Frau Claus . . . er errötete, und guckte Mercurius an, der . . . auch keine Kleider am Leibe hatte. Nun . . . gekleidet oder nicht gekleidet, er wollte nichts davon wissen. Er sass da nicht auf dem hohen Stuhl, um an Mythologie zu denken,

*) N. d. Übers.: Wie in Holland, so versteht man auch in Norddeutschland unter „Leuwagen" die Scheuerbürste an langem Stiel zum Scheuern des Fussbodens, berlinisch „Schrubber". „Handeule" = Handfeger, holländisch „varken" = Ferkel, Sau.

noch an Scham, noch an das Bad bei dem Brunnen! Fort mit dem allen: er musste in den Handel! Und, recht betrachtet, er war schon drin. Befand er sich nicht auf dem Kontor der Herren Oldetied und Kopperlith? Würde er nicht gleich, denselben Tag noch, und binnen einer Viertelstunde vielleicht, bereit sein müssen zum Antworten auf die schwierigsten Fragen? Auf Fragen, die den grossen Strabbe selber in Verlegenheit bringen konnten? Ach, warum hatte Femke ihm nicht angeraten, der Tüchtigste auf der ganzen Welt zu sein? Es wäre dann doch ein Abwaschen gewesen? Dann würde er nun nicht ängstlich sein brauchen und verschüchtert . . . weder gegenüber Mercurius, noch selbst vor den schrecklichen Herren Kopperlith!

Ja, ja, Femke hätte mehr von ihm verlangen müssen! Ihre Forderung war kindisch. Was hatte nun, recht betrachtet, ihr Avis ihm genützt? Er war just, oder nur eben, ein kleines bisschen tüchtiger als Schlächterskeeschen, und jeder weiss doch, dass dies nicht ausreicht in der Welt, um Gott des Kaufhandels zu werden, viel weniger noch, um es zum »Chef« eines Amsterdamer »Hauses« zu bringen. Dass Femkes Absicht eine gute gewesen war, wollte er wohl glauben . . . o, gewiss! Und böse auf sie war er nicht. Im Gegenteil. Für sie und mit ihr würde er gern . . .

Weg, weg, weg mit Femke . . . »drei mal neun ist siebenunddreissig«: o Gott, da ist es wieder! Es war, um verrückt zu werden. Wirklich! So beginnt Wahnsinn.

Ja, es war für einen undisciplinierten, kleinen Verstand zum Verrücktwerden. Zum Glück hörte Walther eine Thür zuschlagen und darauf den Hall von Fusstritten. Aber es war nicht im Hause. Ein alter Herr zeigte sich in dem Gang neben dem Hinterhause und betrat den Hof. Der Mann näherte sich den Hinterfenstern, spähte eben nach drinnen, wie um zu sehen, wer da schon so früh auf dem Kontor wäre, verschwand durch eine Glasthür in dem Gang und erschien alsbald im Zimmer.

Es versteht sich von selbst, dass Walther eine Haltung

angenommen hatte, die um Vergebung zu flehen schien, dass er existiere. Ach, so unnötig! Der alte, magere Herr nahm's ihm durchaus nicht übel, dass er bestand, und sogar nicht, dass er da war.

— Lassen Sie sich nicht stören, junger Herr. Sie sind gewiss der junge Herr Petersen? Ja, ja, ich weiss davon. Recht gut! Nun, junger Herr, wollen Sie hier aufs Kontor kommen? Nu, das ist ja recht schön! Keine Umstände ... keine Umstände, und stören Sie sich nicht an mir. Ich bin der Buchhalter.

Walther hatte sich verbeugt und gebückt und genickt, und er nahm sich vor, wenn er mal wieder in den Handel ginge, seinen Hut auf dem Kopf zu behalten ... um ihn abnehmen zu können, wenn jemand hineinkam, wie seine Mutter es ihm vorgeschrieben hatte. Denn er empfand, dass dies fehlte an seiner Begrüssung des Herrn Dieper. Dieser freundliche alte Herr musste ihn wohl für sehr flegelhaft halten. Und dies war er nicht, wahrlich nicht! Er hatte im Gegenteil ein Gefühl von Dankbarkeit gegen den Herrn Dieper, der ihn so liebenswürdig erlöste aus seiner bedrückenden Einsamkeit. Um das auch recht zu zeigen, blieb er stehen, selbst als der freundliche Buchhalter ihm nochmals bedeutet hatte: »Lassen Sie sich nicht stören, junger Herr ... ich bin der Buchhalter!«

Und wiederum untersuchte Walther nicht, ob dieses Gesellschaftsstands-Bekenntnis vielleicht bedeutete: »Setz' dich jetzt nur, jetzt! gleich, wenn »die Herren« kommen, ist es was anderes!« Dieser Sinn konnte von ihm unmöglich Diepers Worten beigelegt werden, weil in seinen Augen ein Buchhalter kaum ein minder erhabenes Wesen war als der »Chef« selbst. Der Unterschied zwischen diesen beiden Standpunkten entging seinem Wahrnehmungsvermögen, und er würde also — wenn er berufen sein konnte zur Schätzung — hierin denselben Fehler gemacht haben wie ein Kind, das verwundert fragt, warum die Wolken niemals hinter dem Monde herum vorbeizögen.

Digitized by Google

Der Ausdruck von Diepers Gesicht war eine durchlaufende Freundlichkeit. Er verschwand einen Augenblick in dem Alkoven, der gegenüber den Fenstern Wand bildete, und kam alsbald in Buchhalter-Uniform zurück, d. h. in einem langen grauen Rock, der viel erlebt hatte, und mit einem schwarzen Käppchen auf den weissen Haaren. Denn: »manchmal wäre Zug auf dem Kontor«. So versicherte er Walther, der eine Geberde machte, als ob er diese Mitteilung mit inniger Dankbarkeit aufnähme und sie bei der nächsten Gelegenheit vergelten würde . . .

Ach, er hätte so gern diesem guten, alten Herrn Dieper eine Gefälligkeit gethan. Er stellte ihn über Mercurius, und fand, dass er einem Engel glich.

— Ja, es zieht hier manchmal. Und es ist nichts auf der Welt, wovor der Mensch sich so sehr in acht nehmen muss, wie vor Zug.

Dass Walther nicht widersprach, wird der Leser wohl glauben. Aber dies wäre nicht genug, meinte er. Wie ein Blitz flog ihm der Gedanke durch die Seele, alle Ritzen von Fenstern, Thür und Diele dicht zu verkleben, um diesem freundlichen Greise zu helfen in dem Kampfe gegen so einen furchtbaren Feind. Wie war es möglich, dass der Mann noch Mittel zu finden gewusst hatte, greises Haar zu kriegen in solch einer zugigen Welt? Musste er nicht vor sehr langer Zeit bereits — als Säugling sogar schon — unterlegen sein? Es giebt zähe Naturen, dies weiss ich wohl, aber wer zum Teufel würde es dem alten Dieper angesehen haben, dass er zu diesen gehörte? Der Mann hatte in seinem Erscheinen nichts von einem Helden, und zeigte sich eher als ein Schwächling, der sich um- und wegwehen lassen würde durch die geringste Luftbewegung, denn als der perpetuelle Triumphator über all die Zimmerorkane, denen er seit beinahe siebenzig Jahren blossgestellt gewesen war, und von welchen Kämpfen er die Ehrenbeute in Form von Flüssen im Kopfe trug. Denn, Leser, damit belohnt der Götze »Zug« jeden, der ihn demütig fürchtet in Unkunde und Ein-

fältigkeit. Bei Gelegenheit werde ich mal auslegen, wie dieser lächerliche Kultus in die Welt gekommen ist.

»Demütig«. Dies Wort gefällt mir, und wenn ich das Recht hätte, den Helden und Heldinnen meiner Erzählung andere Namen zu geben, als sie in Wirklichkeit getragen haben, würde ich mich vielleicht verleiten lassen, diesem Klange die Gelegenheit zu entlehnen, um den guten Buchhalter mit einem Federstrich zu kennzeichnen. Wer weiss, ob ich ihn nicht M'nheer Demut getauft hätte. Aber ich würde dann einen doppelten Fehler begangen haben. Denn er hiess Dieper. Und dies war er auch.*)

Nach der kurzen Erholung, die unserm Walther durch das Eintreten des Buchhalters verschafft wurde, brach alsbald eine neue Periode dumpfer Langeweile an. Dieper hatte eine eiserne Kiste geöffnet, woraus er ein halb Dutzend Kontorbücher nahm, welche er in gewisser Ordnung auf dem flachen Mittelstück eines doppelten Kontorpultes »für zwei Personen«, auch wohl ein ‚vis-à-vis' genannt, hinlegte. Gegenüber der Seite, wo nun der Buchhalter Platz nahm, stand eine Reihe einzelner Pulte. Und dagegen erlaubte sich Walther sich eben zu lehnen — geschehen ist es — jedesmal, wenn er einen Augenblick vergass, dass der Buchhalter wohl mal aufschauen könnte. Doch dies that Dieper nicht. Er debitierte und creditierte gewissenhaft und gab nicht acht auf die Dinge dieser Welt, die entweder, oder nicht lehnten gegen ein anderes Pult als das seine.

Zwischen dem Alkoven und dem eigentlichen Kern des Handelshauptquartiers stand eine Scheidewand in Tischhöhe,

*) N. d. Übers.: Dieper = Tiefer, und so hätte ich den Mann nennen können. Den meisten Typen, die er schuf, hat Multatuli charakterisierende Namen gegeben. Indes ist er dabei doch so künstlerisch zu Werke gegangen, dass sie mehr durch Stimmung und Klang wirken als durch grobe naturalistische Malerei. Man sehe sich einzelne Namen darauf an. Den Holländern selbst wird die Absichtlichkeit der Namengebung nur ganz selten klar bewusst. Ich übersetze daher die Namen auch meist nicht in unser Deutsch. Sie wirken auch so. Zudem, wer wollte bessern an „Pennewip", „Laps" oder „Droogstoppel"!

die die Grenze anzeigte zwischen fremden Besuchern des Kontors und den Glücklichen, die da heimisch waren. Eine daran mit Scharnieren befestigte Klappe konnte, aufgeschlagen, als Operationsbasis des Geldzählens dienen, und erfüllte jetzt in herabhängender Haltung die nicht überflüssige Funktion eines Ablenkers von Walthers Langerweile. Das Ding wurde in dieser ehrenvollen Aufgabe unterstützt durch eine runde Öffnung an einer der Ecken, darin ein eiserner Ring passte, der bestimmt war zum Festklemmen des Randes der Geldsäcke. Ein Glück für Walther, dass er's nicht wusste. Er konnte sich nun in aller Gemächlichkeit mit der Frage beschäftigen: was ist doch wohl die Handelsbestimmung dieses Ringes und dieses Loches? Endlich . . . Gott sei Dank, es passierte was: Dieper nahm eine Prise, und Walther stand wie ein Pfahl.

— Die Herren kommen etwas spät, junger Herr.

Bevor Walther noch Zeit hatte, zu versichern, dass er darum nicht böse wäre auf die Herren und durchaus nicht daran dächte, sie zu entlassen aus ihrer Stellung als Chefs, lag der Buchhalter schon wieder über sein Memorial gebeugt.

Recht betrachtet, war der Zustand noch unangenehmer als vor Diepers Kommen. Damals und nun langweilte er sich, doch er that vorhin nur dies. Jetzt hatte er noch die Angst dazu, dass Dieper merken würde, wie er sich langweilte, denn — und diese Bemerkung erkläre ich für neu — niemand langweilt sich sonder Scham. Man wird nicht gern darauf ertappt, woraus vielleicht der Schluss gezogen werden kann, dass es nicht erlaubt ist, sich zu langweilen.

Walther zum Beispiel hätte sich in dieser Zeit etwas mehr Fixigkeit in der Multiplikationstabelle bis 20×20 oder weiter noch aneignen können. Warum nicht? Aber an so etwas dachte er nicht. Seine einzige Sorge war, kein Geräusch zu machen, um auf keinen Fall Dieper zu stören. Dies war jetzt — o Holsma! — seine allernächstliegende Pflicht. Im vollen Bewusstsein davon hielt er seinen Atem

an, mit dem natürlichen Erfolge, dass er einem Hustenanfall verfiel.

Kein unehrerbietiger Ding als die Natur!

— 'n bisschen erkältet, junger Herr? Ja, ja, das kommt von der Wärme. Der Mensch muss sich ja in acht nehmen bei heissem Wetter. Im Handumdrehn hat man's weg, im Handumdrehn!

Es war etwas nichtsnutzig von Fancy, dass sie den Reiz in Walthers Kehle andauern liess bis und nach Eintreten eines der »Herren«. Der arme Junge fühlte sich genötigt, einem von seinen »Chefs« den Rücken zuzukehren, um ihm nicht ins Gesicht zu husten. Dies verdarb die Vorstellung und warf Walther in einen der Abgründe augenblicklicher Verzweiflung, woran das Leben so reich ist, die jedoch später als nicht viel mehr sich erweisen als eine geringe Unebenheit auf unserem Pfade.

— Gu'morgen, Dieper! hatte der Eintretende gerufen. Ist Wilkens noch nicht da?

— Diener, junger Herr Eugène, antwortete der Buchhalter. Nein, junger Herr Eugène, Wilkens ist noch nicht da. Vielleicht mit Mustern aus? Dies ist der junge Herr Petersen.

— So?

Walther hustete.

— Er muss nur warten, bis Pompile kommt . . . oder Wilkens.

Walther nickte, immer forthustend, dass er mit der grössten Geduld auf M'nheer Pompile oder M'nheer Wilkens warten würde.

— Nehmen Sie ein Gläschen Wasser, ermahnte der honigsüsse Dieper.

— Nun ja, lass ihn 'n Glas Wasser trinken, setzte der junge Herr Eugène grossmütig hinzu. Da steht Wasser, und 'n Glas auch.

In der That! Neben der eisernen Kiste, worin nachts die »Bücher« aufbewahrt wurden, stand in einem dunklen

Digitized by Google

Eckchen auf einem Ofen eine verwitterte Wasserkaraffe, dabei ein Glas mit schmutzig-orangefarbigem Bodensatz. Walther trank ein paar Züge, und behandelte die dazu gebrauchten Gerätschaften mit einer Zartheit, reinen Wassers und klaren Glaswerks würdig. Als er endlich ausgehustet hatte, sass der junge Herr Eugène mit weit ausgestreckten Ellbogen vor einem der einzelnen Pulte und las in einem französischen Roman. Dass Dieper schon wieder auf seinen Büchern lag, versteht sich von selbst.

Walther stand nun bei der Geldkiste und dem Ofen, darauf er hübsch ordentlich und ohne Geräusch die kostbaren Gegenstände wieder niedergesetzt hatte. Ohne sich auch nur im geringsten zu rühren, wartete er auf M'nheer Pompile und auf M'nheer Wilkens . . .

Seit Anbrechen des frühen Morgens hatte er nichts anderes gethan als gewartet, o Fancy! Und du, Hartherzige, Fühllose, Grausame du, du giebst ihm nicht ein: lauft doch alle zum Teufel mit eurem Handel?

Nein!

„Es muss viel Leids gelitten sein,
Es muss viel Streits gestritten sein!“

Ich glaube just nicht, dass immer — wie der gute Kamphuyzen, vielleicht nur des Reimes wegen, behauptet — das Ende von dem allen »Friede« sein wird. Aber . . . Selbstgefühl doch, und Hochmut, und die verhältnismässige Ruhe, die die Belohnung ist des:

*Multa tulit fecitque puer, sudavit et alsit!**)

Möchten da etliche meinen, dass die beiden angezogenen Texte zu vornehm sind, zu ernst, zu klassisch für die Art von Walthers kleinen Missgeschicken? Sie irren sich.

Die schwersten Prüfungen werden uns auferlegt durch

---

*) N. d. Übers.: Hier haben wir den Hexameter aus des Horaz „Ars Poetica“, der Multatuli bei seiner Wiedertaufe vorgeschwebt haben mag.

Digitized by Google

Nichtigkeiten. Sie überfallen uns täglich, immer, anhaltend, und finden uns meistens ungewaffnet. Überdies, es ist keine Ehre zu erringen in solchem Streit. Moses und der »Herr« wussten es wohl. Sie plagten Egypten nicht mit Tigern, sondern mit Heuschrecken.

Dass Walther litt, ist wahr. Doch sein Streit bedeutete nicht viel. Wir können unentschieden lassen, ob er den Mut besass, der zum Davonlaufen nötig gewesen sein würde. Sicher ist, dass er die Seelenstärke besass, zu bleiben, und die Pflicht zu erfüllen, die zunächst vor der Hand lag. So hatte Holsma gesagt, und so sollte es sein!

— Da kommt Wilkens, liess sich der junge Herr Eugène zu sagen herab, ohne die geringste Änderung seiner Haltung, und mit einer gewissen Sparsamkeit im Aussprechen der Worte, als wenn Fenster- und Thürengeld erhoben wurde von der Artikulierung.

In der That, der Herr Wilkens zeigte sich auf dem Hof. Er lief sehr schnell, wie um von einem Eifer Kunde zu geben, der nicht genau übereinstimmte mit der Uhr. Die Uhr wird wohl vorgegangen sein.

— Diener, M'nheer! Tag, Dieper!

— Gu'morgen! Das ist der junge Herr Petersen.

— Äh! Nä jä! Héhé!

Wilkens war ein alter Narr. Sein ganzes Leben war ein Eroberungszug gewesen nach Würde und Gewicht. Da er es trotz seiner alten Tage nicht weiter gebracht hatte als zum Kontorschreiber und Handelsreisenden, kann der Leser nachrechnen, wie viel Feldschlachten der Mann verloren haben muss. Die hauptsächlichste Munition, die ihm übrigblieb, bestand in einem langgereckten *ä* oder *èèè* oder so etwas. Wer ihn näher kannte, hatte nicht besonderen Respekt davor, doch noch immer sahen einzelne Bauernkrämer ehrfurchtsvoll auf zu einem, der so uneinfach sprechen konnte. Und auch Walther fühlte sich recht klein.

— Jä, M'nheer, was meinen Sie? Sollten wir mit dem jungen Burschen nicht warten auf M'nheer Pompile?

Der junge Herr Eugène stiess einen Ton aus, der alles bedeuten konnte, was einem beliebte, sogar: ja. Und so schien seine Antwort aufgenommen zu werden von M'nheer Wilkens, der nun auch in dem Alkoven verschwand und alsbald wieder zum Vorschein kam, gehüllt in einen langen Kontorrock.

— Ich bin mal bei den Frauen, den Alders, gewesen, mit Barchents, sagte er, wie um sich bei seinem jungen Chef über sein Zuspätkommen zu entschuldigen.

Dieser antwortete wieder so abgestumpft wie möglich. Er brummte etwas, das just eben genug war, um zu erkennen zu geben: »ich habe gehört, was du sagtest«. Und darauf setzte sich Wilkens an das Pult neben Eugène, wo er die Haltung jemandes annahm, der was ausrichtet. Und er that wirklich etwas. Seit einigen Tagen bereits sass er sorgenvoll über einem Deficit von drei Stübern in der »kleinen Kasse«, und quälte sich ab mit dem Suchen nach der Ursache dieser fürchterlichen Lücke.

— Äber, M'nheer, kann da vielleicht auch ein Brief gewesen sein für »Haushaltung«?

— Schon möglich, antwortete Eugène in einem Ton wie: »was kümmert's mich!« Auch lag darin etwas von: »mach' doch solchen Wind nicht mit deiner augendienerischen Genauigkeit!«

— Jä . . . äber . . .

Sobald wie möglich werde ich mich überhoben erachten der Nachahmung der wilkensschen Vornehmheit, soweit diese sich offenbarte in seinen leimigen *ä*'s. Der Leser wird wohl ungefähr wissen, wie ein eingebildeter Pinsel sich ausdrückt, der mehrmals in der Residenz gewesen ist und sich vergeblich die Mühe giebt, in jeden Buchstaben die Bedeutung zu legen: ich bin ein Herr! Der Grund übrigens, dass er im Gegensatz zu Dieper und dem alten Gerrit das neben ihm sitzende Individuum nicht anredete mit dem Prädikat »junger Herr«, lag darin, dass Eugène bereits etwa halberwachsen war, als Wilkens ihn vor elf Jahren kennen lernte, während Dieper

und der Bote diesen Sprossen des Patrons und selbst den älteren Pompile als Kind gekannt hatten. Doch würden auch diese beiden sich nicht erlaubt haben, etwas abzudingen von der vollen Herrenqualität der beiden Untergötter, wenn nicht der alte Herr Kopperlith selbst ihnen diese Freiheit in den Mund gelegt hätte. Dieser nämlich war sehr fein in gesellschaftlichen Unterscheidungen — immer nur in Anwendung auf andere, denn sich selbst schätzte er soundsoviel Grad zu hoch — und nannte die jungen Leute »M'nheer Pompile und M'nheer Eugène«, wenn er über sie zu Wilkens sprach. Doch auch in seinem Munde hiessen sie wie früher »junge Herren«, wenn er das Wort an die älteren Leibtrabanten des Hauses richtete. Dass jeder — bis auf den Boten — gegenüber Walther in vollem Masse »M'nheer« war, versteht sich von selbst. Ob es wahr ist, dass man nicht zween Herren dienen kann, lasse ich unentschieden. Doch sicher ist, dass Walther fünf auf einmal zu bedienen und vor allem zu respektieren kriegte.

Wilkens bezifferte die Kolumnen seines »kleine Kasse«-Büchelchens und sagte:

— Es ist in der Thät erstaunlich!

So sprach Wilkens. Und wir nehmen hiermit für einstweilen Abschied von seinem Gebläk.

— Aber, M'nheer, sollten wir jetzt nicht lieber den jungen Burschen an die Arbeit setzen? Vielleicht kommt M'nheer Pompile erst nach dem zweiten Frühstück.

— Nun ja. Meinetwegen!

Wilkens winkte Walther zu sich, und nach einem erkünstelten Hüsteln sprach er zu ihm:

— Ich würde Ihnen raten, hier nur Platz zu nehmen. Legen Sie Ihren Hut nur weg . . .

All diese »nurs« hatten eine Bedeutung. Die mitgeteilten Befehle erhielten dadurch den Rang von schweren Entbindungen nach mühsamer Tracht. Das Fortlegen des Hutes gefiel Walther ausgezeichnet, denn vom andauernden Festhalten hatte er Krampf in den Fingern bekommen.

Digitized by Google

Sicherlich, wenn das bekannte Sprichwort die Wahrheit sagt, hatte er mehr als irgend jemand Chance, das ganze Land durchzureisen, da er stundenlang mit seiner Kopfbedeckung in der Hand dagestanden hatte. Für den Augenblick jedoch bewegte er sich nicht weiter als bis zu dem Pult Nummer drei zwischen Wilkens und dem Fenster.

— Setzen Sie sich nur. Und sagen Sie mir nun mal, ob Sie rechnen können. Was man nennt: gut rechnen.

— Ja, M'nheer, rief Walther mit ritterlichem Mut, wie ein Kriegsmann, der die Trommel hört. O ja, M'nheer!

Wie er sich gegen . . . Strabbe stemmte!

— Gut also! Zählen Sie dann mal all diese Posten zusammen: Gulden, Stüber und Pfennige. Sechzehn Pfennige machen einen Stüber, sehen Sie, und zwanzig Stüber sind ein Gulden. Das wissen Sie doch wohl?

— O ja, M'nheer.

— So? Wissen Sie das? Ei!

Und Walther, der Rechenheld, strengte sich so an, seine nächstliegende Pflicht zu thun und die Enttäuschung über das Herabsetzende der Zuerteilung einer Additionsaufgabe zu überwinden, dass er gerade verkehrt rechnete. Keine einzige Kolumne schloss mit den Faciten von M'nheer Wilkens. Er wurde sehr missmutig, und ertappte sich auf Heimweh nach den zwei wohlbegründeten Geschäften auf dem Seedeich.

Ein Herr schritt über den Hof. Es war M'nheer Pompile, ältester Sohn des Hauses, Prokuraträger und Mitchef der Firma Oldetied & Kopperlith.

LVI.

Der Autor vergnügt sich mit Maikäfern. Walthers rechnerische Fähigkeiten gewogen und zu leicht befunden. Seine Erziehung im Fache des Mercurius . . . des Boten der Götter. Nadelstiche in eine Windblase.

Wenn der alte Herr Kopperlith, der noch immer auf einem Ober-Vorderzimmer mit seinem Frühstück und der Morgenzeitung beschäftigt ist, den wir aber bald erscheinen sehen werden . . .

. . . wenn der junge Herr Pompile, der heftig, geschäftig, jagend und gejagt ins Kontor gesaust kommt und an drei Stück »Tag's« ausstösst, als wenn es Biskuitkrümel wären, die ihm in der Kehle kratzten . . .

. . . wenn der junge Herr Eugène, der da noch immer über seinen Schmöker gebeugt sitzt und in Kappweidenstil sein »b'schur Pompile!« gleiten lässt . . .

. . . wenn all die Kopperliths, als da sind: der junge Herr Rodomont, und der junge Herr Flodoard, und der junge Herr Leon . . .

. . . wenn all diese Herren . . . mit dem alten Herrn dabei, und vor allem der dicken hässlichen Mevrouw aus dem Seitenzimmer, und der majestätischen Hersilia, und »dem« Fräulein . . .

. . . wenn . . .

Sapperlot, Leser, meine Galerie wird zu voll! Was für 'ne Arbeit, all diese Porträts abzuzeichnen! Dennoch will ich's versuchen. Aber erst dieses: wenn sie meine Walthergeschichte unter die Augen kriegten und läsen . . .

Doch sie lasen kein Holländisch. Nun denn, wenn man ihnen eine französische Übersetzung meines Werkes vorlegte . . . sie alle würden mir um den Hals fliegen vor Dankbarkeit. Eigentlich ist es mir also nicht unangenehm, dass ihre litterarische Entwickelung beim Französischen stehen geblieben ist und dass die Aussicht auf Übersetzung meiner Werke in dieses unphilosophische Idiom sehr gering ist. Überdies, all diese jungen und alten jungen Herren sind tot.

Ja, dankbar würden sie sein, wahnsinnig dankbar! Der Leser ist wahrscheinlich mit einer aussergewöhnlichen Einbildungskraft begabt, und ich will ihm gern das Doppelte einer mittleren Intelligenz zuerkennen, aber dennoch bin ich im Zweifel, ob er im stande sein würde, sich die Empfindungen einer Familie vorzustellen, die viele Jahre nach ihrem allgemeinen Hintritt von einem edelmütigen Autor so ganz unversehens drei Grade amsterdamscher Hoheit geschenkt kriegt. Denn, kostet es auch meiner Eigenliebe ein schweres Opfer, und laufe ich auch Gefahr, den Ruhm der Genauigkeit zu verkleinern, auf den ich so ungeheuer viel gebe . . . die Wahrheit über alles: unsere Kopperliths wohnten nicht auf der Kaisergracht, und Patricier waren sie nicht . . . da habt ihr's!

Die Ursache meines Irrtums ist nicht schwer anzugeben, aber ein Irrtum ist es. Als ich ein paar Kapitel vorher mit Fräulein Laps am Amstel entlang auf die Gegend des Yachthafens zustiefelte, tauchte der alte Herr vor meinen Schreibersaugen auf. Niemals sah ich einen Greis von vornehmerer Erscheinung. Bis auf seinen etwas zu dicken Bauch stellte er sich dar als das Modell eines genuesischen Dogen . . . aus einem Roman nämlich. Eines stark idealisierten Marino Falieri . . . auf einem Gemälde. Und jeder grüsste so demutsvoll, und jeder flüsterte so piepsend: »das ist M'nheer Kopperlith!«, dass ich, allzu oberflächlicher Beobachter im Moment — man bedenke, dass meine Aufmerksamkeit abgelenkt wurde durch das Gucken nach Prinzess Erika, die so lieb aussah — in des Himmels Namen, ich täuschte mich und

dachte: dieser Mann wohnt sicher auf der Kaisergracht! Wo sonst? Für einen Grafen oder Baron zeigte er ein zu anständiges Äussere. Ein Ritter aus dem Mittelalter war er nicht, denn mit solcher Beleibtheit bewohnt man keine Burg auf einer Felsenspitze. Überdies, sein Harnisch war von schwarzem Tuch, sehr fein und glänzend wohl, aber . . . doch eben Tuch! Ein Kaiser, König oder Prinz konnte er auch nicht sein, denn anstatt dass man ihm was zuschrie, ging jedermann verlegen vor ihm aus dem Wege und machte Platz für den Bauch, den er wie einen Hausiererkram vor sich her trug. Was konnte ich anders hieraus schliessen, als dass er auf der Kaisergracht wohnte? Zum Übermass meiner Entschuldigung berufe ich mich auf das Publikum in dem Krug der Frau Gooremest. Der Leser war selbst dabei und kann also Zeuge sein, wie all diese kompetenten Personen meinen Irrtum teilten. Klaas Verlaan und seine Spiessgesellen waren entweder Amsterdamer von Glied zu Glied, oder wenigstens Nordholländer, und wenn solche Autoritäten sich irren, darf man es dem armen Autor, der diese Ehre nicht hat, nicht so sehr übeldeuten, wenn er in seiner Rangbestimmung um ein paar Strassen oder Grachten aus dem Kurs gerät.

Wie dem sei, ein Irrtum war es. Und sehr betrübt bin ich nicht darüber, weil er mir soeben die Gelegenheit verschaffte, einen gewissen Altertumskenner, der meine Integrität antasten und mir ein Adressbuch vom Jahre soundsoviel zwischen die Beine werfen wollte, meinerseits die erhabene Belehrung an den Kopf zu werfen:

»Wenn die Kopperliths nicht auf der Kaisergracht wohnten, mein Herr . . . dann, mein Herr, dann . . . nun wohl, mein Herr, dann hätten sie verdient, dass sie auf der Kaisergracht wohnten, mein Herr!«

Und dabei bleibt es! Umziehen lass' ich sie nicht! Ich habe also im Verfolg meiner Geschichte das ungewöhnliche Verdienst, zwei Wahrheiten zugleich zu verkündigen. Sie wohnten dort, und sie wohnten nicht dort. Das Kontor

»ging in« die Fellstrasse, oder in eine andere Strasse, oder . . . überhaupt in keine Strasse, und also »auf« eine Gracht. Und dass die ganze Familie ein Prunkstück war von aufgeblasener Nichtigkeit, ist auch wahr.

»Das geniert uns weiter nicht, höre ich ein Peloton dahingegangener Seelen singen, wenn du nur gehörig Stange hältst, dass wir auf der Kaisergracht wohnten!«

Dieser Chorgesang ist es, der mir den Mut giebt, meinen topographischen Irrtum in Geltung zu lassen entgegen dem buchstäblichen Text des alten Adressbuchs. Holla, junger Herr Pompile, sprich, lass dich hören und begucken von jedem, der ein Abonnement bezahlen kann an Walthers Büchermann in der Herzenstrasse! Und du auch, junger Herr Eugène! Und Hersilia! Und Leon! Und Rodomont! Und Flodoard! Und der Rest! Erlaubt mir — oder nicht, wenn's gefällt! — euch ein Fädchen um den Fuss zu schlingen, euch fliegen, hüpfen und tot liegen zu lassen wie einen Maikäfer. Sprich, Pompile! Rassel' und schnatter', Pompile, gleichwie zur Zeit, da du noch lebtest und wohntest oder nicht wohntest auf der berühmten Kaisergracht!

— Tag, Dieper! Tag, Wilkens! Tag, Eugène! Papa noch nicht unten? Hier sind die Briefe . . . einer für Haushalt — von Leon, Eugène! — wo ist Gerrit? So, ist das der junge Petersen? Weiss er den Weg in die Stadt? Ich hab' viel Besorgungen, wissen Sie! Krimp in Rotterdam verlangt zwei ‚Weissgrund-dreifarb' — Sie wissen wohl, Wilkens, die ‚Victoria-fancies' von ‚Crawfurt-Leeds' — aber er will das alte Krünkelchen mit dem Äugelchen . . . ist das Muster noch da? Wo ist Gerrit? Ich hab' viel Besorgungen. Wie ist es mit Mama, Eugène? Ob es gelingt heute . . . ich meine, der Umzug? Die Saison geht vorüber, und ich wollte so gern die Hockers und die Pleiers und die Krückers bitten nach »Grünenhausen«. Der Briefträger ist ein Söffel . . . der Kerl will immer Geld für 'n Schnaps, wenn er die Briefe auf der Strasse abgiebt, denn . . . er darf es nicht thun, das weisst du. Wenn es gemerkt wird, kriegt

er seine Entlassung. Ich hab ihm diesmal 'n Stüber gegeben, denken Sie daran, Wilkens, aber . . . setzen Sie ihn auf Haushaltung: denn es ist auch 'n Brief von Leon dabei. Also . . . es kann wohl auf Haushaltung: was sagst du, Eugène? So, ei, ist das der junge Petersen? Haben Sie was für Gerrit heut, Dieper? Ich hab' viel Besorgungen. Wilkens, Sie sind wohl so gut und rufen Gerrit mal, und sagen Sie, dass ich viel Besorgungen hab', und . . . und . . . hier ist der Brief von Krimp. Die Leute verlangen immer etwas, was nicht da ist . . . denn das Krünkelchen mit dem Äugelchen ist nicht mehr da. Wissen Sie, was wir thun? Wenn das Krünkelchen nicht mehr da ist — das mit dem Äugelchen, wissen Sie? — dann schicken wir das Tüpfelchen, oder das Schlängelchen, oder das Müsterchen mit den Würfelchen . . . Sie wissen wohl, es sind die ‚Weissgrunddreifarb', ‚Victoria-fancies' von ‚Crawfurt-Leeds'. Aber Sie sollen sehen, dass Krimp wieder chikaniert, denn . . . das thut er immer. Rufen Sie Gerrit . . . ich hab' soviel Besorgungen, wissen Sie. So, Männeken, kennen Sie gut den Weg in die Stadt? Nu, das ist gut, denn . . . ich hab' immer soviel Besorgungen. Eugène, wenn Papa kommt, sag' ihm, dass ich bei Mama bin, mit dem Brief von Leon, weisst du. Denn er ist adressiert an Mama. Leon adressiert immer seine Briefe an Mama . . .

Gewiss. Immer an Mama. Ich weiss auch den Grund dieser Eigentümlichkeit. Die Adressierung eines Briefes an eine verheiratete Frau erlaubt dem Holländer die Anbringung von zwei Wohledelgeborenheiten. Die Post kriegte nun von Zeit zu Zeit zu wissen, dass die auf gewisse Weise zur Welt gekommene Gemahlin des M'nheer Kopperlith auch schon als Fräulein sich einer Geburt zu versichern gewusst hatte, die himmelweit abwich von der gewöhnlichen. Dass das Mensch vor ihrer Verheiratung Wedernoch hiess, thut nichts zur Sache. Der Postmensch zu Tjanjor in Indien — da wurden diese Episteln ausgebrütet — war nicht sehr bewandert im Holländischen und verstand nichts von Heraldik.

Er kriegte zu sehen, dass der junge Herr Leon soundsoviel Daumenbreiten im Quadrat nötig hatte, um seine Mama zu qualifizieren, und dies bezweckte nur der junge Herr Leon. Ganz Tjanjor würde die Hände überm Kopf zusammenschlagen, denn: »Postmenschen klatschen gern«, hoffte der Pinsel Frau Petersen nach.

Während des Rollens der Lawine, womit Pompile seine Gegenwart angekündigt hatte, lief er fortwährend hin und her, und machte — auch in sehr buchstäblichem Sinne — soviel Wind, wie nur einigermassen möglich war. Einen Augenblick nachdem er mit Leons Brief in der Hand den Raum verlassen hatte, kehrte er zurück:

— A propos, Eugène, ich hoffe doch, dass Mama heute wird übersiedeln können? Ich sitze sonst en peine, sehr, sehr en peine, weisst du . . . arg en peine, mit den Hockers und den Pleiers und den Krückers, die ich alle zusammen nach »Grünenhausen« eingeladen habe. Und . . . ich hab' die Dienstleute gesprochen. Weisst du, was der Flipp sagte? Er fragte . . . ist doch 'n grobes Volk, solche Dienstmänner . . . ob wir Mama nicht zum Fenster hinauswinden könnten! Aber . . . siehst du, er meinte in einem Lehnstuhl, und . . . nu, ich hoffe nur, dass es gelingt, denn ich kompromittiere mich so fürchterlich vor den Hockers und den Pleiers und den Krückers. Das ist es nur, weisst du!

Und hierauf verliess er wieder das Kontor.

Es versteht sich wiederum von selbst, dass unser Walther alleranständigst dagestanden und zugehört hatte. Nach des M'nheer Pompile Fortgange vertiefte er sich aufs neue in seine Additionen. Ach, er wollte so gern seine nächstliegende Pflicht thun. War es seine Schuld, dass er sich sehr unvermögend fühlte und jedesmal rechnete: »drei und acht ist vierundzwanzig«, oder was anderes?

Wilkens ging nach dem Magazin, um die Schlängelchen auszusuchen, oder die Tüpfelchen, oder die Würfelchen, die das Haus Kopperlith dem Ladenhändler Krimp anzuschmieren

versuchen wollte an Stelle des verlangten Krünkelchens mit dem Äugelchen.

»Zwei und sechs ist zwölf, und zehn ist zwanzig« . . .

Es begann wieder zu wehen. Pompile stürmte ins Kontor:

— Ach nein! Ärgerlich! Grauenhaft! Höchst ärgerlich! Denken Sie sich, Dieper . . . sag', Eugène, hör' mal, es wird allzu arg! Wisst ihr es schon, von Gerrit? Er ist wieder steif von Rheumatismus . . . wie findet ihr das? Er kann keine Besorgungen machen! Und ich . . . ich hatte gerade so viele Besorgungen. Auf mein Ehrenwort, ich habe wohl zehn Besorgungen . . . ja, wohl zwölf! Haben Sie auch Besorgungen, Dieper? Wechsel? Accepte? Was?

— Heute nicht, junger Herr, aber morgen . . .

Der Buchhalter schlug eine kleine Agenda auf.

. . . morgen habe ich einen kleinen Wechsel im Judenviertel, ein schmieriges Ding.

— So? Morgen? Nu, das ist gut. Wissen Sie, was Sie thun, Dieper? Sagen Sie Papa, dass Sie öfter Wechsel haben, und dass Gerrit immer steif ist von Rheumatismus, und dass es so nicht länger geht, wissen Sie? Sagen Sie Papa das, Dieper, denn . . . ich hab' soviel Besorgungen, ich habe furchtbar viel Besorgungen.

— Ja, junger Herr Pompile, ich will's sagen zu M'nheer, sicher. Und . . . wie geht es dem jungen Herrn Leon?

Ei, ei, dieser verschmitzte Dieper! Er traute sich nicht heran an den alten rheumatischen Gerrit. Und auch der junge Herr Pompile sah trotz seiner vielen Besorgungen dies alte Möbel lieber von einer andern Hand aus dem Weg gesetzt als der seinen. Gerrit nämlich hatte mit dem alten Herrn Relationen aus der Vorzeit, eine koprolithische Verwandtschaft, die respektiert werden musste. Und darum sprang der behutsame Dieper so gewandt und teilnehmend auf das Wohlergehen des jungen Herrn Leon über.

— Ganz gut, danke, antwortete Pompile. Den ganzen Brief hab' ich noch nicht gelesen. Er erzählt von Tigern,

und von Schlangen, und von Aufzügen mit Sonnenschirmen und goldenen Wappen . . . o, allerlei! Mama hat ihre helle Freude daran, das begreifen Sie. Aber . . . er ist noch immer Surnumerair. Er klagt, dass allerlei gewöhnliches Volk ihm über den Kopf springt.

— Das ist sehr hart für jemanden von . . . Stand, sagte Dieper, mit einer Traurigkeit in seiner Stimme, die wohl einige Gehaltserhöhung wert war.

— Nicht wahr? Dieser verfluchte Gerrit mit seinem Rheumatismus! Und ich hab' grad so furchtbar viel Besorgungen! Sagen Sie mal, Sie, Petersen — Sie heissen doch Petersen? — Sie müssen mal so gut sein, ein paar Besorgungen für mich zu machen.

Walther stand da, marschfertig, mit seinem Hut in der Hand und einem vergnügten »bitte schön, M'nheer« auf den Lippen. Vergnügt? Ja, wahrlich! Denn der Auftrag, dem er entgegensah, war ihm eine Aufatmung. Der junge Herr nahm Dieper gegenüber Platz — da nämlich war das Pult des »Chefs« — und er winkte Walther zu sich.

— Sie wissen also den Weg in die Stadt? Sehr gut! Dann müssen Sie mal so gut sein . . . aber sagen Sie, haben Sie ein Notizbuch? Ein Portefeuille oder so was?

— N...e...i...n, M'nheer.

— So? Haben Sie das nicht? Ein Kontorist muss ein Portefeuille haben, um . . . etwas drin aufzuschreiben, wissen Sie? Sonst vergessen Sie's. Nu, heute müssen Sie dann nur die Bestellungen . . . behalten, die ich Ihnen aufgebe. Sie sind so gut und gehen zu M'nheer Hocker, und da bestellen Sie ein Kompliment von mir — von dem jungen M'nheer Kopperlith, müssen Sie sagen, von M'nheer Pompile, wissen Sie? — und Sie fragen, ob die Fräuleins Pleier aus Frankfurt — denn die logieren bei M'nheer Hocker, wissen Sie? — ob die Damen Lust hätten, heut Mittag mit mir und meiner Frau — sagen Sie nur: mit der jungen Mevrouw Kopperlith-Huddewitz, dann wissen sie schon — ja,

fragen Sie, ob die Damen Pleier Lust hätten, mit uns und der Familie Krücker . . .

— Bist du nicht gescheit, Pompile? brummte Eugène. Der Junge weiss doch nicht, wo Hocker wohnt.

— Ah . . . ja! Das ist wahr! M'nheer Hocker wohnt . . .

Und Walthers Handelswissenschaft wurde bereichert mit der sehr genauen Kenntnis des Flecks, wo M'nheer Hocker wohnte. Auch vernahm er, was man den Nachmittag für Pläne hatte mit der Familie dieses Herrn und mit den Fräuleins Pleier aus Frankfurt, und wie sie sich, wenn es erwünscht war, der Gesellschaft von Mevrouw Kopperlith-Huddewitz erfreuen könnten, auch wohl genannt: die junge Mevrouw.

— Und dann müssen Sie so gut sein, in der Kirchenstrasse, bei der Kurzen-Krausenquerstrasse, nach dem Stall von Papa zu gehen. Sie fragen nur nach dem Stall des M'nheer Kopperlith auf der Kaisergracht, wissen Sie, denn . . . Papa hält Fuhrwerk, eigenes Fuhrwerk. Und da sagen Sie zu Jakob — das ist der Kutscher — da sagen Sie . . .

Folgt eine Botschaft an Jakob, die mir total entfallen ist.

— Und dann müssen Sie so gut sein, eben nach Frau Linse zu gehen in der Kattunstrasse, und Sie bestellen ein Kompliment von der jungen Mevrouw Kopperlith — Sie müssen sagen: von der Mevrouw Kopperlith-Huddewitz — und Sie sagen, dass die Frau so gut sein sollte, Ihnen eine Tapisserie-Patrone zu geben . . . es ist ein liegender Jagdhund, können Sie das behalten?

— J...a, M'nheer!

— Gut! 'n Liegender Jagdhund also! Nun, diese Patrone soll sie Ihnen geben für die junge Mevrouw Kopperlith, für Mevrouw Kopperlith-Huddewitz, verstehen Sie? Und Sie fragen nach dem Preis . . . der allergenaueste Preis, müssen Sie sagen. Und dann gehen Sie nach meinem Haus,

und Sie klingeln an und sagen dem Mädchen, dass Sie von mir kommen — von M'nheer, wissen Sie — und Sie bestellen ein Kompliment — und Sie sagen . . .

— Aber Pompile, wie kann er wissen, wo dein Haus ist?

— Ah, ja! Ich wohn' auf der Liliengracht . . . stille Seite, wissen Sie, wo die vornehmen Häuser stehen. Es ist 'n Haus mit aufsteigenden Stufen und Fenstern von Spiegelglas. Da müssen Sie nur immer nach kucken, denn meine Fenster sind von Spiegelglas. Und Sie sagen dem Mädchen, dass Sie bei Frau Linse gewesen sind, und dass Sie von mir kommen, und dass Sie der neue Kontorist sind, und wieviel die Patrone kostet. Und . . . wenn dann die junge Mevrouw den Preis zu hoch findet — es ist ein Jagdhund auf einem Kissen, wissen Sie? — dann bringen Sie sie Frau Linse wieder, und Sie sagen, dass es zu teuer ist. Und dann müssen Sie so gut sein, mal zu meinem Schuhmacher zu gehen. Er wohnt in der Hallenstrasse, und da bestellen Sie ein Kompliment von mir — von M'nheer Kopperlith auf der Liliengracht, brauchen Sie nur zu sagen — und sagen, dass er so gut sein möchte, morgen früh um neun Uhr zu kommen und Mass zu nehmen für ein Paar Pantoffel. Und dann gehen Sie zu M'nheer Krücker, und Sie bestellen ein Kompliment von mir, und Sie fragen, wie es der alten Mevrouw geht — denn sie ist krank, wissen Sie, sie hat Gicht in den Füssen . . . aber das brauchen Sie nicht zu sagen: Sie fragen nur, wie es ihr geht — und dann bringen Sie dahin die Antwort von den Damen Pleier aus Frankfurt, die bei den Hockers logieren. Aber wenn nun die Damen Pleier die Einladung angenommen haben, dann müssen Sie so gut sein, eben heranzugehen bei M'nheer Kruis auf dem Englischen Quai, und da sagen — aber Sie müssen erst ein Kompliment von mir bestellen — dass ich heut Mittag durch starkes Kopfweh verhindert bin, Gebrauch zu machen von der Einladung, mit der Familie zum Dickemilchessen zu gehen auf Lokhorst. Aber wenn nun die Damen Pleier danken lassen für die Einladung . . .

— Gott soll mich segnen, Pompile, das kann doch der Junge niemals behalten!

— Nicht wahr? Was ich schon sagte! Warum hat so 'n junger Mensch kein Notizbuch? Ich sagt' es ja schon! Sie müssen machen, dass Sie ein Notizbuch kriegen, um . . . alles aufzuschreiben, wissen Sie? Denn . . . ein Kontorist muss immer ein Notizbuch haben, was sagen Sie, Dieper? Aber . . . solange Sie nun noch kein Notizbuch haben, müssen Sie nur . . . alles behalten, was ich Ihnen gesagt habe. Machen Sie jetzt nur erst diese Besorgungen. Die andern kann ich Ihnen dann später sagen. Denn . . . wenn ich Ihnen zuviel zugleich aufgebe, würden Sie sie nur vergessen — was sagst du, Eugène? — weil Sie kein Notizbuch haben, wissen Sie?

Uff!

Walther besorgte seine Botschaften so gut wie möglich, und sicher allerhöflichst. Alle Mädchen, die ihm die Thür öffneten, fanden ihn einen anständigen Jungen. Dies war schon etwas. Zu meinem innigen Leidwesen darf ich nicht sagen, dass er sich sehr gedrückt fühlte durch die sonderbare Art, wie man über seine Gaben verfügte. Er selbst kannte diese Gaben nicht und fühlte sich nicht im geringsten erniedrigt. Überdies, er war erfreut, dass er die Aussenluft einatmete und seine Glieder einmal ausstrecken konnte. Es kam ihm so vor, als sei sein Rückgrat in Schlaf gefallen und als wenn ihm da ein bisschen Bewegung gut thun würde. Noch etwas: er fühlte sich in Funktion und würde nicht abgeneigt gewesen sein, sich ein Schild um den Hals zu hängen mit der Aufschrift: »dieser Jüngling wandelt längs des Herrn Strassen im Dienste der Firma Oldetied & Kopperlith«, und nicht ohne einige Geringschätzung sah er hernieder auf die vielen, die kein Anrecht hatten auf solches Schild.

Als er nach allerlei anderen Besorgungen auf der Liliengracht angelangt war — die ganz vornehme Seite! — und

angeschellt hatte an dem berühmten Haus mit Spiegelglas von vierzehn Fuss Breite — das Haus meine ich — entdeckte er sofort, dass durch die Fensterscheiben rekognosziert wurde, ebenso wie er es vor einigen Stunden auf der anderen Freitreppe erfahren. Aber die Dame, die ihn hier ansah, hatte ein viel angenehmeres Äussere als »die alte Mevrouw« von der Kaisergracht. Julie Huddewitz, erst seit einigen Monaten die Gemahlin von Pompile, war ein junges Ding, das noch immer nicht tief genug vom amsterdamschen Anstand und von der hohen Würde ihres Gemahls durchdrungen war, um genau zu wissen, was einem jüngsten Kontorangestellten nicht zukommt. Sie liess Walther hineinkommen und vergass sich so weit in ihrer Unmanierlichkeit, dass sie nicht allein gänzlich eigenhändig den liegenden Jagdhund annahm, sondern sogar an Walther die Frage richtete, wie er das Muster fände. Eine der Ursachen ihrer schlechten Aufführung lag darin, dass ihr Vater — ein Deutscher, der »schöne Treffer in Kaffee« gemacht hatte — selbst Kontorangestellter gewesen und noch nicht lange genug in Holland ansässig war, um zu wissen, dass man sich mit solchem Wesen nirgendwo anders einlässt als auf dem Kontor. In fremden Ländern nämlich betrachtet der »Chef« sich erst dann von anderem Teig geknetet, wenn der »Angestellte« durch eine Heirat sich für immer in den nicht-fleischessenden Stand aufnehmen lässt. Von dem Augenblick an hat dieser sich selbst seine Entkastung zuzuschreiben. In Niederland jedoch findet diese Ausschliessung lange vor der Verheiratung statt, und eigentlich schon vor der Geburt. Für einen Jüngling, der das erste Lebensdüster erblicken durfte — Versemacher, die es so genau nicht nehmen mit der Wahrheit, nennen es Licht! — besteht Aussicht, General zu werden, Seeheld, Planetenentdecker, weltberühmter Künstler, Bannerträger des vaterländischen Ruhms . . . beinahe alles, was man will, aber Teilhaber an der Firma Oldetied & Kopperlith wird er nicht. Man würde, um das zu erleben, sein eigener Enkel werden müssen, denn — dies gebe ich zu — im dritten

Geschlecht gelingt es bisweilen einem geschickten Abenteurer, sich vergeben zu lassen, dass sein Urgrossvater das fürchterliche Verbrechen begangen hatte, etwas anderes zu sein als ein »Chef«. Dieses alles wusste Julie Huddewitz nun wohl, aber sie war noch nicht genug davon durchdrungen, und darum liess sie sich an jenem bedeutungsvollen Montag, den ich beschreibe, so unvorsichtig herab zum Interesse an Walthers Meinung über den Jagdhund. Ich weiss nicht, ob sie je Töchter zur Welt brachte, doch wenn ja . . . diese würden sich nicht so weit vergessen haben! Das erhabene Geschlecht macht Platz für erhabenere Geschlechter.

Wenn Walther einer Ermutigung bedurft hätte beim Antritt seiner neuen Laufbahn, dann wäre sie ihm wahrscheinlich zu teil geworden durch die weitgehende Herablassung von Mevrouw Kopperlith-Huddewitz. Eine Dame in einem Hause mit Spiegelglas auf der Liliengracht — ganz vornehme Seite — hatte ihn um seine Meinung gefragt! Dies machte ihn denn auch so begeistert, dass er im Begriff stand, eine der dümmsten Antworten zu geben, die erdacht werden konnten. Doch sie kam ihm zuvor:

— Drei Gulden sechzehn? Finden Sie das nicht 'n bisschen teuer?

— O, Mevrouw . . .

Und er stockte. Ich glaube, dass er sagen wollte »darf ich ein paar Dubbeltjes von diesem furchtbaren Preis auf meine Rechnung nehmen?« Aber er bedachte noch beizeiten, dass er von diesen paar Dubbeltjes nicht einmal die allerersten besass, und begnügte sich mit der Erklärung, dass er noch keinen Verstand hätte von Stickmustern. Es versteht sich wohl, dass er sich vornahm, diesen Zweig der Wissenschaft zu einem Gegenstande besonderen Studiums zu machen. Vorläufig beschränkte er sich auf die Frage:

— Wünscht Mevrouw, dass ich noch einmal versuche bei Frau Linse . . .

— Na gewiss, gehen Sie noch mal zu Frau Linse und fragen sie, ob's nicht etwas billiger ginge, zum Beispiel für

. . . drei Gulden zwölf! Oder . . . wenn es möglich ist, für drei Gulden zehn!

Und mit diesem herzerhebenden Auftrag zottelte er durch den Dreck. Denn es hatte schwer geregnet nach all der Hitze, und die Strassen sahen amsterdamsch aus. Einen Regenschirm hatte er nicht, und er verschliss dreimal mehr an Schuhzeug und Kleidern, als durch die vier Stüber, die er in der That abzudingen wusste in dem Tapisserieladen, gedeckt werden konnte. So gewissenhaft erfüllte er den Tag seine nächstliegende Pflicht oder was der arme Junge dafür ansah.

Frau Linse fragte, als er weg war, ihre Adjutantinnen:

— Was hatte der Junge nur? Sah es nicht so aus, als wenn er mich küssen oder . . . ermorden wollte um die paar Stüber?

Als er, nachdem er Bericht erstattet hatte von seinem triumphierenden Erlebnis, die Freitreppe von dem Hause mit Spiegelglas hinabschritt, stand ein Fuhrwerk vor der Thür. Dies ersparte ihm den Zug nach der Kurzen-Krausenquerstrasse, denn auf Befehl der »jungen Mevrouw« musste das Mädchen ihm nachrufen, dass dies die Britschka von M'nheer Kopperlith wäre und der Kutscher der Jakob, an den er eine Bestellung hätte. Er stellte sich mit rührender Bescheidenheit als der »neue jüngste Angestellte« des Kontors vor, und sagte, was er zu sagen hatte. Aus der Britschka wogte ein Fleischklumpen, eine Riesin, Hersilia Kopperlith, die starkleibige Ehefreude des Elsässers Heinrich Kalbb, der in Amsterdam Konsul seines Landes und zugleich Chef eines Handlungshauses war. Mit anderen Worten: der Mann »machte« in Kattun. Aber durchaus auf vornehme Art, nämlich in Kattun aus Mühlhausen. Englische Lappen von Manchester sind weniger angesehen. Und darin handelte doch nur unter grossem Aufwand von Geistes- und Seelenkräften die erhabene Firma Oldetied & Kopperlith. Es ist dem begabten Leser vielleicht bekannt, dass die grössten Männer ihre schwache Seite haben und dass niemand so

total untergetaucht wird in den Styx krüppeliger Vornehmheit, dass nicht eine verwundbare Ferse bliebe, auf die niederträchtige Feinde ihre Pfeile schiessen. Diese verfluchten manchesterschen Kattune! Sie machten einen Fleck auf den Kopperlithschen Anstandsschild, und eigentlich auf die ganze Kaisergracht.

Es ist nicht vollkommen sicher, ob die Oldetieds aus der Weltgeschichte verschwinden zugleich mit einem der vielfachen Fälle von Babylon, die mehrfach so wirkungsvoll prophezeit werden in der Schrift, und zwar mit einer Schadenfreude, als wenn der »Herr« einen besonderen Abscheu vor dieser Stadt hatte und als ob die Kühlung seines Zorns ihn aussergewöhnliche Mühe kostete. Auch der Ursprung der Kopperliths ist schwierig aufzuspüren, und ich verwerfe jede Erklärung, die in dieser Hinsicht von einem griechischen Lexikon gegeben werden sollte. Von versteinertem Unrat ist hier keine Rede, denn der Urgrossvater des alten Herrn war Laufjunge bei einem Blumenzüchter und übte also ein zu wohlriechendes Gewerbe aus, als dass etymologischer Pedanterie Handhabe geboten werden konnte zur allzubezeichnenden Aufgabe des alten Namens. In den Tagen des Tulpenhandels war der Sohn des Gärtneraspiranten ein paar Grade gestiegen, wenn auch nicht in geistiger Hinsicht, so doch im gesellschaftlichen Range. Ein Geschlecht danach wusste der Repräsentant der Familie sich auf der Kaisergracht festzusetzen, und zwar in demselben Hause, in das wir heute Walther eingeführt haben. Der gegenwärtige »alte Herr« erbte von seinem Vater eine Handlung in ostindischer Leinwand und zog sich aus den Geschäften zurück, als der amerikanische Kattun sich des Marktes und englische Weber und Drucker sich des Fabrikats bemächtigten. Das Näherrücken der Quelle verdarb das Monopol, von dem unsere Grosseltern besondere Liebhaber waren, weil die Freigabe der Konkurrenz gewisse Anstrengungen nötig macht, die nicht verlangt werden können von einem »Mann mit Vermögen wie der Herr Kopperlith«. So lautete Diepers feierliche

Erklärung. In diesen Tagen geschah es, dass der junge Herr Pompile als Prokuraträger und Chef bestellt wurde, doch nur soweit es den Lappenhandel anging, denn das eigentliche Vermögen des »alten Herrn« mit dem damit verknüpften tiefsinnigen Gewurstel »in« Effekten blieb unter dessen besonderer Hut und Behandlung, worin er mit erstaunlicher Sachkenntnis von dem alten Dieper unterstützt wurde. Dieser hatte dem eine gewisse Bedeutung auf dem Kontor zu verdanken, die er keineswegs verschmähte, und sein Ansehen stand zu dem von Wilkens ungefähr im Verhältnis, wie ein Lumpen Papier zu einem Lumpen Kattun. Man weiss nun einmal, dass in unserem Jahrhundert Papier den Vorrang hat.

Dieser Handel in Kattun — wahrhaftig, sie machten auch in Barchent, in Shirting und in Bettleinen! — bedeute, so sagte man, nur eine Beschäftigung für die jungen Leute, denn: »um des Brotes willen brauchten sie es nicht zu thun! Wahrhaftig nicht! Durchaus nicht! Papa wäre sehr reich, o, so reich!«

Annehmend, dass das Geschacher mit gedruckten Kattunen — und mit den so tiefwissenschaftlichen Barchents, worin Wilkens eine Spezialität war — als Nahrung herhalten musste für die Seele der jungen Herren Pompile und Eugène, und im Vertrauen darauf, dass diese beiden Seelen keinen Heisshunger litten, kann man konkludieren, dass die beiden unsterblichen Teile von diesen jungen Herren sehr wohlfeil am Leben zu erhalten waren. Die Seele einer Maus würde bei solcher Diät zu Grunde gegangen sein. Es giebt Handel und . . . Handel, dies will ich wohl glauben. Aber die Geschäftsmänner werden höflichst ersucht, nicht sehr böse zu werden, wenn ich coram publico erkläre, dass ihre Geschäfte gewöhnlich nicht über die Auffassungsgabe eines ganz kleinen Jungen gehen. Gott bewahre mich, dass ich Walthers Fähigkeiten übertreiben sollte, aber ich kann dem Leser versichern, dass auf dem Kontor von Oldetied & Kopperlith nichts vorkam, das nicht mit vollem Fug seiner Entwickelung und Kenntnis hätte anvertraut werden können, das Schreiben eines

kurzen Briefchens in gebrochenem Englisch vielleicht ausgenommen. Auch einige Routine in der Buchführung würde ihm gemangelt haben, aber im übrigen? Ach, so ein »Handel« ist so einfach. Man kauft etwas für . . . soundsoviel, und verkauft es für ein bisschen mehr, am liebsten für den höchsten Preis, der zu erzielen ist, temperiert durch die Sorge, heute niemanden durch eine Gewinnsucht abzuschrecken, die ihn allzudeutlich vor dem Schindprozess warnen würde, dem man ihn morgen zu unterwerfen hofft. Und so von einem Tag zum anderen. Tiefsinniger ist die Sache nicht. Aber was muss man einkaufen? Hierzu sind Kenntnisse erforderlich, wird mancher denken, und wer auf Wilkens hören würde, könnte leicht auf die Idee kommen, es sei mal ein Haus zu Grunde gegangen durch die Bestellung eines »Haarstreif-Barchent« zuviel und etwa eines Stücks »doppelt gebrochener Streifen« zu wenig. Auch Pompile wusste lange Abhandlungen zu halten über Sach- und Geschäftskenntnis, anknüpfend an ein Weissgrund-dreifarb-Krünkelchen. Diese Herren möchten uns gern weismachen, dass ihr »Fach« übermenschliche Anstrengung und übermenschliches Studium erfordert, und dass der Arme, dessen Seele ausserhalb ihres Magazins und Kontors Bethätigung sucht, eine sehr schlechte Figur machen würde in ihren Geschäftssachen. Sothaner Überschätzung begegnet man überall. Nun, Leser, es ist Quacksalberei! Verstand von Kaffee, Verstand von Korken, Verstand von Lappen und Lumpen . . . ei, denkt einmal nach, wer in letzter Instanz all diese erstaunlichen Verstände prüfen und beurteilen muss? Der Konsument doch? All die Fachweisheit des jungen Herrn Pompile und des M'nheer Wilkens musste schliesslich, um endgültig gebilligt oder verworfen zu werden, aufgefahren werden vor einer Dienstmagd, die eine bunte Jacke kaufte, vor einem Bauernmädchen, das seinem Freier ein buntes Halstuch zu schenken beabsichtigte. Eine gewisse Sorte von Aufgeblasenheit wird gut thun, ein bisschen einzuschrumpfen nach dieser Bemerkung. Noch einmal: es giebt Handel und

Digitized by Google

Handel, aber die meisten Praktikanten in dergleichen Spezialfächern stehen wahrscheinlich besonders tief in der Entwickelung, und gewiss ist, dass sie zur Ausübung ihres »Faches« dieser Entwickelung nicht bedürfen. Was ist das für ein Lebensziel, sich zu trainieren für die Behandlung der Frage: ob Dienstmädchen sich dies Jahr aufschönern werden mit einem Karo oder mit einem Streifen? Mit Weissgrund-dreifarb oder mit braunem Palmmuster. Ob man den Damen wird weismachen können, dass die . . . echte wahre unverfälschte reine Pariser Distinktion der Saison — ‚haute nouveauté‘, wirklich! — sich offenbaren wird in Spinatgrün, in Rotkohllila, in Kässchimmelsilber, oder in einer anderen Missfarbe, am liebsten so unnennbar wie möglich? Ich bleibe bei der Frage, bei welcher philosophischen Schule die Studenten in solchen Wissenschaften sich anmelden müssen zur Erlangung des Doktorgrades?

Dennoch nehme ich es niemand übel, dass er ein unbedeutendes Wesen ist. Auch solche muss es geben, um die Lücke auszufüllen, die bestehen würde zwischen dem rechten Menschen und seinem Pantoffel. Aber . . . dieser Pantoffel darf sich nicht für einen Reitstiefel ausgeben. Ich kenne jemand, der — Hut und hohe Hacken mitgerechnet — nur sechzig Pfund wiegt. Bin ich böse darum? Durchaus nicht. Doch sicher würde ich seine Prätention abweisen, wenn er sich mir als einen Riesen aufdringen wollte. Und wohl werde ich böse beim Gewahren von Leuten, die, nichts seiend, nichts könnend, und niemals etwas Ordentliches ausgerichtet habend, einen Platz in der Gesellschaft einnehmen, der Wertvolleren zukommt. Sie sind Diebe. Widerwille gegen solch Raubgesindel gab mir Veranlassung, in diesem und ein paar der folgenden Kapitel das bekannte Fädchen um den Fuss der Kopperliths zu schlingen. Wer nun nicht in gedruckten Kattunen »macht«, sondern »in Butter reist«, »in Tabak ist« oder »in« Grütze, Korinthen, mixed pickle oder Schuhschmier — wer Schuhschmier m a c h t, steht höher! — wer nicht direkt »in« diesen Kattunen herumkriecht,

Digitized by Google

braucht nun nicht zu meinen, es sei ihm verboten, dass er meine Bemerkungen auf sich selbst anwende. Lieber Himmel, wie würde mein Herausgeber verdriesslich sein, wenn mein Walther-Epos nur Wert hätte für Händler in Manchester-Leinwand: ‚Weissgrund-dreifarb-victoria-fancies' von ‚Crawfurt-Leeds', mit 'nem ‚Kommachen' oder ‚Flimmerchen' oder ‚Tüpfelchen', oder mit 'nem ‚Würfelchen' oder ‚Schlängelchen' oder ‚Krünkelchen' mit 'nem ‚Äugelchen' . . . was auch immer, jedenfalls ein vollkommenes Nichtigkeitchen!

Und in diesen Nichtigkeitchen sollte Walther studieren, studieren all die Zeit, die er übrig behielt von den Besorgungen für den jungen Herrn Pompile. Daran sollte seine Seele verschwendet werden!

Ist das nicht angethan, die Tage zu betrauern von Pennewips abschneidenden Zeichen in der Luft? Die Tage des Wohledlen Herrn Motto mit seinem gemieteten Schnupftabakstopf und was da weiter die »Hauptsache« gewesen sein mag auf dem Seedeich? Ja, ja, und sogar — ich werde da beinahe unsittlich — beinahe möchte ich mich hinreissen lassen zu dem Stossgebet, dass Walther zurückgeführt werden möge auf das Ober-Vorder-Hinter-Zwischenstockzimmer von Fräulein Laps! Die Verunreinigung, die ihm da drohte, würde kaum der Pumpe von Frau Claus Widerstand geboten haben, während hier . . .

Was ich so ungefähr sagen wollte, ist: dass mir ein gesunder Beinbruch weniger gefährlich erscheint als das Ersticken in Muffigkeit. Glaubst du nicht mit mir, Leser, dass da viel Menschenseelen zu Grunde gehen in einer Atmosphäre wie die der Kopperliths? Mache lieber einen Handwerker aus deinem Jungen, oder einen Matrosen!

LVII.

Über all die Fuhrwerke von „Papa“ und die Hoheit eines elsässer Konsuls, „der mein Schwager ist“. Englische ‚nottings‘ und verschiedene Windarten, auslaufend in eine lange Abhandlung über das Perlentauchen.

Als Walther nach ein paar Stunden Trabens das Kontor wieder betrat — Fellstrasse, Stockfischklopferei, Ölfässer, Gang neben dem Hinterhaus, Hof und Gangthür . . . er fand in gehöriger Reihenfolge all die Stationen der via dolorosa wieder, die Gerrit ihm den Morgen gezeigt hatte, und war sehr stolz darauf! — als er in Schweiss gebadet zurückkam, fand er nur Dieper und Wilkens auf dem Kontor. Der letztere hatte sich halb in eine Kiste verkrochen, die neben dem Eingang zum Alkoven in einer dunklen Ecke stand und mit Lappen gefüllt war. Wahrscheinlich suchte er da nach dem Muster von jenem Krünkelchen. Er hatte Walther nicht eintreten hören, so dass dieser traktiert wurde mit dem unschmackhaften Schwanzstück eines Diskurses oder auch eines von dem Herrn Wilkens gehaltenen Monologs:

— Sie sollen sehen: ich werde den Schulmeister spielen müssen! Auf mir wird alles sitzen bleiben! Sie werden mich zum Prügelmonarchen machen wollen, mich! Das ist meine Branche nicht . . . das ist mein Charakter nicht! Absolut nicht!

Als der Mann, der solche Angst hatte, dass man einen Schulmeister aus ihm machen wollte, Walther gewahr wurde, brach er auf einmal die rührende Klage über die gefürchtete Vergewaltigung seiner Berufung ab.

Digitized by Google

— Da steht 'ne Tasse Kaffee für Sie, sagte er mit einer Majestät in Ton und Fingerzeig, als ob die alten Lappen, mit denen er sich beschäftigt hielt, Kronen und Scepter gewesen wären. Doch er hatte die reine Wahrheit gesprochen. In der That, da irgendwo auf einem Tischchen war Kaffee. Und der Herr Wilkens hätte wohl sagen dürfen: eine Kumme, denn so nannte man zu Walthers Zeiten gemeiniglich ein Gefäss solcher Art und Form. Aber »Tasse« kam ihm eindrucksvoller oder vornehmer vor, und Walther, der wenig Grundstoff nötig hatte, um sich zu erfreuen, war sehr vergnügt, dass er da so unerwartet und gratis dies neue Wort kennen lernen durfte. Ach, bei ihm zu Haus nannte man so ein Ding sogar eine »Spülkumme«.

— Äh, und was ich sagen wollte, ich möchte Ihnen raten, dass Sie in Zukunft sich ein Kadettchen mitbringen oder so was.

Schon wieder etwas Neues für den jungen Amsterdamer! Er begriff nicht recht, was Wilkens meinte*), und befürchtend, dass man seine Unkunde für einen Ansatz von Dienstverweigerung ansehen möchte, antwortete er mit einer gewissen Festigkeit:

— O gewiss, M'nheer! Das werde ich sicher thun!

Ach, er war so willig! Wenn er nur gewusst hätte, was denn nun eigentlich in Zukunft mitgebracht werden müsste! Zum Glück entnahm er nicht aus dem seltsamen Wort, dass der Herr Wilkens die Thorthüren von Gaza**) auf dem Kontor zu sehen wünschte, oder den merinowollenen Rock von Frau Petersen! Ja, wäre diese Frau Petersen selbst der verlangte Gegenstand gewesen . . . der kleine Simson würde ihn geschafft haben, wahrhaftig! Denn . . . man muss immer seine nächstliegende Pflicht erfüllen, und Walthers Pflicht war nun, zu thun, was ihm geboten wurde von . . . jedermann. Es erwies sich gleichwohl, dass Wilkens

*) N. d. Übers.: er meinte eine Semmel, deren Bezeichnung als „Kadettchen“ damals noch nicht populär war in Holland.

**) N. d. Übers.: Anspielung auf Richter XVI, Vers 3.

nicht an seine Mutter gedacht hatte, denn — wissend, dass Walther schon entwöhnt war — liess er auf seine unverstandene Mahnung den sententiösen Kommentar folgen: dass ein junger Mensch nicht sehr lange ohne Nahrung bleiben könne. Dies gab Licht. Und Walthers Vermutung wurde zur Gewissheit, als er neben zwei geleerten Kaffeenäpfen von sehr aquatintig-betropfter Erscheinung einige Brotkrümel entdeckte, in Gesellschaft eines unansehnlichen Stückes Zeitung mit Butterflecken. Auch Dieper und Wilkens also schienen sich vor einem Augenblick betragen zu haben wie junge Leute, die nicht lange ohne Essen auskommen, und sie hatten die wohlwollende Fürsorge angewandt, ihre Kjökken-Möddinger zu hinterlassen, um einem jüngeren Kontorgeschlecht als Bake zu dienen. Dies fettige Stück Zeitung, beredter als vor der Butterung, flösste Walther die Vermutung ein, dass die Benennung des Objekts, das er in Zukunft mitbringen müsste — wie zum Teufel, hiess es doch noch? — wohl gar der sehr aristokratische Amtstitel sein könnte, womit man »im Handel« ein Butterbrot anredet. In einer demgemässen Vermutung fühlte er sich durch seinen Magen und durch den Geist von Strabbe verstärkt. Er begann nämlich Hunger zu kriegen, und fühlte sich prädestiniert, Esswaren aus jedem Klange zu verstehen, der sein Ohr erreichte, und wäre es ein Engelgesang gewesen oder eine Predigt. Was Strabbe angeht . . . unser Handelsstudent wusste nun einmal, dass eine Spülkumme im Kontorstil »Tasse« heisst . . . das unbekannte Ding konnte also wohl ein Butterbrot sein! Man sieht, es war eine Art Regel de tri, und just darin war er so besonders stark gewesen auf der Schule von Meister Pennewip.

Die jungen Herren Pompile und Eugène waren gewohnt, so gegen zwölf Uhr das Kontor auf ein Stündchen zu verlassen, um »bei Mama Kaffee zu trinken und ein Brötchen zu essen«.*) Also lautete unveränderlich die Ankündigung

*) N. d. Übers.: Die Mahlzeiten sind in Amsterdam andere als bei uns. Das zweite Frühstück um 12 Uhr, bei welchem Kaffee als Getränk gebräuchlich ist, heisst demgemäss „koffie".

Digitized by Google

von Pompile, womit er den »Herren vom Kontor« Erlaubnis zu geben schien, auch etwas zu sich zu nehmen . . . wenn sie was hatten. Denn »Kadettchen« oder Butterbröte wurden nicht geliefert von dem Hause Oldetied & Kopperlith, von dem der »Papa« so besonders reich war. Die »Herren vom Kontor« durften, wenn sie nicht vor Flauheit umfallen wollten, solche Sachen in ihrer Rocktasche mitbringen, und der feinbesaitete Eugène machte immer, dass er aus dem Zimmer heraus war, bevor die in Papier konservierten Lebensmittel dem Augenblick ihrer Entwickelung genaht waren. Er fand, dass sie so sehr unansehnlich aussahen, und besonders die Ration von Wilkens, der, weise geworden durch traurige Erfahrung, gewohnt war, seine »Kadettchen« warm zu halten zwischen dem linken Vorderteil seiner Weste und seinem edlen Herzen. Einstmals nämlich hatten ein paar kleine Neffen des Hauses — sie wussten nicht, die Unseligen, dass wohlgeborene junge Leute sich nicht herablassen, Dummheiten zu machen mit einem Kontorangestellten! — sie hatten den Weg gefunden nach dem dunklen Alkoven, wo der Unglückliche seinen mit Viktualien geschwängerten Strassenrock bewahrte, und die Kadettchen bereichert mit einer Lage feingeschnipselten Weissgrund-dreifarb-Stoffs. Der Märtyrer seiner »Branche« verschluckte die zähe Witzigkeit der »kleinen Neffen von M'nheer« so gut wie möglich — seine nächstliegende Pflicht, wie er meinte — doch trug er fortan die verfolgten Tröster seines Magens bis zur endgültigen Exekution bei sich. Und einmal geschah es, dass er sie ungegessen der treuen Gemahlin wieder nach Haus brachte, die nun nicht ohne Mühe ihr eigenes Werk wiedererkannte. Der junge Herr Pompile war den Tag mit seiner Mutter entzweit und war auf dem Kontor geblieben. Die »Herren« hatten nicht den Mut, ihre paar Krümel zum Vorschein zu bringen. Und auch die Kummen mit geilem Kaffee blieben den Unglückstag unangerührt stehen. Es ist hier der Ort, eine Fälschung von Klaas Kolyn ans Licht zu ziehen, die, als ehrverletzend für ein vornehmes Handelshaus, den noch lebenden Nach-

sassen der Kopperliths manche Thräne gekostet hat. Dieser Intrigant behauptet, dass die »Herren vom Kontor« auch ihren Kaffee von Haus mitbrachten: Irrtum, Fälschung, Betrug, Verleumdung! Der Kaffee wurde aus der Küche geliefert, und die Dienstboten tranken ihn nicht besser. Dies ist vor Notar und Zeugen bekräftigt von derselben Autorität, die diesen Morgen sich so standhaft geweigert hatte, Walther widerrechtlich Rede zu stehen an der Ober-Vorderthür. Balthasar Huydekoper hat also vollkommen recht, wenn er über diesen »Kakolyn« sich so häufig erbost. Falsche Gedenkschriften sind Saat des Teufels.

Just war Walther Sinnes, einen Anfall auf die ihm angewiesene Spülkumme zu machen, als der junge Herr Pompile mit seiner gewohnten Verfolgteneile zum Kontor hineinstob. Erschreckt setzte der jugendliche Handelsmann seinen vermessenen Plan sich aus dem Kopf, und die Kumme nieder. War es nicht bemerkenswert, dass er Geistesgegenwart genug besass, das Ding nicht fallen zu lassen?

— Ei so? Zurück? Nun? Wie ist's? Was sagte der Schuhmacher? Und die Damen Pleier? Und haben Sie mein Haus gefunden? Sie müssen nur immer nach Spiegelglas kucken, denn . . . die Scheiben in meinem Seitenzimmer sind von Spiegelglas, wissen Sie? Und was hat die junge Mevrouw Ihnen für einen Auftrag gegeben? Hat sie Ihnen keine Bestellung an mich mitgegeben? Und . . . sind Sie im Stall gewesen? Haben Sie Jakob gesehen? Und was that er? Er war wohl beim Putzen, was? Denn . . . Papa hat eine Britschka, und einen Landauer, und einen Verdeckwagen, und eine Kutsche, und das alles muss geputzt werden. Und sagen Sie mir jetzt nur erst, was die Fräulein Pleier gesagt haben!

Der kleine Merkur erstattete, so gut er konnte, Bericht von seinen Begegnissen. Es schien, dass sein erstes Probestück nicht schlecht ausgefallen war, denn der junge Herr Pompile nickte zufrieden und versprach, dass er ihn mit mehr Botschaften begünstigen würde. Bei einer Anlage, wie

Digitized by Google

Walther sie offenbarte, aufgezogen in dem fruchtbaren Sonnenschein von Pompiles Zufriedenheit, war vorauszusehen, dass dieser jüngste Kontorangestellte — wenn er nur am Leben blieb — einmal den Rang eines allerältesten Kontorangestellten erreichen würde. Hierzu war nur etwas Zeit nötig.

— Ei so? Haben Sie Mevrouw Kalbb auch schon gesehen? Nun, das ist gut! So lernen Sie die Leute kennen. Mevrouw Kalbb-Kopperlith, wissen Sie? Ei so, haben Sie die gesehen? Freilich, gewiss, das war die Britschka von Papa, denn . . . Papa hält Fuhrwerk. Hatte sie ihre Mietspferde vor . . . ach, das wissen Sie noch nicht. Aber sonst . . . es ist nur, wissen Sie, dass Papa nicht gern sieht, dass die Pferde . . . nun, das geht Sie nichts an. Sie müssen alles gut behalten . . . und 'n Notizbüchelchen kaufen, ein kleines Notizbüchelchen, und darin alles aufschreiben, was ich Ihnen sage, und was M'nheer Wilkens Ihnen sagt, nicht wahr, Wilkens?

— Ja, M'nheer!

— Jawohl. Mevrouw Kalbb ist meine Schwester, Mevrouw Kalbb-Kopperlith — so müssen Sie sagen! — und denken Sie daran, dass M'nheer Kalbb seinen Namen mit zwei *b*s schreibt. Behalten Sie das und schreiben Sie das auf, wenn Sie ein Notizbuch haben . . . mit zwei *b*s, wissen Sie? Denn es giebt auch Menschen, die Kalb heissen, mit einem *b*, geringe Leute, ganz geringe Leute . . . 'n Lederhändler, glaub' ich. Was sagen Sie, Dieper?

Dieper legte langsam und vorsichtig seine Feder nieder, trat einen Schritt hinteraus — er buchhalterte immer stehend — schnaubte seine Nase, hemhemte seine Kehle rein und sprach mit express für diese Erklärung bereit gemachten Organen:

— Ja, junger Herr, ganz geringe Leute!

— Sehen Sie, fuhr Pompile fort, M'nheer Dieper sagt es auch, und dieser Lederhändler schreibt seinen Namen mit einem *b*. Aber mein Schwager heisst Kalbb . . . mit zwei *b*s, und er ist Konsul vom ganzen Elsass, und wenn der König in die Stadt kommt, muss er immer zu Audienz, und

dann sagt der König: »eh bien, m'sieur le consul, comment vont les affaires?« Und dann antwortet M'nheer Kalbb . . . auch in Französisch. Und dann hat er einen Rock an mit gesticktem Kragen. Und dann nickt der König — es ist vorgestern geschehen, und alle Jahre wieder! — und M'nheer Kalbb . . . ist mein Schwager, der Schwiegersohn von Papa. Und . . . haben Sie selbst nun Mevrouw Kalbb schon gesehen? Nu, was sagte sie?

— Sie sagte nichts, M'nheer!

— So, sagte sie nichts? Das kommt daher, dass sie nicht wusste, dass Sie hier jüngster Angestellter sind, sonst würde sie Ihnen wohl sicher etwas gesagt haben, oder . . . eine Bestellung aufgetragen haben, oder so etwas, denn sie ist meine Schwester, wissen Sie! Das müssen Sie gut behalten. Und wie ist es abgelaufen mit dem Stickmuster?

Walthers Triumph über die abgedungenen vier Stüber wurde etwas gemässigt durch die gerunzelte Stirn von Pompile, als dieser von der Zügellosigkeit seiner leichtsinnigen Ehehälfte erfuhr:

— Drinnen gewesen? Selbst die junge Mevrouw gesprochen? Ei . . . so? Drin gewesen im Seitenzimmer? Warum sind Sie drinnen gewesen?

— M'nheer, stammelte Walther, der bemerkte, dass er einen Fehler begangen hatte, M'nheer, das Mädchen sagte, dass Mevrouw mich rufen liesse, und dass ich . . . 'reinkommen sollte.

— Das Mädchen, das Mädchen! Was geben Sie um ein Mädchen? So'n Mädchen kann leicht was sagen . . . sehn Sie, dies ist nun so, wissen Sie? Wenn ich Sie mit was beauftrage, dann müssen Sie immer . . .

Man hörte einen schlürfenden Schritt in dem Gange. Das thut mir leid. Denn ich hätte gern mal vernommen, wie Walther sich in Zukunft zu betragen haben würde, wenn »die junge Mevrouw« ihn durch das Mädchen hineinrufen liess. Pompile brach auf einmal seinen Unterricht ab:

— Da ist Papa. Ich werde Sie Papa vorstellen.

Sie müssen nu so gut sein, recht höflich zu sein gegen Papa. Tag, Papa!

Die ehrwürdige Gestalt des alten Herrn Kopperlith schob zum Kontor hinein. Mit einem behaglichen Lächeln nahm er die demütigen Begrüssungen von Dieper und Wilkens in Empfang, und auch auf Walther spritzte ein Tröpfchen ab von dem Gnadenstrom, den er sich alleredelmütigst entfliessen liess.

— So, ist das der junge Petersen? Nun, Männeken, jetzt müssen Sie nur brav aufpassen, dann kann mal etwas Ordentliches aus Ihnen werden. Sie sind uns rekommandiert von M'nheer Dieper . . .

Der Buchhalter that einen Schritt rückwärts und machte eine Bewegung, als wenn er nochmals um Verzeihung bäte für eine Kühnheit, die er begangen zu haben schien. Aber der alte Herr lächelte wieder. Gott sei Dank, Dieper sollte vorläufig nicht gerädert werden.

— Ja, von M'nheer Dieper, der mein Buchhalter ist. Und M'nheer sind Sie rekommandiert von einem gewissen Herrn . . . wie heisst er auch wieder?

— Ach, M'nheer, antwortete der Buchhalter, als wäre der Name, den er aussprechen sollte, eigentlich zu gering für das Ohr des Herrn Kopperlith. Ach, M'nheer, der junge Mensch ist mir empfohlen von . . . einem gewissen Kalb, einem Lederhändler . . . jemand, dem ich mal begegnet bin . . . M'nheer!

Kalb war sein Vetter und sein bester Freund, soweit es Kontorangestellten und Buchhaltern erlaubt ist, Vettern und beste Freunde zu haben.

— Richtig! Ein gewisser . . . Kalb. Nu, das schadet nichts. Sie werden hier viel Arbeit finden, junger Mann. Hart arbeiten ist die Seele. Hat Wilkens ihm schon dies und jenes gezeigt? Ist er schon im Magazin gewesen? Auf den Böden? Gewiss setzst du ihn ans Kopierbuch, Pompile?

Auf all diese Fragen hatte Pompile ein Dutzend Ojapapas zum besten gegeben.

— Und schreibt er eine schöne Hand?

Digitized by Google

— O ja, Papa!

Walther fing an, Achtung zu gewinnen vor Pompiles Einsicht. Die ehrende Qualität, die ihm zuerkannt wurde, hatte sich gewiss herausgestellt aus seinen Bestellungen bei den Pleiers, oder den Krückers, oder den Hockers, oder dem Schuhmacher. Wie solche vornehmen Leute doch scharfsinnig sind!

— So? Ei! 'ne schöne Hand? Ei, ei! Nun, Pompile, was meinst du davon, wenn wir ihn den Brief von Leon einige Male abschreiben liessen für Flodoard, und für Vetter Griekel, und für die Familie Pruikers?

— O ja, Papa!

— Nicht wahr, sie invitierten Leon immer so treu zu ihren Kinderpartieen. Sie werden ihre Freude daran haben, dass er so ein Mann geworden ist und schon solche schönen Briefe schreiben kann. Aber . . . auf dünnes Papier, auf ganz dünnes Papier! Es ist wegen des Portos nach Rom, weisst du . . . auf ganz dünnes Papier!

— O ja, Papa!

— Sieh, dann kann das Männeken sich gleich etwas üben im Briefstil, findest du nicht, Pompile?

— O ja, Papa!

Und so geschah es. Walther wurde beauftragt mit der Vervielfältigung der ostindischen Weisheit von dem jungen Herrn Leon, zur Aufmunterung des jungen Herrn Flodoard, der zu Rom war und da malte, wie es hiess. Zum Amüsement auch von Vetter Griekel zu Leyden. Und um die Freundschaft mit der Familie Pruikers zu kitten, auch Leuten, die schier barsten vor lauter Anstand. Nach dem ehrfurchtsvollen Anhören von vielen Lehrsystemen über die wahre Art, einen Brief abzuschreiben, ging Walther tapfer an die Arbeit. Er sah nicht auf, kopierte Buchstaben für Buchstaben, Wort für Wort, Satz für Satz, und . . . sauber! Es war wie gestochen! Er vollbrachte also wiederum so gut wie möglich seine nächstliegende Pflicht. Indes, wohl wunderte es ihn, dass der Herr Leon Kopperlith, »Surnumerair bei den länd-

Digitized by Google

lichen Einkünften und Betrieben in der Abteilung Tjanjor, Residenz der Preanger Regentschaften auf der Insel Java in Niederländisch-Indien« — also unterzeichnete dieser entfernte junge Herr einen Brief an seine Mutter, die nichts Auffallendes fand an dieser Albernheit — wohl befremdete es ihn, dass diese vornehme Persönlichkeit so viel Sprach- und Schreibfehler machte. Und . . . etwas anderes noch. Er fühlte sich einigermassen beleidigt — mehr als durch die Besorgungen! — dass man ihm all diese Fehler zu kopieren gab . . . zur Übung im Briefstil.

Es bestand noch etwas, das ihn sehr zu stören begann. Aber dafür konnte Leon nicht. Er hatte einen fürchterlichen Hunger.

Nur sehr selten liess sich der alte Herr herab, des Morgens auf das Kontor zu kommen, d. h. vor der damaligen Börsenzeit und dem darauf folgenden Mittagmahl. Es schien, dass er sich dieses Mal etwas früher nach unten hatte treiben lassen durch Langeweile, einen Fehler, dessen er sich zwölf Stunden vom Tage schuldig machte, jahraus, jahrein. Wie sollte es anders sein können? Der Mann war leer, und hatte nichts zu thun.

Sein Besuch des Kontors wurde stets, von Pompile besonders, ungern gesehen, weil er — sofern wirklich etwas zu thun war — die Leute von der Arbeit abhielt durch sein endloses Gebabbel. Dies war, nach Mittag vor allem, sehr störend, und Walthers Menschenkenntnis hatte denn auch bald Gelegenheit, sich zu bereichern um die Wahrnehmung, wie gewisse Leute besonders possierlich werden, wenn sie gut diniert haben. Doch auch in der »stillen Zeit«, in der Saison, welche ihren botanischen Namen den Cucurbitaceen entlehnt, sahen die jungen Leute den Ursprung ihrer Existenz lieber verziehen als kommen. Durch Übermass von Aufgeblasenheit nämlich meinte er in gewissen Launen nicht nötig zu haben, den Zugang zu seiner Hoheit so ängstlich zu versperren wie etliche andere, und dieser verhängnisvolle Wahn verleitete ihn manchmal — vor allem nach Tafel! —

Digitized by Google

zur Verletzung des Decorums des Kontors. Dies gefiel den jungen Herren nicht, ihnen, die in der thörichten Vertraulichkeit von »Papa« ein Element des Verderbs zu entdecken vermeinten für den erhabenen Standpunkt, den sie auch weiterhin einnehmen wollten. Wer ein feines musikalisches Gehör hatte, konnte stets in dem Ton, den die jungen Herren gleich nach dem Fortgehen von »Papa« anschlugen, deutlich eine gewisse Schärfe wahrnehmen, aus der man verstehen konnte: »denkt jetzt nur nicht, dass ihr keine Untergebenen seid, weil Papa sich so mit euch kompromittiert hat«. Das »Sie müssen mal so gut sein« von Pompile klang dann wirklich komisch, gerade weil seine ungeschickt getragene Hoheit so spasshaft abstach bei der Niedrigkeit der Sphäre, in der er selbst sich bewegte. Sicher besass er eine Eigenschaft eines grossen Mannes. Die, dass ihm nichts zu klein war. Um nun jedoch wirklich grosse Männer nicht zu Schanden zu machen durch diesen Schein von Verwandtschaft, muss man sich beeilen, hinzuzufügen, dass ihm alles zu gross war, ausser dem allerniedrigsten. Wir vernahmen bereits, wie er mit dem Stüber, womit er einen Briefträger beschwichtigte für die Verleugnung seiner Pflicht, nicht das »Geschäft« belasten wollte, an dem er ein Viertel Anteil hatte, während er als zukünftiger Miterbe zu seiner Zeit nur zu einem geringeren Teil in Anspruch genommen sein würde durch das Wohl oder Wehe der »Haushaltung«. Und viel höher als Pompile standen die anderen Glieder der Familie Kopperlith nicht, weder was Kenntnisse, noch was Verstand, noch was Herz betrifft.

Es versteht sich, dass Walther — im Urteilen noch immer gehemmt durch Naivität — dies alles nur sehr langsam bemerkte. Zu Beginn nahm er sich seine eigene Verwunderung übel. Je träger gleichwohl sein Urteil sich zur Überzeugung entwickelte, desto tiefer schlug diese Überzeugung Wurzel. Anfänglich fühlte er nur seine Neugier gereizt. Jedesmal jedoch wurde ein neues Eckchen von der Gardine gelüftet, die die Gesellschaft — oder den unbedeutenden Abschnitt

Digitized by Google

davon, den er zu sehen kriegte — bis jetzt noch vor seinen Augen verdeckt hielt. Langsamerhand ging diese Neugier in Sättigung über, alsbald in Geringschätzung, und danach in Verachtung und Ekel, woraus zum Schluss der Hochmut entsprang, der das Ziel unseres Strebens sein muss. Doch so weit sind wir noch nicht. In diesem Augenblick beginnt er gerade seine dritte Abschrift des berühmten Briefs des sehr jungen Herrn Leon. Darin kam eine Erzählung über ein gewisses Festmahl vor, an dem der Autor teilgenommen zu haben behauptete. Da war viel getrunken, gegessen und . . . ach, Walther hatte solchen Hunger! Er kannte das Dokument nun auswendig und schrieb mechanisch weiter, nicht ohne zu hören auf alles, was da gesprochen wurde von den »Herren vom Kontor«. Doch dass der Hunger ihn plagte, ist die Wahrheit. Wenn jemals »der Handel« ihm zu »Brot« verhelfen sollte, mussten die Sachen sich noch sehr ändern!

Was der kleine Ohrenspitzer auf diese Weise zu wissen kriegte, werde ich im folgenden Kapitel mitteilen, wahrscheinlich nicht ohne Kommentar.

Der Leser wird wohl schon bemerkt haben — und vielleicht nicht ohne einiges Mitleid für den Autor — dass unter all den Personen, die ich in diesem Kreise auf die Scene führe, kein einziger schlechter Mensch vorkommt, wenigstens nicht in dem Sinne, den wir gewöhnlich mit diesem Worte verbinden. Es ist so. All diese Subjekte fallen nicht unter den Wortlaut welches Paragraphen auch immer aus dem »Reichsstrafgesetzbuch«, noch selbst unter eine Polizeiverordnung.

Der alte Dieper würde kein Kind ausgesetzt haben, wäre es selbst ein voreiliger Spross seiner eigenen Tochter gewesen. Wilkens machte seit bereits einem halben Jahrhundert sich nicht des Klingelziehens mehr schuldig, und ich kann dem Leser versichern, dass auch die drei Stüber, die Defizit waren in seiner »kleinen Kasse«, nicht in seine Tasche geflossen waren. Eugène vergnügte sich wohl mit den Bösewichten in seinen

Digitized by Google

französischen Romänchen, aber weiter ging sein Verkehr mit solch unanständiger Gesellschaft nicht. In seinem Betragen glich er zwar durchaus nicht den Tugendhelden in diesen Büchern — was ich verständig finde — indes er ermordete doch niemals jemanden. Selbst kein Mädchen verführte er, dessen Ehre den Preis von anderthalb Gulden überstieg. Dies war sein Prinzip. Er war also, was man zu nennen gewohnt ist: von untadelhaft sittlichem Betragen, und würde — was dies betrifft, und indem wir uns nun mal gar nicht kümmern um die requirierte »Lust zum Arbeiten« — recht wohl geeignet gewesen sein für die Stellung eines Ladenjungen bei M'nheer Motto. Der alte Gerrit war ein Murrkopf, doch im übrigen bestand sein grösster Fehler — bis auf den Rheumatismus — in dem Kokettieren mit diesem Rheumatismus, eine Begabung, die ihm allervortrefflichst zu statten kam, um sich dann und wann eine Besorgung für den jungen Herrn Pompile zu ersparen. Und auch dieser lieferte keinen brauchbaren Fleck in dem eintönigen Gemälde des Gewohnten und Gewöhnlichen. Ein Glück also, dass ich kein Romanschreiber bin! Wie sollte ich es nur anstellen, um gleich etwas Licht sich präsentieren zu lassen bei so wenig Helldunkel? Bei solch totalem Mangel am Kriminell-Schwarzen? Wer würde hell blinkende Tugend darstellen können auf so einem fahlgrauen Grunde?

Nein, nein, das geht nicht! Müsste drum auch die ganze Tugend im Hintertreffen bleiben — ich schwöre nicht darauf, dass dies der Fall sein wird! — dennoch . . . hinweg von hier, die ihr meint, einen Roman zu ziehen aus dem Hause Kopperlith!

Wenn ich ein Romanschreiber wäre, würde meine Aufgabe leichter sein. Dann brauchte ich ja nur den Narren Wilkens in einen Banditen umzutaufen, ihm einen Räubermantel von Barchent und Shirting um die Schultern zu hängen, sein »kleines Kontor« unter der Freitreppe in eine Spelunke voll Totengebein und geronnenem Blut umzuändern, seine Kadettchen in Taschenpistolen, seine eingebildeten

Digitized by Google

Schnäcke in mord- und racheschreienden Theaterwahnsinn. Nichts leichter als dies alles, aber . . . es ist nun einmal bestimmt, dass meine Aufgabe so einfach-grauenhaft nicht sein soll. Denn . . . ein Romanschreiber bin ich nicht!

Wäre ich ein Romanschreiber . . . gewiss, dann liesse ich die Drahtpuppen meines chinesischen Schattenspiels sich gegenseitig das Genick umdrehen zum Vergnügen und zur Seelenfeier des Lesers. Dann wäre die beleibte Hersilia bereits lange auf dem Wege nach Gretnagreen, und zwar mit dem alten Dieper und mit der Kasse . . . der grossen.*) Denn in der von Wilkens fehlten noch immer die drei Stüber, die absolut nötig sind, um sous d'autres climats selig zu sein mit einer verbotenen Geliebten. Wäre ich Romanschreiber, dann flösste ich dem zärtlichen Pompile Eifersucht ein gegen das allerjüngste Kontormänneken, das sich, einen halben Tag erst in Funktion, bereits erkühnt hatte, einzudringen in seiner Frau Seitenzimmer! Wäre ich Romanschreiber, dann liesse ich den Hauptthäter des Skandalstücks ‚Oldetied & Kopperlith' in die Klemme geraten zwischen zwei Ölfässern, wütend alle beide über die so herausfordernd zur Schau getragene Persiflage ihrer schmierigen Korpulenz . . .

Aber leider, ein Romanschreiber bin ich nicht! Ich kann aus all den Menschen nichts anderes machen, als was sie in der That waren: rein gar nichts! Ist es nicht traurig für mich, verdammt zu sein zum Darstellen mit so wenig Farbe? Welcher Leser wird zufrieden sein, wenn ich alles, was ein Buch lesenswert macht — Ausdruck, Stil, Schreibmethode und . . . Inhalt noch obendrein auf den Kauf zu — wenn ich mir erlaube, das alles zu borgen von Gerrit Sloos und mich zu beschränken auf ein bündiges:

— Sie können mir glauben, Petersen, ich bin ein alter Mann, und Sie ein junger Bursche, aber . . . was ich Ihnen sage: es ist allemal Wind und 'n engelsch ‚notting'!

*) N. d. Übers.: In Gretnagreen konnte man sich bis 1856 mangels der Vorbedingungen, welche anderswo für eine Eheschliessung erforderlich waren, trauen lassen.

Digitized by Google

Sloos hatte noch einen anderen Ausdruck, der ihm sehr zu gefallen schien, weil er, wie er meinte, die Sache ebenso deutlich und dabei etwas theatermässiger darstellte. Er lebte in der ersten Blütezeit von Kotzebue und labte während all seiner vielen Besorgungen seinen Kunstsinn an den Theaterzetteln, die die Aufführung von »Armut und Edelsinn« ankündigten. Der holländische Übersetzer hatte das letzte Wort als in unserem Lande weniger gangbar betrachtet und taufte das Theaterstück mit dem mehr holländisch klingenden Titel: »Armut und Grösse«. Unser Gerrit hatte diesen Namen tief in sein Gedächtnis geprägt, indes — einigermassen im Widerstreit mit Autor und Übersetzer — in dem Sinn von: »aussen fix, innen nix«. Jeder ist der Ausleger seiner eigenen Worte, und wenn der alte Sloos noch lebte . . .

Ach was, sein engelsch ‚notting‘ ist schöner. Und sein Wind auch. Der alte Herr war ein herablassendwindiges ‚notting‘. Eugènes ‚notting‘-Wind wehte nach innen. Pompile war ein ‚notting‘ mit kindischem Wind. Das ‚notting‘ von Wilkens sauste und blies spiessbürgerlich-eingebildet. Der alte Dieper . . . hm, ein vollkommenes ‚notting‘ war dieser nicht, aber dennoch, der Wind, der dazu gehört haben würde, war ihm nicht ganz und gar fremd. Er sparte den für Haus- und Nachbarschaftsgebrauch. Sobald er, vom Kontor kommend, die Brücke erreichte, die zwischen dem Jordaan, wo er wohnte, und der vornehmeren Gegend die Grenze bildet, liess er seinen Wind los. Auf dieser Brücke reckte er Hals und Lenden einige Zoll aus. Er richtete sich mit einem gewissen Selbstgefühl hoch — auf den Glockenschlag, immer Viertel über vier — gab Lungen, Armen und Beinen, Gesichts- und Nackenmuskeln die so lange entbehrte Freiheit wieder, und hustete, dass der Jordaan davon dröhnte. Dieser Husten war ein jerichoischer Trompetenschall, der schmetternd verkündigte: der Kopperlith von dieser Gegend bin ich! Schade, dass die wahren Besitzer dieses ruhmreichen Namens sich niemals herabliessen, ihren Fuss in dies gemeine Viertel zu setzen. Denn wenn unser Dieper mal in solcher

Digitized by Google

Hauslaune von übermütiger Emanzipation dem alten Herrn begegnet wäre, oder dem jungen Herrn Pompile, oder dem jungen Herrn Eugène . . . zum grossen Nachteil des Jordaans, nun ja, aber . . . dann hätte ich ein Naturschauspiel zu beschreiben gehabt, und hätte in diesen Kapiteln etwas anderes zu zeichnen gehabt als eine durchlaufende Nichtigkeit!

Wahrheit bleibt es jedoch, dass Walther in so einem Kreise ein paar von seinen »Lehrjahren« zubringen musste . . .

Fancy hatte recht!

Er musste lernen, dass in unserer kleinen Welt es ganz etwas anderes zu bekämpfen gilt als Ritter, Räuber und Riesen. Dass viel was Schöneres erobert werden muss als verzauberte Schlösser, viel was Grösseres als Weltteile. Dass der adlige Kämpfer sich zurüsten muss mit ganz anderen Waffen als Schwert, Lanze und »Edelsinn«, um nicht unterzugehen im Kampfe gegen die Kanaille. Walther musste lernen, sich zu verteidigen gegen das Kleine.

Dies gelingt nun beinahe allen, weil wenige dazu zu hoch stehen. Doch gleichzeitig war ihm auferlegt, das Grosse nicht aus dem Auge zu verlieren . . . rein zu bleiben in Berührung mit Schmutz . . . sich bückend und sich beugend nicht zu brechen . . . stets bereit zu stehen zum kräftigen Aufspringen wie eine gebogene Feder . . . inmitten von soviel Ansteckungsstoff gesund zu bleiben . . . in einem Wort: immer er selbst zu sein. Dies gelingt wenigen!

Thema dieser Kapitel, und in gewissem Sinn der ganzen Walthergeschichte:

Ein Perlentaucher fürchtet den Modder nicht.

LVIII.

Skizzen aus übelriechenden Gegenden einer gewissen Welt unter dem Meeresspiegel, wobei man u. a. „einen Mann, wie Sie, M'nheer!“ zu sehen kriegt. Auch der junge Herr Pompile zeigt sich weiter in all seiner duftenden Liebenswürdigkeit Verstandes und Herzens.

Der Leser erinnert sich des Eindrucks, den Pater Jansens einfache Sprache auf Walther gemacht hatte. Dem nicht ganz und gar ungleich war nun sein Befremden über die Art der Gespräche auf dem Kontor. Indes, sprach auch Pater Jansen ganz anders, als er es sich vorgestellt hatte, es blinkte doch etwas so Lieblich-Gutartiges durch in seiner Unterhaltung, dass Walther den Mut nicht hatte, etwas zu missbilligen an ihm. War also auch unser Lehrling in Menschenkenntnis und Menschkunde noch nicht entwickelt genug, um einzusehen, wie hoch das Wahr-Menschliche über das Falsch-Göttliche erhaben ist, dennoch würde in diesem Fall sein Geschmack schon sehr bald seinem Urteil den Weg gewiesen haben. Um nun gleichwohl selbst dem braven Jansen nicht mehr zu geben, als ihm zukommt, müssen wir wohl im Auge behalten, dass Walthers Bekanntschaftsschliessung mit diesem einfachen Geistlichen von einem Butterbrot begleitet war, während das Kontor der Herren Oldetied & Kopperlith nicht den geringsten Nebenumstand aufwies, der verlockend wirkte auf die Beurteilung des Verhandelten. Niemand von uns ist im stande, den Ursprung seiner Eindrücke genau zu bestimmen, noch können wir mit Genauigkeit den Anteil feststellen, den vielerlei Einflüsse auf unser Urteil ausüben. Die Bekannt-

Digitized by Google

werdung mit dem Stückchen neuer Welt, darin Walther sich zu bewegen anfing, war begleitet von so unangenehmen Nebendingen, dass er Mühe gehabt haben würde, die Gespräche, die er mit anhörte, schön oder bedeutend zu finden, und hätten auch die Sprecher Bilderdijks »Floris« rekapituliert oder eine Predigt aufgesagt. Während ihm bei Frau Claus ein so gastlicher Empfang zu teil geworden war, fühlte er sich hier von einer unbefriedigten Esslust geplagt, die immer mehr zunahm. Überdies . . . nun denn, wir wollen das Wort, das nicht gern aus meiner Feder fliesst, den sprechenden Personen selbst in den Mund legen, die nicht zu gut sind für das Platteste:

— Sagen Sie mal, Dieper, finden Sie nicht, dass es hier arg stinkt? fragte der alte Herr mit rührender Vertraulichkeit.

Der pflichtgetreue Buchhalter zeigte sich dieser Herablassung in jeder Beziehung wert. Er absolvierte die bei solchen Gelegenheiten vorgeschriebenen Hand- und Fussgriffe: Feder in die Furche des aufgeschlagenen Buchs . . . ein Schritt hinteraus . . . Händereiben, und:

— Ja, M'nheer, es stinkt hier wohl . . . 'n bisschen.

Dies »bisschen« war köstlich. Es gehörte durchaus dazu, um die Erklärung des Einverständnisses mit Herrn Kopperlith nicht in eine Anrempelung der Ehre von M'nheer Kopperliths Kontor ausarten zu lassen. So segelt der Weise zwischen zwei Klippen hindurch!

— Ja, ja, Papa, bekräftigte Pompile, es stinkt hier sehr arg. Das kommt von den Grachten, nicht wahr, Dieper?

— Gewiss, junger Herr, es kommt von den Grachten . . .

Und, als wenn diese Erklärung nicht genügte, um den jungen Chef zufrieden zu stellen, beschwor der Buchhalter diese Meinung mit den feierlichen Worten:

— Ich habe die innige Überzeugung, M'nheer, dass es nur von den Grachten kommt! Und . . . es ist so eine . . . Moderluft, finden Sie nicht?

Dieper hätte getrost die Qualifikation ein paar Grade unanständiger einrichten können, ohne der Wahrheit Abbruch zu thun. Aber zieraffige Genauigkeit in Umschreibung war

weniger seine Sache, als die Reinwaschung von M'nheers Kontor von allzuübelriechendem Schimpf. Auf gleiche Weise hatte Gerrit den Morgen das ebenso niedrig gelegene Magazin in Schutz genommen, indem er die Schuld auf die Kloake warf, geschah dies auch nicht so sehr aus Diplomatie, als vielmehr um dem neuen Jüngstangestellten einen Beweis seines Scharfsinns zu geben. Vielleicht war es Gerrit auch nur um ein bisschen Geschwätz zu thun, ein Boden, worauf viel unbesonnene Meinungen wachsen. Insofern jedoch muss ich sowohl Dieper wie dem Hausknecht vollkommen recht geben, dass die beiden Lokalitäten, die jetzt in so schlechtem Geruch standen, vielleicht wohlriechend geworden sein würden, wenn man sie nach einem Lustgarten auf dem Hymettos versetzt hätte. Aber in solch einem Lustgarten lagen sie nun einmal nicht.

— Wenn ihr die Fenster etwas öffnen würdet? stellte der alte Herr mit bescheidener Unsicherheit vor.

— O ne, Papa! Absolut nicht, Papa! Das geht nicht, Papa! Ich will dir sagen, Papa . . . zunächst, Dieper kann keinen Zug vertragen, Papa! Nicht wahr, Dieper?

Dieper betastete seinen Kopf:

— Flüsse, M'nheer! Allemal Flüsse!

— Und dann, Papa, wenn wir hier frische Luft hineinlassen, dann kommt sofort so'n verfluchter Gestank herein vom Hof, Papa!

Triftigerer Grund, »frische Luft« auszuschliessen, wird wohl niemals gegeben sein. Der alte Herr beruhigte sich denn auch dabei, und Pompile, der Gelegenheit sah, die verpestete Atmosphäre als Bundesgenossen zu gebrauchen — nichts war ihm jemals zu gering! — und als Mittel, sein Ziel zu erreichen mit den Pleiers und den Hockers und den Krückers, brachte sehr flink das Gespräch auf etwas anderes.

— Die Sache ist, Papa, dass du draussen sein müsstest im Juli. Nicht wahr, Dieper?

— Gewiss, junger Herr, gewiss! Ja, M'nheer, ein Mann wie Sie, M'nheer, müsste schon längst draussen sein!

Digitized by Google

Das Lächeln, das der alte Herr Kopperlith bei dieser Gelegenheit aufgehen liess über die Bösen und Guten seines Kontors, war Geld wert. Doch nicht wegen seiner Seltenheit, denn Dieper konnte es, so oft er wollte, zum Vorschein rufen mit einem allerwohlfeilsten: »ein Mann wie Sie, M'nheer!« Aber er war zu tüchtig in seiner Spezialität als perpetueller Untergebener, um den Kitzel von seinem Streicheln abzustumpfen durch Überfütterung. Mehr als zweimal am Tage sagte er es nicht. Und gewiss auch soviel Male konnte M'nheer Kopperlith es vertragen, ohne auf die abscheuliche Idee zu kommen, dass sein Buchhalter ihn zum besten hielte. Nein . . . Dieper hätte weiter gehen können, wahrhaftig! Doch der Mann war ein Freund des Mittleren, des Durchschnitts, ein Feind von Übertreibung, mässig, nüchtern und bescheiden bis hinein in seine Speichelleckerei. Überdies, es lag in der That kein Element des Spottes in der Huldigung, die er ziemlich periodisch niederlegte auf den Altar der Kopperlithschen Hoheit. Dass er sich aufblies beim Betreten der Gegend, die er bewohnte, hatte durchaus nichts zu thun mit der Gemütsstimmung, die ihn in der That erfüllte, sobald er den geweihten Grund der Kaisergracht betrat, wo es so sehr arg . . . 'n bisschen stank. Er heuchelte ebensowenig wie der Bullenbeisser, der, wild und unlenkbar unter seinesgleichen und bei Fremden, demütig kriechend sich niederstreckt zu den Füssen seines Herrn.

Auch Dieper hielt sich ein Wesen, das zehnmal in der Woche ein schmeichelndes: »ein Mann wie Sie, M'nheer Dieper!« bei ihm anbringen konnte, und . . . bei Strafe von Ungnade . . . anbringen musste! Die Majestät, mit der der alte Buchhalter in seinem Hause nach seinen Latschen rief oder einen Kessel Salbeimilch bestellte — so besonders gut gegen »Flüsse« — war demselben Hundecharakter eng verwandt, der ihn veranlasst haben würde, die Pantoffel von M'nheer zu küssen, wenn dies als Zeichen rechtgearteter Buchhalterei gefordert werden mochte.

Ausdrücklich wiederhole ich die Erklärung, dass wir

hier trotz diesem allen keineswegs zu thun haben mit »schlechten Menschen« im gewöhnlichen Sinne. Der Leser, der Diebstahl, Mord oder Totschlag erwartet, wird sich betrogen finden. Beinahe möchte ich mir zu sagen erlauben, dass die Figuren, die ich in dieser Abteilung der Walthergeschichte auf die Scene führe, zu tief standen für eigentliches Verbrechen. Doch auch dies würde wiederum nicht korrekt ausgedrückt sein. Eigentlich verbrecherisch waren sie wohl. Sie waren es nur nicht in dem uneigentlichen, ausschliesslich offiziellen Sinn, den man mit diesem Worte verbindet. Lasst mich also, was ich meine, einigermassen deutlich machen durch die Erklärung, dass all diese Personen zu Grabe gegangen sind, ohne je mit Polizei oder Gerichtsbarkeit in kompromittierender Berührung gewesen zu sein. Etwas Schöneres kann ich darüber nicht sagen.

— Ein Mann wie Sie, M'nheer, müsste schon längst draussen sein, nicht wahr, junger Herr?

— Ja, Papa. Die Saison geht vorüber, Papa!

— Das ist wahr, Pompile. Aber . . . wenn Mama nicht reisen kann . . . was sollen wir daran machen? Ich höre von Gerrit, dass es mit Mama wieder recht schlimm ist, besonders schlimm, Pompile!

Dies hatte er von Gerrit vernommen! Der einfältige Leser, der niemals zum Quartiernehmen am Hofe von Spanien eingeladen wurde und also nicht eingeweiht sein kann in die erhabene Etikette solcher Kopperlithschen Haushaltung, ist vielleicht verwundert, dass ein Mann über den Gesundheitszustand seiner Frau auf dem Umwege über den Hausknecht Bericht erhält. Man bedenke, dass — bis auf eine kleine Ausnahme, die gleich vermeldet werden soll — nur sehr wenige Sterbliche Zugang hatten zu der »Suite«, wo »Mevrouw« hauste, schlief, krank war, ass und trank u. s. w. Da war ein »Fräulein«, das ihr Gesellschaft leistete, und eine Kammerjungfer fürs An- oder Auskleiden und für das Anputzen. Denn . . . angeputzt wurde sie. Doch sieh, diese beiden Minensklavinnen waren nicht stark genug, um dem

Digitized by Google

ungeschlachten Geschöpf aus seinem Bett auf den Rollstuhl zu helfen, darauf es nach dem Vorderfenster des »Seitenzimmers« gekarrt werden musste. Vor Jahren bereits war wegen dieser Schwierigkeit ein Kontor- und Familienrat berufen worden, mit dem kanonischen Ergebnis, dass der auch damals schon nicht mehr jugendliche Gerrit als geschlechtslos betrachtet werden solle, eine ehrende Auszeichnung, die ihm das Recht des Zutritts zu dem Harem verschaffte. Man bedenke, dass es da dunkel war und die Sultane schon lange Grossmutter. Diese Regelung bezüglich Gerrits entsprach um so mehr dem Zweck, als sie zusammenfiel mit der ewigen Notwendigkeit, ihn mit Besorgungen zu bedenken. Während seiner Flitterwochen hier peinigte Walther häufig, dass er nicht verstand, wenn eins der Mädchen oder die Kammerjungfer nach Gerrit suchte mit der unklaren Erläuterung: »es ist, wissen Sie, um Mevrouw zu »regieren« . . . »sie will 'raus« oder: »sie will 'rein«. Auch begriff er nicht vollkommen, was der Ruf bezweckte: »Gerrit, Mevrouws Bücher umtauschen!« Doch dies alles klärte sich bald auf. Dies ewige Büchertauschen stand in Beziehung zu ihrer Langenweile. Sie war in drei Leihbibliotheken zugleich abonniert, und verschlang alles, was darin französisch war. Dass weder von ihr noch von sonst irgend einem in der Familie jemals ein Pfennig darauf verwendet wurde, Bücher zu k a u f e n, versteht sich von selbst. Von einer Bibliothek war keine Spur im Hause Kopperlith! Die »Herren« meinten, dass so etwas nur bei Gelehrtheit passe, einer Eigenschaft, vor der sie alleranständigst die Nase rümpften.

Was übrigens dies geheimnisvolle »Suite«-Zimmer angeht, es ist anzunehmen, dass es wohl auch mal von Pompile und Eugène besucht wurde, wenn diese jungen Herren ihre »Brötchen« essen gingen bei Mama, aber im übrigen wagte sich v o r dem Mittagessen kein Geschöpf dahinein. Dann nämlich, aber auch dann erst konnte der alte Herr sein Eheglück ein Stündchen zu sehen kriegen. Sein feuriger Eifer, schon v o r diesem Augenblick etwas zu vernehmen darüber,

Digitized by Google

wie sie die Nacht zugebracht, konnte allein von Gerrit befriedigt werden, und dieser entlehnte wiederum dieser Besonderheit ein gewisses Gewicht, das er bei seinem ewigen Autoritätsstreit mit »diesem Wilkens« sehr geschickt auf die Schale zu legen wusste. Wie er es anlegte, seine willkommenen Vorwände zur Dienstverweigerung ins Treffen zu führen, ist nicht schwer zu raten. Sobald der weise Kontorherr etwas gebot, das dem Kontor- und Hausläufer nicht anstand, musste dieser gerade »Bücher umtauschen für Mevrouw«, eine ultima ratio, gegen die Wilkens nur sehr widerstrebend etwas einwenden mochte. Und wenn »Mevrouw gleich vielleicht »gerollt« werden musste«, sank die Autorität des gehassten Unterchefs ins unergründliche Nichts hinab, wo just sie Gerrit so gern sah, um sie recht bequem aus dem Auge zu verlieren.

— Siehst du, Pompile, wenn Mama so schlimm ist, so sehr schlimm . . . was sollen wir thun? Ich kann doch nicht allein nach »Grünenhausen«! Was sagen Sie, Dieper? Ich würde mich da langweilen, denken Sie nicht?

— Gewiss, M'nheer, ich glaube sicher, dass M'nheer sich da langweilen würden. M'nheer würden da so . . . ganz und gar allein sein, nicht wahr?

— Nu ja, Papa, das ist wahr, aber . . . die Saison geht vorüber. Ich kann dir versichern, Papa, dass keine einzige anständige Familie mehr in der Stadt ist, was man nennt: 'ne anständige Familie! Was sagen Sie, Dieper?

— Gewiss, junger Herr, es ist keine einzige anständige Familie mehr in der Stadt, das ist wahr.

— Siehst du, Papa? Und wenn Mama sich nicht sehr bald entschliesst . . . wird sie noch viel kränker werden. Das hat der Doktor auch gesagt, nicht wahr, Dieper?

Hm! Was sollte der Buchhalter sagen? Er konnte doch nicht mit gutem Gewissen die Worte eines Doktors bekräftigen, den er niemals zu sehen oder zu sprechen gekriegt hatte? Und auch die fürchterliche Krankheit von Mevrouw war den »Herren vom Kontor« nur sehr dämmerhaft bekannt,

Digitized by Google

denn die halbvertraulichen Auslassungen Gerrits wichen wohl mal ein bisschen ab von seinen offiziellen Berichten, eine Merkwürdigkeit, die aufmerksame Hörer und Leser auch dann und wann in anderen Kreisen wahrnehmen können. Auch das verhältnismässige Dunkel der Unkunde bezüglich Mevrouws sehr vornehmer Leiden würde in tiefe Nacht übergegangen sein, wenn man bei diesen Herren nach Bekanntschaft mit Mevrouw selbst geforscht hätte. Sie war in der Herren Augen der sehr buchstäblich-etymologische Ausdruck des Solennen: man sah sie einmal im Jahre, am ersten Januar. An diesem Tage nämlich wurden Dieper, Wilkens und später auch Walther von einem der ad hoc bevollmächtigten jungen Herren hochfeierlichst durch den oberen Gang nach der »Suite« geführt, wo sie dann warten konnten, bis Mevrouw durch ihre Gesellschaftsdame das Signal geben liess, dass »die Herren« eintreten dürften in das allerheiligste Seitenzimmer. Schriftsteller von mittelmässiger Gewissenhaftigkeit möchten leicht ausstreuen, dass sie da zum Handkuss zugelassen wurden, wer aber Achtung hegt vor der Wahrheit, wird unentwegt versichern, dass die Feierlichkeit so weit nicht ging. Dieper wünschte bei dieser Gelegenheit »auch namens der anderen Herren Mevrouw . . . des Himmels besten Segen, und . . . beständiges Wohlsein«. Sie war damit zufrieden, und sagte, dass sie es heute so besonders schlimm »auf« ihren Nerven hätte, und dass es sicher vom Wetter käme. Nachdem dies von Dieper bestätigt war — mit einer Verbeugung, denn seine Beredtheit war auf — konnte man die Sache als abgelaufen betrachten. Die Gesellschafterin öffnete eine der Doppelthüren von der »Suite«, und die »Herren« verliessen rückwärts »das Seitenzimmer von Mevrouw«. Dieper war es dann gewöhnlich sehr warm, und er konnte nicht immer die Schuld davon auf das Wetter schieben, denn es fror doch meistens. Und auch lag die Ursache dieser Hitze nicht in der Strapazierung von der Reise, die so besonders weit nicht war und nur wenig Anstrengung erforderte. Der feierliche Exodus nahm auf dem

Digitized by Google

Kontor seinen Beginn . . . linksum, fünf Schritte im unteren Gang . . . die Küche vorbei, wo die Mädchen sich eins lachten und wieherten, vor allem wegen des albernen Gesichts von Wilkens, darauf folgte ein dunkles schneckenhausmässiges Treppchen und zwölf kurze Schritte bis an die Thür der Suite . . . nein, nein, aus den Strapazen vom Marsche entstand Diepers Erhitzung nicht! Doch wäre dies auch anders, ich frage, ob solche Bekanntschaft hinreichend ist, um jemand in stand zu setzen zur Beurteilung der Frage, ob »Mevrouw noch kränker werden würde, wenn sie nicht bald nach draussen ginge«? Und zugleich: ob man so einem Besuch am Neujahrstag — und in der Hitze noch dazu! — genügend Vorbedingungen entnehmen kann, um zu berechnen, wie der Doktor Mevrouws Zustand mitten in der Saurengurkenzeit beurteilen würde? Aber der junge Herr Pompile hatte nun mal Diepers Zeugnis angerufen. Des Buchhalters nächstliegende Pflicht schrieb also vor, eine »innige Überzeugung« bei der Hand zu haben, die dem jungen Herrn bei seinen Plänen dienen könnte, und also:

— Ja, ja, M'nheer, es ist sicher gut für Mevrouw, dass sie bald nach »Grünenhausen« übersiedelt, denn sehen Sie — o Prachtsprung über den unbekannten Ausspruch des unbekannten Doktors! — es ist sicher gut für Mevrouw, sonst . . . geht die Zeit von den jungen Pahlerbsen vorüber!

— Siehst du, Papa? Das ist just, was ich immer sage. Mama muss absolut nach draussen! Es ist für Mama nicht länger zum Aushalten in der Stadt, nicht wahr, Dieper?

— Jawohl, junger Herr! M'nheer, es ist für Mevrouw nicht länger zum Aushalten in der Stadt!

— Für niemand, Papa!

— Gewiss, M'nheer, für niemand!

Und er selbst dann? Und all seine Leidensgenossen?

— Das Wasser in den Grachten sieht lila aus von dem Gestank, Papa! Nicht wahr, Dieper?

Auch dies bejahte der Zeuge, und diesmal mit gültigem wissenschaftlichen Grunde. Denn er selbst wohnte im Jor-

Digitized by Google

daanviertel, wo der aufgesammelte Fäulnisstoff sich nicht unbezeugt liess in lebhaftem Farbenspiel auf dem Wasser. Es war just eine Gegend, um neue Färbestoffe zu erfinden.

— Aber . . . Pompile, wie kriegen wir in Gottes Namen Mama die Stufen herunter, die Freitreppe? Das ist die Frage!

— Jawohl, Papa, das ist es! Das ist die Sache! Ich habe mit Flipp darüber gesprochen, mit Flipp dem Dienstmann, Papa!

— Was?

— Ja, Papa, mit dem Dienstmann! Mit drei Mann hoch sehen sie keine Möglichkeit, Mama die Stufen herunter zu tragen . . .

— In 'n Fauteuil, Pompile!

— Jawohl, Papa, in 'n Fauteuil! Weisst du, was sie sagen? Sie sagen: man kann nicht recht hantieren, weil die Freitreppe etwas schmal ist, Papa! Und sie würden Mama fallen lassen, Papa! Du musst bedenken, Papa, es ist ein grobes Volk, Papa!

— Aber . . . wie dann?

— Flipp sagte: wenn wir Mevrouw in 'n tüchtigen Lehnstuhl hätten — Fauteuils kennt so'n Mann nicht, Papa! — und dann ein Strick drum — um den Fauteuil, Papa! — und dann . . . aber da sagte ich: mit vielen Kissen, Papa, weisst du, mit recht vielen Kissen, dann würden wir . .

Eugène trat ein. Offenbar war er von seinem Vater aufs Auskundschaften geschickt, ob etwas mit der alten eigensinnigen Dame zu erreichen sein würde. Doch auch er brachte keine befriedigende Antwort mit.

— Und du, Pompile, was hattest du denn bedacht?

— Also, Papa, 'n Fauteuil . . . und Mama darin, mit viel Kissen, und dann 'n Strick drum . . . um den Fauteuil, Eugène! Und dann . . . das Fenster auf — Flipp sagte, es ginge schon, aber ich sagte: mit vielen Kissen, weisst du, Papa? — und dann . . .

— Bist du nicht gescheit, Pompile, wolltest du selbst nu Mama zum Fenster 'raus winden? Und eben sagtest du . . .

Digitized by Google

— O nein, Eugène, so meinte Flipp. Aber ich sage: mit vielen Kissen, weisst du? Doch diese Dienstmänner sind rohe Menschen, und . . . sie rechnen hoch an. Alles was über eine Dubbeltjesbesorgung geht . . . berechnen sie furchtbar hoch, Papa! Die Wochenrechnung — vor allem, wenn Gerrit steif ist von Rheumatismus, Papa! — o, dann ist die Wochenrechnung . . . horrende, Papa! Und darum hatte ich gedacht — weil wir jetzt auch einen Neuen im Kontor zugekriegt haben — nu dachte ich . . . kuck', Papa, wir können für Mama ganz gut die Dienstmänner entbehren. Du weisst vielleicht, dass Gerrit wieder steif ist von Rheumatismus? Nu, das ist einerlei . . . aber Dieper hat öfters Rechnungen einzukassieren . . . morgen ein schmieriges Papierchen, nicht wahr, Dieper?

— Ja, junger Herr! Morgen ein schmieriges Papierchen im Judenviertel, M'nheer, sehr schmierig!

— Aber, Pompile, was wolltest du dann mit Mama?

— Mit vielen Kissen, Papa! Dann wollte ich fragen, ob Wilkens so gut würde sein wollen — nicht wahr, Wilkens? — mit dem jungen Menschen da an die Winde zu gehen. Siehst du, Papa, dann könnten wir die Dienstmänner missen . . . grobes Volk! Aber . . . mit vielen Kissen, dies begreifst du selbst wohl, Papa! Und, siehst du, Papa, Eugène und ich, wir würden . . . unten stehen, und . . . gut danach kucken, Papa!

Eugène brummte. Doch es war charakteristisch, dass niemand lachte bei Pompiles Vorschlag — nicht ohne Rücksicht auf Sparsamkeit — seine Mutter zum Fenster hinauszuwinden an einem Strick . . . um den Fauteuil.

— Die Nachbarn!

— Jawohl, Eugène, die Nachbarn! Genau, was ich sage! Und darum . . . wenn wir Mama bewegen könnten . . . des Morgens in der Frühe . . .

Bei Nordersonne also! Walther wusste noch nicht recht, was eine Winde war, und dachte sich rein um den Verstand, was für eine Rolle er wohl zu spielen haben würde. Es

Digitized by Google

wurde ihm schon ängstlich bei dem Bedenken, ob er auch wohl im stande sein würde, bei dieser Gelegenheit seine nächstliegende Pflicht zu erfüllen. Er war nur froh, dass Pompiles Vorschlag noch immer nicht ohne Bedenken angenommen wurde. Man schien daran zu zweifeln, dass Mama einverstanden sein würde mit dieser fremdartigen Lokomotion. Der alte Herr klagte, dass sie sich sicher weigern würde, wenn sie ihn im Verdacht dieser Erfindung hätte.

Er etwas erfinden!

— Nun, Papa . . . du kannst sagen, dass Flipp der Dienstmann sich das ausgedacht hat. Das kannst du ganz gut sagen, Papa!

— Hm . . . ja . . . wenn nun zum Beispiel das Fräulein dies Mama versicherte?

— Das würde sicher das allerbeste sein, Papa. Aber . . . ich glaube, dass wir auf das Fräulein nicht besonders rechnen können, Papa! Weisst du, was sie thut, Papa? Sie hetzt!

— Sollte man das denken, Pompile?

— Ja, Papa! Denn, siehst du, sonst hätte sie schon längst darauf gedrungen, dass Mama nach draussen geht, was sagen Sie, Dieper?

— Gewiss, junger Herr, gewiss! Sonst hätte sie schon längst darauf gedrungen.

— Dies neue Fräulein ist 'n Ochse, brummte Eugène.

— Mama ist sehr mit ihr zufrieden, sagte der alte Herr. Sie ist so ausserordentlich anständig, sagt Mama, so ganz ausserordentlich anständig. Und . . . ihr Papa war Prokurator, Eugène!

— Sie hat kahle Flecken auf ihrem Kopf.

— Jawohl, jawohl, Eugène!

— Das kann mir nu einerlei sein, sagte Pompile, wenn sie Mama nur 'rumkriegen wollte, dass sie nach »Grünenhausen« geht, Papa!

— Wo ist Gerrit? fragte der alte Herr.

— Steif von Rheumatismus, Papa! Und morgen hat Dieper ein schmieriges Papierchen, nicht wahr, Dieper?

Digitized by Google

— Nu ja, aber wenn Gerrit nu mal — nicht so, als wenn es von uns käme, begreift ihr? — dem Fräulein erzählte, dass der Dienstmann gesagt hätte . . . denn siehst du, Pompile, wenn ich allein geh', dann langweile ich mich so! Und . . . wie ist es mit der Küche? Ich kann doch nicht in Haarlem in 'ne Restauration essen gehen wie ein Kontorangestellter! Was sagen Sie, Dieper?

— Sicher nicht, M'nheer! Ein Mann wie Sie kann nicht in eine Restauration essen gehen. Sicher nicht!

Derselbe »Mann wie Sie« konnte wohl die Hülfe des Dienstmanns anrufen, und des Hausknechts, und der Gesellschafterin, um seine Frau zu etwas zu bewegen, das sie hartnäckig nachlassen würde, solange sie meinte, dass ihm daran gelegen wäre! Und all diese Nacktheit durfte Walther mit ansehen! Keiner von den Sprechenden kam auf den Gedanken, dass sie sich vor diesem jüngsten Kontorangestellten in einem sonderbaren Licht zeigten. Man sieht's, auch das Gemeine hat seine Naivität.

Um übrigens dem teilnahmevollen Leser, der sich gewiss schon beunruhigt wegen des Gesundheitszustandes der »Mevrouw in dem Seitenzimmer«, etwas Mut zuzusprechen, berufe ich mich hier auf eine Erklärung von Gerrit, der einmal Walther diese vertrauliche Mitteilung machte:

— Sie können mir glauben — ich bin ein alter Mann, und Sie ein junger Bursche — sie . . . isst zu viel, und sie ist eigensinnig und 'n Brummdeubel: das ist es! Ihre ganze Krankheit . . . hören Sie, ich will es Ihnen nu mal ohne Feigenblatt sagen, ist Wind und 'n engelsch ‚notting'! Aber sie . . . isst zu viel. Sie . . . frisst den lieben langen Tag, wie ihn Gott werden lässt, das ist es! Wenn ich ihr Dokter wär', kriegte sie nichts als ein Roggenbrötchen in der Woche, und weiter Pumpenwasser . . . sonst nichts, was ich Ihnen sage!

Digitized by Google

LIX.

Der Autor giebt eine schöne Abhandlung zum besten über den Ursprung von etlichen anständigen Vornamen, und kriecht sodann bis in die engsten Löchelchen der Hoheit nach von einem „Mann wie Sie, M'nheer!"

Der alte Herr, der bis jetzt gegen Diepers Pult gelehnt stand, fing an sich zu langweilen. Oder besser, er bekam Lust, die Langeweile, die ihn quälte und mit der er jeden zu plagen gewohnt war, mit dem er in Berührung kam, sich in der Spezies ändern zu lassen. Bei Dieper hatte der Mann ein halbes Stündchen links gelehnt . . . er wollte nun einmal rechts lehnen. So dreht sich der Faulenzer in seinem Bett herum, »gleich einer Thür in ihren Angeln«, wie Shakespeare, meine ich, irgendwo sagt. Doch unser Müssiggänger emeritus hatte noch anderen Grund als solche Thür, sich mal umzuwenden. Das neue Kontoristlein, wie jung und unbedeutend auch, musste durchdrungen werden von dem Gefühl der Hoheit des M'nheer Kopperlith. Er näherte sich also schlurrend der Ecke, wo der hungrige Walther noch immer beschäftigt war, sich durch das Abschreiben von Leons Epistel tüchtig zu machen für den »Handel«.

— Und, Männeken, wie geht es denn nun eigentlich mit Ihnen? Mit Ihrer Arbeit? Schreiben Sie denn hübsch? Nein, nein, bleiben Sie nur sitzen, bleiben Sie ruhig sitzen! Ich will bloss mal eben kucken, ob Sie auch hübsch schreiben, wissen Sie? Und . . . klein, ganz klein, wegen des Portos. Denn, Männeken . . . dieser Brief geht nach Rom!

Digitized by Google

Es wurde für Walther wirklich Zeit, dass er mal aufguckte. Er wäre sonst in Ohnmacht oder in Schlaf gefallen. Das Wort Rom machte ihn einigermassen wach. Er hatte etwas geschrieben, das ganz nach Rom gehen sollte, er! Gott weiss, welcher Papst seine Schrift unter die Augen kriegen mochte! Und welcher Räuber gar! Und die Stadt selbst! Die Stadt von Caesar, von Romulus und Remus, von Numa Pomp . . . es ist auch wahr, warum hiess sein höchster Unterchef »Pompilius«?

Dies bekam Walther niemals zu wissen, ich jedoch wohl. Sechsunddreissig Jahre vor der Zeit, da der Junge sich diese historische Handelsfrage vorlegte, befand sich die Ehegattin von M'nheer Kopperlith in der angenehmen Notwendigkeit, einen Namen zu bedenken für ihren Erstgeborenen. Der einfältige Bürgersmann, der mit Johann oder Peter auszukommen meint, um in der Folge seinen Sprossen von erwarteten Mitsprossen unterscheiden zu können, hat keine Ahnung, welche Bedeutung solchem Problem vom Kopperlithschen Standpunkt beizumessen ist. An erster Stelle darf das Kind nicht so heissen wie ein gewöhnliches Kind. An zweiter, dritter . . . hundertster Stelle muss der Name andeuten, dass . . . Bürge sein für . . . hinweisen auf . . . Zeugnis geben von . . . sapperlot, es ist so schwierig, sein Kind zu taufen, wenn man Kopperlith heisst! Der oberflächliche Beurteiler, der kein Mitleid fühlt mit der Krisis der künftigen Wöchnerin, vergisst, dass sie mehr zu thun hat, als Rang aufrecht zu erhalten. Das ist nicht so schwierig. Wer in der That Rang hat, kann mit Johann, Wilhelm oder Heinrich auskommen. Doch auf den Kopperliths ruhte schwerere Aufgabe. Nach Gemässheit ehrlicher Pennewipscher Klassifizierung gehörten sie mit knapper Not zur dritten Unterklasse einer gewissen Hauptabteilung, die seit anderthalb Geschlechtern mit dem fruchtlosen Bemühen beschäftigt war, sich von einzelnen für Beinah-Patrizier ansehen zu lassen. Und diese »einzelnen« waren gar nur povere Wappenkönige, deren Urteil hauptsächlich auf Küchenlieferung gegründet war.

Digitized by Google

Ein junger Herr Johann in der Familie . . . und selbst Schlächter oder Bäcker hätten die Nase gerümpft!

Etwas anderes also! Moderne Namen aus französischen Romanen begannen schon in den Pöbel hinabzudringen. Mevrouw Kopperlith hatte einmal einen Parasol gekauft in einem brüsseler Laden und war bedient worden von einem Jungen, der antwortete auf den Ruf: »Alphonse!« Und unlängst war ein italienischer Schornsteinfeger gehangen worden, der seine Grossmutter ermordet hatte, obschon er sich vermass, »Teofilo« zu heissen. Gehangen . . . es sei so! Die Ermordung der Grossmutter? Hört mal, lasst uns billig sein. Die Geschichten, die ich erzähle, sind lange her. Wer nun noch obendrein soviel Jahre zurückzählt, wie das Alter des jungen Herrn Pompile beträgt, und hinzufügt die vielen Monate, während welcher seine Mama sich anstrengte, einen Namen zu finden, das Ganze noch erhöht um die seit dem Malheur dieser Grossmutter verlaufene Zeit . . . der kommt gewiss in die Gegend der Steinperiode. Ich will nur darthun, dass die alte Frau nun doch tot sein würde, und wäre auch Teofilo der Wohlbenamste ein Muster von Grosselternliebe gewesen. Nicht hierin lag also das Bedenken gegen so einen Namen! Lieber Himmel, wie lange würde man suchen müssen, bis man der Gefahr entliefe, sein Kind zum Namensgenossen von jemand zu machen, der vielleicht einmal einen kapitalen Mord beging? Es giebt mehr Verbrechen als christlich-anständige Taufnamen, woraus folgt, dass man ab und zu wohl mal genötigt ist, so einen Namen in ein Fach fallen zu lassen mit unehrenvollen Homonymen. Aber . . . Schornsteinfeger? Das war schlimmer! Wer ermordet nicht von Zeit zu Zeit seine Grossmutter? Was giebt es allgemeineres, als gehangen zu werden? Der wahre Liberale weiss, Gottes Willen sich fügend, über solche Dinge sich zu erheben. Über Galgen und unterdrückte Grossmütter hinwegsehend, reicht sein Auge weit hinaus über dies irdische Jammerthal. Seine einzige Sorge ist, niemals einen Handwerksmann in seiner Familie gehabt zu haben. Lieber ermordete er selbst

Digitized by Google

seine ganze Vorfahrenschaft — bis zu dem interessanten Urschleim hinunter, und diesen inklusive — als im Himmel anzukommen als Nachkomme von jemand, der sich erniedrigte zu der Verrichtung von etwas Thatsächlichem.

So ungefähr muss das Ehepaar Kopperlith kalkuliert haben. Aber ... wie sollte dann das Kind heissen? Keinen Namen? Sollte die Welt genügenden Begriff haben von der Distinktion des künftigen Mitbürgers, um zu fassen, dass er eigentlich ganz etwas anderes sei als ein Mitbürger? Um ihn zu taufen mit der ehrerbietig ausweichenden Benennung: »das« Kind? Dies war nicht vorauszusehen. »Sie« sind so grob von Auffassung!

Und ... noch eine Schwierigkeit! Wenn das erwartete Knäblein nun ein Mädchen war? Denn selbst bei Koprolithen, wie unmenschlich erhabenen Ursprungs auch, kann Geschlechtsunterschied bestehen. Die Glieder der Familie, die diesen Namen tragen, um nicht verwechselt zu werden mit dem Zweige der Gooremeste — gewisse Verwandtschaft ... goore mest = schmutziger Mist ... ist nicht zu leugnen! — haben in der That einige Eigenschaften mit anderen Sterblichen gemein. Das Geborenwerden selbst ist bereits etwas Menschliches. Der Urgrosspapa von dem gegenwärtigen alten Herrn war auch gestorben, und er war sogar Knecht gewesen bei einem Blumenzüchter. Dies alles deutete unwidersprechlich auf menschliche Abkunft, und also ... der erwartete Ehespross konnte ein Mädchen sein. Was dann?

Ein Name aus einem Buch? Nun ja, solcher wurde gesucht. Aber aus welchem Buch? Deutsch, Englisch, Italienisch las die Wohledelgeborene Fraue Kopperlith nicht, und Holländisch ein bisschen weniger noch als absolut nicht. Vielleicht würde sie Bücher in diesen fremden Sprachen gelesen haben, wenn sie sie nur verstanden hätte, doch das Holländische verstand sie gerade genug, um zu wissen, dass in dieser Sprache niemals etwas geschrieben wurde, das der Würdigung eines anständigen Menschen wert ist. Wäre dies alles anders gewesen, wer weiss, ob sie nicht in Milton,

Digitized by Google

Dante, Herder, Klopstock, Wieland, ja, selbst in Bilderdijks »Untergang« ein paar Namen gefunden hätte, übermenschlich und eindruckerweckend genug für den Zweck. Aber leider, sie war angewiesen auf die speziell französische Romantik, ein Feld, das zu seinem redlichen Teil abgeräubert war, wie wir bereits in dem Schirmladen zu hören kriegten. Dennoch erstrahlte schliesslich ein Schein von Licht. Man versicherte ihr von sehr kompetenter Seite — es wurde gesagt von Kees Krull, Mitfirmant eines grossen Assekuranzkontors — dass ein gewisser Bernardin de St. Pierre ein Büchelchen geschrieben hätte . . . ein Büchelchen . . . ein Staat, sag' ich Ihnen! In einem Wort: ein »sehr schönes« Buch! Und darin kämen ein paar Namen vor . . . höchst geeignet, in der That höchst geeignet! Kees Krull selbst musste freigebig bezeugen — und das war doch ein Mann, der Anteil hatte an einem ungewöhnlich grossen Assekuranzkontor! — dass er selbst, wenn er einen Sohn oder eine Tochter zu taufen hätte, sich nicht schämen würde, die Paten aus diesem ungewöhnlich schönen Buch zu entnehmen.

Gerrit wurde nach der Leihbibliothek geschickt, und kam schneller mit dem Verlangten angelaufen, als er zu Walthers Zeit gethan haben würde. Man bedenke, dass er sechsunddreissig Jahre weniger steif war von Rheumatismus und auch weniger Bedürfnis hatte nach dem Leiden, weil in diesen Zeiten sein Tag- und Nachtmahr Wilkens noch fern zu suchen war.

Mevrouw Kopperlith las, und bewunderte in wohlbegründetem Vertrauen auf ihren Gewährsmann in Assekuranz die Schönheit des französischen Büchelchens. Die Wahl wurde getroffen. Paul oder Virginie . . . Paul und Virginie — na gewiss, die Kopperliths waren von altersher fruchtbar genug, um die Erwartung eines Zwillingspaares nicht besonders ungereimt erscheinen zu lassen — anständiger, moderner, distinguierter war's nicht denkbar!

Wehe, wie doch alle menschlichen Berechnungen eitel sind! Wenige Tage nur hatte die anstehende Mutter aus-

Digitized by Google

geruht von all dem peinlichen Suchen, als der Bericht kam, dass zwei Wöchnerinnen ihr zuvorgekommen waren, die eine mit einem Paul, die andere mit einer Virginie. Und mikroskopisch gesehen waren diese Damen nur von gleichem Stande wie sie. Dies benahm alle Aussicht auf Erhöhung, und Erhöhung war nun doch einmal Erfordernis. Hierauf folgte neue Anstrengung, neue Unruhe, ja, beinahe Verzweiflung! Doch der erfahrungsreiche Leser weiss, dass die Rettung am nächsten ist, wenn man die Not am höchsten wähnt, eine Wahrheit, die jeden Wohldenkenden furchtbar versessen machen muss auf hohe Not. Die Erlösung ging diesmal aus von einem Bücherverleiher, der Gerrit einen Packen Romane von einem funkelnagelneuen Bort mitgab. Es waren die Werke von dem honigsüssen Florian. Dieser Autor, in seinem undankbaren Vaterland lange vergessen, wurde in Kopperlithschen Kreisen zum ersten Geschichtschreiber der Welt ernannt. Oberflächlich gesehen, gab das nur eine ärmliche Empfehlung her bei der verzweifelten Mutter, denn mit Historie hielt sie sich nicht auf. Dies schicke sich nicht in ihrem »Stande«, meinte sie. Doch siehe, auf einmal bemerkte sie, dass die Geschichte viel weniger trocken war, wie sie stets gemeint hatte, als sie auf der Pension sich so vornehm anstellte, indem sie niemals ihre Lektion konnte. Jetzt holte sie in erstaunlich kurzer Zeit das Versäumte nach und verschlang den ganzen Bort von Florian. Noch immer beharrte sie in ihrem Widerwillen, mit Karl dem Grossen Bekanntschaft zu machen, mit Alexander, mit Caesar und solchen. Auch wollte sie nicht wissen, wo Griechenland lag, oder Persien, oder Neu-Caledonien. Schulfuchserei war der edlen Frau ein Greuel, und darum hegte und hätschelte sie ihre Unkunde . . . nicht wie ein Schosshündchen, weil so ein Tierchen etwas zu klein ist, um mir als Bild zu dienen, sondern wie eine dicke, fette Bulldogge. Allein, ungeachtet dessen kannte sie nun in wenigen Tagen aus dem berühmten »Gonzalve de Cordoue« die ganze Geschichte von Spanien wie am Schnürchen. Und . . . Rom? Wie war es möglich,

Digitized by Google

dass man jahrhundertelang so in Gelehrtheit gewühlt hatte, um hinter die Ursachen der Entstehung dieses Staates zu kommen! Mr. le Chevalier de Florian hatte diese deutlich vor Augen gestellt in seinem Prachtwerk »Numa Pompile«. Wer das gelesen hatte, konnte Livius missen, und Tacitus, und Suetonius, und alle, die je über Rom geschrieben hatten, bis hinauf zu Stuart. So folgerte Mevrouw Kopperlith nur darum nicht, weil all diese Autoren ihr vollkommen unbekannt waren, doch der Eindruck war derselbe. Und überdies, lieferte nicht dieser philosophische Franzmann — er machte auch Verse, natürlich! — passende Taufnamen für anständig geborene Kinder? Wer in ihrem Fall nicht zufrieden gewesen sein würde mit Taufnamen wie Hersilia und Pompilius — bluteigene Kinder von Romulus, würde Klaas Verlaan sagen — war kein Kind mit einem pompösen Namen wert. Und dass im Laufe der Zeit ein sabinisch-romantischer Leon hinzukam, fällt dem intelligenten Leser nicht weiter auf. So weit wären wir also.

Aber . . . Rodomont? Dieser verdankt seinen Namen einem Irrtum. In einem gewissen Ritterroman — der Leser wird ihn wohl kennen: die Hauptperson trug einen Harnisch von »balein«, von Walfischbein also, und er schlug niemals sein Visier auf, so dass er lange vor seiner ersten Waffenthat Hungers gestorben ist — in so einem Roman also kam ein Name vor, der wohlklang, vornehm war, in nichts mit Amsterdam Ähnlichkeit hatte oder mit der Wirklichkeit, kurzum: ein brauchbarer Name. Aber in dem kritischen Tauf-Augenblick in der Kirche war der Pfarrer in Konfusion geraten. Auch er hatte gerade ein schönes Buch gelesen, voll von Rittern und Unmöglichkeiten. Einer der Helden — es war jemand, der sich zu gut erachtete, Feinde unter zwölf Fuss rheinl. zu bekämpfen, und darum nicht viel zu thun hatte, sonst aber sehr tapfer war — einer der Helden, die dem Pfarrer durch den Kopf stürmten, hiess Rodomont. Und siehe, unter diesem Namen verleibte er den kleinen Wicht der Kirche ein. Der alte Herr Kopperlith — damals noch

Digitized by Google

nicht alt — raunte ihm zu, dass er im Irrtum sei, und dass etwas drin vorkommen müsste von dem »Balein«-Mann . . .

— Rodomont-Baleine, ertönte es feierlich von des Mannes Munde, ich taufe dich in dem Namen . . . u. s. w.

Es war geschehen! Der Leser weiss, dass die Taufe ein Sakrament ist. Nachdem man einmal so einen Namen ausgesprochen hat, kann man nicht auf die Sache zurückkommen und sagen: »paddong, ich mein' einen andern«. Rodomont hiess Rodomont, und hatte den »Walfisch« noch auf den Kauf zu. Dies stand später so übel nicht bei seiner Stellung als Seeoffizier.

Wie Eugène an seinen Namen kam, weiss ich nicht. Wer dahinter kommen will, enthalte sich vor allem etymologischer Weisheit. Der Begriff »Wohlgeborenheit«, der in »Eugène« liegt, würde sicher Papa und Mama äusserst zugesprochen haben, aber sie hatten fest beschlossen, sich gewissenhaft der Sprachkunde zu enthalten, bis es diesem oder jenem Florian in den Sinn kommen würde, diese Wissenschaft in ein romantisches Kleid zu stecken, am liebsten in Reime. Vielleicht spielte in dieser Sache ein Nachklang von »Prinz Eugen, der edle Ritter« eine Rolle, einem Liede, das sehr populär gewesen ist in allen Ländern, die sich verschworen gegen Ludwig XIV. Was übrigens Flodoard angeht — »Floddewaar« sagte Gerrit in seinem ungebildeten plattniederdeutschen Zungenschlag zum Entsetzen der ganzen Familie — dieser war getauft nach einer Person aus dem Schauspiel »Aballino, oder der grosse Bandit«, auch ein schönes Buch. Er fühlte sich in Rom leidlich wohl zu Hause mit seinem Namen. »Signor« Flodoardo klang nicht im mindesten amsterdamsch. Wer hätte raten können, dass so viel Wohllaut in die Welt geschleudert war aus einem Lappenladen? Lappen? Nun ja, doch die Herren Oldetied & Kopperlith »machten« »en gros«, d. h. sie verkauften niemals einen Lappen, der kürzer war als achtundzwanzig Yards, das Mass, das so ein Ding zur Würde eines »Stücks« erhebt. Der Leser muss hierauf wohl acht geben, denn wer an einer

Digitized by Google

Tonbank siebenundzwanzig Yards ausmisst, ist nur ein Ladenhändler. Dieser kleine Unterschied ist ein ... enormer Unterschied.

Dass auch Walthers Phantasie den Nacken beugte unter die Fuderlast Hoheit, die aus all diesen Namen sprach, ist natürlich. Es würde für den Augenblick weniger drauf angekommen sein, wenn man ihm nur etwas zu essen gegeben hätte.

An Stelle dessen gleichwohl kriegte er noch mehr Hoheit zu schlucken. Der alte Herr erachtete es nicht unter seiner Würde, »grosszuthun« gegenüber diesem kleinen Jungen. Kein Löchelchen so eng, wo nicht sein Hochmut hineinkroch. Kein Hörer zu gering, dass er nicht vernehmen mochte, welch vornehme Personnage dieser alte Herr Kopperlith war! Walther selbst lief Gefahr, hochmütig zu werden durch die Beehrung mit soviel Vertraulichkeit, doch zum Glück wurde er bald gewarnt durch die Wahrnehmung, dass er diese Ehre mit dem ersten besten teilte, der sich das Recht nicht anmassen mochte, dem alten Müssiggänger Schweigen aufzuerlegen, und der sich von ihm am beinah-obersten Vorderknopf seines Rockes ziehen lassen musste, wenn er die ganz besondere Aufmerksamkeit auf seine Redereien anrief.

— Ja, Männeken, nach Rom! Das dachten Sie nicht, he?

— N...e...i...n, M'nheer!

— Hi, hi, hi, nach Rom! Hörst du wohl, Pompile, er dachte nicht, dass dieser Brief ganz nach Rom ginge! Ja, Männeken, so ist es dennoch! Dieser Brief geht — darum müssen Sie recht hübsch schreiben — an meinen Sohn, den jungen Herrn Flodoard, der in ... Rom ist! Was sagen Sie davon?

Was sollte Walther sagen? Ich weiss es wahrhaftig nicht. Und er selbst wusste es auch nicht. Dies beschwerte ihn. Würde vielleicht auch eine nächstliegende Pflicht versäumt werden, wenn er schwieg? Der alte Herr labte sich an seinem verwirrten Gestammel. Er hatte seinen Zweck erreicht: das Persönchen war zerschmettert. Und noch giebt es Bösewichte, die ausstreuen, dass Holländer »von Vermögen« sich nicht zu amüsieren wissen!

Digitized by Google

— Mein Sohn — der junge Herr Flodoard, wissen Sie? — ist da . . .

Hier stutzte der kindische Prahler. Der Gedanke stieg in ihm auf, dass vielleicht dieser dumme Bürgersjunge nicht auf der rechten Höhe stände, um zu begreifen, was ein Maler sei. Und diese Furcht war nicht unbegründet. Frau Petersen selbst würde diese gesellschaftliche Position nicht besonders hoch gefunden haben: 'n Maler!

— Er ist . . . Feinmaler, wissen Sie? Sag', Pompile, du musst ihn »Moses beim Dornbusch« mal sehen lassen . . .

— Steckt im Überzug, Papa!

— Ach ja, im Überzug! Sonst, wissen Sie, dann können Sie auf dem Saal — hier gerade über uns — »Moses beim Dornbusch« sehen . . . wenn er mal nicht im Überzieher sitzt. Das hat mein Sohn, der junge Herr Flodoard, selbst gemalt, ganz und gar selbst. Was sagen Sie d a v o n? Und nun ist er in . . . Rom, um sich zu üben in der Kunst, im Feinen, wissen Sie, ganz im Feinen von der Kunst. Denn . . . dies begreifen Sie doch auch wohl, nicht wahr, es giebt Maler und Maler! Sie müssen nicht denken, dass der junge Herr Flodoard Bilder macht ums Brot. Durchaus nicht, absolut nicht! Sie begreifen doch den Unterschied wohl, was?

Der arme Knopf! Walther zog ein Gesicht, als ob er vollkommen bereit war, alles zu begreifen, was man ihm erzählen würde.

— Ums Brot . . . hi, hi, hi, keinen Schatten davon! Och, Pompile, begreif' doch mal, es möchte Menschen geben, die dächten, dass Flodoard malte . . . hi, hi, hi . . . ums Brot!

— Ja, Papa!

— Ne, Männeken, ich will Ihnen ganz was anderes sagen . . . ganz was anderes! Der junge Herr Flodoard malt . . . zu seinem Vergnügen, und . . . für die K u n s t. Was sagen Sie d a v o n?

Walther blieb stumm vor Staunen. Recht gut!

— Für die K u n s t, Männeken! Denken Sie, dass er

Digitized by Google

was kriegt für seine Gemälde? Sag', Pompile, du musst ihn doch »Moses beim Dornbusch« mal sehen lassen . . .

— Ja, Papa!

— Sehen Sie, Männeken, das hat er selbst gemalt, und er kriegt nichts dafür. Und es hängt auf dem Saal, gerade, gerade hier drüber, wissen Sie? — und Sie dürfen es sehen . . . wenn der Überzug ab ist, denn . . . nun ist ein Überzug drüber, weil Mevrouw nach draussen geht, auf mein Landgut . . . »Grünenhausen« heisst es. Und dahin dürfen Sie auch wohl mal kommen, denn . . . da hängen auch Gemälde von dem jungen Herrn Flodoard . . . das werden Sie selbst sehen! Meinten Sie, dass er was dafür kriegte?

— N...e...i...n, M'nheer, o nein!

— So? Ich dachte, dass Sie das dachten. Aber sehen Sie, es ist gerade umgekehrt. Der junge Herr Flodoard verzehrt viel Geld in Rom, sehr viel Geld! Sagen Sie mal, wieviel Geld, denken Sie wohl, dass der junge Herr Flodoard in Rom verzehrt? Na, raten Sie mal!

Ach, davon stand wieder nichts im ‚Strabbe'! Unser Walther fühlte sich in peinlicher Verlegenheit. Der alte Narr schien auf Antwort zu warten:

— Ja, ja, raten Sie mal! Sie dürfen getrost mal raten!

— Hun . . . dert . . . Gulden, M'nheer?

— Hi, hi, hi . . . hörst du das, Pompile? Hörst du's, Eugène? Haben Sie es gehört, Dieper? Hundert Gulden! Hilf mir behalten, Eugène, dass ich das Mama erzähle. Hundert Gulden? Hundert Gulden? Soll ich Ihnen mal was sagen, Männeken, hundert Gulden . . . ja! Im Monat, wissen Sie? Hundert Gulden im Monat . . . was sagen Sie davon?

— Ach, M'nheer!

— Im . . . Monat!

— Ach!

— Im . . . Monat! Hun . . . dert . . . Gul . . . den . . . im . . . Monat!

Walther schwitzte.

— Ja, all das Geld verzehrt er in Rom. Und das bezieht er . . . sagen Sie mal, von wem denken Sie, dass er all das Geld bezieht?

— Von . . . dem . . .

— Na, sagen Sie es nur. Sprechen Sie ruhig aus. Woher denken Sie nun wohl, dass der junge Herr Flodoard all das Geld bezieht?

— Vom . . . Papst, M'nheer?

War es nicht schade, dass nicht gelacht werden durfte auf dem Kontor von M'nheer Kopperlith? Was Walther angeht, er war diesmal in Wirklichkeit etwas weniger einfältig, als es schien. Dass weltliche Hoheit ihm immer im Kopfe spukte, war wahr. Und dass er, sich einmal nach Rom versetzend, an wenig anderes dachte als an Päpste und Räuber, ist auch wahr. Doch entsprang seine alberne Vermutung nicht hauptsächlich hieraus. Sein unerbittlicher Partner forderte Antwort. Diese Antwort musste den Eindruck auswischen, den seine unanständig niedrige Taxierung von Flodoards Verbrauch gemacht hatte. Um nun sicher zu sein, dass er diesmal nicht so ganz weit unter dem Mass der entsetzlichen Hoheit bleiben würde, die man ihm zu bewundern gab, wusste er nichts Besseres zu nennen als das Vornehmste, das ihm in Rom bekannt war. Es war ihm sehr gut bewusst, dass er fehlriet. Doch um den alten Herrn zufriedenzustellen . . . ach, er erfüllte seine nächstliegende Pflicht! Und sieh . . . er griff nicht so sehr fehl, wie der Leser denken mag. Musste auch Herr Kopperlith demütig bekennen, dass er unter seinen Bankiers noch immer kein gekröntes Haupt hatte, dennoch, dennoch . . .

— Der Papst? Nein, junger Mann, nicht der Papst. Der junge Herr Flodoard empfängt alle Monat hundert Gulden auf dem Kontor von einem . . . von wem, denken Sie? Ich will es Ihnen nur sagen: von einem . . . Prinzen! Nicht wahr, Dieper? Ja, ja, Männeken, M'nheer Dieper kann Sie die Wechsel sehen lassen — denn die werden auf meinem Kontor durch M'nheer Dieper bezahlt, wissen Sie? — die

Digitized by Google

Wechsel von Prinz Torlonia! Was sagen Sie davon? Sie sehen also wohl, dass der junge Herr Flodoard nicht zu malen braucht ums Brot! Er muss absolut »Moses beim Dornbusch« mal sehen, Pompile, aber . . . es ist nun alles im Saal in den Überzügen, wissen Sie, sonst verdirbt der Satin von den Stühlen — denn es sind Stühle mit Satinsitzen auf dem Saal — und die Vergoldung von den Spiegeln, wissen Sie, weil Mevrouw nach ausserhalb geht, nach »Grünenhausen« — denn so heisst eigentlich mein Landbesitz — und ich auch . . . ich mein', dass ich auch nach ausserhalb geh'. Sind Sie wohl mal ausserhalb gewesen, Männeken? Sagen Sie mal!

— J...a...wohl, M'nheer!

Diese Antwort missfiel dem Narren. Es war denn auch wohl ein bisschen unvorsichtig von Walther, so plump auf die Eitelkeit jemandes zu treten, der deutlich zu erkennen gab, dass er das Ausserhalbsein als seine Privatdomäne behalten möchte.

— Sie . . . schon mal . . . draussen gewesen? Und wo denn, Männeken?

— Auf dem Wall, M'nheer, ausserhalb des Aschthors.

Wieder würde hier ein allgemeines Gelächter ausgebrochen sein, wenn von jemand anders als dem alten Herrn selbst hätte gelacht werden dürfen auf dem Kontor. Dieser übte allein so gut wie möglich die Funktionen des Chors aus. Dieper legte seine Feder nieder. Wilkens krauste die Stirn. Pompile schmunzelte. Und selbst das offizielle Gesicht von Eugène verzog sich beinahe in Falten.

— Hi, hi, hi, ausserhalb des Aschthors! Aber Junge . . . aber Kerlchen . . . aber Bursche . . . das ist nicht ausserhalb, Männeken! Gott né, Pompile, was doch solche bürgerlichen Menschen rare Ideen haben!

— O ja, Papa!

Wieder schüttelte sich der alte Hansnarr vor Vergnügen über Walthers Dummheit, und der Knopf seines Rocks musste es entgelten.

Digitized by Google

— Ausserhalb ist . . . was man so nennt: ausserhalb, ganz und gar ausserhalb, wissen Sie?

Ob Walther es nun wusste, wollen wir auf sich beruhen lassen. Er schrumpfte verlegen zusammen.

— O ja, M'nheer! Gewiss, M'nheer! Ich wusste nicht, was M'nheer meinte . . .

— Jawohl! Hi, hi, hi . . . er wusste nicht, was »ausserhalb« ist. Nu, nu, ich nehm's Ihnen nicht übel, sein Sie nur ruhig! Ausserhalb sein ist . . . des Sommers ausserhalb sein, wissen Sie? Das ist . . . 'n Landbesitz haben, begreifen Sie? Nu . . . ich hab' einen Landbesitz . . . bei Haarlem »im Hain« . . . och, Eugène, er weiss gewiss nicht, was »der Hain« ist. Sagen Sie, wissen Sie es?

— N...e...i...n, M'nheer!

Walther schwindelte. Er wusste sehr gut, was »der Hain« war. Das stand doch in seinem Geographiebuch? Welcher Holländer sollte »den Hain« nicht kennen? Ob nun unser kleiner Kontorangestellter sich so einfältig zu zeigen suchte, um seinem Kindskopf von Chef den vollen Triumph einer neuen Erklärung zu lassen, weiss ich nicht. Vielleicht sagte er nur »nein« aus Verlegenheit, denn das Behagen, mit dem man seine Dummheit von soeben als etwas Belustigendes behandelte, hatte ihm sehr weh gethan. Er fühlte sich beschämt, als wenn man ihn auf Diebstahl ertappt hatte . . . nein, schlimmer noch!

— Ja, ja, ich hab' ein Landhaus im »Hain«, direkt bei den Hotels . . . sag', Pompile, er darf im Sommer wohl mal sich »Grünenhausen« ansehen kommen, nicht wahr?

— O ja, Papa!

— Sieh, dann kann er auf 'n Sonntagmorgen mit dem ersten Boot . . .

— Vier Stüber, Papa!

— Ja, vier Stüber. Und des Abends zurück, das ist acht, nicht wahr? Und . . . 'n Dubbeltje für den Mann, der ihm den Weg zeigt. Sonst . . . Sie brauchen nur fragen nach dem Landhaus von M'nheer Kopperlith, »im Hain«,

Digitized by Google

direkt bei den Hotels, sehn Sie, es ist also ganz leicht zu finden. Und Sie brauchen bloss zu sagen: das Landhaus von M'nheer Kopperlith, denn . . . sehn Sie, Männeken, den Sommer dürfen Sie ganz gern mal 'raus kommen . . . weil ich selbst ein eigenes Landhaus habe, wissen Sie, ein wirkliches Landhaus . . . das werden Sie sehen. Es ist direkt bei den Hotels . . . im »Hain«, wissen Sie? Im »Haarlemer Hain«! Hi, hi, hi, beim Aschthor! Eugène, hilf mir behalten, dass ich das Mama erzähle, heut Mittag bei Tisch, weisst du!

Nach noch einigen Redereien von gleicher Art erlöste endlich der alte Herr das Kontor von seiner Gegenwart. Walther litt mehr, als jemand ahnen konnte, und wenn ihm in diesem Augenblick die Wahl gegeben war zwischen der Bestürmung einer türkischen Festung und dem Aufschauen . . . er hätte das erstere gewählt. Scham ist immer peinlich, aber nun erst die falsche! Und dann auf einem so unbekannten Terrain! Nie, nie, nie hatte er ahnen können, dass der »Handel« so eine schwierige Sache war.

LX.

Vita longa, ars brevis. Plebejerfreude über ein „gemachtes Bett". Dekadenz von Herculanum und Pompeji. Walthers Verdruss über sein schnelles Begreifen. Paraphrase von Gerrit auf Talleyrands „pas de zèle!"

Als Walther endlich mit seinen Abschriften fertig war, begann Wilkens in einem Ton zu ihm zu reden und in Ausdrücken, die sich nicht übel bei einer Einweihung in die Eleusinischen Geheimnisse ausgenommen hätten und die den Adepten denn auch nicht wenig ängstlich machten. Das Mysterium lief gleichwohl diesmal hinaus auf etwas, das keine besondere Illumination des Geistes erforderte oder zuwege brachte. Walther kriegte eine grosse Anzahl farbiger kattunener Lappen, die er sauber nach einem angegebenen Mass abschneiden und danach auf Karton kleben musste, eine Beschäftigung, der er sich besser entledigte, als M'nheer Wilkens zugeben wollte. Der Mann war nicht gewohnt, etwas anzuerkennen, das nicht die Ehre hatte, von ihm selbst ausgegangen zu sein.

— Und, Wilkens, nun müssten Sie mal so gut sein, ihn in den Keller zu bringen, sagte Pompile, der nochmals unter vier Augen bei Dieper darauf drängen wollte, dass dieser sich über Gerrits hartnäckige Rheumatismus-Steifheit beklagte.

Walther wurde weggeführt nach dem unterseeischen Aufbewahrungsort von allerlei herrlichen Sachen. Hier kriegte er die Stapel Leinewand aus der Nähe zu sehen, von denen er die vordersten bereits wahrgenommen hatte, als er des Morgens so geduldig draussen vor der Glasthür wartend

Digitized by Google

stand. Wilkens unterrichtete ihn mit einer Pedanterie, die schwer zu beschreiben ist, da Gesicht, Haltung, Modulation in der Stimme, ja, selbst das Hinundherschieben seiner Brille dabei eine so grosse Rolle spielten, dass Walther sich abermals sehr beschwert fühlte unter dem Gewicht des neuen Kursus.

— Dies ist . . . der Keller. Doch ich möchte Ihnen nur raten, »Magazin« zu sagen, denn ein junger Mensch muss immer . . . bescheiden sein in seinen Ausdrücken. Für junge Leute ist Bescheidenheit eine Hauptsache, und also . . . Magazin!

— Magazin, stammelte Walther.

— Richtig! Ma . . . ga . . . zin! So ist es! Alle diese Güter sind . . . Kaufmannsgüter, und alles liegt — wie Sie sehen — auf Börtern. Dies thu' ich so . . . wegen der Feuchtigkeit, denn . . . der Boden ist feucht. Merken Sie sich das nun gut, und geben Sie acht, dass Sie niemals ein Stück auf den Boden legen . . . nie und nimmer!

— Das werd' ich niemals thun, M'nheer!

— Sehr wohl! Aber die Güter, die auf diesen Tischen liegen . . . lege ich nicht auf Börter, wie Sie sehen. Denn . . . sie liegen auf Tischen. Dies begreifen Sie doch wohl?

— O ja, M'nheer!

— Gut! Alle diese Güter erhalte ich aus England, nämlich aus Manchester. Können Sie dies behalten?

— Aus Manchester, in . . . England, M'nheer!

— Richtig! Sie liegen in Ellenbreite, und messen achtundzwanzig Yards. Nun müssen Sie wissen, wie lang ein Yard ist. Behalten Sie dies wohl: drei Yards sind vier Ellen. Behalten Sie dies gut! Wenn Sie ein gehöriges Notizbuch hätten, würden Sie es aufschreiben können. Ein junger Mensch muss immer was zu lernen trachten. Drei Yards machen vier Ellen, dies müssen Sie gut behalten.

Walther nickte, so stark er konnte, dass er immer eifrig bestrebt sein werde, alles gut zu behalten. Der tiefsinnige Unterricht wurde fortgesetzt.

Digitized by Google

— Die Fünfviertel-Kattune, anders ausgedrückt: die Kattune von fünf-viertel Ellen Breite, soweit ich diese aus Manchester kommen lasse, sind nur vierundzwanzig Yards lang. Dies macht also 'n Unterschied. Und die schweizer Kattune, die ich kommen lasse aus Mühlhausen im Elsass . . .

Hier hätte er beinahe gesagt: »ein grosses Land, wovon mein Schwiegersohn Konsul ist«. Aber er bedachte sich:

. . . im Elsass also. Nun — passen Sie wohl auf! — diese Stücke haben kein festes Mass. Das Mass steht darauf, wie Sie sehen, nicht wahr? So ein Papierchen trägt den Namen einer »Etikette«: e . . . ti . . . kette! Behalten Sie dies wohl! Und die Ziffer, die darauf notiert steht, bezeichnet, was man nennt: »aunes«. Die Länge von dem Stück in »aunes«. Können Sie dies behalten?

— »Aunes«, M'nheer!

— Sehr wohl! »Aunes« oder französische Ellen, denn . . . eine französische Elle nennt man: »aune«. Elf von diesen »aunes« machen sechzehn Ellen. Auch dies müssen Sie zu behalten suchen. Wer sich Fähigkeiten aneignen will im Handel, muss . . . alles behalten. Sie begreifen dies doch wohl?

— Ja, M'nheer!

— Sonst müssen Sie es aufschreiben. Und hier in der Ecke hängen einige Feger . . . sehn Sie sie?

— Ja, M'nheer!

— Damit fegen Sie. Sie fegen die Güter damit . . . wenn Staub darauf liegt. Es ist hier im Keller — sagen Sie nur immer »Magazin« — immer etwas zu thun, besonders für einen jungen Menschen, der was lernen soll. Sehen Sie . . . so fegen Sie!

Und der Lehrer strich mit einem Handfeger ein paar mal über einen Stapel, um Walther gut zu zeigen, wie dieses Geschäft verrichtet werden müsse. Ich kann versichern, dass die Lektion sofort begriffen wurde und dass der Lehrling nun auf einmal »den Handel« wieder etwas weniger schwierig zu finden begann.

Digitized by Google

— Dann müssen Sie immer dafür sorgen, dass die Stücke ordentlich gerade aufeinander gestapelt liegen . . . sehen Sie hier, die Rücken in einer Linie, und auch die Seiten an der Lichtseite gleich, denn . . . manchmal sind sie nicht von derselben Breite, sehen Sie. Darauf müssen Sie also wohl achten, denn ein junger Mensch . . .

— Ja, M'nheer!

— Und niemals 'n Stück verknautschen . . .

— Nein, M'nheer!

— Oder in 'ne verkehrte Falte legen . . .

— Nein, M'nheer!

— Nun werden wir mal nach dem Boden gehen. Denn . . . auch da ist immer was zu thun für einen jungen Menschen.

Wilkens führte nun Walther nach den oberen Stockwerken des Hauses, wo er ihn mit ähnlichen Lehren übergoss. Die da aufgestapelten Kaufwaren bestanden zum Teil aus Gütern, die sich durch die Mode hatten überflügeln lassen, zum Teil aus solchen in Barchent und Shirting, worin Wilkens »so besonders tüchtig« war. Er lehnte es gleichwohl ab, etwas von seiner hervorragenden Tüchtigkeit in dieser Branche auf Walther zu übertragen. Dies könnte, sagte er, nicht so hastdunichtgesehn in ein paar Stunden Redens geschehen. Dass es ihm in seinem sechzigsten Jahre nun gelungen wäre, einigermassen auf die Höhe der Sache zu kommen, müsste man als einen sehr ausnahmsweisen Fall betrachten. Er hätte von frühester Jugend ab »Anlage für Weisswaren« gehabt, doch das käme nicht oft vor. Gewöhnliche Menschen brächten es niemals so weit.

Walther hörte diese Mitteilungen mit geziemender Hochachtung an, und er würde noch mehr davon genossen haben, wenn er nicht solchen Hunger gehabt hätte. Dennoch machte er mit grossem Interesse mit der Winde Bekanntschaft. Das war also die Mechanik, die Flipp der Dienstmann — und der junge Herr Pompile . . . mit recht vielen Kissen — für den Auszug der dicken Mevrouw aus dem Seitenzimmer

in Anwendung bringen wollten! Woher kam es nur, dass dieser einfache Apparat, der durch die Radiusverschiedenheit von zwei Achsen überflüssige Schnelligkeit in erforderte Kraft umsetzte, ihm anziehender erschien als all diese Stapel Kattun und die Feger? Er instruierte sich sofort, wie stark die Hand wurde, die das Tau hielt, womit man das grosse Rad in Bewegung setzte, und dass die Last, die nur Einfluss hatte auf die dünne Spindel . . . wahrhaftig, man möchte Lust kriegen, mit solchem Ding die dickste Mevrouw von der Welt zum Fenster herauszuwinden. Er hoffte, dass er solch ein Exercitium erleben würde, und vor allem, dass es ihm vergönnt sein werde, mitzuthun. Zwar würde solche Heldenthat sonderbar abstechen von den Dutzenden Entführungen und Fensterevakuationen, von denen er schon gelesen, indes . . .

— Und um die Kisten, die da stehen, haben Sie sich nicht zu bekümmern, sagte Wilkens. Das sind alte Papiere, die Sie nichts angehen, absolut nichts! Ein junger Mensch muss sich niemals bekümmern um etwas, das ihn nichts angeht. Lernen Sie dies von mir. Und nun werden wir die Böden schliessen. Sehen Sie hier, auf diesem Schlüssel: eine Kerbe. Dies bedeutet: erster Boden. Auf diesem Schlüssel sind zwei Kerben, was zweiter Boden bedeutet. Eine Kerbe: erster Boden; zwei Kerben: zweiter Boden . . . behalten Sie dies wohl!

— Ja, M'nheer!

— Und nun werde ich Ihnen den Saal zeigen. Während des Winters benutzen wir diesen Saal nicht. Aber des Sommers, wenn die Familie nach ausserhalb ist, dann benutzen wir den Saal, und zwar vornehmlich für die neuangekommenen Waren vom Frühjahr. Suchen Sie dies zu behalten.

— Ja, M'nheer!

Der berühmte »Saal« wurde jetzt Walthers Blicken erschlossen: es war ein nicht sehr grosses Zimmer, das mit all seinen Überzügen aussah wie ein Blinder oder ein Hospitalgast. Selbst der Fussteppich war vor unbescheidenen Blicken und rauhen Sohlen geschützt durch einen grobleinenen Belag.

Digitized by Google

Und auch von »Moses beim Dornbusch« war nichts zu sehen als ein bleiches, vierkantiges Skelett. Walther beging die Vermessenheit, danach zu fragen . . .

— Das sind nun eigentlich Ihre Sachen nicht! Wir sind hier nicht, um Malereien zu besehen, sondern um zu arbeiten! Ein junger Mensch muss sich durch nichts von seiner Arbeit abziehen lassen! Lernen Sie dies von mir.

— Ja, M'nheer!

— Sehen Sie wohl, dass auch hier alles auf Börtern liegt? Sobald nun auf dem Kontor, oder im Keller, oder auf den Böden nichts für Sie zu thun ist — denn ein junger Mann darf niemals müssiggehen! — dann fegen Sie hier den Staub von den Stapeln, und Sie legen alles gehörig zurecht . . . stets alles auf seinen eigenen Platz, verstehen Sie? Und kommen Sie nun wieder nach dem Kontor. Ich werde mal mit M'nheer reden über die Stunden Ihres Gehens und Kommens, denn ich halte auf Ordnung, und junge Menschen müssen sich daran gewöhnen.

Es wurde bestimmt, dass der neue jüngste Angestellte »so gegen drei eben nach Haus gehen sollte, um zu essen«. Und sieh — Gott sei Dank! — es war beinahe drei Uhr, denn Dieper schloss seine Bücher und zog seinen Rock an »für die Börse«.

Niemals lenkte Walther mit soviel Genugthuung seine Schritte hauswärts. Es schien darauf angelegt, ihm zum Bewusstsein zu bringen, dass Kreise beständen, wo ebenso nichtige Vorstellungen herrschten als in dem seinen. Sollte er geheilt werden von dem Wahn, dass keine Lebensauffassung die seiner Familie übertreffen könne an Nüchternheit? Mit gewisser Befriedigung sah er Mutter und Schwestern wieder, und vor allem Lene, der er mit noch mehr Ausführlichkeit als den andern Mitteilung machte von allem, was er erfahren hatte. Sie fand es sehr interessant. Auch die übrigen Glieder der Familie nahmen begierig teil an den Merkwürdigkeiten aus einer Welt, die ihnen so neu war. Nichts machte gleichwohl solchen Eindruck auf Frau Petersen, als

die Schwierigkeit des Hineinkommens. Sie fand darin etwas Würdevolles.

— Siehst du wohl, das ist was anderes als wie bei so 'n schlechten Kerl auf dem Seedeich, wo jeder nur aus- und einlief! Diese Menschen werden nicht auf einmal nach Amerika gehen mit andermanns Geld! Und . . . 'n Saal, sagst Du? Und . . . 'n Landhaus? Und . . . eigen Fuhrwerk? Geh du mal nach 'n Krämer, Lene, und sag', dass der junge Herr . . . ne, klatschen ist nicht nötig, aber es ist doch 'n orndliches Ding für Walther, nun bei Menschen zu sein, die 'n Saal in ihrem Haus haben, und 'n Landhaus, und eigen Fuhrwerk! Wenn du nu gut aufpasst, Walther . . . Junge, dein Bett ist gemacht! Was sagst du, Stoffel?

— Ja, Mutter.

— Denn . . . weisst du, was ich sage? Ich sag': 'n Mensch ist sterblich. Und diese alten Herren . . . für wie alt sahst du sie wohl an, Walther?

— Mutter, der Buchhalter war wohl . . . sechzig. Und M'nheer Wilkens auch so was.

— Siehst du! Ich sag', dass 'n Mensch sterblich ist. Und darum . . . nicht, dass ich nach jemands Tod verlange, Gott né, aber . . . wenn jemand so alt ist . . . was sagst du, Stoffel?

— Gewiss, Mutter.

— Wenn so 'n Buchhalter nu mal . . . stirbt — denn alle Menschen sind sterblich, nicht wahr? — dann würde Walther ganz gut . . . denk' mal, Trude!

— Ja, Mutter, warum nicht?

— Und dieser M'nheer Wilkens auch. Warum sollte Walther kein Buchhalter werden, oder . . . M'nheer Wilkens?

— Né, Mutter, du meinst . . .

— Nu ja, wer kann immer so auf seine Worte achten! Ich meine bloss, dass sein Bett gemacht ist. Was kann ein Mensch mehr verlangen? Und das Notizbuch . . . och, ich hab' gern alles dafür über. Kuck' du man mal unter deine Bettstelle, Stoffel, da steht ein Korb mit allerhand alten

Kram, und du wirst da sicher noch wohl die Brieftasche von deinem Vater finden. Das Wurm kann alles drin aufschreiben, was er behalten muss, und . . . sein Bett ist gemacht . . . das will ich bloss sagen! Du kannst nu wohl mal eben nach M'nheer Calb gehn, um dich zu bedanken, Walther! Denn er ist der Mann, der dich gerekommandiert hat. Was meint ihr davon, wenn er nu mal 'n Vers machte auf seinen Geburtstag?

Dieser Vorschlag wurde von Stoffel verworfen. Er wendete seiner Mutter ein, wie M'nheer Calb als ordentlicher Geschäftsmann wahrscheinlich eine Abneigung gegen Verse haben würde, und meinte, dass ein materieller Beweis von Erkenntlichkeit . . . 'n Anker Wein oder 'n Fässchen Butter . . .

— Na gewiss, akkurat was ich immer sage. Denk' daran, Walther, dass du M'nheer Calb 'n Fässchen Butter schickst, oder 'n Anker Wein . . .

— Och, Mutter!

— Nu ja, wenn du . . . Buchhalter bist, mein' ich. Denn . . . alle Menschen sind sterblich, und wenn dieser M'nheer Dieper so klagt über Flüsse . . . Junge, dein Bett ist gemacht!

Durch dieses und ähnliches Narrengeschwätz liess sich wieder Walthers weiches Gemüt herumkriegen zu Eingenommenheit für seinen neuen Wirkungskreis. Die nicht sehr angenehmen Eindrücke, die er selbst aufgefangen hatte — ohne sie gleichwohl zur Meinung zu erheben zu wagen — wurden ausgewischt oder übertüncht durch die Wahrnehmung des Interesses seiner Verwandten. Er fühlte, dass etwas von der Hochachtung, die man seinen »Chefs« entgegenbrachte, auf ihn selbst abstrahlte, und dies liess er sich ohne Protest gefallen. Seine Mutter fragte ihn ausdrücklich, ob er die Sauce neben oder über seine Kartoffeln haben wollte, denn:

— Denk' mal, Trude, sie haben 'n Saal im Haus! Und du, Walther, ess nu etwas zu, und geh schnell wieder hin. Du musst nu auch von deiner Seite zeigen, dass wir auch

Digitized by Google

keine unebenen Menschen sind, was sagst du, Stoffel? Och . . . 'n eichnes Landhaus!

Walther that, was er konnte, sich vor Eifer und an durchscheinenden Kartoffeln zu verschlucken. Es schlug kaum halb vier, als er sich schon wieder einen Weg bahnte durch die Stockfischklopferei und an den Ölfässern entlang, und einen Augenblick danach stand er keuchend und dienstbereit auf dem Kontor. Ausser dem uns bereits bekannten Gestank und den nackten Mercuriussen fand er da niemand . . . ja doch, da hingen die Bodenschlüssel! Eine Kerbe: erster Boden; zwei Kerben: zweiter Boden! Er trug diese charakteristischen Merkwürdigkeiten in das väterliche Portefeuille ein, das in der That unter Stoffels Bett hervorgefördert und ihm mitgegeben war mit dringender Empfehlung zu fleissigem Gebrauch. Auch machte er dieses ehrwürdige Taschenbuch zum Vertrauten der anderen Studien, denen er diesen Tag einen grossen Teil seiner unsterblichen Seele hingegeben hatte. Möchten vielleicht einmal die Lagen Staub und Asche, darunter die Petersburg begraben liegt, weggeräumt werden, dann wird der forschende Nachsasse noch immer erfahren können, wie lang in Walthers Zeitalter ein Stück englischen Kattuns von achtundzwanzig Yards war. Und wo die Pleiers wohnten, und die Krückers, und die Hockers, und die Frau, die Stickmuster verkaufte. Und wie der »Landbesitz« von M'nheer Kopperlith hiess. Und an welcher Sorte von Fensterglas man die Wohnung des jungen Herrn Pompile erkennen konnte. Wahrlich, man möchte Lust kriegen, sein eigener Urenkel zu sein, um gegenwärtig zu sein bei der Aufgrabung all dieser historischen Merkwürdigkeiten. Muss der Leser nicht zugeben, dass schon darum die Annalen von Walthers Entwickelungsgeschichte alle Jahrbücher an Bedeutsamkeit übertreffen? Senden sie nicht ihre Wurzeln — wie der Magazinkeller und der Charakter der Firma Oldetied & Kopperlith — bis weit unter die Kloake? Werden sie nicht einst mit ihrem Blätterwerk von soundsoviel Bogen Druck den Schädel beschatten des letzten Sterblichen, der

Digitized by Google

über ein Jahrhundert vielleicht unanständig genug sein wird, noch Holländisch zu verstehen? O gewiss, ich höre in meiner Einbildung bereits das verdriessliche Geruf von Pompeji und Herculanum: Berg, falle wieder auf uns, beschleiere wieder unsere Angesichter mit schamdeckender Lava . . . wir besitzen nichts . . . nichts . . . nichts, das wert ist, das Tageslicht zu schauen nach der fröhlichen Auferstehung von Walthers Agenda!

So wird es sein! Doch ebenso wie der römische Bäcker, dessen achtgeteilte Brötchen jetzt so einen ehrenvollen Platz einnehmen im Museum zu Neapel, nicht wissen konnte, dass seine Wecken eine so glänzende Karriere machen würden, so war auch Walther die Bedeutung der Merkwürdigkeiten nicht bewusst, die er in sein Taschenbuch notierte. Er erfüllte die ihm aufgetragene Pflicht mit seiner gewohnten Gewissenhaftigkeit, doch wie unermesslich gross auch die Anzahl der wissenswerten Dinge war, womit man so edelmütig seinen Geist bereichert hatte, seinem Aufschreiben ward doch einmal ein Ende. Er begann sich zu langweilen, und litt unter einer gewissen ärgerlichen Verwunderung über die Leere seines Gemüts. Die Romantik war — nicht für immer wahrscheinlich — ausgeschöpft, gebrochen, verdorben. Sein Ankämpfen gegen ein Abirren begann Früchte zu tragen, und die Anstrengung, sich um nichts zu kümmern als um das, was zu allernächst vor der Hand lag, war um so schmerzerregender, als er mit den ihm eingegebenen Nichtigkeiten seine Seele nicht nähren konnte. Er war wie einer, dem man den ungesunden Genuss von Naschwerk verbietet, und den man an Stelle dessen mit Sägespänen und Sand bewirtet, oder . . . mit nichts. Zehn-, zwölfmal überlas er die aufgeschriebenen Sachen und fand sich im stande, ein prächtiges Examen abzulegen in allem, was ihm den Tag gelehrt war. Doch just hierum fürchtete er, dass ihm etwas entgangen sein möchte, denn . . . denn . . . er fühlte sich durch die Bürde seiner neuen Wissenschaft nicht beschwert genug nach seinem Sinn. Sie müsste schwerer drücken, meinte er, und da dies doch

Digitized by Google

gar nicht der Fall werden wollte, so lag die Schuld gewiss wieder an ihm! Auch seine Mutter sagte immer, dass niemals etwas aus ihm werden würde . . . auch! Denn er selbst begann wieder — und es war das erste Mal nicht! — eine derartige Meinung zu hegen. Schmerzliches Wühlen in eigener Brust! Dieser M'nheer Wilkens war ein durch und durch kundiger Mann mit greisem Haar und 'ner Brille und über vierzig Jahre Kontorerfahrung. Was dieser Mann ihm so voller Majestät verkündigte, musste wohl bedeutungsvoll sein und der Mühe schwerer Anstrengung wert. Aber er Dummkopf konnte immer noch nicht begreifen, worauf er seine Anstrengung richten müsste? Die Versuche, die Schwierigkeiten seiner neuen Position zu überwinden, prallten daran ab, dass er nicht wusste, worin denn eigentlich diese Schwierigkeiten beständen. Hätte er vielleicht, um nicht allzuweit unter seiner Pflicht zu stehen, sogleich wissen müssen, wieviel Fabriken es in Manchester gab, und wieviel Einwohner? Ach, wenn M'nheer Wilkens ihn dies nur zu fragen beliebt hätte! Dann würde er seine Unwissenheit . . . nicht geleugnet, o nein . . . zugleich vielmehr versprochen haben, dass er morgen besser auf der Höhe sein werde. Dann hätte er gewusst, was heute bei ihm gehapert hatte, und er konnte sich bessern!

Man sieht, dass die Ursachen von Walthers Missmut ungewöhnlicher Art waren. Vielleicht liegt auch die Ungewöhnlichkeit nur in meinem Versuch, sie zu erklären, denn Zustände wie die, in denen er sich befand, müssen wohl öfter vorkommen. Bei jeder Gelegenheit nämlich, wo naiver Hochmut zusammenfällt mit ebenso naiver Bescheidenheit. Und dies war hier der Fall. Walther fühlte Trieb zum Allerhöchsten, und würde bald geklagt haben, dass nichts Schwierigeres zu erreichen war als das. Doch zugleich meinte er, dass jeder über ihm stände und dass er es niemals so weit bringen würde wie der Niedrigste. Auf aussergewöhnliche Anstrengung war er also vorbereitet. All die Mühe, die er jemals daran gewendet, um Meister Pennewip — und seine Dame! — zufriedenzustellen,

Digitized by Google

würde Kinderspiel sein gegenüber der Aufgabe, ein brauchbarer jüngster Angestellter bei den Herren Oldetied & Kopperlith zu werden. Hierzu also hatte er sich — vor allem nach den Ermahnungen des guten Doktor Holsma — mit besonderem Eifer gerüstet. Keine »Summe« aus seinem ‚Strabbe', meinte er, erfordere soviel Schärfe des Urteils, soviel Gewissenhaftigkeit, soviel Gedächtnis, wie in diesem neuen Wirkungskreis angebracht sein würde. Und sieh, den ersten besten Tag bereits erfasste er alles mit einer Leichtigkeit, die ihn ängstlich machte. Da musste mehr dahinter sitzen! Man wird kein Oldetied & Kopperlith oder junger Herr Pompile — noch selbst ein ordentlicher M'nheer Wilkens! — wenn man nicht noch andere Drachen erschlagen hat, als man sie unserm kleinen St. Georg zu bekämpfen gab! Eine Kerbe . . . zwei Kerben . . . gewiss, Begreifen ist Genuss, und dies war vor allem bei Walther der Fall — aber gerade darum misstraute er dem Genuss, der ihm diesmal etwas allzubequem gemacht war. Der Gedanke, dass seine Lehrmeister mit ihren grauen Haaren, Brillen, »Landhäusern« und eigenem Fuhrwerk unter ihm standen, kam ihm nicht. Es war ihm wie jemand, dem man zu raten giebt: »was ist ein Hölzchen, am Ende bestrichen mit Schwefel«, und der eine Dummheit zu sagen fürchtet, wenn er solch ein Ding für ein Schwefelhölzchen erklärt. Die ihm auferlegte Pflicht, sich stets um das Nächstliegende zu kümmern, war ihm ans Herz gelegt mit Ernst und als etwas Bedeutsames . . . worin — dies setze ich hinzu — Holsma vollkommen recht hatte! Diese Pflicht müsste also schwierig zu erfüllen sein, meinte Walther. Doch nur zum Teil war dies richtig gesehen. Schwer — war gemeint — würde sie ihm fallen, weil er die Neigung hatte, etwas weit und etwas hoch zu sehen, doch an sich betrachtet sollte sie beinahe durchgehends aus einer Aneinandergliederung von Nichtigkeiten bestehen. Und just dieses brachte ihn in Verwirrung. Ohne die Bescheidenheit, die ihm eigen war, würde er — nach einer Übung von sehr wenigen Wochen alles gelernt habend, was es auf diesem Kontor zu lernen

Digitized by Google

gab — sehr bald seine hochweisen Chefs mit ihrem Lappenkram geringgeschätzt haben. Und ohne seinen Hochmut wäre er vollkommen zufrieden gewesen mit ihrer Anerkennung seiner Fortschritte im fleissigen Studieren des reinen Nichts. Was Oxenstierna seinem Sohn über die Unbedeutendheit der Hebelchen schrieb, womit die Welt regiert wird, ist anwendbar auf eine Anzahl von anderen Sachen, und nicht zum geringsten Teil auf Kreise wie die, darein unser Walther jetzt versetzt war. Dennoch würde man verkehrt thun, den ungeheuerlichen Bund seiner Seele mit einer Umgebung von so niedrigem Standpunkt in allen Hinsichten zu bedauern. Just solche Berührungen, und nicht büchergemässe Heldenthaten, geben die Gelegenheit einer wirklichen Feuerprobe. Die Zeit musste kommen, dass Walther sagen konnte . . . nicht: »ich bin nichts, denn ich wurde erstickt in dem Lappenladen der Herren Oldetied & Kopperlith!«, sondern: »sieh, wie auch heruntergezogen in den Sumpf verbrecherischer Gewohnheit und Gewöhnlichkeit . . . ich blieb ich selbst und habe mich zu etwas zu machen gewusst«. Ich brauche doch wohl nicht hinzuzufügen, dass dies die Elenden nicht entschuldigt, die das Kind dieser Feuerprobe unterwarfen? Es war ihre Absicht wahrhaftig nicht, unsern Walther zum Menschen zu machen!

Er langweilte sich und empfand ärgerliche Verwunderung über die Leere seines Gemüts. Nächstliegende Pflicht thun? Wenn er mal nach dem Boden ginge — zwei Kerben: der zweite! — um zu fegen und nach Wohlgefallen die interessante Winde zu begucken?

Gedacht, gethan! Er war recht stolz, dass er den Weg nach oben wusste, und als er auf der Treppe dem Mädchen begegnete, das ihn so unhöflich-offiziell abgewiesen hatte an der Ober-Vorderthür, gönnte er sich den Luxus einigen Gerassels mit den Schlüsseln, nicht ohne einen triumphierenden Blick, der sicher sagen wollte: du siehst, ich bin wohl da, und zwar in Dienst!

So eine Winde ist ein artig Ding. Es sitzen Gedanken darin, und Walther wusste sie herauszuholen.

Digitized by Google

— Die dicke Mevrouw ist sicher zweihundert Pfund schwer . . . der Fauteuil zwanzig . . . die Kissen . . . hm, nehmen wir alles in allem zweihundertfünfzig Pfund an. Ich wiege nur achtzig, denke ich. Wenn also die dicke Mevrouw und ich einander gegenüber hingen an einem gewöhnlichen Tau, würde sie mich zur Bodenluke 'rauswinden, statt ich sie aus dem Seitenzimmer. Aber wenn ich ihr Gewicht um die dünne Trommel rolle, und ich selbst drehe das grosse Rad . . .

Er hörte Tritteschlürfen auf der Treppe. Es war Gerrit, der mal sehen wollte, wer da nach dem Boden gegangen war.

— Ah so! Sie sind es, Petersen! Und was thun Sie hier?

— Ich . . . fege, sagte Walther.

— So? Nu, wenn Sie so eifrig bleiben, werden Sie bald alle werden, Männeken!

— Aber M'nheer Wilkens hat gesagt . . .

— Wilkens is 'n Schafskopp. Aber . . . wollen Sie fegen, gut! Fegen Sie nur! Und was fegen Sie denn alles so?

— Den Staub von den Stapeln . . .

— Da liegt kein Staub drauf! Und läge auch Staub drauf, was hat das zu sagen? Und hätte es was zu sagen, was nützt es, ob Sie ihn von dem einen Stapel auf den andern fegen, was? Sie arbeiten für die Katz, was ich Ihnen sage!

— Och!

— Ja, für die Katz! Sie müssen nicht alles so wörtlich aufnehmen, was dieser Wilkens Ihnen sagt. Der quasselt, dass die Milch sauer wird . . .

— Was?

— Das thut er! Ich dachte es wohl, dass Sie nach diesem Windmacher hören würden, und als ich jemand mit den Schlüsseln nach oben gehen hörte — denn ich sass in der Küche, weil ich steif bin von Rümmetismus — da begriff ich gleich, dass Sie es waren. Denn es konnte niemand

anders auf 'm Kontor sein. Dieser Wilkens hat Ihnen gewiss nicht gesagt, dass wir in der Saurengurkenzeit sind und dass Sie nicht solche Eile haben brauchen mit dem Wiederkommen. Er selbst kommt erst so gegen Klock sechs mal eben kucken, und nu er weiss, dass da jemand ist, um die Bestellungen anzunehmen, wird er noch später kommen, oder vielleicht überhaupt nicht. Und die jungen Herren sind aus . . . wegen des schönen Wetters, wissen Sie? Sie müssen die Sache nicht so schwer aufnehmen, Mensch! Dann geht Ihnen bald die Puste aus! Aber Sie nehmen mir das doch nicht krumm, was?

— Och nein! Aber ich wollte so gerne . . . meine Pflicht thun, meine nächstliegende Pflicht, wissen Sie?

— Da hab' ich nu, wenn ich mich ganz offen ausquetschen soll, keinen Verstand von. Ich sag' bloss, dass es 'ne Schande ist, dass sie 'n jungen Burschen wie Sie so den ganzen Tag auf dem muffigen Kontor sitzen lassen. Ich sag' . . . es ist Wind und 'n engelsch ‚notting'!

— Aber was, Gerrit, ich bin den halben Morgen auf Strasse gewesen!

— Ja, ich hör', dass Sie viele Besorgungen gemacht haben für den jungen Herrn Pompile. Nu, das Vergnügen können Sie öfter haben! Haben sie Ihnen schon gesagt, dass Sie nach der Post müssen, alle Morgen, um den Briefträger abzufangen? Das ist 'n Amt für Sie, Sie werden es sehen! Das wird Sie Stüber kosten für 'n Schnaps! Denn wenn Sie das nicht thun, kriegen Sie die Briefe nicht. Sie sind zu geizig, um ‚Droddebot' zu bezahlen . . . fünfundzwanzig Gulden das ganze Jahr. Dafür können Sie dann stehen und blaufrieren in der Kälte . . . wenn es Winter ist, mein' ich. Sagen Sie mal, hat Dieper schon mit Ihnen gesprochen von wegen Einkassieren? Denn . . . wenn ich steif bin von Rümmetismus, kommt das auf Ihre Rechnung. Und . . . wenn Sie nicht auf Geldsachen zu laufen wissen, dann kann die Geschichte Sie viel kosten. Sie verstehen wohl . . . fehlt was, dann müssen Sie berappen. Ja, ja, Sie müssen

Digitized by Google

nicht denken, dass Sie hier zu Ihrem Vergnügen sind! Ich hab' hier schon was an Tagen erlebt, in allen Saisons vom Jahr, wie es Gott werden lässt, und darum . . . nu bin ich steif von Rümmetismus. Das kann Ihnen auch passieren. So dass ich man sagen will, dass Sie in der Saurengurkenzeit nicht so eifrig zu sein brauchen. Sie sind doch auch nur ein lohnbeziehendes Indifidium, grad wie ich, nicht wahr, und werden also doch auch nicht gern mehr thun, als nötig ist? Kein Mensch dankt Ihnen dafür, Mensch, und wer sich totarbeitet, wird untern Galgen begraben. Also lassen Sie das Fegen nu man bleiben. O, wenn Sie alles thun würden, was dieser Wilkens Ihnen sagt . . . herrje!

Wie Eis fiel diese sonderbare Gerritsche Philosophie ihm auf die Seele. Beschämt schloss er den Boden und begab sich nach unten mit Gerrit, der ihn ersuchte, nicht zu verklatschen, dass er auf dem obersten Boden gewesen wäre. Denn, sagte er:

— Dann schicken sie mich auf Besorgungen aus. Und da ich steif bin von Rümmetismus . . . kuck', mein Daumen ist krumm davon, und also . . . laufen kann ich nicht, das sehen Sie wohl!

Aufs Kontor gekommen, schlug der Hausknecht ein kleines Register auf, worin die Verfalltage von Wechseln und Acceptationen notiert standen.

— Sehen Sie, genau wie ich dachte! Morgen ist ein schmieriges Papierchen im Judenviertel. Nu, daran werden Sie Ihr Vergnügen haben! Der Schmul wird wohl bald merken, dass Sie 'n unschuldiges Blut sind, denn . . . Sie sehen danach aus. Wenn Sie unter 'n Thaler davon abkommen, können Sie von Glück reden. Da kommt warraftig Wilkens schon . . . gewiss hat seine Frau ihn zur Thür 'rausgejagt, aber sie ist ebenso 'n albernes Luder wie er mit ihren Prinzessinnen. Sie hat mal im Haag eine Prinzessin gesehn, und davon quasselt sie nu in einem fort. Allemal Wind und 'n engelsch ‚notting'. Dieser Wilkens . . . hören Sie mal, wenn er nach mir frägt . . . sagen Sie nur, dass

Digitized by Google

Sie nichts von mir wissen, und dass ich steif bin von Rümmetismus, wissen Sie, denn . . . ich geh' nach der Küche, um mein Kümmchen Thee zu trinken. Er wird wohl kalt sein, aber . . . ich musst' doch mal eben sehen, wer da nach 'n Boden lief. Jawohl, er ist es . . . das kann man immer genau hören an dem Offenmachen von der Hinterthür. Er hat Platz nötig für ein ganzes Peloton . . . ich bin Serschant gewesen bei der Bürgerwache, anno dazumal!

Und Gerrit verzog sich. Seine sonderbaren Reden hatten das Gute, dass Walther — wie der Leser vielleicht — nicht viel davon begriff, und also etwas zu denken kriegte. Die merkwürdige Auffassung von Pflicht, die den alten Knecht . . . etwas weniger von anderen Knechten unterschied, als wünschenswert war, überraschte ihn. ‚Droddebot'? Was ist das für 'n Ding? Und: 'n »schmieriges Papierchen«, das ihn einen Thaler würde kosten können . . . was konnte dies sein? Woher sollte dieser Thaler kommen? Waren das die Emolumente seiner neuen Stellung? Recht gern hätte er M'nheer Wilkens um Aufklärung gebeten, doch seit seinem Stolpern über »Moses beim Dornbusch« wagte Walther keine Annäherung an dies grimmige Orakel. Überdies, er wurde wieder ans Aufkleben von farbigen Lappen auf Karton gesetzt, und diese Arbeit erlegte ihm Wilkens mit so viel Aufwand von feierlichem Ernst auf, dass er nicht wagte, etwas anderes zu berühren. Er klebte seine Lappen auf, und schwieg und grübelte, und trauerte um seine Bücher auf dem Seedeich. Nur noch ein bisschen, und Motto wäre ihm vielleicht in der Gestalt eines holdseligen Schutzengels erschienen, der sanft dahinschwindet in den Nebeln des Vergangenen und wonach der Verlassene verlangend, doch fruchtlos die Arme ausstreckt.

Ärmlicher konnte es nicht bestellt sein um seine Seele, meint man?

Wer weiss! Du lieber Gott, es wurde noch schlimmer.

Digitized by Google

LXI.

Lausbuben. Flurmatten-Meditationen. Ein unmanierlicher Barbier und ein beneidetes Vögelchen. Treffende Bemerkungen über Vergänglichkeit. Champollion. Handel! Unerwartete Verwandlung eines missachteten Papierchens in vollwichtige Ducatons.

Ob es verursacht wurde durch die ausserordentliche Steife seines Rheumatismus, würde ich nicht zu sagen wagen, doch sicher ist, dass Gerrit eine eigentümliche Manier hatte, Fremdwörter unkenntlich zu machen. ‚Droddebot‘ zum Beispiel bedeutete: ‚droit de boîte‘, was soviel sagen wollte wie das Recht, die Briefe abholen zu lassen vom Postamt. Die Briefbestellung liess zu Walthers Zeiten viel zu wünschen übrig, und viele Kaufleute wählten dies Mittel, um sich unabhängig zu machen von der Dauer und dem Gewicht der Vertraulichkeiten, die die sehr ungeflügelten Boten des Handels mit ihren Strassenfreunden zu wechseln hatten. In diesem allen wird nun wohl Änderung Platz gegriffen haben, vor allem weil die Post mehrmals am Tage ankommt. Zu Walthers Zeit und lange danach noch wurde die sogenannte »französische, deutsche und englische Post« nur zweimal in der Woche ausgegeben. Inlandbriefe nicht mehr als einmal am Tage, und zwar des Morgens. Das Abholen der Briefe für die Kontore, die ‚droit de boîte‘ hatten, gehörte natürlich zu den Funktionen der »jüngsten Angestellten«, einer Art Laufjungen, die in zwiefacher Hinsicht sich typisch sehr unterschieden von Handwerkslehrlingen: sie lernten nichts, und sie waren unbesoldet. Einige Handelshäuser wussten den Missbrauch

Digitized by Google

von solchen Knaben zum System zu erheben, indem sie so viele allerjüngste Angestellte hielten, dass sie damit die Besoldung einer erwachsenen Person ersparen konnten. Sobald solche jungen Leute anfingen, Ansprüche zu gründen auf das Älterwerden ihrer Taufscheine, gab man ihnen den Rat, diese entkeimende Ehrsucht in anderem Boden wurzeln zu lassen.

Was nun übrigens das berühmte ‚droit de boite‘ angeht, es gab auch Handelshäuser, die zwar gern ihre Korrespondenz etwas früher empfingen, als es der Schneckengang der Besteller zuliess, indes doch nicht geneigt waren, die dafür festgesetzte Abgabe zu bezahlen. Sie erfanden eine probate Massregel, hauptsächlich gegründet auf die Erwägung, dass die Zeit eines unbesoldeten jüngsten Angestellten kein Geld repräsentiert. So ein Kerlchen musste in der Nähe des Postbureaus den Besteller abwarten und ihn überreden, die für »M'nheer« oder »die Herren« angekommenen Briefe auf der Strasse an ihn abzugeben. Dieweil nun weder die Stunde des Eintreffens der Post, noch die zum Sortieren nötige Zeit genau bestimmt werden konnte, so musste er, um sicher zu sein, dass er den Besteller nicht verfehle, immer viel zu früh da sein. Die natürliche Folge hiervon war, dass sich jeden Morgen ein Klub unreifer junger Herrchen in der Nähe des Postamts zusammenballte. Bei schlechtem Wetter war der Sammelpunkt in der ‚Cour‘ der Anstalt. Und hier wurde viel Übles ausgebrütet, denn in keinem Stadium, in keiner Klasse, keiner Entwickelungsperiode zeigt sich die Gattung Mensch hässlicher als in der des halbwüchsigen Jünglings, ein Alter, das von der einen Hälfte unseres Geschlechts müsste übersprungen werden können. Alles, was die Gesellschaft darbietet, steht im Range über ihnen: Kinder, Mädchen, Frauen, Greise, Junker, Prinzen, Soldaten, Schauerleute, Handwerker . . . alles, bis zu den öffentlichen Frauenspersonen. Sie selbst sind die einzigen, die dies nicht wissen, und sie sind erstaunt, wenn ein wirklicher Mensch merken lässt, welchen garstigen Eindruck sie auf ihn machen.

Aber wohl hätte es den Herren Kopperlith bekannt sein

Digitized by Google

müssen, Vater und Söhnen. Und wahrscheinlich wussten sie es. Doch dies hinderte nicht, dass Walther, als er am ersten Abend des bedeutungsvollen Handelstages, den ich zu beschreiben versuchte, die Erlaubnis erhielt, nach Hause zu gehen, von M'nheer Wilkens den Befehl mitkriegte, den folgenden Morgen, bevor er aufs Kontor kam, sich bei M'nheer Pompile zu melden, »der ihn unterrichten würde in seinen Verpflichtungen bezüglich der Post«.

— Siehst du wohl, Stoffel, rief seine Mutter, sie haben allerlei für ihn zu thun! Grade wie der Dokter sagte: 'n junger Mensch muss viel arbeiten. Akkurat, was ich immer sage. Viel Arbeiten ist die Seele. Sorg' nu vor allem dafür, dass du zur rechten Zeit da bist, und lass vor allem diesen M'nheer . . . wie heisst er auch?

— M'nheer Pompile, Mutter!

— Nu ja, der Name thut nichts dazu. Ich meine bloss, dass du dafür sorgst, dass du zur Zeit da bist. Was meinst du davon, wenn du das nu mal aufschriebst?

— Ich werde es schon behalten, Mutter.

— Schreib' es lieber auf. Wozu hast du denn sonst dein Buch? Ich hab' es dir dafür gegeben, Junge!

Mit oder ohne Aufschreiben, bereits um sieben Uhr schellte Walther an dem Hause mit Spiegelglas. Das Mädchen sagte, dass M'nheer noch nicht auf wäre, und erlaubte ihm, auf der Flurmatte Platz zu nehmen . . . da stand er! Wer von meinen Lesern weiss, was eine Minute ist? Nun, das wusste die friesische Klock, die da in dem Gang Walther Gesellschaft leistete mit ihrem: tick . . . tick, und nach jeweils soundsoviel Tickchens ein schwererer Tick! Dann sprang der grosse Zeiger wie mit nervösem Schreck ein Stückchen weiter, und mit zäher Beharrlichkeit setzte der Sekundenpendel seine eintönige Reise fort: Aktion, Reaktion, tick, tick . . . diese Klock langweilte sich nicht! Und das Ding stand auf vier schwarzhölzernen Kugeln, und brauchte nicht den Schwerpunkt oder mit der Hüfte wechseln. Walther wohl. Dann ruhte er links, und dann wieder rechts, das ist:

Digitized by Google

er ruhte nicht. Man begreift, dass seine nächstliegende Pflicht nicht zuliess, sich gegen die Wand zu lehnen im Hause seines Chefs. Seine Enkel, Kniee, Hüften und Rückgrat . . .

Tick, tick . . . sagte die Uhr. Ja, richtig, so etwas fühlte er in all seinen Gliedern. Kein Demosthenes konnte es treffender ausdrücken.

Es wurde geschellt. Mit seiner gewöhnlichen Sucht zu helfen öffnete Walther die Thür. Das Mädchen, das nicht so bald und ohne Eile angeschlurrt kam, bedankte sich nicht im mindesten bei ihm. Walther durfte Zeuge sein ihrer Versicherung, dass sie keinen Scheuersand nötig hätte — denn es war ein Hausierer in diesem Handelsartikel, der sich anmeldete — und dies verschaffte ihm etwas Zerstreuung. Er hoffte, dass man n o c h einmal klingeln würde.

Wahrhaftig, dies geschah, und noch keine Viertelstunde danach sogar. Ein Milchbauer! Dieser erzählte dem Mädchen etwas über das Wetter, und Sientje war ganz seiner Meinung, setzte aber hinzu, dass Mevrouw nicht zufrieden wäre mit seiner Milch, worauf der Mann etwas antwortete. Die Unterhaltung war . . . sehr unterhaltend, doch für Walther etwas kurz. Tick, tick, sagte die Klock wieder.

In langen Zwischenpausen kamen noch andere Menschenfreunde, die die Gesprächigkeit dieser Uhr unterbrachen, und Walther hätte sie wohl küssen mögen. Endlich klingelte dann der Barbier. Auch dieser wurde aufgefordert, zu warten, »bis M'nheer a u f sein würde«.

— Das thu' ich nicht, sagte der Mann. Ich kann all meine Kunden nicht warten lassen auf e i n e n für 'n Stösser die Woche!

Und er ging. Was für ein unverschämter Barbier! Gewiss, es war tadelnswert. Es war grob, unmanierlich . . . o ja! Aber doch ertappte sich Walther auf dem Stossseufzer:

— Och, vielleicht würde es besser für mich sein, Barbier zu werden, als dass ich im Handel bleibe.

Der Undankbare! Just doch, als er sich diesem ärgerlichen Eindruck hingab, vernahm er Schritte von jemand,

Digitized by Google

der im Hinterende des Ganges die Treppe hinabzukommen schien. Der HErr war ihm nahe, oder . . . der junge Herr Pompile doch. Er zeigte sich in seinem Schlafrock, und wurde Walther gewahr.

— Ah . . . so? Ja, richtig! Sie sind da? Sehr gut! Wilkens hat Ihnen gewiss gesagt . . . sehr gut, sehr gut! Wissen Sie, was Sie thun? Sie müssen so gut sein . . . und eben warten.

M'nheer Pompile verschwand in der Suite, und die Klock hatte wieder das Wort.

Hätte Walther nur nicht solchen Schmerz in seinen Lenden gehabt, er würde wohl im stande gewesen sein, Gedanken zu sticken auf dem Canevas dieses eintönigen Geräuschs. Doch körperliche Empfindung hinderte ihn in der Aneinanderknüpfung seiner Eindrücke. Er fühlte sich stumpf und machtlos. Es war zum Umsinken.

Nach nur drei Viertelstunden kam M'nheer Pompile wieder zum Vorschein aus der Suite, wo er gefrühstückt hatte. Im Vorbeigehen trug er Walther auf, die Güte zu haben, eben zu warten, weil er sich nun ankleiden wollte . . . tick, tick!

Wieder eine Zerstreuung. Das Mädchen schien in die Suite gerufen zu sein, denn sie kam schnell angelaufen und öffnete die Thür dieses Raumes. Walther durfte vernehmen, wie Mevrouw ihr mitteilte, dass heute ein Kanarienvögelchen gebracht werden würde, und:

— Wenn er kommt, Sientje, bringen Sie ihn ja gleich hinein!

Dies versprach das Mädchen. Was sollte nun Walther sich denken? Die Unabhängigkeit des Barbiers hatte ihn zu einem Rudiment von Widerspenstigkeit verlockt. Forderte nun die Konsequenz, dass er in tolle Eifersucht auf das bevorrechtete Vögelchen verfiel? Vielleicht ja. Sparsamkeit in Bezug auf seine Empfindungen würde nicht am Platze gewesen sein, und wäre es darum allein, weil sie allem voraus, was er hier zu sehen und wahrzunehmen bekam, sich als

Digitized by Google

dauerhaft erweisen mussten. M'nheer Pompile hat seiner Zeit so gut sein müssen, zu sterben. Auch so ein Kanarienvogel lebt nicht lange, und lässt keine andere Leere nach als zwei Zoll Kubik in seinem Käfig. Das Tierchen hatte lange ausgezwitschert, bevor Walther die Unabhängigkeitslehren entbehren lernte, die er jetzt noch — so im Vorbeigehen nur, aber gierig dennoch — auffing von einem Barbier. Und auch dieser Chirurg ist entschlafen. Hoffen wir, dass der Himmel ihm nicht verschlossen blieb, weil er die Ursache war, dass M'nheer Pompiles Bart Gefahr lief, einen Tag länger zu sein, als sonst zu erwarten ist von sechzehn Deut Scherlohn in der Woche. Soviel nämlich betrug der »Stösser«, von dem wir als Beitrag zu der lukullischen Üppigkeit des jungen Herrn Pompile soeben etwas vernahmen.

All diese Dinge sind also weggewischt, ausgelöscht, vergangen. Und noch immer leben Gedanken von Walther ... »dauerhafter als Erz«! Es ist möglich, dass die Uhr noch immer hier oder da ihre tickende Laufbahn fortsetzt, und dass da immer noch ein Haus mit Fenstern von Spiegelglas steht auf der Liliengracht — vornehme Seite, ganz vornehme Seite — doch was bedeutet dies im Vergleich mit einem Kapitel aus der Seelengeschichte eines Menschen? Häuser und Uhren werden dahingehen, doch nicht dahingehen werden die Ausflüsse der Gemütsbitterkeit jemandes, der da steht und die Glückseligkeit beneidet eines Vögelchens, das sofort hineinkommen durfte, wenn es sich anmeldete. Dennoch vermute ich, dass Walther nichts oder niemand beneidete. Er war zu müde dazu, und wurde zu sehr beansprucht von dem Schmerz in seinem Rücken.

Da wurde wahrhaftig der junge Herr Pompile wieder sichtbar, noch immer ungekleidet.

— So, stehen Sie da noch? Ja ... so ... hören Sie mal! Wissen Sie, was Sie thun? Sie müssen mal so gut sein, schnell einen Barbier für mich zu holen.

Dieser liebe, gute Pompile! Er vergönnte Walther, sich einmal zu bewegen. Dieser erfüllte seine nächstliegende

Digitized by Google

Pflicht mit Eifer und Dankbarkeit. Als er das Verlangte gefunden und hineingeleitet hatte, nahm er sein früheres Domizil auf der Flurmatte wieder ein, und verstand sehr deutlich, was die Klock sagte:

— So, bist du da wieder? Ich bin noch da . . . tick . . . tick!

Die Installation bei der Postanstalt geschah zwar nicht mit Feierlichkeit, aber doch mit all der Wichtigthuerei, die der junge Herr Pompile geltend zu machen gewohnt war bei den Nichtigkeiten, die ihn gewöhnlich beschäftigten.

— Kuck', Sie müssen nun mal so gut sein, alle Morgen zu kommen und sich hierher zu stellen! Und dann behalten Sie das Postkontor im Auge. Und wenn sie dann heraus kommen — die Besteller, wissen Sie? — dann passen Sie gut auf. Und Sie laufen ihnen nach. Und Sie bitten um die Briefe für die Herren Oldetied & Kopperlith. Aber Sie müssen sie nicht verlangen hier gerade vor dem Postkontor, denn wenn der Direktor es sieht, dann werden die Leute gestraft . . . weil es verboten ist, wissen Sie? Sie laufen ihnen nach, da in dem Steg da drüben, und wenn sie ein Trinkgeld verlangen, oder 'n Schnaps — denn das thun sie . . . gemeines Volk! — dann sagen Sie nur, dass Sie . . . nein, dann sagen Sie nichts. Oder Sie sagen bloss . . . dass Sie um die Briefe bitten für die Herren Oldetied & Kopperlith. So müssen Sie sagen! Und 'n Trinkgeld? »Zu Neujahr«, können Sie dann wohl sagen, aber sagen Sie nicht, dass ich es gesagt hab', denn sonst erwarten sie zuviel. Unbescheidenes Volk, wissen Sie? Kuck', da kommen sie! Nu will ich Ihnen zeigen, wer unsern Bezirk hat. Da, da, der Magere mit der dicken Nase und Gamaschen . . . das ist er! Sagen Sie ihm, dass er erst gestern 'n Stüber von mir gekriegt hat, und dass er Ihnen die Briefe geben soll für die Herren Oldetied & Kopperlith, so müssen Sie sagen!

Walther lief dem Angewiesenen nach, und holte ihn bald ein. Der Mann, der ihn nicht kannte, wies ihn barsch ab. Aber der vornehme M'nheer Pompile stand in einiger

Digitized by Google

Entfernung und winkte und telegraphierte, mit dem Erfolge, dass sich Walther als dem mageren Besteller mit dicker Nase und Gamaschen formell vorgestellt betrachten konnte. Es war in der That etwas angekommen für das Haus Kopperlith. Dieser oder jener Ladenhändler in einer der Provinzen schien Krünkelchen nötig zu haben. Walther kam triumphierend mit dem Brief angelaufen auf dem Kontor, wo er das ehrwürdige Sanhedrin seiner Chefs bereits versammelt fand, Pompile mitgerechnet, der nach Hinübersignalisierung von Walthers Beglaubigung sich beeilt hatte, den gemeinen Steg zu verlassen, dessen Düsterheit gewöhnlich die Fickfackerei mit den Briefen mitschuldig in Schatten hüllte.

Unser jüngster Angestellter wurde nun mit den nötigen Anbefehlungen, »sauber zu arbeiten«, an die Kopierung von ein paar Briefen gesetzt. Der junge Herr Pompile Kopperlith benutzte die Sauregurkenzeit, einige Debitoren, die etwas im Rückstande waren, an Bezahlung zu erinnern. Das eine oder andere Genie aus der Vorzeit hatte diese Arbeit vereinfacht durch die Feststellung von drei Formularen, die einander folgten im Grade der Nachdrücklichkeit. Formular eins: höflich. Die Begleichung wäre wahrscheinlich aus Versehen von dem sehr geehrten Handelsfreund vergessen worden, und die Herren O. & K. könnten nicht unterlassen, diese Gelegenheit zu ergreifen, um »Ihrer so besonders verehrten Firma« anbei ein paar Muster von unbegreiflich preiswürdigem Barchent anzubieten. Formular zwei: der — noch immer einigermassen geehrte — Freund verlöre aus dem Auge, dass die Preise à comptant berechnet wären, und obschon man so besonders gern Geschäfte mit ihm machte, sei man doch genötigt, diesmal ... u. s. w. Keine Muster. Drittes Formular: binnen acht Tagen solide Rimesse, oder sonst . . . u. s. w.

Walther bewunderte die Tüchtigkeit seines Chefs, der so genau wusste, wie man zu all diesen Menschen sprechen musste. Doch war das Abschreiben dieser kurzen Briefchen bald beendet, und er wurde wieder an das Aufkleben seiner Muster gesetzt.

Digitized by Google

— Und . . . sollten wir ihn jetzt nur nicht gleich die Buchstaben vom Wort lernen lassen? fragte Pompile Wilkens.

Es schien etwas Schreckliches in diesem Vorschlag zu liegen, denn Wilkens sah entsetzt auf.

— M'nheer!

— Ja, denken Sie nicht? Mich dünkt, dass . . .

— Aber . . . M'nheer!

Und hätte Pompile auch vorgeschlagen, den jungen Menschen zu schinden oder zu skalpieren, der Schreck von Wilkens hätte nicht grösser sein können.

— Aber, M'nheer! Dies würde, mit Erlaubnis, erstaunlich unvorsichtig sein!

— I, dächten Sie das?

— M'nheer, ich kann Ihnen feierlich versichern, dass ich bereits drei Jahre beim Geschäft war, als man mir erst die Buchstaben vom Wort erklärte! Man muss jungen Leuten nicht zuviel den Rücken stärken, M'nheer! Der Dünkel kommt schon schnell genug hinein, M'nheer!

— Nu, wie Sie wollen, Wilkens. Ich hatte so tief nicht darüber nachgedacht, wissen Sie?

Dies war die reine Wahrheit, und zwar ein für allemal die Wahrheit, denn der junge Herr Pompile dachte niemals tief nach. Doch im gegenwärtigen Fall würde sein Leichtsinn — wenn er nicht mit dem Range eines Chefs bekleidet gewesen wäre — M'nheer Wilkens unverzeihlich vorgekommen sein. Der Leser wird dies verstehen, sobald er weiss, dass die sehr bedeutungsvolle Sache hinauslief auf die Frage, ob man Walther bereits jetzt in die geheimnisvollen Zeichen einweihen sollte, womit die Herren Oldetied & Kopperlith die Einkaufspreise ihrer Waren auf den Etiketten auszudrücken wussten. Es gehörte viel dazu, um diese Zeichen schnell zu verstehen. Mehr noch, um des Vertrauens wert zu sein, dass man dies Geheimnis unverletzt bewahren würde, und nach M'nheer Wilkens Ansicht war Walther noch lange nicht so weit. Glanzreich war der Triumph des Altgedienten über den unvorsichtigen jungen Herrn Pom-

pile, der ohne seinen Rat dem jungen Burschen so mir nichts dir nichts das Licht gezeigt haben würde, das das Tabernakel des Kontors umstrahlte. Doch die Siegesfreude des engherzigen Greises war nicht vollkommen, bevor nicht Walther selbst seine vorläufige Ausschliessung zu Gemüte geführt war. Denn dieser begriff nicht, welches Wort und welche Buchstaben zu heilig erachtet wurden für seinen nüchternen Verstand, seine ungeprüfte Ehre und sein geringes Verdienst. Wilkens zeichnete die von ihm aufgeklebten Muster mit Nummern und setzte darunter die tiefsinnigen Hieroglyphen, worüber er eine Frage herauszufordern wusste, um Veranlassung zu der folgenden zerschmetternden Antwort zu haben:

— Das kümmert Sie noch nichts! Das kümmert Sie durchaus noch nichts! Fragen Sie da mal nach, wenn Sie ein halbes Dutzend Jahre gehörig gearbeitet haben, oder . . . länger!

Die Aussicht war prächtig. Es versteht sich von selbst, dass Walther heftiges Verlangen fühlte nach der Frucht eines so appetitlich verbotenen Baumes. Bereits am folgenden Tage entzifferte er mit geringer Mühe, durch ein bisschen Vergleichung, die Bedeutung dieser geheimnisvollen Buchstaben. Da er — aus Vorsicht oder aus Gewissenhaftigkeit — das solchermassen bald gefundene Heilig-Wort nicht in sein Taschenbuch aufgeschrieben hat, kann ich es dem Leser nicht mitteilen. Mit Pompiles Bart und Fensterglas, mit den Krünkelchen und den Weissgrund-dreifarb ist dieses Mysterium zu ewiger Niewiederauferstehung ins Grab gesunken, derart eine klaffende Lücke in meiner Erzählung hinterlassend, wegen derer ich um Verzeihung bitte.

Bei der Schilderung all dieser nichtigen Sachen, wobei ich der Wahrheit so nahe wie möglich zu bleiben trachte, kann ich mich nicht der Befürchtung entschlagen, dass manche mich im Verdacht der Übertreibung haben. Diese Beschuldigung gegen einen Schriftsteller ist gewöhnlich ein Kennzeichen von Oberflächlichkeit und beinahe immer unbegründet.

Digitized by Google

Höchstens würde man ein Recht haben, die Art der Behandlung zu missbilligen, die Darstellungsmanier, und die vom Autor aus den Thatsachen abgeleiteten Folgerungen. Übertreibung in der Schilderung dieser Thatsachen ist beinahe unmöglich, denn der Grad, auf den menschliche Thorheit hinabsinken kann, ist für den bösartigsten Künstler unerreichbar. Wo dieser irrt, liegt der Fehler an seiner Unfähigkeit im Nachzeichnen, im Verkehrten der Darstellung, nicht in der Übertreibung. Dass unter dem Halbdutzend Personen, womit Walther hier in Berührung kam, kein einziger war, der sich erheben konnte über das allerniedrigste Mass von Verstand und Herz, kann nur dem auffallend erscheinen, dem die Gesellschaft noch kein Gegenstand des Studiums gewesen ist. Meine Schilderung ist wahr. Und ich brauche mich selbst gar nicht einmal auf das bekannte französische Wort berufen, dass »die Wahrheit manchmal unwahrscheinlich« sein kann, um zu beweisen, dass diese Wahrheit diesmal keineswegs im Streit ist mit der Wahrscheinlichkeit. Wer dies begreifen will, braucht nur zu verfolgen, was von Wesen wie den hier gemeinten ihr Leben lang ausgerichtet ist. Was ihre Wünsche waren, ihre Neigungen, Beschäftigungen, geistigen Bedürfnisse. Wie ihre Auferziehung gewesen ist . . . dies sagt weniger, indes: mit welcher Auferziehung sie vollkommen zufrieden waren. Niemals dämmerte es in ihnen auf, dass sie, richtig betrachtet, zu der niedrigsten Art von Geschöpfen gehörten, die mit zoologischem Wohlwollen als über den Tieren des Feldes stehend gerechnet werden. Und . . . bei diesem allen dieser lächerliche Stolz!

Ich weiss sehr gut, dass geistiger und sittlicher Wert nicht durchaus gleichläuft mit der grösseren oder geringeren Bedeutung des Berufs, dass er auch nicht davon abhängt. Es ist begreiflich, dass manch einer seines Unterhalts wegen sich zufrieden geben muss mit einem Broterwerb, der entweder keine Berührungspunkte aufweist mit seinem Gemüt, oder sogar den Aufwallungen seiner Seele direkt feindlich ist. Ich lasse nun unerörtert, inwieweit diese Zwiespältigkeit

Digitized by Google

möglich und zu entschuldigen ist, und stelle also nicht die Frage, ob zum Beispiel ein fühlender Mensch ein ordentlicher Schlächter oder Scharfrichter sein kann — vielleicht ja! — doch wahr bleibt es, dass jemand, der ungenötigt seinen Lebensunterhalt sucht in groben oder nichtigen Berufen, einen niedrigen Standpunkt zu erkennen giebt.

Was ist dann zu sagen von der Rasse der Koprolithen, die gänzlich freiwillig Verstand, Herz und Charakter brachliegen lässt? Sei es nun auch, dass der junge Herr Pompile nicht die reinste Wahrheit sprach, wenn er einem einfältigen »Provinzler«, der ein Krünkelchen kaufen kam, versicherte: »dass Papa so ausserordentlich reich wäre, und dass sie es um des Brotes willen nicht zu thun brauchten«, dennoch hätten die jungen Leute einen anderen Wirkungskreis wählen können. Aber . . . dann hätten sie etwas lernen, sich anstrengen müssen, und dies liess weder ihr Anstand, noch ihre Trägheit zu. Arbeit und Kenntnis war gut für andere, deren Papa nicht »so ausserordentlich reich« war. Dieser ganze Reichtum des alten Herrn lief hinaus auf einige Tonnen, eine Summe, die bestimmt war, in sechs Teile aufgeteilt zu werden. Sie hatten also sehr wohl einen Wirkungskreis nötig, und zwei von den Söhnen wählten, was als vorväterliches Erbteil vor der Hand lag: den Lappenhandel. Hierzu war nur ein kleiner Teil des verfügbaren Kapitals nötig, das hauptsächlich in Effekten belegt blieb. Hätten sie sich entschliessen können, das Inventar von den Waren zu entlasten, die jahraus, jahrein auf den Böden lagen, dann würden sie mit noch geringerem Kapital das Geschäft haben betreiben können. Zu diesem »Aufräumen« jedoch — worauf Dieper manchmal bescheiden und renteberechnend andrängte — waren sie nicht zu bewegen. Meinten sie vielleicht, dass diese alten verschossenen Lappen jemals wieder den Preis wert sein würden, der dafür bezahlt wurde vor der Blüte des amerikanischen Kattunmarktes und der englischen Webereien? Sie meinten weder dies, noch etwas anderes. Sie meinten nichts.

Der tägliche Handel war allereinfachst bis zum Idio-

Digitized by Google

tischen. Zweimal des Jahres bestellte man »nach Muster« einige Dutzend Stücke gedruckter Kattune. Die bei der Wahl zur Geltung gebrachte Weisheit überwältigte unsern Walther, der wiederum der Furcht sich hingab, dass er niemals, niemals, niemals so weit kommen würde, um zu wissen, ob die Bürgerfrauen, die sich in gedruckten Kattun kleideten, dies Jahr einem Schlängelchen den Vorzug geben würden, oder Tüpfelchen. Wilkens sass bei solchen Gelegenheiten wie auf einem Thron. Die Abhandlungen, die er über das Gewicht und die Bedeutung eines kleinen Unterschieds in Farbe oder Figur von Stapel liess, waren zerschmetternd. Ich habe schon auf die Richter gewiesen, die in letzter Instanz über die Urteile unseres Lappenphilosophen zu entscheiden hatten. Indes würde er es sehr sonderbar gefunden haben, wenn man Bäuerinnen oder Dienstmädchen Sitz und Stimme gegeben hätte in dem Konzil, dem er präsidierte. Und . . . diese Würde gegenüber so einem Handelsreisenden. Es ist bemerkenswert, dass die englischen Fabrikanten für diese Stellung gewöhnlich Deutsche in Dienst nehmen. Christlicheres Arbeitsfeld giebt es nicht. Für diese Menschen ist das Evangelium von der linken Wange geschrieben! So ein unglückliches Wesen wurde drei-, viermal weggeschickt, ehe es M'nheer Wilkens und dem jungen Herrn Pompile passte, zu sehen, welche neuen Figürchen die Zeichner der Fabriken ausgedacht hatten. Endlich, endlich hielt man ihn der Mitteilung für wert, dass wahrscheinlich nichts nötig sein würde. Dass man bereits grosse Bestellungen an andere »Häuser« vergeben hätte. Dass der Markt flau wäre, aussergewöhnlich flau. U. s. w. Schliesslich wurde er gnädiglich zugelassen, und die Sitzung nahm ihren Anfang. Eugène, dessen Worte teuer waren, benahm sich am wenigsten lächerlich. Die beiden anderen wetteiferten in albernem Geschwätz, und der Commis voyageur beantwortete jede Bemerkung mit einem allerhöflichsten Lächeln. Er holte dann seinen Schaden an verunglücktem Menschenwert in Postkutschen und Zugschiffen oder an der Table d'hôte mit Wucher wieder ein.

Digitized by Google

Da gab er die zwei Dutzend Anekdoten zum besten, die jeder Handelsreisende in Vorrat haben muss, und ging bei seinen Kameraden unter Verhältnis der Gegenseitigkeit für einen wirklichen Herrn durch.

Bei Eingang der bestellten Waren stieg die Wichtigkeit der Verrichtungen auf dem Kontor und im Magazin ins Erhabene. Der bedungene Preis wurde erhöht um die Unkosten von Verpackung, Transport und Versicherung, und danach gemäss dem Tageskurs in Holländisch Geld umgerechnet. Diese Berechnung war die ganz spezielle Aufgabe von Pompile, der sehr geschickt darin war . . . es geworden war nach vielen Jahren Murksens, sagte der altertumskundige Gerrit. Gut, nun verstand doch Pompile diese Kunst! Bei Verkauf schlug man etwa fünfzehn Prozent drauf auf den Einkaufspreis, und der Cyclus von Berufsweisheit war abgelaufen . . . bis aufs Verblüffen, Liebkosen, Streicheln und Betrügen der kaufenden Ladenhändler. Auch in diesem Teil der »Branche« war Pompile ein erster Meister. Selbst Wilkens musste zugeben, dass . . . u. s. w.

Keiner von diesen Herren hatte jemals etwas anderes gethan, keiner von ihnen hatte sich gesehnt nach anderer Anstrengung. Sie fühlten sich vollkommen gesättigt. Selbst die Buchhalterei des alten Dieper ging über ihren Horizont. Sein Memorial und sein Journal und sein Hauptbuch waren geweihte Laden, an die niemals jemand die Hand zu legen wagte. Richtig betrachtet, übertraf sogar der alte Gerrit die Herren Chefs in Menschenwert: er konnte etwas! Eine seiner Hauptfähigkeiten bestand in einer schier nicht zu überlistenden Kenntnis der Geldsorten, und seine »Würfe« beim Zählen waren Monumente der Regelmässigkeit. Es war schade, die Sechst'halben zusammenzustreichen, die von ihm in symmetrischen Reihen zur Schau gebreitet wurden . . . silberne Verse wahrlich! Und dann der noch immer respektable Überschuss seiner Geschicklichkeit im Packen . . . wohl zu verstehen, wenn es ihm gelegen kam, nicht steif zu sein von Rheumatismus. Dennoch musste jeder Vorurteilsvolle

Digitized by Google

zugeben — und es bestand Grund zu Vorurteil — dass Walther ihn hierin mit Riesenschritten überholte, wie wir seiner Zeit zu sehen kriegen werden.

Zweimal im Jahre ging Wilkens auf Reisen und spielte dann bei Ladenhändlern die Rolle, wozu er selbst gewohnt war ausländische Reisende zu verurteilen, die das Unglück hatten, von seinem Wohlwollen und seiner Geschäftskenntnis abzuhängen. Die Götter sind gerecht! Dann wurde er gehörig bestraft in seinem sündigen Fleck, und musste bisweilen zwölf Male vergebens um Zugang bitten — der von Moore besungene Paradieses-Peri! — um durchzudringen zum Hinterstübchen in einem Lappenladen. Ein andermal liess man ihn vor der Tonbank Schildwache stehen und abwarten, was ein schnippisches Ladenmädchen — der »M'nheer Wilkens« loci — über ihn zu entscheiden belieben mochte. Gewisse Überlieferungen sagen, dass er sich bei solchen Gelegenheiten mehrmals dazu hergeben musste, mit seinem wachstuchenen Musterpacket unter dem Arm — und dem vorgeschriebenen Gefügigkeitslächeln auf dem Gesicht — stundenlang auf der Treppe draussen im Regen zu warten: »weil er im Laden den Kunden im Wege stände«. Es versteht sich von selbst, dass diese Handelsliebkosung beantwortet wurde mit einem allerhöflichsten:

— Mit Vergnügen, Fräulein!

Von einer Qualität, die den Commis voyageur kennzeichnet, muss ich Wilkens total freisprechen. Niemals erzählte er Anekdoten aus einem Almanach. Es scheint, dass seine Vornehmheit sich hiergegen sträubte. Wo er meinte, sein offizielles Handelsgewand einen Augenblick ablegen zu dürfen, beschränkte er sich darauf, langes und breites über einen Bankerott zu erzählen, aus dem er durch eine besondere, ihm allein eigene Fixigkeit seinem Chef ein ganzes Prozent mehr zu besorgen gewusst hatte, als die übrigen Gläubiger empfingen. Über das vergoldete Kupfer-Schnupftabaksdöschen, das ihm diese Heldenthat eingebracht, huschte er flüchtig hin . . . aus Bescheidenheit, sagte er, aber

Digitized by Google

wenn es nötig wäre, würde er es noch immer zeigen können. Und wer dann nicht ausdrücklich nach diesem Ritterorden fragte, den fand er unhöflich. Sein zweites Paradepferd beim Dessert war die rührende Lebensgeschichte von drei Stücken Bielefelder Leinen, die von einem Unkundigen für irisches Fabrikat angesehen waren, ein Versehen, aus dem unzweifelhaft ein Prozess entstanden sein würde, wenn nicht er, Wilkens — »denn, meine Herren, das ist nun eigentlich meine Branche!« — als Sachverständiger oder Schiedsmann die Sache zu einem fröhlichen Ende zu bringen gewusst hätte, und zwar durch die Bemerkung . . . u. s. w. Dass diese beiden Geschichten seiner Unterhaltung einen besonderen Geselligkeitsduft mitteilten, ist nicht zu bestreiten. Doch er war sehr sparsam damit, denn: »es giebt Reisende und . . . Reisende, sagte er, und heutzutage ist nicht jeder auf der Höhe, um eine gute Unterhaltung zu würdigen«.

— Und, junger Herr, sagte Dieper, wie muss ich es nun machen mit dem Wechsel im Judenviertel? Es ist 'n schmieriges Papierchen, junger Herr!

— Ja, Dieper, das ist es! Warum sagen Sie es nicht Papa? Dieser Gerrit . . .

— Gewiss, junger Herr! Ich habe mit dem alten Herrn bereits mehrmals darüber gesprochen. Aber Sie wissen, dass er nicht gern . . .

— Wissen Sie, was Sie thun, Dieper? Schicken Sie ihn!

Und den Daumen über die Schulter gerichtet, wies er unsern Walther an.

— Nicht wahr, Sie können doch wohl Geld in Empfang nehmen?

Walthers Gesicht heiterte sich auf bei dem Gedanken, dass er etwas können sollte.

— Es ist sehr gefährlich, M'nheer, sagte Wilkens.

— Dem Kassierer wage ich den Wechsel nicht zu geben, klagte Dieper. Er ist zu schmierig! M'nheer hat es mir verboten, weil er wohl mal einem von den Direktoren der Kasse in »Doctrina« begegnet. Und, sagt M'nheer, es

steht nicht gut . . . solche schmierigen Wechsel. Und das ist wohl wahr, junger Herr!

Noch immer werden einige Leser die wahre Bedeutung dieses eleganten Ausdrucks nicht begreifen. Ein »schmieriges Papierchen« ist ein Accept von jemand, der keinen Namen auf der Börse hat. So ein Mann möge solide sein, ehrlich, treu seinem Wort, es hilft nichts. Die von ihm gezeichneten Stücke sind »schmierige Papierchen«, und solche befanden sich manchmal bei den Geldsendungen von kleinen Ladenbesitzern in der Provinz. In diesem besonderen Fall jedoch schien mehr als gewöhnlicher Grund zu Misstrauen zu bestehen. Der Mann, von dem hier die Rede ist, wohnte in einer Querstrasse einer Quergracht im Judenviertel, und Gerrit, der mehrmals Geld bei ihm empfangen hatte, klagte, dass er »bei dem Kerl« all seine Münzkenntnis nötig hätte, um nicht zu kurz zu kommen. Der Acceptant lockte ihn stets in ein dunkles Hinterzimmer, wo eine sehr grosse Familie hauste und das schlecht erleuchtet war: 'ne Höhle, sagte Gerrit. Und ein ordentlicher Tisch, um Geld zu zählen, wäre auch nicht da. Selbst der Fussboden könnte dazu nicht dienen, denn der sei voller Risse und Löcher, und wenn man es trotz alledem versuchte, liefen oder rollten die zahlreichen Kinder ganz unprosodisch durch die Würfe hin. Kurzum, die Wohnung dieses Juden war ein Garten der Hesperiden, wo es wenig anderes zu pflücken gab als die Aussicht, gepflückt zu werden. Und: »darauf legt der Kerl es an!« sagte Gerrit.

Dies alles war dem jungen Herrn Pompile bekannt, und dennoch drängte er darauf, dass Walther beauftragt würde mit der Einkassierung dieses »schmierigen« Wechsels.

— Sehn Sie, Dieper, es ist von Nutzen für ihn, dass er alles lernt.

— Gewiss, junger Herr, aber . . .

— Und wie sonst? Gerrit ist steif von Rheumatismus . . . sagen Sie das Papa. Und wenn nu Petersen das Geld empfängt . . . hm, ich will nur sagen, dass er alles lernen muss.

Digitized by Google

Der wahre Grund, der Pompile so hartnäckig auf seinem Vorschlag bestehen liess, war einigermassen anders. Er hoffte, dass der Jude unserm Walther ein paar falsche Stücke in die Hand stecken würde, oder dass ein anderes Defizit sich ergeben würde. Hieraus wollte er Münze schlagen in seinem ewigen Kampf mit dem steifen Rheumatismus von Gerrit. An den Nachteilen, die Walthers Unerfahrenheit im Gefolge haben konnte — und die mit etwas Überlegung wohl auf »Haushaltung« abgewälzt werden konnten — würde er nur mit einem halben Kindesanteil beteiligt sein. So viel wollte er nun wohl mal zum Opfer bringen, um erlöst zu werden von einem Knecht, der ihn als kleinen Jungen gekannt hatte, und . . . mehr, als angenehm war, in die chronique scandaleuse seiner Jugend eingeweiht war. Sehr skandalös nenne ich diese Chronik wiederum nicht. Doch Pompile bildete sich dies grossmütig ein, waren denn auch seine Abweichungen vom Pfade der Tugend gewöhnlich mit ein paar Sechst'halben zu decken gewesen. Alle Ware ist nach ihrem Gelde, bis auf die Excesselchen gewisser Leute.

Er drückte also die Sache durch. Walther nahm das schmierige Papierchen in Empfang, das nicht unreinlicher aussah als andere Wechsel, und barg es mit strenger Sorgfalt in seinem patriarchalischen Taschenbuch. Die in Empfang zu nehmende Summe betrug einige hundert Gulden. Wilkens gab ihm einen Geldsack mit, und viele Ermahnungen, gut auf sein Zählen zu achten.

Innerhalb einer Stunde war Walther mit dem erforderlichen Betrag zurück. Bis auf etwas aussergewöhnlich eckige Scheidemünze bestand er in glänzenden Ducatons mit unbeschnittenem Rand. Gerrit selbst, dem sie von Dieper später als eine Merkwürdigkeit gezeigt wurden, musste zugeben, dass man sie selten so zu sehen kriegte, und dann . . . »von so 'n schmierigen Juden!« Es ging über seine Begriffe, und da ich dasselbe bei dem Leser voraussetze, will ich die Ursachen dieses guten Ausgangs in einem folgenden Kapitel

Digitized by Google

mitteilen. Ich muss zugeben, dass ich mit Vergnügen das Kontor der Herren Oldetied & Kopperlith ein Augenblickchen verlasse. Sobald wie möglich kehren wir ihm mit wohlgemeintem Abscheu den Rücken zu. Doch man bedenke, dass Autoren und Lehrjungens in ihrer Arbeit und ihrem Aufenthalt nicht freie Wahl haben. Meine nächstliegende Pflicht war nun einmal die Beschreibung einer bestimmten Menschenrasse, der Feuerländer, Huronen und Irokesen zu verdanken haben, dass sie nicht das allerletzte Glied sind, das den Menschen mit den Tieren verbindet.

LXII.

Unmöglichkeit eins der erhabensten Kennzeichen des Wahren. Der Ruhm der heutigen Batavier, unbeschadet batavischer Bescheidenheit einigermassen begründet. Handel, Nationalökonomie und ‚Petite Voirie' aus der Vorzeit. Neuer Beweis von der hochgradigen Insolidität des Autors, der, anstatt mit den versprochenen Ducatons, den Leser mit „Alt-Rost" abfertigt.

Der Leser wird also eingeladen, einige Schritte mit dem Autor zurückzugehen, um danach mit ihm Walther nach dem Judenviertel zu begleiten. Man muss schon sehr dürftig bedacht sein mit der spezifisch dichterischen Begabung der Assimilation, um den Familienzug zu übersehen, der diesen Zug der Ausschreitung ähnlich sein lässt, derer sich einmal Prinzess Erika schuldig machte. Wir wissen, dass sie dahin ging, um sich zu erfrischen durch ein Bad im Gemeinen . . . oder für gemein Geltenden. Sie wollte den Ekel abspülen, den ihr der Hofton verursachte. Uns ist nun auch übel von den Herren Oldetied & Kopperlith, sei's denn auch, dass wir uns von etwas ganz anderem zu reinigen haben als Nachgeschmack von übertriebener Höfischkeit. Viel weiter also als bis zu einer gewissen Gleichartigkeit des Eindrucks geht diese Übereinstimmung mit Prinzess Erika nicht. Wir brauchen wahrlich keine seidenen Strümpfe anzuziehen, um Walther zu begleiten, und auch verspricht der Autor auf Ehrenwort, dass er die Jungfernbirnen in Ruhe lassen wird. Diese Enthaltung von prinzesslicher Excentricität ist um so mehr angebracht, als die Birnensaison noch nicht angebrochen war. Der Wechsel, den Walther einkassieren sollte, verfiel am

Digitized by Google

soundsovielten des Sommermonats, oder vielleicht im Juli, doch sicher lange vorm Herbst. Es ist dem Leser bekannt, dass noch immer eine anständige Familie in der Stadt war, und dass also das Herbstobst noch an den Bäumen hing, weit ausserhalb der Stadt. In einer zukünftigen Kritik über mein Werk glaube ich zu lesen, dass also auch der tolle Streich von Prinzess Erika höchst apokryph ist, eine Bemerkung, die mir die willkommene Gelegenheit bietet, noch einmal hinzuweisen auf meine hochgradige Wahrheitsliebe. Wo keine Birnen sind, kann nicht mit Birnen geworfen werden. Wer also im Widerspruch mit dieser allgemein bekannten Wahrheit dies Werfen mit unmöglichem Obst als geschehen hinstellt, hat eine Lüge ausgesprochen. Wer Lügen aufzutischen wagt vor einem entwickelten Publikum, muss seiner Sache wohl sicher sein und so fest stehen in dem Kothurn seiner Überzeugung, dass er das Sichstützen auf kleine Wahrscheinlichkeitchen entbehren kann. Nur Fälscher sind genau in Nebensachen, und wer solche Nebensachen zu vernachlässigen wagt mit einer an Unverschämtheit grenzenden Sorglosigkeit, ist . . . ein Evangelist. Seht da die Gründe, weshalb der geringste Zweifel an der Glaubwürdigkeit meiner Botschaften — froh sind sie nicht immer . . . nun ja, aber es sind dennoch Botschaften! — für Gotteslästerung erklärt werden muss. Wozu sollte der Glaube dienen, wenn ein Prophet bei all seinen anderen Pflichten sich auch noch der Ungereimtheit würde enthalten müssen? Um des Himmels willen, Leser, ich frage dich, wie konnten da Jungfernbirnen in Amsterdam sein? Mit der bekannten Feinheit der Schrifterklärung, die keineswegs in Widerspruch steht zu dem gläubigen Annehmen der gröbsten Ungereimtheit — was ich im Vorbeigehen beweisen wollte — hat der gescheite Leser bereits lange berechnen können, dass der schmierige Wechsel, mit dessen Einkassierung in der Saurengurkenzeit Walther beauftragt wurde, kein Saisongenosse sein konnte von solchen Projektilen. Dies ist jedem bekannt, der Verstand von Obst und Gurken hat, Händlern in Weissgrund-dreifarb, Philo-

sophen, Gärtnern und ähnlichen Leuten. Die nichtsnutzige Erika hatte also noch etwas ganz anderes begangen als Schelmenstückchen oder einen Excess, sie hatte etwas Unmögliches verrichtet: ein Wunder! Und so weit hatte Walther es noch immer nicht gebracht. Er ging im Gegenteil noch immer sehr niedergebeugt unter dem Gewöhnlichen, und hatte all seine Geisteskraft nötig, um nicht zu unterliegen unter seinem überspannten Pflichtgefühl.

Mit einem Gewicht, als sei der ganze Betrag des acceptierten Wechsels in Kupfergeld an seine Hacken geheftet, schritt er über den Weg. Er drückte die linke Hand steif gegen die Brust, worauf das seiner Ehre anvertraute Pfand ruhte, und hielt seine rechte Faust geballt, um den ersten besten niederzuschlagen, der die Absicht zeigen möchte, ihn zu berauben, d. i. die Herren Oldetied & Kopperlith. Sicher, es hätte eine sehr starke Bande sein müssen, der dies geglückt wäre! Glorioso mit all seinen Kameraden und in seiner besten Zeit — vor jener lähmenden Liebe nämlich zu zwei Prinzessinnen, einer Markgräfin und drei höchst unschuldigen Landmädchen — Glorioso selbst würde sich verrechnet haben, wenn er, sich stützend auf die Herzlichkeit der alten Relation in der Herzenstrasse . . . nun, Glorioso war nicht da, und die Marter des Konflikts zwischen Seelenverwandtschaft und Pflicht blieb Walther diesmal erspart. Die einzige Gefahr, die ihm begegnete, zeigte sich in der Gestalt eines Kindermädchens, das nach dem Weg fragte. Walther schritt an diesem Beginn von Verlockung zur Pflichtversäumnis vorüber mit zusammengekniffenen Lippen und . . . blutendem Herzen. Denn es kostete ihn viel, unwirsch zu sein gegen jemand, der seine Hülfe anrief. Mochte dies Kindermädchen eine Bande verkleideter Räuber gewesen sein, dann blieben diese Industriellen total unentschädigt für die Unkosten ihrer Vermummung. Nicht so bequem entriss man unserm Helden ein Papierchen, das ihm von seinen Auftraggebern anvertraut war!

Er murmelte sich all die Vorsichtsmassregeln vor, die er in acht zu nehmen haben würde. Dieper hatte ihm anbe-

Digitized by Google

fohlen, das kostbare Stück, das von dem jungen Herrn Pompile quittiert war, nicht eher aus den Händen zu geben, »als bis er Geld sähe«. Und . . . nicht eher zu quittieren, »als bis er Geld hätte!« Denn auch er selbst musste unterzeichnen . . . warum, weiss ich nicht. Es war so die Gewohnheit, und eine Gewohnheit, die ihm entzückend vorkam: »em . . . pfan . . . gen . . . Wal . . . ther . . . Pe . . . ter . . . sen«. So würde da stehen in seiner allerschönsten Schrift. Und das würde aufbewahrt bleiben. Und einmal würde der Nachsasse starren und lugen auf diese Buchstaben und ehrerbietig flüstern: sieh, auf diesem Papierchen hat sein Puls geruht! Dies hat er geschrieben, er, der . . . ja, was? Hier strauchelte Walthers Einbildung, wie es jedesmal geschah, wenn er Vorschuss nahm auf eine Zukunft, die so wenig dem Gegenwärtigen gleichen würde. Und dann zog er seine erschreckten Fühlhörner ein, und zwang sich, zurückzukehren zu seinem Ausgangspunkt in der Wirklichkeit. Er schob den Nachsassen — bis auf weiteres! — auf die Seite, und gelobte sich, nicht eher zu zeichnen, als er nicht Geld sähe und hätte. So hatte Dieper gesagt! Und in seinen Gedanken machte er schon den Schnörkel fix und fertig, womit er seine Handzeichnung bekräftigen und zieren wollte. Es sollte eine Schlange sein, sich schlingend um und durch die Pfeiler eines Gitterwerks. Der Schwanz musste so grimmig wie möglich in drei Tüpfel beissen, hübsch im Glied zwischen ein paar parallelen Linien, und der Kopf kriegte die Aufgabe der gleichsam zufälligen Krönung des P. In dieser Wendung würde die Feinheit liegen, und Walther machte sich bereit zur Ausfertigung eines Manifests, durch das alle ungekrönten Autographen, die jemals von ihm in Umlauf gebracht werden mochten, als betrügerisch erklärt wurden, als falsch und als total wertlos sowohl in juristischer Beziehung als auch in Sachen posthumer Heldenverehrung.

Dies alles war also gehörig festgestellt. Aber . . . das Zählen! Eins, zwei, drei, vier . . . dies würde wohl gehen. Es blieb jedoch die Frage, was man ihm zu zählen geben

Digitized by Google

würde. Dubbeltjes? Stüber? Deute vielleicht? Auch dies schreckte ihn nicht ab. Aber . . . die »Pietjes«? Die »Dreizehnt'halben«? Die »Schillinge«? Die »Sechst'halben«? Oder — ärger noch! — all diese Münzsorten durcheinander? Hm, schwierige Sachen! Sobald er König wurde, würde er . . . ach, dies war wiederum die Frage nicht. Er war kein König. Er war jüngster Angestellter bei den Herren Oldetied & Kopperlith, und in diesem Augenblick beauftragt mit dem Empfange und ordnungsgemässen Abliefern einer grossen Summe Geldes. Dies war seine nächstliegende Pflicht, und hieran hatte er also nur zu denken.

Nun, dies that er! Ermüdet von Diensteifer schritt er zwischen den Büdchen und Auslagen hin, die die Sankt-Anthonies-Breitestrasse einem aufgestörten Ameisennest so auffallend ähnlich machen. Der Unterschied liegt grossenteils nur darin, dass man sehr lange danach gucken muss, um klug daraus zu werden. Walther hatte Mühe, seinen Weg zu finden. Von Betrachtungen über das sonderbare Haushalten an der freien Luft, das da des Beobachters Blicken sich bot, konnte bei ihm keine Rede sein. In seiner Eigenschaft als heranwachsender Amsterdamer war er ebensowenig entwickelt genug, um sich zu ärgern an all dem Unschönen, das er zu sehen kriegte, als um Interesse zu empfinden für das Charakteristische dieser Hässlichkeit. Sein Standpunkt, bezüglich dieses Letzteren vor allem, wies ihm einen Platz an weit unter Prinzess Erika, die nach dem Zeugnis glaubwürdiger Zeitgenossen die Stunde, die sie im Amsterdamer Judenviertel verbrachte, für eine der interessantesten ihres Lebens erklärte. Eine Revue von dreissigtausend Mann Linie — sollte sie im Vertrauen gesagt haben — mit viert'halb Batterie Artillerie und Begeisterung wäre nichts dagegen. Auch die Oper nicht. Und besonders kein Hofball. Und kein Museum von mittelalterlichen Altertümern. Sobald diese Eingenommenheit für ihre spasshafte Exkursion zu den Ohren von »echt-vaterländischen« Zeitungsschreibern kam,

Digitized by Google

wurde sie von diesen achtungswerten Industriellen zum Text von schönen Lobliedern auf die niederländische Nation erkoren. Eine ausländische Prinzessin hatte die Gnade gehabt, unser Judenviertel in Augenschein zu nehmen! Alle Abonnenten fühlten sich geschmeichelt durch diesen aufs neue erwiesenen Ruhm der absolut nicht umzubringenden Batavier, nur erreicht durch die Bescheidenheit, mit der sie stets all diesen Ruhm zu verdecken trachten. Die nationale Vortrefflichkeit wogte über den Rand der Karte hinaus und besündflutete die Nachbarn mit unwiderstehlichem Kitzel zu ohnmächtig-neidischer Hochachtung. Die näherwohnenden Stämme völkerwanderten denn auch nach dem fernen Westen, verzweifelnd den Wettkampf aufgebend gegen so ein vernichtendes Übergewicht in Sachen Volksvollkommenheit. Das weiterabliegende Europa, müde des erstaunt-Dastehens, fiel um vor Erstaunen. Sogar der berühmte ausländische Mr. Chose nannte in einem Verschen unsern Namen. Fürsten und Fürstinnen fühlten Hunger und schmachteten nach dem Abfall von holländischer Glorie, und die amsterdamer Bürgerväter — anderswo Bürgermeister genannt — unter deren Hut dieses Judenviertel sich so prächtig entwickelt hatte . . .

Ich denke über dies alles einigermassen anders als diese Zeitungsschreiber, vielleicht wohl, weil ich mich nicht beirren lassen brauche durch den Geschmack von Abonnenten. Dass die Bürgervaterei in Walthers Zeit eine höchst anständige Branche war, kann wahr sein. Wir besitzen noch immer die Hochzeitsverse und Gelegenheitsgedichte, die diese Herren sich von den charaktervollen »Poeten« dieser Zeit auftischen liessen . . . Muster von Geschmack, von feiner Lebensauffassung, von Schönheitsgefühl, Sittlichkeit u. s. w. Doch trotz dieser Sachen würde ein bisschen Unterricht in »petite voirie«, in Wegeaufsicht und Verkehrsregelung ihnen keinen Schaden gethan haben. Diese sehr nützliche Wissenschaft, Leser, wurde früher in Niederland ziemlich nachlässig betrieben.

Digitized by Google

Die Ursache ist einfach. Es herrschte damals eine unerhörte Vetternwirtschaft. Die Frage war nicht, wer Zeichen seiner Fähigkeit und seiner ehrlichen Absichten gegeben hatte, man regelte die Ernennungen . . . nach diesen Hochzeitsversen, glaube ich. Dies ist jetzt anders. Das Volk wählt seine Vorgänger und Bevollmächtigten, und sorgt also wohl dafür, dass keine unfähigen oder gewissenlosen Leute ans Ruder kommen. Seit mehr als fünfzig Jahren bereits ist es für blasierte Prinzessinnen nicht mehr der Mühe wert, sich zu ergötzen im Judenviertel, früher so ungemein anziehend durch die Schönheit des Hässlichen.

Wie die Querstrasse beschreiben, wo Walther schliesslich landete? Zu urteilen nach der Dichtigkeit der wimmelnden Menge, die — immer dennoch in der eigenartigen Erscheinung von Leuten, die auf Nachbarschaftsbesuch gehen — sich auf der Strasse drängte, mussten all diese Wohnhäuser leer stehen, von den Kellern ab bis hinauf zu den obersten Stockwerken. Noch immer herrschte in dieser Gegend — interessant war es, darin hatte das Prinzesschen recht! — noch immer sah man da die Ordnung oder Unordnung eines Volksstamms, schwärmend in der Wüste. Die Leinewand der Zelte war Holz und Stein geworden, und den Sand der Heide entbehrend — denn als Heide präsentieren sich diese Sandseen — begnügten sich die zum Stehen gebrachten Nomaden mit Schlamm oder Staub auf Pflastersteinen und Klinkern. Was sie für die üppigen Grasarten der bewässerten Flecken in Ersatz erhielten, weiss ich nicht. Doch, auch ohne die geringste Vergütung für die hier und da ausgebreiteten Schönheiten in ihrem früheren Aufenthalt, noch immer war diese Strasse selbst, und nicht das Zelt von Kalk und Stein, ihr geliebtes Domizil. Die Löcher, die sie behaupteterweise bewohnten — Faustschläge ins Gesicht der Zivilisation . . . in Walthers Zeit! — waren höchstens gut genug, um darin zu schlafen, und nicht einmal unbedingt. Sobald das Sommerwetter die Täuschung erlaubte oder ermutigte, dass man sich aufs neue in den vorväterlichen Erbstrichen befinde, nahm

Digitized by Google

das sonderbare Völkchen dies auf als ein Signal, dass die Zeit wieder angebrochen sei des Lebens an offener Luft und der Rückkehr zu vorkananäischen Sitten . . . mit Ausschliessung gleichwohl der seit langem verjährten Streitbarkeit. Sie verbrachten den grössten Teil des Tages zwischen den Reihen der Zelte. Da sassen sie, da lagen sie, da schliefen sie. Da wurde gegessen, getrunken und gearbeitet, d. i. Handel getrieben. Da lebten sie.

Aber dieses Leben war sonderbar, und es entging in seinen Hauptmomenten der Wahrnehmung ihrer Mitbürger von anderem Ursprung und gebührlicherem Glauben. Wer diese Gegend betrat und mit vornehm-dummer Achtlosigkeit sein Auge hingleiten liess über diese seltsamen Gestalten, sah nur die sehr bekannte Aussenseite. Alles war da, um Handel zu treiben, oder besser, um, wenn möglich, etwas zu verkaufen, denn wer eigentlich auf diesem sonderbaren Markte die Käufer waren, blieb ein Mysterium. Kauften diese Strassenkrämer voneinander? Trieben sie Tauschhandel in Scharteken, Lumpen und verrosteten Nägeln? Wenn ja, was assen sie? Oder besser: welche Produktion lieferte den Kapitalsüberschuss, aus dem die Lebensmittel bestritten wurden? Und die Hausmiete? Und die Kleider, doch durchaus nicht ärmlich auf Fest- und Feiertag?

Ganz zu Anfang dieser Geschichte habe ich erklärt, dass sie datiert von vor der Entdeckung der Nationalökonomie. Dem ist gewiss zuzuschreiben, dass zu Walthers Zeit sich niemand die Frage vorlegte, wer wohl die Waren konsumierte, die hier in unabsehbaren Reihen von kleinen Buden zur Schau gestellt wurden. Die Wörter »Reihe« und »Bude« sind wohl etwas pompös. Ordnung und Regel gab's nicht: alles stand und lag voll. Und was die Buden angeht, die meisten Kaufleute hatten diesen Luxus unterdrückt und breiteten ihre Waren auf einem alten Segeltuch aus. Andere verschmähten auch diese Umständlichkeit und benutzten das schmutzige Strassenpflaster als Tonbank und Auslagekasten. Und was man da alles fand! Da lag Eisenwerk . . . so hoch betitelte

der aufrichtige Kaufmann seine Waren nicht — nehmt euch ein Beispiel dran, aufgeblasene Koprolithen von der Kaisergracht! — er nannte sich: Händler in Alt-Rost. Der Mann behauptete nicht, Eisen zu verkaufen, er verkaufte Rost von Eisen. Und selbst keinen frischen Rost. Er verkaufte Alt-Rost oder Alt-Gerostetes oder Dinge, die alt und verrostet waren, gewesene Gegenstände, zerfressen von Rost alten Datums. Und auf noch niedrigere Staffel stellte sich unser Kaufmann. Er nahm den Namen an von den Waren, »worin er machte«, und fand nichts Besonderes darin, wenn man ihn selbst ansprach als das hochbejahrte Oxyd eines vormaligen Nagels: er hiess Alt-Rost. Ist mehr Bescheidenheit denkbar?

Da lagen also Öfen, halbe Öfen, Fragmente von Öfen. Da lagen zweibeinige Dreifüsse, gegen ihre Amputation protestierend durch eine Berufung auf die klassische Bedeutung ihres Namens. Da lagen Roste ohne Stäbe, Mutter an Mutter ohne Nachkommenschaft, Schrauben ohne Mutter . . . Niobes und Waisen. Da lagen einsame Klauen von Zangen, und Lametten von Scheren, grausam geschieden von ihren Zwillingsgeschwistern. Da lagen enthauptete Nägel, zahnlose Sägen, Meissel ohne Schneide, Schlösser ohne Feder, Schlüssel ohne Schloss, Haken ohne Öse, Ösen ohne Haken, Schnallen ohne Zunge. Da lagen Scharniere, Fassreifen, Stifte, Krampen, Ringe, Thürklinken, Fensterriegel, Schiebriegel, Säbel, Bajonette, Beile, Hämmer, Feuerhaken, Kohlenschippen, Töpfe, Pfannen, Kessel, Deckel. Da lag alles, was jemals von Eisen hätte verfertigt sein können, doch unbrauchbar jetzt, verdreht, geborsten, gespalten, verrenkt, inkomplett, und vor allem: verrostet! Dies schien Erfordernis bei diesem Handel. Vielleicht war der Kaufmann an diese Eigentümlichkeit gebunden durch die Gewerbesteuer, indem er wohl für Rost, doch nicht für Eisen eingetragen war. Und nun sprach ich nur erst von Dingen, die einen Namen haben oder vielleicht einmal einen Namen gehabt haben konnten. Und wir standen nur erst einen Augenblick still allein vor der Auslage von Alt-Rost.

Digitized by Google

Die Beschreibung des übrigen Teiles des »Markts« übersteigt mein Talent noch mehr als die Inventur dieser gewesenen Eisenwaren. Man konnte dort kaufen — doch wer kaufte nur etwas? — da waren zu haben: saure Gurken, Rinderbraten, Nieren und Lunge, nüchternes Kalbfleisch und andere Speisen, gekocht und ungekocht, mit oder ohne Sauce. Da wurden alte Lappen und Lumpen verschleisst, und Stücke Leder, und Knochen, und pensionierte Hüte, und Streifen Filz, und Gemälde ohne Rahmen, und Rahmen ohne Gemälde. Und Bilder und Bücher. Und Bucheinbände ohne Blätter, Blätter ohne Einband und Titel. Und Landkarten, nicht ohne Jagd auf Symmetrie recht hübsch zu vieren oder sechsen zerschnitten, um en detail an den Mann gebracht zu werden für den möglichen Fall, dass ein ganzes Land oder ein Weltteil den Etat des Käufers überschreiten möchte. Und verschlissene Kleidungsstücke. Und geflicktes Schuhzeug, um nun nicht zu reden von dem ungeflickten. Da lag Kinderspielzeug, das viel erlebt hatte, zwischen einem Tumulus von Sauerkohl und einer Trophäe von Hufen und Hörnern. Da drüben stand ein Handelskarren, beladen mit Töpfchen Pomade und lateinischen Dissertationen, mit Almanachen und Silhouetten von vergangenen Jahren und Predigern. Auch Möbel waren da. Und es gab da Porzellan und Glaswerk, und Töpferware, und Hausgerätschaften . . . ja, was gab's da nicht! Und das alles war gebrechlich, geleimt, verklammert, unansehnlich, unvollständig, scheinbar zu nichts dienlich und für niemanden brauchbar, was doch nicht der Fall gewesen sein kann, denn das Völkchen lebte von dem Handel in diesen Trödelwaren, und dies beweist das schier Unglaubliche.

Doch, ich sagte es bereits, dieses Leben war sonderbar. Auch sprach ich von der dummen Vornehmheit, die in diesem allen keine Anleitung zum Nachdenken findet. Schon das, was man sieht, würde hierzu herausfordern können, und um dies darzuthun, genügt das wenige, das ich davon nannte. Doch wie würde es sein, wenn wir mit dem Auge des Geistes

Digitized by Google

etwas tiefer eindrängen? Die Bewohner dieses Ameisenhaufens sind . . . Menschen. Das ‚nil humani alienum‘ möge nun auch nicht just im philosophischen Sinne ein Artikel in ihrem alltäglichen Katechismus sein, dennoch ist dies Wort vollgültig auf sie anzuwenden in seiner physischen und gesellschaftlichen Bedeutung. Und, auch psychologisch gesprochen, es würde ein widersinniges Wagestück sein, ihnen die Empfindungen abzusprechen, die der . . . Halb- und Verkehrtgebildete so gern als das ausschliessliche Eigentum der »vornehmen Klasse« erscheinen lassen will. Diese Strassenhändler haben Wünsche und Kummer. Sie kennen Freude, Hoffnung, Enttäuschung . . . Ehrgeiz vielleicht. Sie wissen — so gut wie andere doch, und warum nicht? — was Liebe ist. Wahrlich, es ist etwas Menschliches in solchem Alt-Rost und in dem alten Grossmütterchen da drüben an dem Karren mit »Sauer«. Feigen verkauft sie auch. Sieh, wie hübsch halbdecimal sie sie zu je fünfen auf Stöckchen gespiesst hat. Solch Stöckchen kauft die Jugend für einen Deut. Der Gewinn ist gross, denn das ganze Gebinde ist ein unfreiwilliges Geschenk vom Krämer, der das Ding zum Laden hinauswarf, weil der Zucker nach zwanzigjährigem Lagern sich in etwas wie Alkohol und stark riechende Hefe umzusetzen begann. Ja, der Gewinn ist enorm . . . wenn die Jugend diese Pflöckchen kauft. Wenn! Denn — und da sehe man die Ursache meiner nationalökonomischen Bekümmerung — woher kommt dieser Deut? Die Väter und Mütter, die ihn hergeben müssen, handeln dicht neben der Feigen- und Sauerfrau in ranziger Kokosnuss und curaçaoschen Ölnüsschen. Muss das Geld, das ihr Kind an diese Feigen wendet, nicht erst — und zwar über das streng Notwendige für Lebensunterhalt — überverdient sein an ihrer eigenen Ware? Und wer kauft diese Ware? Wieviel Brocken Kokosnuss, wieviel von diesen westindischen Böhnchen müssen die Enkelkinder von der Sauerfrau bei Nachbar sich geleistet haben, um ihn in stand zu setzen, sein kleines

Digitized by Google

Volk mit ihren Feigen zu traktieren? Wieviel Feigen muss sie verschleisst haben an seine Kinder, ehe sie den Deut über hat, womit ihre Naschmäulchen den Kaufpreis seiner Ölnüsschen entrichten? O Tiefe der Verborgenheit beider, der Kenntnis sowohl wie des rechten Begreifens dieses Amsterdamer Judenviertels!

LXIII.

Ein allerwichtigstes Geschichtchen. Nach dem Beiwohnen eines Mittagmahls an freier Luft wird der Leser herangekriegt zu einem mühseligen Zuge nach der dritten Etage, wo Walther noch immer nicht ermordet wird. Über die Enttäuschung des auf Romantik versessenen Lesers wird der Autor sich zu trösten wissen. Quo non ascendam?

Bleiben wir bei der guten alten Frau mit den Feigen, deren Seelengeschichte ich im Augenblick suche.

Denn . . . eine Seele hat sie. Und eine Geschichte auch. Sie ist Säugling gewesen. Sie ist Kind, Jungfrau, Braut, Eheweib, Mutter geworden. Und nun ist sie Grossmutter. Vielleicht schon mehr als das. Niemand durchläuft eine so lange Bahn, ohne zum mindesten etwas aufzufangen von den Eindrücken, denen er unterworfen wird. Sie hat viele gekannt, einzelne gehasst, einige lieb gehabt, mehr vielleicht als einige oder viele: einen! Und es waren welche, die sie liebten. Wer, wie, warum? Was geht uns dies an? Es muss so gewesen sein. Sie ist Mutter geworden, und wurde also einmal auserkoren, war es denn auch nur mit der Auserkorenheit eines Augenblicks. Viele von ihren Beziehungen hat sie überlebt, und also am Totenbette gestanden von Bekannten, Freunden, Verwandten, Lieblingen. Auch mit Politik ist sie in Berührung gekommen, sintemal niemand gänzlich dem Einfluss entgehen kann, die diese ausübt auf jedermann. Da, da und da hat sie ihr Krämchen zur Seite rücken müssen oder gar gänzlich schliessen und vielleicht wegschleppen müssen, weil ein Prinz vorbeikommen

Digitized by Google

sollte, weil ein Kaiser Geburtstag hatte, weil die Christen einen Bettag abhalten wollten oder eine Dankstunde. Vielleicht auch wohl einmal, weil der Bürgermeister nicht bei Humor war, denn in besonders freien Landen ist nichts freier als die Launen der kleinen Herren. Hing nicht auch sehr häufig ihr Handel ab vom Strassenrumor der Revolutionen? Wissen wir denn nicht, wie die Steine, die von den grossen Männekens du jour in den Ocean der Weltgeschichte geworfen werden, Kreise bilden, rundum weiterwellend bis zum äussersten Rand der Gesellschaft, auch in der Tiefe sich ausbreitend bis zur untersten Schicht, wo sie zuletzt Feigen- und Sauerfrauen erreichen? Viel ist über ihr Haupt hingegangen, vieles hat sie berührt, bewegt, mitgenommen, erschüttert. Und diese Frau sollte keine Geschichte haben? Ihr, die ihr dies meint, bekennet lieber, dass ihr verlernt habt, solche Geschichten zu lesen, und trachtet dies wieder gut zu machen, und werdet nicht fürder dümmer und dümmer, indem ihr euch erhaben wähnet über das Allerkleinste. Und vor allem . . . sitzt nicht wie Eulen auf der Lauer nach einem Lichtstrählchen aus den Laternen von den Prescotten, und den Macaulays, und den Mills. Das wahre Studium des Menschen ist: der Mensch. Dies bleibt ewig wahr, verkauft auch so ein Studienexemplar saure Gurken und verdorbene Feigen an 'nem Pflöckchen.

Sie hatte Thränenaugen, das ist wahr, und sah ebenso unappetitlich aus wie ihre Feigen. Runzeln hatte ihr Gesicht nicht — war es ein Gesicht? — es waren Furchen und Gruben. Wie feuchte, waschlederne Lappen hingen die Falten übereinander hin, und der Zuschauer hatte Mühe, sich vorzustellen, wie all diese Falten der überflüssigen Haut ihren Weg fanden und jedesmal wieder ihren eigenen Platz einzunehmen wussten, nachdem sie so seltsam hin und her geworfen waren durch die mummelnde Bewegung ihres Mundes. Hierin wird denn auch wohl mal Verwirrung entstanden sein, aber was war daran zu thun? Niemand führte Buch darüber, und jede Falte hing, wo es ihr passte. Kann

Digitized by Google

es verwundern, wenn diese überkompletten Lappen auch mal Missbrauch übten bei dem vollkommenen Mangel an Zucht und Kontrolle?

Das Mütterchen war mit seinem Mittagmahl beschäftigt. Ein kleiner Junge von etwa vier Jahren hatte ihr in einem mit Fensterkitt geheilten Feuertöpfchen, das eigentlich in eine Feuerkieke gehörte, einen Brei von Kartoffeln und Zwiebeln gebracht, den sie nicht ohne Mühe und Verlust mit einem eisernen Dreizack, entliehen wahrscheinlich aus dem Magazin ihres Nachbarn, dem Munde zuführte. Unter dem Essen verlor sie keinen Augenblick ihr Geschäft aus dem Auge, und musterte mit kinderkundigem Blick den unmündigen Teil des Publikums, dessen Glieder sich dem Etablissement näherten oder . . . vorbeigingen. Denn sehr viele Kinder zeigten sich im Besitz der Philosophie, die uns lehrt, dass irdische Güter, mit Feigen und allem, nicht durchaus unentbehrlich sind für unser Glück, und häufig sogar schädlich. Vielleicht war auch die Flauheit des Marktes die Folge einer finanziellen Krisis, wie das im Handel manchmal vorkommt. Um sich edel zu rächen, vielleicht auch, um die Schlecklust von andern Kindern zu reizen — wer ergründet doch die Finessen des Handels? — nein . . . aus herzlicher Neigung zu dem Jüngelchen, dessen Urgrossmutter sie war, gab sie dem Kinde eine Reiste von ihren Feigen. Ich muss dabei sagen, dass sie an ihr Geschenk die lästige Bedingung knüpfte, dass der Begünstigte die Hälfte davon seinem Schwesterchen abgebe.

— Und darf ich dann das Stöckchen behalten? fragte der Knabe. Ganz und gar? Das ganze Stöckchen?

— Ja, Lieb, du darfst das Stöckchen behalten, ganz und gar!

Die Augen des Kindes leuchteten von Glück. Da spazierte eine Feige nach drinnen. Die zweite folgte. Danach . . . genau die Hälfte von der dritten. Nach der Amputation wurde die übrigbleibende Hälfte hübsch wieder angereiht, und: »ich darf das Stöckchen behalten!« jauchzte der Kleine.

Digitized by Google

Als die Alte ihren Topf leergegessen hatte, gab sie ihn dem Kinde zurück, mit Liebkosungen und einem Kuss. Der Knabe sprang fort, jubelnd das Geschenk für Klein-Rachel emporhaltend. Diese stand in einiger Entfernung bei einer Gruppe anderer Kinder, mit denen sie spielte, und lief auf die frohe Mär ihrem Brüderchen entgegen. Sie strauchelte und fiel, und verletzte sich . . . oder auch nicht, aber schrie, wie das fallende Kinder gewohnt sind.

Walther hatte dies alles mit angesehen. Bereits einige Augenblicke vorher nämlich war er in der Nähe der alten Frau stehen geblieben, mit der Absicht, sie nach der Wohnung des Mannes zu fragen, der den schmierigen Wechsel acceptiert hatte. Sie glich so ungemein wenig einem Strassenräuber, fand er, und das vertrauliche Geständnis, dass er beauftragt war mit einer gewichtigen finanziellen Operation, durfte wohl völlig sicher in ihren Schoss niedergelegt werden. Dennoch zögerte er. Auch im ‚Glorioso' kamen sehr alte Frauen vor, die im entscheidenden Moment sich in wohlbewaffnete Männer verwandelten! Zurechtweisung konnte er gleichwohl nicht entbehren. Wohl wusste er nun mit Sicherheit, dass er sich in der Strasse befand, wo er »Geschäfte« hatte, aber . . . in welchem Haus? Von den Nummern war nichts zu sehen, oder dann und wann nur eine einzelne, denn von Giebel bis Keller hingen die Fronten voll Lappen und Lumpen. Da in dieser Ruine, just hinter dem Sitzplatz der Feigen- und Sauerfrau, musste nach seiner Berechnung die gesuchte Person wohnen, doch er traute dieser Berechnung nicht. In diesem baufälligen Hause konnte kein Sack Gulden sich aufhalten, meinte er, und selbst soviel Deute nicht. Er begann nun etwas besser als früher das unappetitliche Prädikat seines Wechsels zu begreifen. Denn in der ganzen Strasse gewahrte er keine Behausung, die danach aussah, als könnte darin je ein Wechsel bezahlt werden. Sinnend blieb er stehen und liess sich einen Augenblick von seinen Gedanken ableiten durch die kleine Scene mit dem Kind. Bibelfest wie er war, beschwor ihm das Frohlocken des Knaben Numeri XIII vor

Digitized by Google

den Geist, wo die Kundschafter angelaufen kommen mit Trauben und Granatäpfeln und . . . Feigen. »Auch da wird gesprochen von einem Stock, von einem ‚Tragstock'«, dachte Walther, und just lief er Gefahr, sich zu vertiefen in . . . ganz etwas anderes wieder als seine nächstliegende Pflicht, als er das zweijährige Rachelchen straucheln und fallen sah. Flugs bei der Hand, richtete er das Kind auf, und wischte ihm die Thränchen ab, und trug es nach der alten Frau, die ihm sehr freundlich dankte.

— Chott soll Se hundertmal seechnen, junger Herr! sagte sie.

Nun weiss ich wohl, dass wenig Dinge wohlfeiler sind als die Zuwünschung von Gottes Segen. Und auch, dass diese alte Frau keinen Grund hatte, besonderes Gewicht zu legen auf Walthers unbedeutende Diensterweisung. Das Kind würde wohl von selbst aufgestanden und zu der Urgrossmutter gekommen sein. Aber dennoch that ihre freundliche Danksagung ihm wohl. Weder Motto noch M'nheer Wilkens, die praktischen Herren, die so urprinzipiell alle Bemühung um die Angelegenheiten von anderen verabscheuten, hatten eine Ahnung von dem Genuss der Empfindung, die die Deutschen »Menschenfreundlichkeit« nennen, und wofür wir Holländer, meine ich, kein Wort haben. Es ist so etwas wie die Übertragung der hochtrabenden »Menschenliebe« ins Alltägliche, jener »Menschenliebe«, die ja nur eine Tugend für ausserordentliche Festtage ist, für Theaterstücke, Lebensbeschreibungen und Grabschriften. Walther war gerne freundlich, und niemals fühlte er sich so befreit von der peinlichen Schüchternheit, die ihn gewöhnlich bedrückte, als wenn sich eine Gelegenheit bot, sich einmal recht wohlwollend zu zeigen. Auch jetzt schöpfte er aus diesem kleinen Vorfall den Mut, das alte Frauchen nach der Wohnung von Rubens zu fragen, dem Mann, den er suchte.

— Mein eichner Enkelsohn, Junglieb! Haben Se Geschäfte mit ihm? Chottes Segen dazu! Hier wohnt er, grad hinter mir . . . schau, da die Treppe hinauf. Gehn

Se ruhig nach oben, und laufen Se nur rauf bis zum dritten Flur oben, wo Se de Decken sehn hängen, und all das Bettzeug, und sein Schabbes-Engelshemd. Und Se thun klopfen an die Thür neben dem Ausguss, und Se rufen: Ruben, Ruben! Denn Ruben Rubens heisst er. Und er is Kemmissjeneer in Lumpen, und mein eichner Enkelsohn, und Rachelches Vater, warrhaftig wie Chott!

Diese feierliche Bekräftigung ihrer Berichte bezüglich des gesellschaftlichen Standpunktes und der Familienbeziehungen des Rubens war weniger überflüssig, als es scheint. Walther hatte bereits Mühe, zu begreifen, wie jemand, der da wohnte, Hunderte Gulden sollte bezahlen können. Doch dies letztere nun einmal als möglich annehmend, kam es ihm sonderbar vor, dass der Mann, der über eine Summe verfügte, die ihm so ansehnlich erschien, der Enkel einer armen Sauerfrau sein sollte und Rachelchens Vater. Er kannte die Eigentümlichkeit nicht, die die Juden — wie viele Asiaten — noch immer von abendländischen Völkern unterscheidet, dass sie nämlich sehr häufig einen ziemlichen Wohlstand verbergen hinter scheinbarer Armut. Es herrscht, wenn auch nicht ohne Ausnahme, so aber besonders in den niederen Ständen etwas, das man das Entgegengesetzte von Grossthuerei oder Reklame würde nennen können, und als Kontrast zu den Kopperliths kommt uns diese Beobachtung gut zupass. Dass der Kommissionär in Lumpen — eines der Glieder zwischen dem Papierfabrikanten und den Lumpensammlern — seine Grossmutter da auf der Strasse sitzen liess . . . lieber Gott, sie wollte es nicht anders! Sie war grossgezogen beim Handel, bei diesem Handel, und dabei wollte sie sterben. Auch war »Sauer« und verdorbene Krämerware ihre Spezialität. In jedem andern »Fach« würde sie mit Hand und Hirn verkehrt gestanden haben, und selbst mit ihrer Nase. Denn sie roch den Grad von Auflösung, darin sich ihre Waren befinden mussten, um zu passen ins Cadre ihrer Unternehmungen. Der achtzigjährige Krieg, den sie geführt hatte gegen flaue Kauflust, schlechtes Wetter, lästige Polizei — einmal nämlich

Digitized by Google

hatte ein unwürdiger Magistrat das Feilbieten von verdorbener Ware verboten . . . es ist lange her! — die Schule, die sie durchlaufen hatte mit zäher Geduld . . . sieh, das alles konnte sie nicht wieder von vorn an beginnen. Ihre Kunst war so lang gewesen wie ihr Leben, und was von diesem Leben noch übrigbleiben konnte, war gewiss zu kurz zum Anlernen von neuer Kunst. Ich behaupte hiermit keineswegs, dass die von ihr gewählte Spezialität in allen Teilen den Illusionen ihrer Jugend entgegengekommen war. Einmal sollte ihr der Seufzer entfahren sein — es wird von wohlunterrichteten, doch unbescheidenen Zeugen versichert — »wenn ich noch einmal in die Welt käme, ginge ich ins Knochenfach!« Doch sie tröstete sich mit dem Gedanken, dass auch wohl diese Laufbahn ihre unangenehme Seite haben würde, mochte es auch anders scheinen dem, der draussen stand. Und in jedem Fall, es war keine Rede davon, dass sie ihr Leben noch einmal machen würde. Einmal gewählt, bleibt gewählt. Die Sache lag nun so, und Jehovah selbst konnte es nicht ungethan machen, dass Frau Rubens ihre ganze Seele sauren Gurken und verrotteten Feigen gewidmet hatte. Was da im Himmel angefangen werden soll mit solchen Seelen . . . ei, und der junge Herr Pompile dann mit seinem Weissgrund-dreifarb und seinen Krünkelchen? Und M'nheer Wilkens mit seinen Barchents? Welche Entwickelung bringt ihrereins mit in den Himmel? Und dass sie einmal da anlanden, ist doch sicher. Denn Pompile war von der Wallonischen Kirche, also französisch-reformiert, und Wilkens holländisch-geriffermiert. Zwei sehr gute Glauben, wie jedermann weiss.

Walther bedankte sich recht höflich für die gegebene Aufklärung und kletterte nach oben. Schade, dass keine Räuber waren auf diesen ausgetretenen Treppen, denn es war so dunkel da, dass man wahrhaftig Lust kriegte, sich selbst zu bestehlen. Das Steigen unseres jüngsten Angestellten erforderte eine sehr eigenartige Gymnastik. Ganz unten hatte seine Hand sich eines Taues zu bemächtigen ge-

Digitized by Google

wusst. Nachdem er einige Stufen gestiegen, war er zwar genötigt, seine Augen allen Dienstes zu entbinden, aber das Gewicht der Expedition legte sich desto schwerer auf seine Hände, die nur von Zeit zu Zeit einen Augenblick Ruhe kriegten, wenn er etwas festen Grund unter den Füssen zu haben meinte. Die Zeit zwischen diesen Tempos wurde ausgefüllt durch ein gewisses Hinundherschlingern, ein Exercitium, für das Historie und Industrie uns drei erklärende Vorbilder darbieten. Walther hing da — aber im Dunkeln — wie die »Pflücker« von Vogelnestern an der Javanischen Südküste, oder: wie die Sammler von Eiderdunen im hohen Norden, oder: wie die Kriegsleute von Herodes, die in hängenden Behältern die Räuber in den Höhlen bekämpften, wie im XIV. Buch von Josephus zu lesen steht. Walther kannte den Kupfer, der in der französisch-holländischen Übersetzung dieses Werks zur Erläuterung beigegeben ist, und nicht ohne Angst berechnete er, was sein Los sein würde, wenn das Tau bräche. Da er absolut nichts sehen konnte, sah er ganz deutlich die Felsenspitzen und -spalten, worauf und worin er landen musste. Gott sei Dank, das erste Stockwerk war endlich erreicht, und er konnte etwas ausruhen. Der Zugang zum zweiten war enger, und das Tau, an dem er sich hinaufwinden musste, etwas glatter und dünner. Mit Mut trat er auch diesen Zug an, und arbeitete sich tapfer zu einem Flur höher hinauf. Er hoffte, dass er sich in einem Stockwerk verzählt haben mochte, aber o weh, von der Wirklichkeit giebt es nichts zu. Wer nur zwei Stockwerke steigt, steht nicht höher als zwei Stockwerke. Dies ist nun einmal so: nil sine labore, auf deutsch: nichts ohne Mühe, oder: umsonst ist der Tod, und auch der nicht einmal.

Walther tastete umher nach dem thürflankierenden Ausguss, aber ach! Er sah ein, dass noch immer seine nächstliegende Pflicht im Steigen bestand und dies wurde ihm um so deutlicher, als er nach einigem Suchen auf dem gebuchteten Flur einen Spalt in der Vorderfront bemerkte, der ihm erlaubte, ein Auge auf die aussenhängende Garnierung vor den

Digitized by Google

Fenstern zu werfen. Da war nichts, nichts zu sehen von einem »Schabbes-Engelshemd«. Es hingen Strümpfe und Mützen und alte Lappen zum Trocknen aus, aber noch immer wehte da die Flagge nicht, auf die sich sein Kurs richten musste. Höher also, höher! Was so ein jüngster Angestellter auf einem Kaufmannskontor nur für sonderbare nächstliegende Pflichten zu erfüllen hat! Diese Soldaten von Herodes . . . halt, davon ist die Rede nicht! Die dritte Treppe hinauf! Sicher war er auf dem rechten Wege, denn der Zwiebelgestank wurde stärker und stärker. Noch ein bisschen Beharrlichkeit, und er musste landen in der Gegend, wo die Speise bereitet war, die er unten in der bekannten Feuerterrine zu sehen gekriegt hatte. Wahrhaftig, das Tau war zu Ende! Vorsichtig schob er den Fuss vorwärts, und fühlte auch da Grund, wohl eine halbe Spanne im Umkreis. Und noch eine Probe, die gut ablief, und noch eine . . . er hatte etwas unter sich, das doch gewissermassen festem Boden glich. Um sich hin tastend, entdeckte er den Ausguss, und war auch nichts zu sehen von dem Festhemd, hier musste es sein! Er klopfte aufs Geratewohl gegen die Wand, und rief: M'nheer Rubens, M'nheer Rubens!

— Nu, komm herein, antwortete eine Frauenstimme, was f'rn Skandaal im Hause! Was kann sein? Wechsels? Nur herein, und mach' soviel Leben nicht. Mein Mann ist krank.

Da eine Thür geöffnet wurde, konnte Walther nun endlich sehen. Die Frau, die sich zeigte, beantwortete seine Frage, ob da »M'nheer« Rubens wohne, bejahend. Und er trat ein.

— Von den Herren Oldetied & Kopperlith, stammelte Walther mit missglücktem Streben, etwas Offizielles in Stimme und Haltung zu bringen.

Und er brachte das schmierige Papierchen zum Vorschein.

— Vater, sagte die noch junge Frau, da sein se schon mit ein von de Wechselches . . . och Chott, das arme Leben hat d'r davon zu phantasieren gelegen heit Nacht!

Digitized by Google

Walther fand es seltsam, dass sie zu jemandem zu sprechen schien, denn ausser ihr sah er niemand im Zimmer. Dies wurde gleichwohl sofort aufgeklärt. Es ertönte Antwort hinter den Gardinen einer Bettstelle.

— Se haben ihn wach gemacht! sagte die Frau in vorwurfsvollem Ton.

— Ach, wie thut mir das leid, antwortete Walther mit mehr freundlicher Teilnahme, als seine Funktion mit sich brachte oder zuliess.

Sicher, wenn das Wechselchen ihm gehört hätte, würde er sich erboten haben, ein andermal wiederzukommen.

— Was soll ich Se sagen, rief der Kranke, ich hab's Fieber. Und von wem kommt es?

— Von den Herren Oldetied & Kopperlith . . .

— Das kann m'r egaal sein. Lassen Se sich es gesaacht sein, es kann m'r egaal sein! Ich frag' Se, wer ist der Zieher! Schau du mal, Rebekkche, ob es is 'n Wechselche vom Schomele, oder 'n Wechselche von Büchsenmachers, oder 'n Wechselche vom Bebbel Ruls zu Köln. Denn es verfallen heut drei am Tag . . . einer von siebenunddreissig, sechzehn, acht, und einer von dreihundertdrei, und einer von siebenhundertdreizehn, sechs, zwölf. Und gieb m'r noch e bisselche Essigwasser, Rebekkche, denn ich hab' so 'n Durst von dem Fieber. Siebenhundertdreizehn, sechs, zwölf ist vom Schomele, und hier isses Geld.

Rebekka gab ihrem Gemahl zu trinken. Als sie darauf Walther ersuchte, ihr den Wechsel zu zeigen, hielt er ihr denselben vor, ohne ihn loszulassen. Die Frau fühlte sich durch dies komische Misstrauen gar nicht beleidigt. Sie schien es nicht merkwürdig zu finden, so wenig selbst, dass sie nicht einmal darauf achtete.

— 's Is vom Schomele, Vater.

— Siebenhundertdreizehn, sechs, zwölf, gut! Und hier isses Geld.

Der Kranke schien dabei, etwas unter seiner Matratze hervorzugraben. Man hörte ihn wühlen und keuchen, und

Digitized by Google

alsbald vernahm man auch die Musik von gefüllten Geldsäcken, die gegeneinander stossen. Rebekka wies ihm eine Kommode an, worauf kaum ein Fleckchen leer war. Da würde wohl eine Feder liegen, sagte sie. Und auch brachte sie ihm nach einigem Suchen ein Apothekerfläschchen mit etwas Tinte.

— Ja . . . aber . . . Frau . . .

— Rebekkche, ich hab' wieder so 'n Durst, klagte der Kranke.

Dies freut mich Walthers wegen. Dieser Durst bewahrte ihn vor allzurascher Äusserung beleidigender Vorsichtigkeit. Mit Rebekka, die aufs neue ihrem Mann zu trinken reichte, trat er auf das Bett des Kranken zu. Sie schien zu befürchten, dass Kälte oder Zug beim Öffnen der Gardinen . . .

— Ich will Ihnen helfen, Frau Rubens, rief Walther, mitsorgend, dass die Öffnung nicht grösser wurde, als just nötig war, um das Verlangte durchzulassen. Nachdem Rubens getrunken hatte, reichte er zwei Säcke Geld her.

— Aber, sagte Walther zögernd, man hatte mir gesagt, dass das Geld mir vorgezählt werden würde.

— Wenn ich Se saach, dass ich 'es Fieber habe, und krank bin wie e geschlagener Mann, was wolln Se? Wenn ich hab' gezeichnet meine Hand fürs Bezahlen, na, was soll ich thun? Ich bezahle. Und wenn ich zeichne meine Hand fürs Zählen, werd' ich zählen. Hilf ihm, Rebekkche, und gieb mir was zu trinken, ich hab' so 'n Durst von dem Fieber. Und zähl' ihm's Geld vor . . . siebenhundertdreizehn, sechs, zwölf.

Nachdem sie ihren Mann gelabt hatte, hockte die junge Frau auf die Dielen nieder, und Walther kniete daneben. Sie stürzte das Geld in ihren Schoss aus, und wollte anfangen, zu zählen. Aber es ging nicht. Sie selbst konnte nicht klug werden aus den zahllosen Geldsorten, die ihr Mann bei einander zu bringen gewusst hatte. Man hätte ein Museum daraus bilden können. Auch war kein Platz, denn der Fussboden lag voll von allerhand Trödel. Ach, der alte Gerrit

Digitized by Google

wusste es wohl, und wie ein Donnerschlag klang Walther die furchtbare Prophezeiung in den Ohren: »wenn Sie davon abkommen mit 'n Thaler, können Sie von Glück reden!« Er kriegte grosse Angst.

Da polterte etwas auf der Treppe, und das alte Feigenfrauchen zeigte sich in der geöffneten Thür. Sie sprach Kauderwelsch und schien Rebekkchen etwas über das Geld zu sagen. Die junge Frau hielt auf mit Aussuchen und Zählen.

— Vater, es is Grossmutter, und se saacht . . .

Hier folgte das eine und andere, das Walther wieder nicht verstand, doch wohl unterschied er einige Male den Namen vom Rachelchen. Noch einmal begann die alte Frau ihre Erzählung, und sie zeigte auf ihn, und schien sich zu ereifern über all die abgeknabberten Dreizehnt'halben und Schillinge und beinahe nicht erkennbaren Münzstücke.

— Na, sagte der Kranke, ich hab' wohl auch gutes Geld, wenn es muss sein. Hier, Rebekkche, nimm's . . .

Er überreichte seiner Frau einen grossen Sack, den er mit sichtbarer Mühe unter seinem Bettzeug hervorgegraben hatte.

— Nimm's, Rebekkche, und zähl' hin . . . zweihundert Stücke, und dann noch . . . zwanzig Stücke, und . . . sechs. Und thu 'en Achtundzwanziger hinzu, der gut ist, und . . . sechs Utrechtsche Deuten, und lass ihn gehn mit Chott! Und gieb mir zu trinken, Rebekkche, denn ich hab' so'n Durst.

Walther empfing sein Geld in geränderten Ducatons, und dankte sehr freundlich. Die Gütigkeit dieser alten Frau hatte ihm wohlgethan, und er war sogar gerührt. Wenn er in diesem Augenblick in der Zuerkennung von Verehrung hätte wählen müssen zwischen ihr und der soviel besser geborenen Mevrouw Kopperlith . . .

Ohne die geringste Absicht, dem runzeligen Mütterchen nachzureden, wünschte er ihm tausend göttliche Segen zu. Ihr und M'nheer Rubens, der so krank war. Und der jungen Frau, die so liebreich für ihren Mann sorgte. Und Klein-Rachelchen . . . o, allen zusammen!

Digitized by Google

Erst als er die Strasse erreichte, schoss es ihm in den Sinn, dass er — sapperlot ja, wie schade! — beim Zeichnen . . . seinen Schnörkel vergessen hatte. Nun, das ein andermal! Er war erfreut, dass er Menschen begegnet war, die ihm so liebenswert vorkamen, und dies war mehr wert, als der schönste Schnörkel.

LXIV.

Schon wieder über das Kleine. Walther wird auf Posten gestellt für die Nerven von „Mevrouw“. Abhandlung über das Denken. Kennt der Leser Fritz Hallemann noch? Der Autor macht zum Schluss Fiasco in colloquia prava.

Möchten einzelne Leser klagen, dass ich sie bereits während vieler Kapitel beinahe ohne Abwechslung auf einer Ausstellung von Nichtigkeiten herumführe, dann stecke ich diese Klage ein als ein verhältnismässiges Lob . . . auf diese Nichtigkeiten gewiss nicht, aber auf meine Arbeit. Ein sehr grosser Teil des Lebens besteht nun einmal aus einer Aneinandergliederung des Geringen. Ich würde die Wahrheit zu kurz kommen lassen, wenn ich diese Eigentümlichkeit ausser Acht liesse. Und die Ehrlichkeit, wenn ich es thäte, um einer Sache den Hof zu machen, die mit sehr zweifelhafter Korrektheit »Aristokratie des Geschmacks« genannt wird. Auch das Wort »Ausstellen« bedeutet mir eine nicht unerwünschte Qualifizierung meiner Arbeit. Gewiss, der Künstler stellt die Eindrücke zur Schau, die er von der Welt auffing, und die er wiedergiebt in gewisser Form . . . der seinen! Um gleichwohl auch die vielen Grafen und Marquisen unter meinen Lesern zum Mutbehalten anzustacheln — unter uns gesagt, die unersättlichsten Liebhaber einer gewissen Vornehmigkeit logieren in Stall oder Küche — verbinde ich mich, Walther nicht sterben zu lassen, bevor er nicht in aller Form an dem einen oder andern Hof vorgestellt sein wird. Vielleicht gar gehe ich noch weiter und miete ihm ein Haus auf

Digitized by Google

der Kaisergracht. Um mich der Verwegenheit zu versichern, die für so einen Sprung nötig ist, warte ich einen Augenblick wahnsinnigster Zuchtlosigkeit ab. In ruhiger Stimmung würde es nicht glücken. Es ist jedoch die Frage, ob er — angelandet in so erhabener Sphäre — feinere Dinge zu sehen kriegen wird, als die Empfindung, die das alte Feigenfrauchen bewog, auch ihrerseits eine herodianische Expedition nach dem dritten Stockwerk zu unternehmen und also ihren »Handel« der Bescheidenheit der Passanten zu überlassen, allein, um Walther zu beschützen vor der allzuausgedehnten Münzkenntnis ihres Enkelsohns.

Was übrigens das Aristokratische des Geschmacks angeht, der meine ist von edlem Blute. Zu edel zum Beispiel, um sich abzugeben mit der sehr bürgerlichen Vorliebe der Mevrouw Kopperlith, die keine Schönheit erfasste ohne Gold, Sammet und vornehmen Krimskrams, und die also hierin — nur ermangelnd der Naivität — noch immer auf der niedrigen Stufe des Kindes Walther stand. Was mich betrifft, ich gebe noch immer redlich gutem Brot den Vorzug vor kranken Trüffeln. Doch, zum hundertsten Male, nicht hierin liegt das Kriterium des Geschmacks. Das einzige Erfordernis ist: Wahrheit! Dem Künstler, der hiernach strebt, wird das andere zugeworfen werden . . . natürlich bis auf die Zujauchzung der Koprolithen, die er missen kann.

Walther erntete bei M'nheer Dieper einiges Lob ein über den Erfolg seines Feldzuges, und vernahm zur Herzstärkung: »dass er es bei Gelegenheit mal wieder machen dürfte«. Doch Gerrit versicherte, dass es so nicht immer ablaufen würde, worin jeder Wohldenkende vollkommen mit Gerrit übereinstimmen wird.

Die Geschäfte, die man unserm jüngsten Angestellten übertrug, entsprachen ziemlich gut dem Vorgeschmack, den er davon am ersten Tage gekriegt hatte. Kopieren, Besorgungen für M'nheer Pompile, das Schneiden und Aufkleben von Musterläppchen, da haben wir seine hauptsächlichste Arbeit, um nun nicht zu reden von dem Fegen auf den

Digitized by Google

Böden und im Magazin, Lokalitäten, wo es nach M'nheer Wilkens für einen jungen Menschen immer etwas zu lernen gab.

Es ist mir eine Gewissenspflicht, hier alle Veranlassung zu einem gewissen Missverständnis aus dem Wege zu räumen, das sehr vielen jungen Leuten willkommener sein würde, als gut ist. Ich erkläre ausdrücklich, dass ich keine Bemerkungen knüpfe an die Art der Geschäfte, die man Walther übertrug. Nicht hierin wahrlich liegt der Schwerpunkt meiner Anklage gegen eine gewisse Klasse von Menschenverderbern. Die Muster mussten nun einmal ausgesucht, geschnitten und aufgeklebt werden, und die Briefe kopiert . . . wer konnte anders damit beauftragt werden als er? Und selbst die Besorgungen! Geisterhebend waren all diese Verrichtungen gewisslich nicht, doch man nimmt keinen jüngsten Angestellten in einen Lappenhandel mit der Absicht, mitzuarbeiten an der Erhebung seines Geistes. Dies ist ebensowenig das Erfordernis seiner Bildung, als es billig erwartet werden kann von den Personen, die über ihn zu verfügen haben. Der bekannte Spruch »il n'y a pas de sot métier, il n'y a que de sottes gens« dünkt mich hier vollkommen angebracht. Ein Geist, der sich nicht zu entwickeln weiss trotz des Handwerks, ist die Mühe der Entwickelung nicht wert. *Trotz*? Dies ist die Frage. Just solche nichtigen Beschäftigungen lassen das Denkvermögen frei. Ich glaube bereits irgendwo gesagt zu haben, dass ich neidisch bin auf Spinoza den Brillenschleifer . . . diesen Glücksvogel! Auch berührte ich in meinem »Matthaeus XIX«*) die hier behandelte These. »Aus der Schrift lernt man Strickfragen stellen, aber es ist viel Antwort im Denken beim Spinnrad.« Niemand steht für das Geringe zu hoch, und sicher war dies denn auch nicht der Fall mit unserm Walther, der nach der Bändigung seiner Wünsche so besonderes Bedürfnis hatte. Die Frage war, ob er *recht hübsch* schnitt und klebte, ob seine Kopie *korrekt* war! Hierin allein lag seine nächstliegende Pflicht, und nicht im ungestümen Verlangen nach vornehmerem

*) N. d. Übers.: Mitgeteilt in meinem Biographie- und Auswahlband.

Digitized by Google

Wirkungskreis. Schrieb nicht auch Jesus vor, getreu zu sein im kleinen?

Noch eine andere Verrichtung — anfänglich dann und wann, später beinahe regelmässig — kam auf Walthers Rechnung. Wie wenig auch in den Sommermonaten »gehandelt« wurde, dennoch kam es ausnahmsweise vor, dass Versendungen geschehen mussten »nach ausserhalb«. Das »Packen« solcher Güter in grobe Leinwand gehörte natürlich zu den Funktionen Gerrits. Seit vielen Jahren gleichwohl hatte dieser sich so geübt im Vorwenden von allerlei Sachen, die Grund zur Enthaltung von Arbeit hergeben konnten, dass man sich häufig genötigt sah, die Hülfe von Flipp dem Dienstmann anzurufen, und die Posten, die diese Intervention auf der »Wochenrechnung« zum Vorschein brachte, beschwerten das Handelsgewissen des jungen Herrn Pompile. Aus eigener Bewegung nahm Walther bei Gelegenheit einer besonderen Steife von Gerrits Rheumatismus die Packnadel zur Hand, und wurde so gepriesen um den Erfolg seines ersten Versuchs, dieses Werk zu verrichten — man hatte es bis dahin für ein Fach gehalten, das ohne spezielle Ausbildung unzugänglich war — dass der junge Herr Pompile sehr bald ihn beauftragte, die Güte zu haben, bei jeder vorkommenden Gelegenheit als Packhausknecht aufzutreten. Und in der That, die Packen, die er verfertigte, waren untadelhaft! Scharfkantige Ränder, an den Seiten platt, symmetrisch gebaut — gemauert, hätte ich beinahe gesagt — hübsch fein genäht, Stoss, Kantung und Nässe wohl widerstehend, sauber gezeichnet . . . in der That, es war Eleganz in den Ballen, die Walther packte. Und . . . die Festigkeit! Man konnte sie über ein Haus werfen wie ein wohleingeschnürtes Baby der alten Wickelfrauenschule. »Es ist, als wenn er es all sein Leben gethan hätte!« bezeugte selbst M'nheer Wilkens in einem einsamen Augenblick von Offenherzigkeit. Und ich muss bekennen, dass auch Walther sein Wohlgefallen hatte an einer Fertigkeit, die ihn überraschte. Es war ihm eine Ehrensache, dass niemals Klagen über

Havarie einliefen, noch selbst über Zerknautschung der Güter, die er zugerüstet hatte, in die Welt zu gehen. Dieser Ehrgeiz stand ihm schöner als Unwillen, und es wäre zu wünschen gewesen, dass man nicht auf frevelhaftere Weise sein Übermass von gutem Willen missbraucht hätte. Es wurde eine Beschäftigung für ihn ausgedacht . . . nein, eine Beschäftigung war es eigentlich nicht. Es war eine Übung in Geduld, und selbst dies nicht . . . ein Kursus in Abstumpfung dann. Um jedem zu geben, was ihm zukommt, wollen wir nur gleich sagen, dass die erfindungsreiche Vernunft von dem jungen Herrn Pompile sich in der hier gemeinten Sache wiederum von einer sehr günstigen Seite zeigte. Eines Morgens kam der alte Herr ins Kontor hineingeschlurrt, und traktierte das Personal mit der gewöhnlichen Einleitung zu seinen bedeutungsvollen Gesprächen:

— Sag', Pompile, ich hör' von Gerrit, dass Mama wieder sehr schlimm ist.

— So, Papa?

— Ja, Pompile. Das Fräulein hat ihm gesagt, dass Mama die ganze Nacht geträumt hat!

— Das ist ja ziemlich unangenehm, Papa!

— Sie hat gestern Abend Hummersalat gegessen, weisst du?

— So, Papa?

— Und da träumt sie so von. Das Fräulein hat zu Gerrit gesagt, dass sie sehr nervös ist, besonders arg nervös.

— Das ist freilich unangenehm, Papa!

— Nicht wahr?

— Sehr unangenehm! Denn, Papa, um dir die Wahrheit zu sagen, die Familie Krücker . . .

— Sie kann nichts vertragen. Das Fräulein darf nicht sticken . . .

— I was, Papa?

— Ja, so schlimm ist es! Denn . . . das Aufholen von dem Faden macht so'n fürchterliches Leben, sagt Mama.

— Das ist wirklich furchtbar schlimm, Papa! Weisst du, was die Pleiers sagen, Papa? Sie sagen . . .

— Aber, Pompile, was sollen wir nur dabei machen? Ihren Portwein mag Mama auch nicht mehr . . .

— Das ist ja wirklich unsäglich traurig, Papa!

— Und sie verlangt jetzt immer Madeira. Sie sagt, dass sie so nervös wird von Chokolade, wenn sie nicht gleich darauf zwei Gläser Madeira trinkt.

— So, Papa? Und, Papa, wurde Mama früher nicht so besonders nervös von Madeira?

— Ohne Chokolade, Pompile! Der Doktor sagt auch, dass Madeira ganz gesund ist, aber . . . mit Chokolade, immer mit Chokolade! Und auch die Chokolade ist nicht gut für Mama . . . ohne Madeira, weisst du. Aber es hilft allemal nichts, wenn so'n fürchterliches Leben im Haus ist. Das ewige Schellen, Pompile!

— Ja, Papa!

— Die Glocke steht nicht still, Pompile, und Mama erschrickt so davon.

— O, Papa, dafür giebt es wohl Rat, Papa! Sagen Sie, Petersen, Sie müssen mal so gut sein und sich in den Keller hinstellen, wissen Sie? Und wenn dann jemand die Stufen vorm Haus 'raufgeht, dann ticken Sie ans Fenster, sehn Sie? Und Sie sehn . . . wer es ist. Und Sie fragen, was sie wollen, sehn Sie? Und wenn es dann jemand für die Küche ist, dann schliessen Sie die Thür, und Sie gehen nach der Küche und sagen, dass da . . . jemand für die Küche ist, wissen Sie? Und wenn es für »Haus« ist, dann schliessen Sie die Thür, und Sie kommen hierher und sagen M'nheer Eugène . . . nicht wahr, Eugène?

— Hm!

. . . dass da jemand für »Haus« ist, sehn Sie? Und dann sagen Sie M'nheer Eugène, wer da ist. Und zu den Leuten sagen Sie, dass Mevrouw so krank ist, so besonders schlimm nervös, müssen Sie sagen. Aber denken Sie daran, dass Sie immer die Thür vom Keller schliessen! Siehst du,

Papa, dann wird nicht geschellt, und . . . wenn dann Mama wieder besser ist, kann sie nach ausserhalb, Papa. Denn ich habe gestern die Hockers gesprochen, Papa, und ihnen gesagt . . .

Du lieber Himmel, wie kann ich nun wissen, was der junge Herr gestern zu den Hockers gesagt hat? Fordere das Unmögliche nicht, Leser! Ohne nun just zu behaupten, dass ich keine andere Quelle zu Rate ziehe als Walthers eigene Memoiren, es spielen doch diese Dokumente eine grosse Rolle in meinen historischen Nachforschungen. Kein Glied von der so berühmten Familie Hocker hat sich herabgelassen, mir etwas mitzuteilen von dem Gespräch, auf das hier der junge Herr Pompile deutlich hinweist. Und was Walther selbst angeht, er stand schon lange hinter der Glasthür des Magazins auf Posten, als der zärtliche Sohn seinen Papa zum Mitwisser der Hockerschen Vertraulichkeit machte.

Ja, da stand er! Mit seinem gewöhnlichen Diensteifer hielt er die linke Hand an die Thürklinke gelegt und die andere zum Ticken bereit für den Fall, dass jemand sich erkühnen mochte, Mevrouw Kopperliths Nervosität zu reizen durch unbescheidenes Klingeln an der Oberthür. So stand er Stunden hintereinander in dieser Kelleratmosphäre auf Schildwache da für Mevrouw Kopperliths Ruhe. Keine Fliege hätte sich da nähern können, ohne angerufen zu werden. Niemals brachte ein Schildknappe, der sich vorbereitete zum Empfange des Ritterschlags, mehr Gewissenhaftigkeit mit in seine Waffenvigilie, als Walther seiner ermüdenden Aufgabe widmete. Wahrlich, das Verdienst seiner Anstrengungen war nicht gering! Dass seine nächstliegende Pflicht sich wiederum weder mit seinen Wünschen noch mit seinen Gaben in Übereinstimmung befand, thut weniger zur Sache. Diese Gaben kannte er nicht, und seine Wünsche zählten nicht. Es wäre selbstverständlich, sagte er sich, dass man sich es Mühe und Unannehmlichkeiten kosten lassen müsse, um »etwas zu werden in der Welt«, und es kam nicht in ihm auf, dass man Missbrauch trieb mit seinem guten

Willen. Er betrachtete die fürchterliche Langeweile, die er zu bekämpfen hatte — und den Gestank! — als ebensoviele Feinde, die er, um kein Feigling zu sein, erschlagen musste, und er wich also nicht! Unter gewöhnlichen Umständen würde das Nichtsthun an sich ihm keine Plage gewesen sein, weil er sehr schnell in der Freiheit seiner Gedanken ein Mittel gefunden haben würde zur Beschäftigung nicht allein, sondern selbst zur Erholung. Kein Gegenstand war ihm unbrauchbar als Punkt des Ausgangs. Ein Luftbläschen in der Fensterscheibe, die Richtung in den Reihen der Pflastersteine, ein vorübertreibendes Wölkchen . . . alles und das geringste war ausreichend, um ihn zum Denken zu bringen, am Denken zu erhalten. Doch just dies war ihm versagt, denn er fürchtete, abzuirren von dem Bewusstsein seiner nächstliegenden Verpflichtung. War er nicht schon soeben beinahe fertig mit seiner Berechnung, wieviele der Passanten wohl im stande sein würden, ein Hülfslehrerexamen abzulegen, als der Junge von dem Pastetenbäcker bereits drei Stufen von der Freitreppe erstiegen hatte, um die Törtchen zu bringen, die Mevrouw Kopperlith in ihrer furchtbaren Krankheit trösten mussten? Walther erschrak über seine Nachlässigkeit, und gelobte sich feierlich, seine Neigung zum Denken, Forschen, Ausbaldowern, Folgerungziehen zu opfern auf dem Altar seiner unerhabenen Pflicht. So weit wie möglich liess er seine Blicke rechts und links die Strasse beherrschen, um beizeiten — und am liebsten zu früh — beurteilen zu können, welcher Bösewicht die Störung der Ruhe von Mevrouw Kopperlith im Schilde führte. Doch *sehr* weit reichten seine spionierenden Augen nicht. An beiden Seiten wurden die Schenkel des Winkels, den er übersah, durch die vorspringenden Freitreppen zusammengedrängt zu einer Enge, die fortwährende Aufmerksamkeit erforderte, so dass er immer in Angst schwebte, seine Warnung würde zu spät kommen. Der Gedanke stieg in ihm auf: wenn ich nun *fortwährend* tickte, und *jedermann* vom Ersteigen der Treppe zurückhielte? Hm . . . das würde sich verrückt

Digitized by Google

machen! Was sollte ich sagen? »M'nheer, haben Sie auch vielleicht die Absicht, hier anzuschellen an der Oberthür?« Er sah ein, dass dies nicht ging. Und auch, dass im Handel ein grosses Mass von Geduld nötig ist. Und dann . . . das peinliche Schlafen seines linken Beins!

Zufolge glaubwürdiger Annalen beging er in diesem Teile seiner Laufbahn nur zweimal einen Fehler. Einmal hatte ein Bettelbrief-Industrieller seine Wachsamkeit überlistet, indem er durch arglistige Übersteigung des Hintergeländers der Freitreppe die Hausglocke erreichte. Der junge Herr Pompile war sehr ungehalten darüber, und auch Walther selbst fühlte Missmut. Was sollte aus ihm werden bei so einer nachlässigen Pflichterfüllung?

Ein andermal hatte er der majestätischen Hersilia den Zugang durch den Keller verweigert. Dafür schloss er ihr die Glasthür vor der Nase zu, und ging aufs Kontor, um M'nheer Eugène zu sagen, dass Mevrouw Kalbb da wäre: »für Haus«, wie er vermute. Gewiss, sie kam für »Haus«, und war sehr böse, »dass dieser Junge es sich in den Kopf kommen liess, sie nicht durchzulassen«. Walther empfing bei dieser Gelegenheit Unterricht über den grossen Unterschied zwischen »Papas eigener Tochter, Mevrouw Kalbb, wissen Sie, die eigene Frau des Konsuls von dem ganzen Land Elsass, wissen Sie, und . . . allerlei gemeinem Volk, das vielleicht was stehlen würde im Magazin«!

Er versprach Besserung und hielt Wort. Das Hexen muss wohl in der That eine unmögliche Sache sein, denn Walther lernte es nicht hinter dieser Glasthür. Was die Verantwortlichkeit der Kopperliths angeht . . . was wussten sie davon? Das Verschlumpern einer Seele ist keine Handelsangelegenheit, der man Aufmerksamkeit zu widmen braucht. An Stelle dessen hielten sie rührende Abhandlungen über das Verderben der Farben von den Stapeln, die vornan im Magazin von einem Strählchen Sonne beschienen wurden. Walther müsste besorgt sein, dass sie immer mit einem Stück Sackleinewand oder Papier bedeckt wären, denn:

Digitized by Google

— Farben können die Sonne nicht vertragen, sagte Wilkens, lernen Sie das von mir!

Walther lernte es, und war besorgt um die vordersten Stapel wie um seinen Augapfel. Keine Sonne sah Möglichkeit, sie zu erreichen, solange er als Beschützer angestellt war. Was jedoch die Beschützung der Farben seines Gemüts angeht . . . ei, waren diese Herren ihres Bruders Hüter? Und Walther war nicht einmal ein Bruder. Selbst kein Vetter. Er war ein Bürgerjunge, und die Herren Kopperlith wohnten auf der Kaisergracht. Sie brauchten es sich nicht anzuziehen, dass er da stand und sich langweilte und abgestumpft wurde bis schier zum Blödsinnigwerden! Sie wussten vielleicht sogar nicht, dass ein Böses darin steckte. Aber welcher Professor hatte dann Überredungskraft genug besessen, um sie zu durchdringen von dem Bewusstsein, dass gefärbte Lappen das Licht nicht vertragen können? Wer doch hatte diese Weisheit einzupumpen gewusst so indocilen Gemütern? Magnus Apollo!

Doch sieh, dies geisttötende Schildwachstehen war das schlimmste nicht! Einer viel gefährlicheren Probe wurde Walther gewissenlos blossgestellt durch die ihm übertragene Verpflichtung, jeden Morgen die Briefe von der Post zu holen, oder besser: zu fragen, ob Briefe da wären. Denn drei-, viermal in der Woche kam er mit leeren Händen aufs Kontor. Der Ton, in dem ihn dann der junge Herr Pompile fragte, »ob schon wieder nichts da wäre«, machte den Eindruck, als könnte er es helfen, dass niemand ein Weissgrunddreifarb bestellte. Dennoch war ihm dieser Gang nach dem Postkontor und das Warten dort eine der am wenigsten unangenehmen Pflichten seiner Stellung, und hierin lag just das Gefahrvolle.

Die Sorte von Gesellschaft, womit er da Bekanntschaft machte, habe ich bereits mit einem einzigen Wort umschrieben. Wenn nicht Walther durch besondere Umstände in dieser Lebensperiode prädestiniert gewesen wäre zu Verirrungen, würde er gewiss an diesem Umgang keinen Geschmack

gefunden haben. Aber es bestand bei ihm in nicht geringem Masse Anlass zu Missgriffen, und selbst beinahe Notwendigkeit. Seit einiger Zeit fühlte er sich dem allzu Kindlichen seiner ersten Ideale entwachsen, und suchte er auch nicht ausdrücklich nach Ausfüllung der hierdurch veranlassten Leere, dennoch unterstand er unbewusst den Folgen dieser Hohlheit. Wäre dem ersten Abschnitt seines Seelenlebens angestrengte Arbeit gefolgt — auch selbst scheinbar erniedrigende Arbeit, falls nur ermüdend! — dann hätte der Übergang vom Kinde zum Menschen ordnungsgemäss Platz gehabt, und es würde wenig oder keine Kraft verloren gegangen sein, etwas, das, wie in der Mechanik, so auch in der Psychologie eine Forderung ist. Hierauf waren denn auch die Vermahnungen von Holsma vornehmlich gegründet. Walther musste geheilt werden von seiner Vorliebe für das Kontemplative, die Klippe, daran so viele — und die Schlechtesten nicht! — zu Grunde gehen, und die sie in einer Gegend anlanden lässt, wo sie am wenigsten hingehören: bei den Müssiggängern. Die hier gemeinte Methode lässt sich, ohne den mindesten Anspruch auf wissenschaftlichen Klang — indes der Ausdruck ist darum nicht weniger pittoresk und anschaulich — zusammenfassen in die hausbackene Vorschrift: »sitz' nicht und träume, rühre deine Hände!« Denken ist fürwahr des Menschen edelste Thätigkeit, doch just das Wohl-Denken schreibt Handeln vor. Das Mass der Vereinigung zwischen einer erlaubten Hingabe an Spekulation und dem »Händerühren« ist gleichwohl keineswegs für alle gleich. Das letztere steht nicht ausschliesslich auf tiefem Niveau. Das erstere ist nicht an und für sich erhaben. Die Erhabenheit liegt in der korrekten Anwendung von beidem. Ein unpraktischer Träumer steht wahrlich nicht höher als der dümmste »Mann von Geschäften«. Wir können ebensowenig in den Wolken wohnen wie im Sumpf, und es besteht kein einziger Grund, dem Verfliegen von Geist den Vorzug zu geben vor dem Ersticken von Geist. Das Masshalten zwischen beiden Extremen ist unsere Aufgabe, und nicht allein nehmen wir jedes-

mal grossen Unterschied in der Neigung zum Überschlagen wahr, wenn wir verschiedene Individuen miteinander vergleichen, sondern selbst in dem einzelnen Menschen besteht grosse Unregelmässigkeit. In manchen Perioden des Lebens haben wir uns in acht zu nehmen vor unbesonnenem Fluge. Ein andermal müssen wir uns selbst ermuntern und uns anstrengen, die Maulwurfsgänge zu verlassen, in denen uns zu verstecken wir fleissig bei der Hand waren. Aus dem Gesetz der Trägheit wiederum ist es zu erklären, dass wir, zurückgekehrt vom verkehrten Wege, uns irren in dem Masse der Abweichung nach der anderen Seite. Dieses Oscillieren ist geistiges und sittliches Leben. Je kleiner der Bogen, den die Zunge der Wage beschreibt, desto besser, doch vollkommener Stillstand würde der Tod sein.

Was Walther angeht, er kämpfte noch nicht. Das kleine Vorpostengefecht mit den fürchterlichen »nächstliegenden Pflichten« und Pflichtchen erforderte wohl schwere Anspannung, wurzelte aber nicht in einem Princip. Er that dies, weil er ausserordentlich docil war, und es wurde ihm vorgeschrieben von jemand, dem er Hochachtung entgegentrug. Es fehlte wenig daran, und er würde es sich selbst als einen gütigen Versuch angerechnet haben, dem Doktor Holsma einen Gefallen zu thun. Und dieser betrachtete seine Vorschrift einfach als ein zeitliches Mittel, ihm ohne Straucheln über die Hindernisse seiner Altersperiode hinwegzuhelfen. Es war nun einmal die Wahrheit, dass er an dem »Händerühren« Bedürfnis hatte, eine Krankheitserscheinung, aus der sich meine Eingenommenheit für das Packennähen erklären lässt. Wenn ich über ihn zu verfügen gehabt hätte, er würde einige Jahre Lehrjunge bei einem Schmied geworden sein. Keineswegs, um ihn innerhalb der Grenzen dieses Handwerks festzusetzen — ein Schmied mit Walthers Gaben würde sich unfehlbar entwickeln zu einem Krupp! — sondern, um seiner allzu einseitigen Neigung zum Kontemplativen entgegenzutreten und sie zugleich, soweit es nötig, zu stützen. Mit ermüdeten Gliedern würde er dann abends

niederfallen auf seinen Strohsack, und am folgenden Morgen keine Erinnerung haben von den Gedanken, die ihn beschäftigt hatten nach dem Ausziehen seines zweiten Strumpfes, ja, seines ersten vielleicht. Und was das Erwecken, Antreiben und Nähren seiner Sucht zur Spekulation angeht, just dafür ist nichts geeigneter als eine Handarbeit, die genug Muskelanstrengung erfordert, um in einem gewissen Augenblick körperlicher Ermattung der Phantasie Halt zuzurufen. Vor diesem Augenblick arbeitet das ganze geistige Vermögen regelmässiger und mit besserem Erfolge, als wenn man sich vermeintlich beschäftigt allein mit Denken.

Vermeintlich beschäftigt, denn wahrscheinlich ist dies eine Unmöglichkeit. Wie die Flamme einer Oellampe haben wir ein tastbares Döchtlein nötig, daran unsere Gedanken sich klammern, daran sie aufklimmen, darumhin sie sich schlängeln, damit sie sich befruchtend paaren. Wir können uns schwer alle Sinneswerkzeuge wegdenken, doch durch Analogie können wir schliessen auf vollkommene Stumpfheit, auf geistiges Nichtsein, wenn das sinneswerkzeugliche Wahrnehmen der Aussenwelt aufhört. So ungefähr ist unser Zustand in den Augenblicken, die dem Schlaf unmittelbar voraufgehen. Und das Denken nimmt sogleich wieder einen Anfang, sobald unsere Sinneswerkzeuge durch die eine oder andere äussere Ursache zu erneuter Thätigkeit aufgerufen werden. Dieser Satz scheint unbegründet, indem wir bisweilen aufgeschreckt werden durch einen einfallenden Gedanken, doch ich behaupte, dass die unerwartete Erscheinung davon immer eine Ursache stofflicher Art hat. Wir sind nur nicht gewohnt, uns Rechenschaft zu geben von der Art und Weise, wie die Seele arbeitet, und kennen gewöhnlich die Vorursache nicht von dem, was wir zu Unrecht für einen ersten Eindruck halten.

Hieraus und aus der weiteren Verfolgung dieser Andeutungen scheint sich zu ergeben, dass spekulierende Betrachtungen in vollkommen abstraktem Sinne uns schwierig fallen und vielleicht unmöglich sind. Ich sagte bereits, dass das Flämmchen unseres Geistes einen greifbaren

Digitized by Google

Docht nötig hat, einen Kern, einen Punkt des Halts. Dies einmal angenommen, sehe ich nicht ein, dass das Ziehen am Blasebalg einer Schmiede unserm Walther hätte schaden können. Das oder so etwas wäre ihm alsbald die Basspartie geworden, darauf er die Melodien hätte setzen können, wovon seine Seele erfüllt war, doch die er nun nicht verständlich zu machen wusste, weder anderen, noch sich selbst. Und in Ermangelung solchen Leitfadens lief er Gefahr . . .

Freilich, er machte Bekanntschaft mit diesen jungen Leuten beim Postkontor! Sie sollten das hungrige Seelchen füllen mit ihrer schwammigreifen Weisheit. Und Walthers Appetit war gross! Nicht allein psychologisch litt er Hunger. Auch im gesellschaftlichen und häuslichen Sinne war dies der Fall. Er hatte Bedürfnis nach Geselligkeit. Wir wissen bereits, dass dem von seiten der Seinen nicht Genüge geschah, und was die »Herren auf dem Kontor« angeht . . . sie machten nicht darin.

Doch in Geselligkeit wurde wohl »gemacht« von den jungen Leuten beim Postkontor. Nun ich einmal — mit kühner Misskennung der Wahrheit sowohl als der Lokalfarbe — die Herren Oldetied & Kopperlith zu einem »Handelshaus« erhoben habe, wage ich ebenso ungerechtfertigt diese Laufjungen zu Kontorangestellten, zu wirklichen Kontoristen zu befördern. Die erste Veranlassung zum Bekanntschaftmachen wurde gegeben durch die Begegnung mit einem von den Hallemanns. Auch er war »jüngster Angestellter«. Walther redete ihn an und sagte: »Fritz!«

— Ah so . . . ich rede mit Petersen, glaube ich.

Walther machte merkwürdige Augen zu diesem »Glauben«. Doch Petersen war er.

— Ja gewiss, Fritz. Nu, kennst du mich nicht mehr?

— Ich kenne Sie wohl, aber ich muss Ihnen gradeaus sagen, dass ich keine Kinderei vertragen kann. Es sieht so aus, als wären wir Schuljungens, so reden Sie!

Walther kapierte das nicht. Die Sache war, dass er »Hallemann« hätte sagen müssen, und »Sie«. Er lernte dies,

Digitized by Google

und alsbald begann er auch seinen eigenen Familiennamen männlicher und ansehnlicher zu finden als »Walther«. Und auch mit der grossgeschriebenen dritten Person Pluralis liess er sich gern anreden. Er sah sehr bald diesen Fritz für einen grossen Mann an, der eine weite Auffassung vom Leben hatte. Der Lausbub war denn auch in der That etwa zwei Jahre älter als er, und wohl zwanzig oder so ungefähr in Kenntnis, wie wir sehen werden.

Ach, Leser, ich habe eine ärgerliche Arbeit zu verrichten. Fluch über die Elenden, die meinen kleinen Walther solcher Bekanntschaftsschliessung blossstellten!

— Und bei wem sind Sie auf 'm Kontor?

— Bei den Herren Oldetied & Kopperlith . . . Kaisergracht, wissen Sie?

— Hm! Das ist nun grad so 'n sehr grosses Haus nicht! Absolut nicht! Wir machen in Kaffee. Ihr habt, glaub' ich, mit Smyrna zu thun, wie?

— Das weiss ich noch nicht, sagte Walther, ich bin erst hingekommen.

— So? Wissen Sie das nicht? Nu, das is 'n Kauz!

Neuangekommene »junge Leute« schlossen sich an, und hatten, weiss Gott, wie wirkliche Menschen gegrüsst mit: »Guten Morgen, Herren!«. Zum Übelwerden und komisch, doch es war so. Und Walther fand diesen Ton ausgezeichnet. Er hatte sich solche Beförderung selbst im Traum nicht vorzustellen gewagt. O weh, er, der er sich so kurz vorher noch im Umgang mit sich selbst weismachte, dass er Gott wäre, und König . . . werden würde, er fühlte sich geschmeichelt, ein Stück »Herr« zu sein in den Augen von Lausbuben, die gleicherweise für etwas wie »Herren« durchgehen wollten!

— Hört, das is 'n Kauz! Er weiss nicht mal, worin sie machen. Wie finden Sie dies?

Die »Herren« fanden es ausserordentlich dumm und verrückt. Und Walther, der sehr empfindlich war für Spott, wurde verlegen.

— Aber, sagte er stotternd, Sie frugen etwas von Smyrna, und das begriff ich so schnell nicht. Einer von unsern jungen Herren ist in Rom. Meinen Sie das vielleicht?

— Wir haben mit Portugal Verbindung, sagte ein Dritter.

— Und wir sind auf der Ostsee. Getreide, wissen Sie?

— Wie heisst denn Ihr Haus? fragte ein Fünfter.

Walther nannte die Firma.

— Nu, zum Deubel ja . . .

Der kleine Sprecher fluchte allernettst. Und dies that die ganze Kolonne. Dennoch flutschte es nicht recht bei den Männekens. Man konnte deutlich merken, dass sie noch nicht recht eingefuchst waren auf die geschickte Anbringung all ihrer Männlichkeit. Dies war das Komische daran.

— Zum Deubel ja, das ist in Manufakturen! Wissen Sie das nicht? In Manufakturen, sage ich Ihnen.

Und der Redner selbst erklärte, dass er in »Assekuranz« wäre.

— Kucken Sie, da haben Sie Policen. Das sind alles Policen, wissen Sie?

Und alle betrachteten mit Ehrerbietung ein Päckchen Blankodokumente, das der Laufjunge soeben aus der Kontorutensilienhandlung geholt hatte.

— Ja, ja, Policen! sagte Fritz, und mit einem Nachdruck, der soviel bedeutete wie: »ich weiss genau, was das für Dinger sind. Ich hab' auch darin gemacht«.

— Kuck', was 'n schöne Deern!

— Pst, pst! He, komm mal her, Kleine!

Das Dienstmädchen, das so höflich angerufen wurde, spuckte auf den Boden und ging weiter. Das beste, was sie thun konnte! Sie brauchte nicht die geringste Keuschheit zu Hülfe rufen, um sich sittsam zu erweisen.

— Es ist die Mieze aus der Bäckerei, sagte das Haus von Portugal. Nu!

Welcher Leser versteht dies »nu«?

— Nu! sagte ein Zweiter.

— Nu! wiederholte der Chor.

Walther begriff nichts davon. Und dies war um so dummer von ihm, als er die Mienen sah, die diesem Ausruf gesellt gingen. Konnte er es helfen, dass er noch immer die Hieroglyphen der Gemeinheit nicht gewandt lesen konnte, die all das Genu illustrierten? Schlimm genug, dass er bald diese Sprache sollte verstehen lernen. Fluch über die Kopperliths!

Wahrscheinlich machte er ein einfältiges Gesicht, denn einer von seinen Lehrmeistern fragte ihn:

— Sind Sie auf 'n Kontor, Sie?

— Ja . . . in . . . Manufakturen, gewiss! antwortete Walther.

— Wissen Sie, was ich glaube? Ich glaube, dass Sie noch 'n nüchternes Kalb sind. Das glaub' ich nu mal!

Und diese Überzeugung wurde mit einem kernigen Herrenausdruck besiegelt.

— Er ist so einfältig wie . . .

Wie dies oder jenes also, das nicht einfältiger zu sein braucht als was anderes, wenn es nur gehörig gemein klingt. Die Bedeutung wird gewesen sein, dass er ausserordentlich einfältig wäre.

— Sagen Sie, wissen Sie vielleicht noch nicht, wo die Kinder herkommen? Nu . . . das fehlt nur noch dran!

Gott sei Dank, dies wusste Walther! Und wenn er es nicht gewusst hätte, so wäre ihm hier Gelegenheit geboten gewesen, es zu vernehmen, und zwar auf eine Manier eigener Art. Auch andere Weisheit war hier zu ernten, die, strikt genommen, zwar ebensowenig neu war für den Lehrling, die ihm aber denn doch in Worten mitgeteilt wurde, die ihm unbekannt waren. Aus weitgehender Männlichkeit verhielt er sich wie schon lange ordnungsgemäss eingeweiht. Er gab sich Mühe, so weise wie möglich zu lachen, was ihm schlecht von statten wollte und ihm recht hässlich stand.

Digitized by Google

Es war ein liederliches Chor. Ich habe in diesem Augenblick keine Lust, ausführlicher zu sein.

Walther wurde bei diesem Postkontor verdorben, so weit er zu verderben war. Dies bleibt, mit oder ohne ausführliche Beschreibung, traurig genug.

Digitized by Google

LXV.

Über eine gewisse Völkerwanderung, die in der That — mit grossen Ausnahmen, gewiss! — stattgefunden hat. Walther, tiefer und tiefer sinkend, erreicht endlich Land hinter der „Britschka von Papa“.

Eines Tages war grosse Bewegung auf der Kaisergracht bei der Fellstrasse. Die Fenster der oberen Stockwerke an der gegenüberliegenden Seite prangten mit Dienstmädchen, die tagediebend auf dem Ausguck standen. Vielleicht spionierten auch einzelne Sterbliche, die sich einbildeten, einen unendlich erhabeneren Standpunkt einzunehmen, durch ein Gucklöchelchen in den Gardinen der unteren Vorderzimmer. Passanten, die mehr Zeit hatten als Geschäfte oder Eifer, blieben stehen bei einem Schauspiel . . .

Hier würde nun romanshalber die Beschreibung dieses Schauspiels folgen müssen. O weh, Leser, was soll so ein armer Schriftsteller machen? Es war, um die Wahrheit zu sagen, eigentlich nichts Besonderes zu sehen, und die Aufmerksamkeit dieser Dienstmädchen, Passanten und . . . anderen war nur ein Beweis mehr von der bekannten Armut an Eindrücken, die ich bereits im zweiten Bande meiner »Ideen« ausführlich behandelte, wo der Leser nachschlagen mag.

»Die Kopperliths gehen nach ausserhalb«, erzählten sich die Minchen und Stinchen aus der Nachbarschaft. Und wer sich besonders gut unterrichtet zeigen wollte, kam eine halbe Stunde nach Empfang dieser Botschaft zurück mit der Frage: »sag 'mal, weisst du auch schon, dass die Kopperliths nach ausserhalb gehn?«

Digitized by Google

Ich würde ein unwürdiger Geschichtschreiber sein, wenn ich verschwiege, dass hier und da auch eine Variante vorkam. Drei Mevrouwen, sieben »Fräuleins«, siebenundzwanzig Kammerjungfern — zugleich Leinen- und Kindermädchen — versicherten nichts, aber nahmen sich vor, bei der ersten Gelegenheit zu untersuchen, ob es wohl wirklich wahr wäre, dass die Kopperliths »nach ausserhalb« gehen würden.

Ja, sage ich. Ja! Ja! Ja! Die Kopperliths sollten in der That nach »draussen«, nach »ausserhalb« gehen. Es lag eine Bodenschute vor der Thür. Um nun dem nichtamsterdamer Leser, der ebensowenig weiss, was eine »Bodenschute« ist, als was »vor der Thür liegen« bedeutet, nach einem Neudruck mit Noten verlangen zu lassen, gebe ich hier die unklare Erklärung, dass eine Bodenschute ein gewisses Brackwasser-Fahrzeug ist, ohne Dachboden, aber mit einem Fussboden. »Vor der Thür« bedeutet hier soviel wie in der Gracht, an der das Haus steht. Wer hiervon nun nicht viel begreift, lässt eine gewisse Fähigkeit erkennen, doch ein Pariser oder anderer Ausländer muss sich nicht einbilden, dass man so auf einmal den wahren Begriff haben kann von den Eigentümlichkeiten einer Stadt wie Amsterdam.

Eine Bodenschute lag also vor der Thür, und die dienstbaren Geister waren kräftig dabei, das Mobiliar heranzuschleppen. Oberflächlich gesehen, kann es recht bürgerlich erscheinen, dass das Budget der Familie Kopperlith keine doppelte Garnitur Möbel tragen konnte. Ei, was denn, um dieses Umziehen war es den Herrschaften just zu thun! Die Nachbarn und die Passanten mussten die Bodenschute und das ganze Treiben sehen, die hier auf der Kaisergracht denselben respekteinflössenden Dienst thaten, wie die Bärenmütze von Holsmas Kutscher bei den Petersens. Und dies musste noch einmal geschehen bei der Heimkehr zu Ende des Oktober. Auch dann sollte wieder die ganze Gegend sagen: »weisst du schon, dass die Kopperliths wieder in der Stadt sind?« Es ist nichts, das so sehr den eigentümlichen Narr-

Digitized by Google

heiten in einem gewissen Stande gleicht, als die . . . Narrheiten in einem anderen Stande. Wer eine kennt, kennt sie alle.

Alle Welt war zu Hülfe gerufen. Da war Flipp der Dienstmann mit seinen Kameraden. Auch der Kutscher mit ein paar improvisierten Nothülfen. Gerrits rheumatische Steifheit zeigte sich den Tag einigermassen geschmeidig, vielleicht wohl, weil »dieser Wilkens« nicht an der Sache beteiligt war. Es wurde sogar mitgeholfen — o Himmel! — von der Kammerjungfer, und — o hundert Himmel! — von dem »Fräulein«. Jeder hob, schob, reichte zu, setzte zurecht, trug, stützte, stiess, zog, und rief: »vorsichtig!« Der intelligente Leser begreift, dass das »Fräulein«, das ein entsetzliches Quantum Anstand zu verteidigen oder . . . zu erobern hatte, sich nur bis an die Hausthür wagte, und . . . ganz schüchtern nur! Die Passanten mochten entdecken, dass sie Hände am Leibe hatte! Und das Kammerjungfer-Leinenmädchen . . . nun ja, auch diese Würdebekleiderin war nicht gemietet auf Dienstmannsarbeit. Jeder muss seinen Stand wahren, und sie kam also nicht weiter als bis zur dritten Treppenstufe, wohl gezählt.

All die Möbel mussten nach »Grünenhausen«. »Mama« sollte folgen mit besonderer Gelegenheit. Wie es gelungen ist, sie herauszuschälen . . . nein, dieser Ausdruck taugt nicht. Ich dachte an Limburger Kammmuscheln, aber die brauchen nicht heilerhalten werden, und darauf kam es in diesem besonderen Fall gerade an. Mit einer Nadel pflückt man solche Kammmuscheln in Stückchen und Bröckchen aus ihren Gehäusen heraus, und die Wohledelgeborene Fraue Mevrouwe Kopperlith musste aus ihrem Seitenzimmer . . . integral ans Tageslicht gebracht werden! Dieses weiss ich nur, dass sie wenige Tage später den Boden von »Grünenhausen« beschwerte, und dass auch der alte Herr seine Langeweile mit Schaft und Wurzel dahin verpflanzte. Die jungen Herren machten sich Freitagsabends oder Sonnabendsmorgens aus der Stadt, und kamen meist am Montag zurück. Gerrit und

seine Ehegattin Hanne wurden, wie es seit Jahren Gewohnheit war, zu Hausbewahrern befördert. Der wahre, echte, anständige Sommer war also angebrochen, und der junge Herr Pompile konnte sein Wort einlösen bei den Pleiers und den Hockers und den Krückers . . . Gott sei Dank!

Walthers Langeweile inzwischen auf dem Kontor, auf den Böden und im Magazin ist nicht leicht nach Gebühr zu beschreiben. Das peinlichste dabei war, dass er sich stets anstellen musste, als wenn er was ausführte. Denn M'nheer Wilkens behauptete, dass es für einen Jungen immer etwas zu thun gäbe: »lernen Sie das von mir!«

Dies ist wahr, o M'nheer Wilkens! Ich möchte beinahe zu behaupten wagen, dass es auch für einen alten Menschen gewöhnlich etwas zu thun giebt. Doch dies war die Frage nicht. Die Frage war, was man Walther zu thun gab. Ob da Nahrung für den Geist steckte in dieser Arbeit. Heilsame Ermüdung für den Körper. Gefegt hatte er. Kopiert hatte er. Proben ausgesucht, geschnitten und aufgeklebt hatte er. Er kannte die Muster von all den farbigen Kattunen aus dem Kopf, mit den Nummern von dem Muster-Kontrabuch dabei . . . ja wahrhaftig, und sogar im Traum! Das Schlängelchen mit 'nem gebrochenen Kreuzchen und 'ner Wippe mit 'nem bröckeligen Tüpfelchen auf bläulich marmoriertem Grunde war . . . sechstausendundsoundsoviel, wahrhaftig! Und siebzehn Nummern tiefer stand dasselbe Muster, aber die Tüpfelchen waren rund, und die Wippe wippte etwas weniger. Und die Barchents, und die ‚fancy-checks', und die ‚fancy-stripes' . . . Ach, er wusste die Anzahl Fäden auf jedem Zoll von Kette und Einschlag! Und was es zu rechnen gab, war nicht sehr schwierig: »soundsoviel pounds, shillings und pence, bei zwölf Gulden drei«. Und begriff er auch das allererste Mal nicht, was man mit diesem Kursjargon ausdrücken wollte, er erfasste die Sache, nachdem man sie ihm einmal zu erklären beliebt hatte. In seinem ‚Strabbe' kamen schwierigere »Summen« vor. Wirkliche Anstrengung konnte er nur anbringen in seinem Kampf gegen Langeweile, gewiss eine der unwür-

Digitized by Google

digsten Manieren für einen jungen Menschen, seine Seele zu verplempern. Und für einen alten Menschen ebenso. Für Walther war hiervon die unmittelbare Folge, dass die »Geselligkeit« beim Postkontor auf allzuwilligen Boden fiel.

Bereits vor Jahren habe ich darauf hingewiesen, wie der ‚horror vacui' der alten Physiker sich auch im Sittlichen offenbart. Man müsste sich diese Eigenschaft der Dinge nutzbar machen in der Erziehung. Die Seele hat Aufsaugungsvermögen. Man halte ihr gesunde Nahrung vor, und sie wird verschmähen, was unrein ist, weil sie dann keinen Raum dafür hat. Diese einfache Wahrheit war bei der Aufziehung unseres Walther völlig unbeachtet geblieben. Das bisschen an Kenntnissen, das man ihm mitgeteilt hatte, war bei weitem nicht ausreichend, seinen Antrieb des Erkennens, Wissens und Begreifens zu befriedigen. Solange er Kind war, hatte seine Phantasie das Nötige verrichtet, und mehr als das. Die Zeit war nun gekommen, dass er sich ermüdet fühlte vom fruchtlosen Greifen nach dem Unmöglichen. Seine Wünsche und Sehnsüchte gingen herum wie brüllende Löwen, suchend, was es zu verschlingen gab . . . ach, schon wieder ein Bild, das nicht taugt! Es wurde nicht gebrüllt und nicht herumgegangen. Er nagte unzufrieden auf dem wenigen, das ihm zugeworfen wurde, und fühlte sich unglücklich. Das schlimmste war, dass er allein sich selbst Schuld gab an seinem Zustande. Jeder andere, meinte er, wäre besser, weiser, tüchtiger, glücklicher als er, und in gewissem Sinne war dies die Wahrheit. Wir dürfen feststellen, dass weder der junge Herr Pompile, noch der Kontorsatrap Wilkens wie Walther gelitten hatten unter einem Missverhältnis zwischen den Gaben und den vorhandenen Mitteln zur Äusserung, das andauernd das Gleichgewicht seines Gemüts störte. Jede Ableitung wurde ihm willkommen, und von Wahl war keine Rede mehr. Er sog auf, was sich bot. Wäre er in Berührung gekommen mit Trinkern . . . er hätte getrunken. Mit Dieben . . . er hätte gestohlen. Mit gottseligen Jünglingen . . . er wäre ans Predigen und Katechisieren gegangen. Selbst so weit sank er

Digitized by Google

hinab, dass er — Reue fühlte über die Einfältigkeit, mit der er Fräulein Laps so enttäuscht und geärgert hatte. Reue? Nein, aber . . . Scham doch! Er suchte sich einzureden, dass er ein folgendes Mal . . . hm! Würde dies folgende Mal jemals kommen! Der Fall war merkwürdig gewesen, sehr merkwürdig! So etwas passiert nur einmal im Jahrhundert, meinte Walther, indem er sich all seine früher unbegriffene Romanlektüre vor die Sinne führte und daraus folgern zu müssen meinte, dass Nichtigkeiten, wie er . . . beinahe eine erlebt hatte, die Achse sein müssten, um die sich das Leben dreht. Der Leser weiss vielleicht, dass solches Fehlgreifen in der Schätzung der Wichtigkeit noch stets bei Alteren als bei Walther, und sehr zum Nachteile der wahren Sittlichkeit, eine thörichte Rolle spielt. Auch hier kann Larochefoucaulds »ceux qui s'appliquent (trop?) aux petites choses« u. s. w. als voll anwendbar erachtet werden.

Dennoch war Walther nicht besser darum, dass er Reue fühlte über den Mangel an Untugend, dessen er sich schuldig gemacht zu haben meinte. Und dies fühlte er sehr gut. Er dachte nicht gern an das, was ihm früher lieblich erschienen war, ja, er wagte nicht daran zu denken! Seine Erinnerungen an die Eindrücke, die Femke ihm mitteilte, seine Ehrsucht, sein Verlangen, mit einem bisschen Allmacht das Gute zu befördern, seine unersättliche Begier, die Ursachen der Dinge zu erkennen . . . ach, dies alles war ihm unbequem. Ebenso unzufrieden wie immer mit seinem gegenwärtigen Zustande, hatte er so wenig Lust, sich mit dem Vergangenen zu beschäftigen, wie mit einer Zukunft, über die ihm die Führung entglitten war, weil Schuldbewusstsein Ideale verdirbt. Zu kräftigem Hoffen ist Reinheit nötig, und wohl ist es plump und dumm von Göttermachern, dass sie, um Abirren mit Strafe zu bedrohen, eine andere Hölle meinten nötig zu haben, als mit dem Verlust dieser Reinheit verbunden ist. Das Amt des zum Paradies herausjagenden Cherub ist eine wahre Sinekure.

Einmal, auf der Strasse — Besorgungen machend für

den jungen Herrn Pompile natürlich — übersann Walther das neueste Neue von Entwickelung, das den Morgen von einem seiner Kameraden am Postkontor zum Besten gegeben war, und siehe . . . da drüben sah er Femke ankommen. Er drehte sich um und schlug eine Querstrasse ein. Warum nur? Zu etwelcher Verminderung seiner Schande muss ich hierbei sagen, dass er am Abend dieses Tages lange Zeit wach lag, ehe er Schlaf finden konnte, und dass er hätte weinen mögen. Doch er konnte ebensowenig weinen als schlafen. Es war ihm sehr wehe ums Herz, und er nahm sich vor . . . ja, was?

Mit Schrecken bedachte er, dass der Zeitpunkt, zu dem er Holsma Bericht zu bringen aufgefordert war, Bericht von seinen Versuchen, immer seine nächstliegenden Pflichten zu thun, lange verstrichen war. Auch den guten Doktor würde er gemieden haben, wenn er ihn auf der Strasse in der Ferne hätte ankommen sehen. Und vielleicht sogar Pater Jansen . . . ein schlechtes Zeichen!

— Dennoch möchte ich gern mal erfahren, warum der gute Pastor so taub ist auf seinem linken Ohr!

Hierüber nachgrübelnd, fiel er schliesslich in Schlaf.

Es war Donnerstag gewesen und Freitag geworden, und Walther wurde, aufs Kontor kommend, überrascht mit der Einladung, den folgenden Tag zu seinem Vergnügen nach »Grünenhausen« zu kommen. Der junge Herr Pompile liess sich in höchsteigener Person herab, ihn von dieser gnädigen Bestimmung in Kenntnis zu setzen, nicht ohne Wilkens einen Wink zu geben, dass die zehn Stüber, welche Besagtem für Reisekosten ausbezahlt werden mussten, sehr mit Fug auf »Haushaltung« gebucht werden könnten.

— Nicht wahr, Eugène? Sag' du selbst nu mal, ob solche Ausgaben die Geschäftsangelegenheiten angehen, was man nennt: Geschäftsangelegenheiten!

— Hm!

— Gewiss! Nicht wahr? Und was sagen Sie, Dieper?

— Freilich, junger Herr! Ich finde, dass solche Ausgaben . . . denn, wissen Sie, es sind Kleinigkeiten, nicht wahr?

Digitized by Google

— Jawohl! Und darum sage ich immer . . . aber kuck', da kommt mir noch etwas Besseres in den Sinn. Sag', Eugène, weisst du, ob Calbb und Hersilie die Absicht haben, morgen nach »Grünenhausen« zu kommen? Und ob sie um Papas Britschka gebeten haben . . . mit Mietspferden, weisst du? Denn siehst du, dann könnte Petersen ganz gut mitfahren. Wissen Sie, was Sie thun, Petersen? Sie müssen die Güte haben, eben zu M'nheer Calbb zu gehen, und Sie bestellen ein Kompliment von mir, von M'nheer Pompile müssen Sie sagen — und fragen, ob M'nheer Calbb . . .

— Calbb ist nicht zu Haus, brummte Eugène.

— So? Gut, Petersen, dann müssen Sie mal so gut sein, nach M'nheer Calbbs Haus zu gehen, und . . . Sie klingeln »Haus«, wissen Sie? Und Sie bestellen ein Kompliment von mir, von M'nheer Pompile, und Sie sagen — dem Mädchen, wissen Sie, das Ihnen aufmacht — dass Sie morgen nach draussen kommen dürfen — draussen, auf »Grünenhausen«, müssen Sie nur sagen — und dass ich fragen lasse, ob Mevrouw Calbb und M'nheer Calbb und der junge Herr Bonifaz — denn Ludwig Bonifaz heisst der kleine Sohn von meiner Schwester, Mevrouw Calbb-Kopperlith, wissen Sie? — nun, dann sagen Sie, dass ich fragen lasse, ob die Familie die Absicht hat, morgen mit Papas Britschka — mit der Britschka von M'nheer Kopperlith, müssen Sie sagen — mit Mietspferden . . .

— Hm, brummte Eugène.

— Ja, recht . . . von Mietspferden brauchen Sie nichts zu sagen. Das wissen sie selbst wohl, was sagst du, Eugène? Nu, dann fragen Sie, ob M'nheer Calbb und Mevrouw Calbb und der junge Herr Bonifaz nach draussen gehen. Und wie spät. Und . . . ob Sie mitfahren dürfen. Aber . . . »wenn's beliebt« müssen Sie sagen, nicht wahr, Eugène?

— Hm!

— Jawohl! »Wenn's beliebt« sagen Sie, und Sie müssen vor allem ein Kompliment von mir bestellen. Sag', Eugène,

Digitized by Google

findest du es nicht etwas indiskret von Calbb, so immer mit der Britschka von Papa . . .

Bevor Walther Eugènes Meinung über dies tiefsinnige Problem erfahren konnte, war er längst auf dem Wege nach dem Hause Calbb. Er machte seine Bestellung mit den vorgeschriebenen Wennsbeliebts und Komplimenten, und bekam zur Antwort, dass Mevrouw Calbb und M'nheer Calbb und der junge Herr Bonifaz Calbb so zwischen neun und zwölf Uhr das Haarlemerthor passieren würden. Wenn also Petersen mitwollte, liess die edle Hersilia Walther auf der Flurmatte kundthun, hätte er dafür zu sorgen, dass er zur Zeit da wäre, und man würde ihm ein Plätzchen einräumen. Aber lästig wäre es wohl, denn der junge Herr Bonifaz wolle unbedingt von seinem Schaukelpferd begleitet sein, und das nähme viel Platz ein.

Walther hatte nicht den Mut, M'nheer Pompile vorzuschlagen, ihn den Weg nach Haarlem zu Fuss machen zu lassen, mochte ihm auch die unfeine Art, wie ihm Passage gewährt werden sollte, wehethun. Und als er, nach Haus gekommen, bemerkte, dass seine Mutter enthusiasmiert war von der Ehre, die in ihm der ganzen Familie angethan wurde, meinte er wiederum, dass er auf falschem Wege war mit dem Urteil, das Mevrouw Calbbs Ungeschliffenheit in ihm hervorrief.

— Gott nein, in einer Britschka! Das ist sicher 'ne Kutsche. Trude, 'ne Staatskutsche, denk' ich! Und darin soll Walther fahren wie 'n Baron, den ganzen Weg längs von hier bis nach Haarlem, und das wird die ganze Welt zu sehen kriegen . . .

— Mit einem Schaukelpferd, Mutter!

— Nu ja, mit 'n Schaukelpferd, aber . . . was schadet das! Denkst du, dass davon jemand was zu wissen kriegt? Was sagst du, Stoffel! Und obendrein, wer läuft denn auf 'n Haarlemerweg? Kein Mensch! Keine lebende Seele! Kein Sterblicher! Niemand wird es merken, dass du mit 'n Schaukelpferd in der . . . Kutsche sitzt. Weisst du, was ich an deiner Stelle thäte? Ich nähm' es zwischen die Kniee . . .

— Och, Mutter!

— Nu gewiss! Und du legst 'n Taschentuch auf 'n Schoss, dann kräht kein Hahn danach. Du bist ein unzufriedener Junge. Kuck' mal nach all den armen Kindern, die Gott danken würden auf ihren blossen Füssen . . . ja, das würden sie, wenn sie auch mal so nach draussen gehen dürften, nach 'n wirklichen Landsitz!

— Drei Stunden warten am Haarlemerthor!

— Nu, was schadet das? Wolltest du denn, dass so 'n Herr wie M'nheer Calbb sich auch noch beeilen sollte um deinethalben? Und die Mevrouw von dem M'nheer? Und der junge Herr . . . wie heisst er?

— Bonifaz, Mutter!

— So 'n junger Herr kann doch nicht, um dir 'n Gefallen zu thun . . . weisst du, was du bist, Walther? Du bist 'n richtiger Isegrim. Wenn dein Vater das erlebt hätte, der so sauer arbeitete um sein Brot . . .

Den folgenden Morgen stand Walther auf seinem Posten. Es war noch nicht ganz Mittag, als die Familie Calbb sich zeigte in der Britschka von Papa. Es war in dem Verdeckwägelchen in der That kein Platz übrig, und Walther wurde eingeladen, sich mit dem Raum zu behelfen, der von einer Menge Gepäckstücke und Pakete offengelassen war in einem hinteren Kasten. Sehr stolz war er nicht, als er bemerkte, dass seine Einschiffung die Aufmerksamkeit des Accisenmannes am Thor erregte, sowie eines halben Dutzends Strassenjungen, das aus Armut an Vergnügen gewohnt geworden war, ein grosses Ereignis zu sehen im Stillhalten eines Fuhrwerks. O weh, er hätte gern sich selbst zwischen die Kniee genommen, und . . . 'n Taschentuch darüber! Er holte Atem, als der Haarlemerweg erreicht war. So durchaus verlassen von Menschen, lebenden Seelen und Sterblichen, wie Frau Petersen behauptet hatte, war dieser Weg nun wohl nicht, aber doch nicht *sehr* viele Menschen fanden Gelegenheit, zu bemerken, wie eingeengt unser Walther da sass zwischen all der Bagage. Das war ein anderer Zug fürwahr, als der

Digitized by Google

Ritt zu Pferde, wovon Frau Claus . . . geträumt hatte. Er schloss seine Augen, und suchte in dem trägen Gerüttel des Wagens die Kadenz seines eigenen galoppierenden Räuberlieds zu finden: Mit dem Schwert . . . hopp, hopp, hopp . . . u. s. w. Mevrouw Hersilia Calbb-Kopperlith ersparte ihm die Fortsetzung seiner fruchtlosen Bemühungen durch eine Vermahnung:

— Sagen Sie, Petersen . . . oder wie Sie heissen, Sie sitzen doch nicht auf dem Sack mit Nonnen und Windbeuteln? Und . . . halten Sie doch den Korb etwas zurück! Das Ding rumpelt so gegen meine Hutschachtel!

Walther that wieder, was ihm befohlen wurde. Korb und Hutschachtel, auch die Nonnen mit den Windbeuteln kamen unbeschädigt auf »Grünenhausen« an.

LXVI.

Walther wird die gnädige Erlaubnis zu teil, tiefsinnige Gespräche mit anzuhören, und wird vor naseweisem Mitreden bewahrt durch eine ehrenvolle Mission nach der Mangelkammer.

Prahlte der junge Herr Pompile auch noch so gern mit »Papas eigenem Landsitz«, Grünenhausen war nicht mehr wie eine Sommerwohnung, ein wahres Schreckensding für den Besitzer eines wirklichen Landguts. Wer konnte den Kopperliths verbieten oder es hindern, dass sie ihre amsterdamer Bekannten zerschmetterten mit der Mitteilung, dass sie »nach ihrem Landsitz« gingen, und sie also in den Wahn brachten, als ständen sie auf gleichem Fusse mit dem Burgherrn eines gebührend melancholischen Landverstecks? Mancher Patrizier oder Aristokrat — so titulieren sich die am wenigsten unansehnlichen amsterdamer Krämerfamilien — wollte vor Ärger bersten, wenn er bemerken musste, dass der unkundige Bürgersmann die unechte Hoheit solches Sommerwohnungsmenschen verwechselte oder gleichstellte mit der seinen. Solch ein Kauz würde einen Grafen oder Baron, der es albern fand, dass er sein Haus für ein Schloss ausgeben wollte, sehr unbillig gefunden haben, aber er selbst entrüstete sich über die Anmassung von andern, die ihm den Rang ablaufen wollten.

Der Eigentümer einer »Sommerwohnung«, der den beabsichtigten Eindruck nicht hervorbringen konnte mittelst der Ausgedehntheit seiner Besitzung, musste gleichzeitig Abstand nehmen von dem künstlich-Düstern, das dem ihm Über-

Digitized by Google

legenen so gut stünde, wie er meinte. Auf einem Grundstückchen von fünfzig Metern Quadrat kann man keine Alleen anbringen, keine Wäldchen, keine Augentäuschung. Bei Mangel an Besserem also sah eine »Sommerwohnung« leider freundlicher aus. Wohl war es hart, sich Laub und Schatten verkneifen und das Tageslicht durchdringen lassen zu müssen auf das Grasplätzchen oder die Blumenbeete, die diese Attribute der Vornehmheit ersetzen mussten, doch der Weise fügt sich. Drückender war in solche Miniaturvilla, deren Vorderveranda kaum fünf Ellen vom Wege ablag, die Schwierigkeit, sich den Blicken des Vorübergehenden zu entziehen. Total unmöglich, ihn in den Wahn zu bringen, dass er einen Spaziergang mache in den Strassen von Palmyra! Man sagt — doch für die Wahrheit stehe ich nicht ein, und wir wissen, dass die Verleumdung weit geht — dass einmal ein unbescheidener Tourist mit eigenen Augen gesehen hat, wie Mevrouw Schöps eine Tasse Thee zum Munde führte, und einer von ihren noch nicht vollkommen in Façon gebrachten Herren Söhnchen sollte einmal dicht am Zaun, und beinahe auf dem öffentlichen Wege also, mit einem Reifen gespielt haben. Drei Bauernmädchen hatten es gesehen, behauptete Mama, und das Mensch wurde nervös bei dem Gedanken, was wohl von »den Menschen« gesagt werden würde über solche Unziemlichkeit!

Die Zerstreuung der Bewohner eines solchen ländlichen Sommeraufenthalts war . . . so unländlich wie möglich. Man empfing Besuch von ebenbürtigen Sommeraufenthaltsmenschen, doch lieber noch von Höhersituierten. Man machte Ausfahrten in die Umgebung, wobei die Zurschaustellung einer »eigenen Equipage« Hauptzweck war, und . . . langweilte sich. Eine der weniger anfechtbaren Vergnügungen, die man dem »Draussen«-sein abgewann, war die Befriedigung der Eitelkeit, seinen »Landsitz« von Freunden und Bekannten bewundern zu lassen. Jeder hielt sich dazu seine Pleiers und seine Hockers und seine Krückers, ja, selbst seine »jüngsten Angestellten«, deren Pflicht vorschrieb, mit

Digitized by Google

offenem Munde die Herrlichkeiten des Gastherrn anzustarren und wo möglich zu bersten vor Neid. In diesem Streben stimmten die Sommerwohnungsmenschen ziemlich mit den ihnen Überlegenen, den Besitzern von eigentlichen Landsitzen, überein. Und hierin hatten sie in der That etwas Übermenschliches, da wir in den meisten Katechismen — heidnischen, griechischen und christlichen — als Eigentümlichkeit der Götter angegeben finden, dass sie so besonders erfreut sind, wenn ein Menschenkind sich an ihrer Grösse stumm, blind und verrückt starrt.

Heute war an unserm Walther die Reihe, auf »Grünenhausen« die Rolle eines schlappgeglänzten Seraphinchens zu spielen.

Der alte Herr Kopperlith hatte die Wahrheit gesagt: sein Landsitz lag »direkt bei den Hotels«. Dies wäre gesellig, sagte er, denn man fände da Zeitungen und Menschen aus der Stadt. Eigentümlich ist es, dass die meisten dem Stadtgewühl Entfliehenden ihre ländliche Einsamkeit nur dann recht geniessen können, wenn sie gehörig versetzt ist mit städtischem Treiben. Walther bemerkte denn auch sehr bald, dass das »Draussen«-sein ganz etwas anderes war, als er sich vorgestellt hatte. Wie krumm und verdreht die Idyllität sich ihm auch in Versen vorgestellt hatte, er fand keine Spur von den Bildern, die sie in seiner Phantasie erweckt hatten. Bei der Umschau aus seinem Hinterbehälter an dem Fuhrwerk entdeckte er kein einziges Plätzchen, wo ein verlorener Sohn auch nur das kleinste Ferkelchen zum Gefährten seiner Reue hätte machen können. Schäferinnen mit blumigen Hüten, kurzen Röckchen und rotprangenden Schuhen sah er nirgend. Kein Damon spielte die Querflöte. Keine jugendlichen Landbewohner tanzten auf der samtenen Grasflur. Und auch die Grasflur selbst, ob nun mit oder ohne Sammet, fehlte.

Überlenkend zu anderen Kapiteln aus der Geschichte seiner Einbildung, wollte auch die romantische Wildnis, so anziehend durch den angenommenen Mangel an Konvention, sich ihm gar nicht zeigen. Beim Umbiegen um eine Ecke

hatte die berühmte »Britschka von Papa« beinahe einen halbblinden Geigenspieler überfahren . . . war das der Damon dieser Gegend? Der Fahrweg war von Klinkern, fusshoch mit Erde und Staub überdeckt . . . war das die samtene Tanzflur der Landjugend? An den Bäumen nahm er keinen Apfel wahr, keine Birne, keine Nuss, ja, selbst keine Kokosnuss oder Brotfrucht . . . war das die Mildthätigkeit der gastfreundlichen Aussennatur? Und . . . und — heraus nur, er musste sich selbst gestehen, dass er enttäuscht war — während der Reise hatte nicht ein einziges Abenteuer die Eintönigkeit des Haarlemerwegs belebend unterbrochen. Kein Rad vom Wagen hatte brechen wollen, kein Räuber hatte sich gezeigt . . . ja doch, soeben doch etwas davon. Ein Bettler schien Anschläge im Sinn zu haben, oder wenigstens man hatte sich einen Augenblick einreden können, dass er was anderes war als ein friedlicher Landstreicher, aber ein geringes Tickchen mit der Peitsche hatte genügt, um auch dieser Illusion den Boden auszuschlagen, und Walther sass wieder allein mit seinen Nonnen und Windbeuteln und seiner Hutschachtel. Just war er bei der Überlegung der Frage, warum nur jemand, der einen »Landsitz« besitzen könne, den nicht lieber in Afrika suchte, als das Fuhrwerk zur Pforte von »Grünenhausen« hineinfuhr und vor der offenen Vorderveranda stillhielt. Pompile kam mit seiner gewohnten Fahrigkeit zum Vorschein:

— Tag, Calbb! Tag, Hersilie! Habt Ihr Nonnen und Windbeutel mitgebracht? Ihr wisst, dass Mama nicht ohnedem sein kann. Wie spät seid ihr abgefahren? Staub auf'm Weg, was? Ja, viel Staub. Der Weg ist sehr staubig, wisst ihr! Das kommt von der Trockenheit. Wenn es erst regnet, werdet ihr sehen, dass es weniger staubig wird. So, Petersen, sind Sie da? Kommen Sie man 'raus . . . Sie dürfen 'rauskommen . . . steigen Sie nur aufs Rad. Sind das die Nonnen und die Windbeutel? Nu halten Sie sie man fest, bis das Mädchen kommt, denn . . . gleich kommt das Mädchen, nicht wahr, Hersilie? Und hat Bonifaz sein

Digitized by Google

Schaukelpferd mitgebracht? Sag': »Tag, Onkel!« Es kann in der Mangelkammer stehn, oder im Gartenhaus . . . denn Mama hat Kopfschmerzen, weisst du, Hersilie, ziemlich starke, fürchterliche Kopfschmerzen . . . und auf den Nerven, weisst du? Wir haben die Krückers hier, und heut Mittag kommen die Hockers, und die Fräulein Pleier kommen morgen auf 'n kleinen Madeira. »Mit grossem Vergnügen!« haben sie sagen lassen, denn . . . Papa hat sie eingeladen. Und gleich fahren wir aus, wisst ihr, mit den Krückers, aber Mama bleibt zu Haus — fürchterliche Kopfschmerzen, weisst du? — sie wird Bataille spielen mit dem Fräulein. Sie ist nicht schlecht ungehalten darüber . . . das Fräulein mein' ich. Das kann mir einerlei sein, und Eugène sagt . . .

Während dieses Gerappels war der Wagen ausgepackt, und Walther wurde von seinen Nonnen und Windbeuteln befreit von einem von den Mädchen, das hierzu von dem sorgenden Pompile beauftragt zu sein schien. Er durfte nun der Familie folgen, die in das Haus eingetreten war und alsbald auf der Hinterveranda anlangte, wo das Hauptquartier aufgeschlagen war. Da fand man die stets ziemlich stark kranke alte Mevrouw mit ihrer Schwiegertochter Julie und der Gesellschaftsdame. Da sassen der alte Herr Kopperlith und sein Spross Eugène. Da sass die Krückerfamilie. Und da nahmen auch die Neuangekommenen unter Pompiles Geleit ihre Plätze ein. Walther, der etwas später als die andern und ziemlich verlegen eintrat, wurde der Frau des Hauses mit einiger Nonchalance vorgestellt, worin nichts Tadelnswürdiges gelegen haben würde, wenn sie ihren Grund gehabt hätte in seinem unbedeutenden Standpunkt als Mensch. Doch hierin lag die Entschuldigung für Pompiles Ungeschliffenheit nicht. Er machte so besonders wenig Umstände, weil er mit einem Kontorangestellten zu thun hatte, mit einem Wesen niedrigerer Ordnung. Vielleicht versündige ich mich gar der Hochtrabendheit, indem ich von »vorstellen« spreche. Die Wahrheit ist, dass Walther mit einer Fingerbewegung als »der junge Petersen« hingestellt wurde, und als ein paar Glieder der Familie Krücker sich zu etwas wie einem Gruss

Digitized by Google

vorzubereiten schienen, wurden sie vor diesem Missverständnis bewahrt durch eine schnelle Vermeldung von Walthers gesellschaftlichem Standpünktchen:

— Unser jüngster Angestellter, sagte Pompile allervornehmst, und in einem Ton, der soviel sagen wollte als: ihr braucht es euch keine Höflichkeiten kosten lassen.

Gleich darauf durfte Walther sich setzen, und sogar mit seinen Ohren die erhabenen Gespräche anhören, die die Hinterveranda von »Grünenhausen« so ausserordentlich wenig einem ‚bureau d'esprit' ähnlich sein liessen.

Die Réunions, die einmal in Frankreich diesen Namen trugen, liessen sicher viel zu wünschen übrig an gutem Geschmack, und der Himmel bewahre mich, dass ich die Mode eingeführt zu sehen wünschte, sich zu besuchen mit einem entworfenen Plan, Geistreichigkeiten auszukramen, oder wäre es selbst Geist. Widerlicher noch kommt mir die Auskramung von — unechter! — Gelehrtheit vor, so wie die, welche von Molière in seinen ‚Femmes savantes' und ‚Précieuses ridicules' gegeisselt wird. Wir wissen nun einmal, dass all solche Verirrungen des Geschmacks hinauslaufen auf Vergewaltigung der Natur, und also allein als solche schon zu verurteilen sind. Dennoch fanden manche — und die übergrosse Mehrheit! — Mittel, noch tiefer hinunterzusinken, und sich mit Gesprächen zu unterhalten, deren Gehalt wohl ebenso durchschlagend Mangel an Verstandesanlage erkennen liessen, aber obendrein noch bewies, dass man sogar auf den Schein davon keinen Wert legte. Für unsern Walther ergab sich hieraus wiederum eine Verrechnung wie jene, die ihm von der untheologischen Färbung von Pater Jansens Gesprächen eingebrockt worden war. Er hatte sich vorgestellt, er werde nun endlich mal etwas aus der wirklichen Welt vernehmen, und er nahm sich vor, gut zuzuhören, damit er den Ton erfasste, der die ansehnliche Gesellschaft von den Bürgersleuten unterscheidet. O weh, o weh!

Nachdem die ganz ausserordentliche Liebenswürdigkeit von Bonifaz nach Gebühr von der Familie Krücker gepriesen war, kam das Gespräch auf das mitgebrachte Schaukelpferd und die Schwierigkeit, das Tier zu stallen.

— Er wollte es absolut mithaben, Mama, versicherte Hersilie. Und wenn das Kind seinen Willen nicht kriegt . . .

— Ja, dann ist er sehr ungehalten, fügte der elsässer Konsul bei. Das Kind hat kolossal viel Charakter.

— Aber . . . Mama hat so fürchterlich arge Kopfschmerzen. Ihr könnt das Fräulein fragen. Nicht wahr, Fräulein?

Das Fräulein sagte nach Pompiles Wunsch aus, und die ziemlich stark kranke Mevrouw nickte mit dem Kopf. Der kleine Junge wurde fortgeschickt mit dem Ersuchen, sein Tierchen nicht anders zu bereiten als auf der Mangelkammer. Nun, dies that er, und das Haus dröhnte davon. Die Gesellschaft hielt sich schadlos durch ein Gespräch über Wind und Wetter, an dem auch die Damen teilnehmen konnten. Nach wenig Übergängen kamen die »Geschäfte« aufs Tapet, und der weibliche Teil der Versammlung konnte sich als ausgeschlossen betrachten. Die alte wirklich ziemlich stark kranke Mevrouw entschädigte sich durch das unablässige Muffeln von Nonnen und Windbeuteln . . . so ausnehmend geeignet für die Anregung des Appetits, hatte der Doktor gesagt. Julie »arbeitete« an ihrem grellfarbigen Jagdhund, den Walther bei dieser Gelegenheit mit Genugthuung wiedersah. Das Fräulein bastelte an einer Festonarbeit und belauerte die Launen von Mevrouw, nicht ohne dann und wann sentimentale Blicke auf Eugène zu werfen, der die Gleichgültigkeit selbst blieb. Der Herr des Hauses beschäftigte sich mit der perpetuellen Aufrechterhaltung des Lächelns, mit dem er gewohnt war, seiner Existenz Beifall zu schenken. Pompile drehte sich auf seinem Stuhl hin und her und war höchst entzückt von der Entzücktheit seiner Krückers. Jeder seiner Blicke schien zu fragen: »nun, ist es wahr oder nicht, dass Papa einen ‚Landsitz‘ hat?« Um sich ihm dankbar zu erweisen, machte einer von ihnen die Bemerkung, »dass Leinewand so eine bedeutende Branche wäre«.

— Eine sehr bedeutende Branche, M'nheer Kopperlith!

— Gewiss, gewiss! Aber »Korken« sind auch nicht zu verschmähen, ging es als Reflex vom alten Herrn zurück.

Digitized by Google

Der scharfsinnige Leser begreift, dass die Krückerfamilie »in« Kork und Korken »machte«.

— Wenn ich die Wahl hätte, machte ich lieber in Leinewand, sagte einer von ihnen sittiglich.

— Hm, ja, so. In Leinewand, sehn Sie . . .

— Darin ist immer was zu machen.

— Gewiss, gewiss, immer was!

— Und in Korken hat man manchmal . . .

— Ja, das ist wahr.

— Aber man kann nicht so auf einmal die Branche wechseln.

— Nein, das geht nicht. Man muss Verstand und Begriff von einer Branche haben . . .

— Ja! Und darin aufgewachsen sein.

Die ganze Gesellschaft sah mit geziemender Ehrfurcht all die Krückers an, die Verstand von Korken hatten und darin aufgewachsen waren.

— Papa, fragte auf einmal die terrible Julie, ist viel Verstand nötig für Korken?

— Julie! rief die alte Mevrouw vorwurfsvoll.

— Gewiss, gewiss, Kind! Für den Handel ist Verstand nötig, viel Verstand!

— Wir haben mit Spanien Beziehung, sehn Sie, rief die Familie Krücker.

— Ah! sagte Julie, als ob diese Mitteilung die Sache aufklärte.

— Ja, mit Spanien!

— Sicher sprechen Sie dann Spanisch?

Diese Frage galt für eine liebenswürdige Bosheit. Alle begannen so herzlich wie möglich zu lachen, und die Examinierten nicht am wenigsten laut, vielleicht wohl, um das Antworten unnötig zu machen. Pompile war stolz auf die entzückende Witzigkeit seiner Frau.

— Ja, ja, die Korken kommen aus Spanien, versicherte der alte Herr. Wer in Korken macht, ist ein spanisches Haus.

Digitized by Google

— Die Reisenden aus Barcelona laufen das ganze Land ab, sagte die Familie Krücker.

— Ja, Papa, es ist eine vorzügliche Branche, versicherte Pompile, der die von ihm eingeführten Gäste ein bisschen herausstreichen wollte.

— Ach, es wird so sehr drin unterboten, jammerte einer von den Krückers, furchtbar, M'nheer!

— Die Menschen können das Unterbieten nicht lassen.

— Sie gehen in die kleinsten Dörfer, und besuchen den schofelsten Krämer, M'nheer Kopperlith!

— Geradezu ein Todesstoss für den Handel!

— Das müssten sie nicht thun. Was sagen Sie, Eugène?

— Hm, sagte Eugène.

— Für den Grosshandel bleibt nichts zu verdienen, nichts, absolut nichts! Wir Grossisten fischen hinter dem Netz.

— Und wie steht der Wechsel auf Spanien?

— Ach, wir remittieren gewöhnlich auf Paris. Das ist bequemer.

— Paris steht hoch, sagte gestern mein Buchhalter, nicht wahr, Pompile?

— Ja, Papa. Dieper sagte, dass Paris sehr hoch steht.

— Papa, rief Julie, was heisst das eigentlich: Paris steht hoch?

Allgemeines Gelächter über Juliens Witz. Pompile rieb sich die Hände vor Vergnügen.

— Nun, das bedeutet . . .

— Gewiss, das bedeutet, dass . . .

— Man meint damit, dass der Wechsel hoch steht.

— Der französische Wechsel, wissen Sie?

— Ah! sagte Julie, wie befriedigt.

— Da hast du nu zum Beispiel England, gab Pompile zur Erläuterung, England steht zwölf und drei.

— Ah so!

— Ja, so ist es! England steht zwölf und drei. Und Frankreich . . .

— Frankreich steht sicher wohl . . .

— Ja, ja, Frankreich steht sehr hoch.

— Papa, warum steht Frankreich hoch?

Diese Frage von Julie brachte die Gesellschaft weniger in Verlegenheit, als eigentlich am Platze gewesen wäre. Niemand wusste eine gehörige Antwort zu geben, und dennoch schämte sich keiner der Anwesenden über seine Unkenntnis. Pompile, der sicher nicht schlauer war als die übrigen, stiess einem von den Krückers ans Knie, als ob er sagen wollte: »nun, was sagen Sie von meiner Frau?« Julie meinte aus dem Gekicher entnehmen zu dürfen, dass sie eine Frage gethan hatte, die der Mühe des Wiederholens wert war. Noch einmal also:

— Ja, Papa, warum steht Frankreich so hoch?

Walther horchte andächtig. Auch er hatte sich mehrmals beim Berechnungenmachen für das Fakturbuch die Frage vorgelegt, welchem Umstand das Sinken und Steigen des Wechselkurses zuzuschreiben sei. Auf dem Kontor wagte er keine Aufklärung zu erfragen. Sicher würde man ihn da mit einem barschen »das sind nu eigentlich Ihre Sachen nicht!« abgewiesen haben. Sehr tief hatte er denn auch noch nicht über das Problem nachgedacht, doch nun wurde sein Interesse erweckt durch die eigenartige Manier, in der es hier zur Erörterung gebracht wurde. Julie drängte eigensinnig zur Beantwortung, keineswegs weil sie Drang zu wissen und zu begreifen fühlte, sondern um so lange wie möglich von dem Triumph zu zehren, den ihre Naivität offenbar errungen hatte.

— Diese Julie! hatte die alte Mevrouw gerufen.

— Ja, ja, Mama, ich frage, warum nun eigentlich Frankreich so hoch steht!

— Nu, Kind, sagte der alte Herr, begreifst du das nicht? Das ist der Wechsel. Der Wechsel, weisst du?

— Gewiss, riefen die Krückers, es ist der Wechsel!

— Siehst du, Julie, es ist der Wechsel, bekräftigte Pompile. Und sich zu seinen Gästen wendend: alles, alles will sie wissen! So ist sie! Sie ist nicht zufrieden, eh sie nicht alles weiss!

— Aber, Papa, was will das denn sagen: der Wechsel steht hoch?

— Na, ganz einfach, der Wechsel auf Frankreich.

— Aber . . . was meint man denn damit?

— Nu, dass der Wechsel teuer ist.

— Aber . . . warum ist er teuer?

— Ja, das ist nu so eine von den Fragen, Kind, die . . .

— Ja, Julie, das ist 'ne Frage . . .

Und auch die Familie Krücker bezeugte einstimmig, dass dies eine von den Fragen sei . . .

Es spukte ein Teufelchen in Walthers Gemüt. Das Nichtwissen der andern reizte ihn zu einiger Anstrengung. Er begann wirklich zu glauben, dass er vielleicht das Problem würde lösen können. Er dachte nach, und grübelte, und wollte etwas sagen, doch er getraute sich nicht. Sicher wäre er sehr erschrocken vor seiner eigenen Stimme in dieser vornehmen Gesellschaft. Überdies, der alte Herr nahm die Aufgabe des Erklärers auf sich.

— Der Wechsel ist teuer, Julie, wenn er in der Kurstabelle hoch notiert steht.

— Gewiss, sagte Pompile. Das ist die Börsennotierung, siehst du! Dieper nimmt auch immer unsere Wechsel auf England nach der Börsennotierung des Tages. Nicht wahr, Papa? Nicht wahr, Eugène?

Weder Papa noch Eugène widersprachen dem. Und all die Krückers nickten zustimmend.

— Ah, so, ja, jawohl . . . Börsennotierung, antwortete Julie, die vollkommen befriedigt war.

— Das sind . . . Geschäftssachen, musst du begreifen, gab Pompile noch zum Übermass der Aufklärung zum besten.

— Da haben Sie es nun vollkommen klar, riefen die Krückers, es sind eben Geschäftssachen, liebe Mevrouw!

Und zu weiterer Erklärung kam es nicht. Walther, der mehr und mehr zu glauben begann, dass er etwas Gründlicheres würde mitteilen können, verhielt sich schweigend. Zur Scheu vor seiner eigenen Stimme gesellte sich noch das

Digitized by Google

Bedenken, dass vielleicht die Anrührung von Julies Preisfrage etwas Gefährliches in sich schliesse, etwas Indecentes vielleicht wie die Geburt eines Kindes. Unwillkürlich dachte er an seine Kumpane beim Postkontor, seine Fragekästen seit etwa einem Monat. Sie würden es wohl wissen, meinte er, warum die Gesetze, die den Wechselkurs beherrschen, nicht angerührt werden dürften in vornehmer Gesellschaft. O prickelndes Mysterium! Aber diese Gesetze selbst kamen ihm so einfach vor, dass er Mühe hatte, seinen Mund zu halten. Er wurde aus seiner Spannung erlöst von Pompile:

— Sagen Sie, Petersen, wissen Sie, was Sie thun? Sie müssen mal so gut sein und nach der Mangelkammer gehen — nicht wahr, Mama? Nicht wahr, Hersilie? — und spielen Sie ein bisschen mit dem jungen Herrn Bonifaz, denn er schaukelt so furchtbar. Es ist nur, siehst du, Hersilie, weil Mama so 'n fürchterlich arges Kopfweh hat, das ist es nur!

Das Ehepaar Calbb machte ein missvergnügtes Gesicht, und schien es unter der Würde ihres Sprossen zu finden, dass er irgendwo anders sein Vergnügen suchen musste als im Salon. Walther schlang seine Weisheit über die Ursachen des Wechselkurses lautlos hinunter. Er verliess die Gesellschaft, und fand die Mangelkammer, indem er dem Getöse nachging. Hier erfüllte er seine nächstliegende Pflicht, indem er den jungen Herrn Bonifaz von seinem Schaukelpferd herunterlockte.

LXVII.

Merkwürdige Freuden des Landlebens. Trauriges Ende eines romantischen Traumes über Wechselkurs und eines Parasols. Walther geht in die Welt, um sieben Gulden dreizehn zu suchen.

Ich muss bekennen, dass unser Walther nicht sehr eingenommen war für die ihm in dieser Mangelkammer angewiesene Thätigkeit. Er war missvergnügt, ja, beinahe unwillig gestimmt. Wiewohl dies niemand verwundern wird, so glaube ich dennoch nicht, dass die wahre Ursache dieser an ihm ungewöhnlichen Stimmung dem oberflächlichen Beschauer klar vor Augen liegt. In Verband mit einzelnen Bemerkungen im vorigen Kapitel möchte man leicht geneigt sein, seinen Verdruss ausschliesslich der Enttäuschung zuzuschreiben, die das »Draussensein« ihm eintrug. Gewiss, der Beruf, bei einem ungezogenen Jüngelchen die Rolle des Schaukelsurrogats zu erfüllen, war weder ländlich, noch idyllisch, noch romantisch, noch ritterlich, noch herzerhebend, und Walther nahm sich denn auch ernsthaft vor, andere Arten von Ergötzung zu ersinnen, sobald er selbst einmal im Besitz eines Landsitzes sein würde, oder sei es auch nur einer Sommerwohnung. Doch Enttäuschungen dieser Art hatte er seit einiger Zeit so viele erfahren, dass er daran schon einigermassen gewöhnt war. Die Blumen seiner Phantasie waren welk und duftlos geworden. Bis jetzt hatte noch jede Berührung mit dem, was er für »die Welt« halten musste, so ganz etwas anderes ergeben, als er sich davon vorgestellt hatte, dass er mutlos die Augen von den Traum-

bildern abwandte, die früher sein inwendiges Leben schön, und dadurch das andere erträglich machten. Die Ursache dieser Untreue gegen sich selbst lag gleichwohl weniger in dem Gegensatz zwischen Wirklichkeit und Illusion, als vielmehr in der geknickten Fähigkeit, diesem Wirklichen Farbe und Schmuck oder zur Not andere Gestalt zu geben.

Einige Jahre zuvor hatte Walther noch Beweis gegeben, dass er dies konnte. Wusste er nicht Farbe und Leben mitzuteilen dem Geringsten, das sein nüchternes Leben ihm darbot? Hatte er nicht im engen Hinterstübchen die Kraft gehabt, sich eine ganze Welt voll Herrlichkeit ins Dasein zu zaubern zu eigenem Gebrauch? Warum konnte er dies jetzt nicht mehr?

Seine unselige Bekanntschaft mit einem Dutzend Taugenichtsen war die Ursache hiervon. Die Reinheit seiner Seele war befleckt worden, und dies benebelte seinen Dichterblick. Die Fühlhörner seiner Sittlichkeit verloren das Vermögen, ihm Warner zu sein vor Schmutz, um ihn zu weisen nach dem Erhabenen. Sein Flügelschlag war erlahmt, und er meinte sogar vom Schweben alles — bis selbst zur Lust dazu — verloren zu haben. Doch hätte er auch bei genauerer Selbstprüfung sich aufdringen können — wozu er gewiss noch kam — dass nur anhaltende Enttäuschung die Ursache seiner Mutlosigkeit war, ich behaupte, dass er sich den Mut bewahrt haben würde, wenn er sich seine Reinheit nicht hätte rauben lassen. Kein Gegenstand kann hell zurückstrahlen aus einem verwitterten Spiegel, und eine verdorbene Menschenseele ist dichterischer Lebensauffassung nicht fähig.

Walther nun hatte seit einiger Zeit das Poetisieren verlernt. Er wagte es nicht, weil er Grund hatte, sich zu schämen vor dem Lieblichen. Wohl sehnte er sich manchmal nach dem Verlorenen zurück, wohl ertappte er sich oft auf bitterer Schwermütigkeit, doch es schien ein Stoss von aussenher nötig zu sein, um mit der erforderlichen Kraft seine Empfindungen zurückzuleiten in die alte Spur. Dieser

Stoss sollte denn auch gegeben werden — wer anders konnte das thun, als Femke, oder wenigstens jemand, der ihr sehr ähnlich war? — indes . . . so weit sind wir noch nicht.

Man würde nicht richtig urteilen, wenn man den nachteiligen Einfluss, den die Gesellschaft von unreifen Taugenichtsen auf Walther ausübte, identifizierte mit dem sogenannten Gescheitmachen. Dies an und für sich halte ich nicht allein für unschädlich, sondern sogar für erwünscht. Just in Walthers weitgehender Ungescheitheit hatte der Grund seiner Prädestiniertheit gelegen, an liederlicher Einweihung Geschmack zu finden. Wäre er auferzogen gewesen von entwickelten Eltern, die ihm mit wissenschaftlichem Ernst mitgeteilt hätten, was es in dieser Hinsicht mitzuteilen giebt, wahrlich, er würde keinen Geschmack gefunden haben an den Witzen allerniedrigster Ordnung, womit man jetzt seine Sucht zu wissen gereizt und betrogen hatte. Nicht Kenntnis macht unrein, sondern das Anhören von unreinem Geschwätz über Kenntnis . . .

Doch ich sagte schon, dass Walthers Verdruss über die sonderbare Art, wie man ihn an den Annehmlichkeiten des Landlebens teilnehmen liess, diesmal eine andere Ursache hatte — oder eine andere unmittelbare Veranlassung wenigstens — als den bereits einigermassen abgenutzten Unwillen über seine gewöhnlichen Enttäuschungen. Während der Gespräche, denen er soeben beiwohnte, war zum erstenmal der Gedanke in ihm aufgekommen, dass er in einem Kreis sehr unentwickelter Menschen sich befinden musste. Noch kurz vorher würde er bei dem niedrigen Fluge der gewechselten Gedanken sich selbst die Schuld gegeben und gemeint haben, dass er nicht auf der Höhe stünde, um das Gewicht der behandelten Dinge würdigen zu können. Doch das Gespräch über den Wechselkurs hatte ihn wach gemacht. Auch er hatte sich bis jetzt keine Rechenschaft gegeben von dieser Ebbe und Flut im Preise der Rimessen nach dem Ausland, und erst durch Julies ganz harmloses Fragen wurde er sich seiner Unkunde bewusst. Unwillkürlich machte er sich selbst Vorwürfe, dass er diese

Digitized by Google

Frage nicht bereits lange sich gestellt hatte, und nun sie endlich von einem anderen aufgeworfen wurde, war er neugierig nach der Antwort. Das Stottern und Stammeln der Belehrer befremdete ihn. Auf einmal brachte er ihre offenbare Unwissenheit in Beziehung mit der mehr als nachlässigen Art, wie er in diesem Kreise empfangen war, und zugleich mit dessen niedrigem Standpunkt im allgemeinen. »Wie,« dachte er, »diese erwachsenen Menschen, dies ereichen Menschen, diese ansehnlichen Menschen wissen keinen Grund für eine Erscheinung anzugeben, die sich täglich ihrer Wahrnehmung aufdrängt? Und just diese Menschen sind es, an denen ich mir ein Vorbild nehmen muss, um etwas zu werden in der Welt? Und es geschieht durch sie, dass ich behandelt werde mit einer Geringschätzung, die . . . die . . .«

Kurzum, er war ungehalten, und fühlte Verlangen nach . . . Rache wohl nicht, aber doch nach etwas wie Genugthuung. Er sann auf Mittel, dem alten Herrn, M'nheer Pompile und all den Krückers einen Beweis zu liefern, dass man unrecht gethan hatte, ihn nach der Mangelkammer zu verweisen. Selbstverständlich war Julies Frage längst vergessen auf der Hinterveranda, wo die Unterhaltung noch immer in der bekannten interessanten Art ihren Gang ging, doch unser Walther vertiefte sich, immer spielend mit dem kleinen Bonifaz, ins aufgegebene Rätsel. Die Sache begann ihm wie eine Herausforderung auszusehen, auf die er ritterlich verpflichtet war in den Schranken zu erscheinen, um der erhabenen Dame, die das Turnier ausgeschrieben hatte . . .

Freilich, es war eine hochgeborene Dame im Spiel, und ein Turnier auch! Ich that verkehrt, so lange zu zögern mit dem Hinweis auf diese Eigentümlichkeit, die geringste nicht unter den Ursachen, die Walther zur Anspannung seines Denkvermögens nötigten. Ach, er hatte seinen Roman fertig, ehe er noch gehörig auf Füssen stand! Diese Julie . . . o Götter, war sie es nicht, die sich einmal herabliess, ihn wie eine Person zu behandeln, indem sie ihn nach seinen Gefühlen bezüglich ihres liegenden Jagdhundes fragte? Ein

Digitized by Google

junger Ritter, der solche Auszeichnung vergessen würde ... nein, undankbar war Walther nicht! Nun wollte er ihr zeigen, dass sein Gemüt im stande war, Wiederklang zu geben auf so ein erhabenes Zeichen von Vertrauen, und dass sie nicht vergebens ihren Schleier niedergeworfen hatte auf den Kampfplatz. Denn ... also begann sich die Sache zu färben. Mit Lanze und Schwert kämpft man nicht mehr — leider! — aber die Dame, die in unseren Tagen Ritterehre auf die Probe stellen will, appelliert an die Kraft des Geistes. Scheinbar achtlos lässt sie ein ungelöstes Problem hingleiten über den Rand der Tribüne, und da unten warten Löwen und Tiger ... nein, diese Art von Kämpen gehört zu einer früheren Periode, auch nicht übel gewiss, aber wir haben es nun ganz ausdrücklich mit Rittern zu thun. Erstaunt, erschreckt, entsetzt, gelähmt starren sie das Wagestück an, das von ihnen gefordert wird. »Anstarren« ist das richtige Wort nicht, denn sie wenden die Augen ab, und zaudern, und ziehen sich zurück, und berufen sich auf die Unmöglichkeit, das Pfand unverletzt wiederzubringen und als Huldigung niederzulegen zu den Füssen des holden Herausforderers. Alles hat seine Grenzen, grausame Dame, sogar Rittermut! Kaiser, Könige und Prinzen, soeben noch fest im Sattel und so tapfer die Lanze gegeneinander fällend ... Ausflüchte suchen sie nun, um sich zu entziehen der schrecklichen Waffenthat, die so ruchlos gefordert wird von ihrem Geist. Sire Kopperlith selbst hatte sein Lächeln dabei eingezogen, und Ritter Pompile seine Selbstgenügsamkeit. Der Schreck war Don Eugène ins Herz gefahren, und er stand im Begriff — fürchterlich! — mehr zu sagen als seine einzelne Silbe! War nicht sogar der kriegerische Clan der Krückers — von altersher doch so berühmt wegen seiner unvergleichlichen Heldenstücke im Kork! — genötigt worden, sein Feldgeschrei eine Oktave tiefer zu stimmen und sich zu beschränken auf ein demütiges: »ja, sehn Sie, das ist so eine von den Sachen ... meine liebe Mevrouw«? Und hiess dies nicht in Walthers Übersetzung allerdeutlichst: »schöne Dame, wenn

Digitized by Google

du auf uns rechnest, um dein Pfand wiederzuerlangen, kannst du dich darauf verlassen, dass du ungeschleiert nach Hause gehen musst!«?

»Das nimmer!« rief Ritter Walther. Und er rüstete sich zum Begreifen.

Das Problem, womit unser Heldchen sich beschäftigte, wie einfach auch in der That — wie die meisten Probleme — ist in Wahrheit ein Stein des Anstosses für viele Geldmänner und sogenannte Oekonomisten. Wer meinen möchte, dass ich die geistigen Gesichtszüge der Kopperliths und Krückers zu widerwärtig male, mache mal die Probe bei »Männern vom Fach«. Und man braucht sich nicht zu beschränken auf die Frage, die die einfältige Julie auf der Hinterveranda zur Diskussion brachte, noch auf das »Fach«, zu dem Fragen dieser Art zu gehören scheinen. Überall wird sich dem aufmerksamen Beobachter zeigen, dass das Begreifen von einfachen Wahrheiten zu den Seltenheiten gehört, und sogar, dass das Sich-nicht-beruhigen-wollen von einzelnen ihnen von Fachmenschen ausgelegt wird als unpraktische Extravaganz.

Nun, Walther war extravagant. Die ihm selbst unbewusste Übersetzung des ziemlich trivialen Vorliegenden in eine Heldenthat begeisterte ihn. Mechanisch spielend mit dem kleinen Bonifaz, trachtete er in den Kern des Problems einzudringen, und die eigenartige Richtung seines Geistes — ganz und gar bestimmt von einem Charakter, der nur zufrieden war mit einfacher Wahrheit — führte ihn alsbald zu der Primitivität der Auffassung, mit der an alle Probleme — auch die moralischen — herangetreten werden muss. Die Steinchen, die er dem kleinen Jungen zuwarf, und die von diesem zurückgerollt wurden, stellten in seiner Einbildung sehr bald die Kaufmannsgüter dar, die aus verschiedenen Ländern in die benachbarten Gegenden eingeführt werden. Das Bedürfnis nach Zahlungsmitteln wuchs an, je nachdem man mehr Güter empfing. Solange man nun dem Erfordernis dadurch zu genügen wusste, dass man andere Waren wiedersandte . . .

Digitized by Google

gewiss, so ist es, meinte er. Und er kalkulierte: »wir schicken . . . Käse und Butter nach England. Dies muss bezahlt werden. So ein Kaufmann drüben muss jemand suchen, der von uns Geld zu gute hat für . . . Weissgrund-dreifarb oder Barchent — eine schwierige Branche, sagt M'nheer Wilkens! — und dann bezahlen wir eigentlich Barchents mit Käse. Aber wenn wir nun zu wenig Käse geschickt haben, als dass all die Leinwand, die wir empfingen, damit bezahlt sein könnte, dann fällt es schwer, in Holland jemand zu finden, der Geld zu gute hat von einem Engländer. Und diese Schwierigkeit muss überwunden werden durch höheres Gebot auf den Wechsel, denn es versteht sich, dass das Ziehungsrecht im Werte steigt, je nachdem es weniger vorhanden und mehr nötig ist. Wer also einen Wechsel abgeben kann, fordert mehr dafür, als . . .

Also sinnend, hatte er nach und nach die Steinchen, die dem kleinen Jungen zum Spielen dienten, verteilt in Sorten, die allerlei Kaufwaren darstellten. Der Fussboden der Mangelkammer wurde in Länder und Provinzen abgeteilt. Da lag England mit seinem Weissgrund-dreifarb, da Frankreich, das Wein lieferte, da Niederland mit seinem stereotypen Käse und Butter . . . ja, selbst Spanien kriegte einen Platz mit seinem Kork. Und er schob die Produkte hin und her, und schuf eine Handelsbewegung, und vergass dabei sogar die Krisis nicht. Bonifaz hatte keinen richtigen Begriff von der Sache, und er schubste wohl mal eine Niederlage auseinander auf eine Art, die mit Fug als eine Revolution gelten konnte, die dann von Walther so gut wie möglich bei seinen Erwägungen in Rechnung gebracht wurde. Bald war er denn auch mit der Lösung des berühmten Problems fertig, und er verlangte nach dem Augenblick, da er unter den Augen seiner Dame . . . du jour seine Gegner aus dem Sattel heben würde. Wollen sehen, was da weiter geschehen musste. Kaiser Kopperlith stand ihm die Hälfte seines Reichs ab, mit der Hand seiner Schwiegertochter Julie, die dem Himmel danken würde, dass sie befreit war aus den unwürdigen Banden des Pseudo-

Digitized by Google

ritters Pompile. Sehr wohl, aber wie sehr er auch triumphierte, Walther schenkte ihm das Leben. Auch Eugène durfte seine Existenz behalten, und all die Krückers, falls sie nur dreimal den Schuh küssten von Walthers Dame. Eine Ungewissheit nur noch hielt den Ritter, der gleich all seine Feinde aus dem Felde schlagen wollte, in einiger Spannung. Sollte er seine Waffenthat ausführen in einfacher Prosa, oder . . . nun ja, in Versen schien ihm die Niederlage des Feindes vernichtender. Und Vernichtung hatten sie verdient! War es unhöflich oder nicht von all diesen aufgeblasenen Rittern, die so protzten mit ihrer Leinwand und ihren Korken, die romantische Möglichkeit nicht zu beachten, dass der junge Schildknappe ohne Geschlechtswappen oder Aushängeschild vielleicht der verkappte Spross eines edlen Stammes sein konnte? Hätte man nicht etwas Achtung empfinden müssen vor seiner prickelnden Unbekanntheit? »Unser jüngster Angestellter, unser jüngster Angestellter!« hatte Wappenkönig Pompile gerufen . . . nun wohl, warum besass allein die edle Julia — Gott segne sie! — Romantakt genug und Lektüreerfahrung und Turnierinstinkt, dass sie unter dem Überrock des Kontoristen einen Kämpen vermutete ersten Ranges? Waren sie denn taub und blind und blödsinnig, all die andern? Zu den Waffen, zu den Waffen! rief alles Walther zu. »Jüngster Angestellter . . . ein Kontordiener, hm! Ich werde ihnen dienen, egal, ob jung oder alt, aber dienen werde ich ihnen! Und der Welt und meiner Dame will ich zeigen . . . donnerwetter!«

Hier kam eines der Mädchen und meldete, dass der junge Herr Bonifaz zu Tisch gerufen würde, und »Petersen möchte so gut sein und mitkommen«. Walther schritt mit erhobenem Haupt und zusammengekniffenen Fäusten in das Zimmer, wo die Gesellschaft dinieren sollte. Beim Eintreten konnte er sich nicht enthalten, Julie einen Blick zuzuwerfen, der soviel sagen wollte als: »sei ruhig, Dame meines Herzens, ich habe deinen Notschrei verstanden und werde den guten Kampf kämpfen. Die Hauptsache liegt in dem Verhältnis

zwischen Weissgrund-dreifarb und holländischem Käse . . . sei ruhig: dein Ritter ist hier!«

Dass Julie hiervon nichts begriff, würde zuviel behauptet sein. Sie sah den ganzen Walther nicht und konnte sich also unmöglich eines Missverständnisses schuldig machen bezüglich seiner Absichten. Er glühte wie eine Kohle und brannte vor Kampfeslust, aber . . . wie sollte er seine Weisheit an den Mann bringen? Eigentlich war es Julies Pflicht, ihm auf den Weg zu helfen. Aber sie that so, als ob die ganze Sache ihr total entfallen war! So sind diese Edelfrauen! Erst locken sie einen Ritter auf allergefährlichstes Terrain . . . sie feuern ihn an zu besinnungsloser Lust, zu Grunde zu gehen in ihrem Dienst, und dann . . . nun, sie überlassen ihn sich selbst! Lieber Himmel, dumme Julie, begreifst du denn nicht, dass Walther da sitzt und auf einen Blick wartet? Ach, ach, ach . . . wenn er nur erst über das erste Wort hin war!

Das erste Wort liess sich nicht leicht anknüpfen. Walther verfolgte spähend jede Äusserung, jeden Ton, aber leider . . . es ergab sich nicht! Zwar begann er ein paarmal: »der Wechselkurs, meine Herren . . . doch die Worte erstickten ihm in der Kehle. Es ist selbstverständlich, dass die Speisen ausgezeichnet waren, doch was nützte dies ihm? Die leichtsinnige Julie stellte sich an, als ob sie niemals einen Ritter auf Posten gestellt hätte. Sie lachte, sie plauderte, sie alberte, sie ergötzte die Gesellschaft mit ihrer Naivität — oder mit der Einfältigkeit, die dafür durchging — und gab nicht acht auf ihren künftigen Befreier aus den Klauen eines allzu niedriggeborenen Ehegemahls. Walther predigte sich vor, dass sie seine Standhaftigkeit auf die Probe stellen wollte. So etwas wäre schon öfter geschehen, meinte er.

Die Tischgespräche waren von der bekannten gewichtigen Art. Der alte Herr begann laut zu werden und den Ton anzuschlagen, den Walther bei seinen Nachmittagsbesuchen auf dem Kontor kennen gelernt hatte. Selbst an ihn richtete der alte Schwätzer das Wort, natürlich zum

Digitized by Google

grossen Aerger Pompiles, der mehrfach versuchte, die Flut von Papas Gesprächigkeit in ein vornehmeres Bett ablaufen zu lassen.

— Und Sie, Männeken, sagen Sie nu mal, wie es Ihnen »draussen« gefällt. Denn, Junge, Sie sind nu . . . draussen, ausserhalb! Stellen Sie sich vor, M'nheer Krücker, er meinte, dass er »draussen« wäre auf dem Stadtwall beim Aschthor! Hi, hi, hi, das meinte er!

Die Krückers fanden dies besonders närrisch.

— Und sagen Sie nu noch mal, wieviel Sie wohl dachten, dass der junge Herr Flodoard in Rom verzehrte im ganzen Jahr? Nein, still, Pompile, lass ihn nur zufrieden! Hören Sie, M'nheer Krücker! In einem ganzen Jahr, wissen Sie! Mein Sohn Flodoard in Rom!

— Aber, Papa . . .

— Still, Pompile! Nu, Männeken, sagen Sie! Lassen Sie M'nheer Krücker das mal hören!

Walther schwitzte. Er suchte Juliens Augen zu begegnen, doch es glückte nicht. In Gottes Namen! Mit oder ohne Ermutigung seiner Dame denn, für seine Dame:

— Der Wechselkurs, M'nheer . . .

— Nééé, das ist jetzt nicht die Frage! M'nheer Krücker möchte so gern wissen, wieviel Sie dachten, dass mein Sohn Flodoard . . . in Rom . . .

Pompile fiel seinem Vater in die Rede, und hatte das Glück, ihn diesmal von seinem wichtigen Thema abzubringen. Auch einer von den Krückers half ein bisschen mit, indem er mit rührendem Interesse sich nach Leon erkundigte.

— Es geht ihm ausgezeichnet, sagte der alte Herr, ausgezeichnet! Sollten Sie wohl glauben, M'nheer Krücker, dass er schon den Titel hat eines . . . o, so einen langen Titel! Und er ist . . . »wohledelgestreng«, was sagen Sie dazu? »Wohl...e...del...ge...streng«, M'nheer Krücker! Ist es nicht wahr, Pompile?

— O ja, Papa!

— Und er schreibt ausserordentlich schöne Briefe!

Pompile, du musst M'nheer Krücker mal so 'n Brief von Leon sehen lassen!

— Gewiss, Papa!

— Und Ihr Sohn, der Seeoffizier, M'nheer Kopperlith?

— Der war nach den letzten Berichten in . . . in . . . wie heisst es auch wieder, Pompile?

— In Amboina, Papa!

— Richtig! Und, M'nheer Krücker, wissen Sie, was er da gethan hat? Er hat getanzt mit der Tochter vom Gouverneur. Von . . . dem . . . Gouverneur!

Die armen Krückers brachten es nicht zum Erstaunen. Walther fühlte, dass sie hier eine Bearbeitung erfuhren gleich der, welcher man ihn unterzogen hatte, als er in Ohnmacht fallen sollte vor Verwunderung über die fürstlichen Ausgaben von »Signore« Flodoardo. Und diese Wahrnehmung brachte ihn einen kleinen Schritt weiter in Menschkunde, oder besser, sie teilte ihm den Mut mit, bewusst anzuerkennen, was er begriff. Solange er selbst nur der Leidende war, hinderte ihn seine Verlegenheit, das Kindische an dieser Respektabilitätsjagd gehörig zu erfassen. Aber nun er auf den Gesichtern der Gäste etwas zu entdecken glaubte, das Spott glich, wurde ihm das Durchdenken etwas leichter. Auch ohne zurückzugreifen auf den Schiffbruch, den die ganze Gesellschaft in der Aufklärung der Kursfrage erlitten hatte, dämmerte ihm die Möglichkeit, dass diese ganze Familie Kopperlith mit ihrem »Landsitz« und »eigen Fuhrwerk« und weiteren Vornehmheiten vielleicht viel tiefer stehen könnte, als die Herrschaften selbst vorgaben und als von anderen geglaubt zu werden schien. Er konnte die Vergleichung mit dem unterhaltenden, gesunden Ton, der bei den Holsmas herrschte, nicht zurückdrängen, und sie fiel sehr zum Nachteil seiner »Herren Chefs« aus. Auch gesellschaftlich erwies sich, dass sie eigentlich kein Recht hatten auf die Vergötterung, die ihnen von noch tiefer Stehenden entgegengebracht wurde, denn wäre es auch, dass Reichtum Grund gäbe zu so grosser Verehrung, ei nun, wie plump-bürgerlich war die Einrichtung

Digitized by Google

des Hauses, wie prosaisch diese Mangelkammer, wie beschränkt das Hinterbehältnis der Britschka, wie kleinlich diese Sorge um eine Hutschachtel und einen Sack mit Nonnen und Windbeuteln, wie kindisch dies unaufhörliche Streben nach Erhebung auf ... nichts! Der junge Herr Rodomont hatte getanzt mit der Tochter eines Gouverneurs ... Gouverneurs von was eigentlich? Lieber Himmel, die Holsmas hatten Prinzessinnen in ihrer Familie, und waren nicht stolz darauf. Angelten sie nach Bewunderung ihrer Hoheit? Erkannten sie nicht sogar an, ohne Notwendigkeit und ohne Scham, dass die einfache Femke ihnen nahe verwandt war ... sie, ein Waschmädchen?

Doch hier brach Walther seinen Gedankengang ab. Dies geschah jedesmal, sobald ihr Bild sich ihm zeigte. Jede Erinnerung aus der Heldenzeit seiner Seele wirkte auf ihn als schneidender Vorwurf. Das Liebliche berührte ihn sehr schmerzhaft, und er fühlte nur Kraft zu der eigentümlichen Schwäche, die den Namen Groll trägt: diese Kopperliths! Es dauerte denn auch nicht lange, und diese Stimmung zeigte sich deutlicher auf seinem Gesicht, als in ansehnlicher Gesellschaft erlaubt ist. Er presste die Lippen aufeinander und sah einen von den Krückers — der nicht dafür konnte! — herausfordernd an. Aber man würdigte ihn nicht der Ehre, ihn nach dem Grunde seines Sauersehens zu fragen. Wahrscheinlich hatte sogar niemand darauf geachtet, und just diese Vernachlässigung stimmte ihn bitterer denn je. Er war wütend und hatte Lust zu ... raufen. Mit wem? Mit allen zugleich, wenn es sein konnte. Mit Bonifaz und dem alten Herrn, mit Pompile, den Krückers, Eugène, dem »Fräulein« und Hersilie. Mit allem, was einen eigenen »Landsitz« hatte und was keinen hatte. Mit der ganzen Welt einfach!

Wie ungerecht auch diese Stimmung war, es wird dem wohldenkenden Betrachter seiner Seelengeschichte angenehm sein, zu gewahren, dass er noch etwas anderes war als kindlich und gütig allein. Es wurde wahrlich Zeit.

Nach dem Essen wurden die Krückers mit der traditionellen Ausfahrt traktiert. Und auch Walther durfte mit-

Digitized by Google

fahren . . . in dem Anhängsel hinten, wo man ihm das holdselige Bonifazchen zur Obhut übergab. Das Kind dürfte durchaus nicht herausfallen, sagte der elsässer Konsul. Julie schnatterte unaufhörlich fort, und Walther fand, dass sie die Prüfung etwas weit trieb. Wohl blieb es sicher, dass sie die einzige von der Gesellschaft war, die die Lust zu erkennen gegeben hatte, etwas zu ergründen, aber dennoch . . . ein bisschen Traueremptindung für den ärgerlichen Zustand, in den sie ihren Ritter gebracht hatte, würde nicht übel gestanden haben bei ihrer erhabenen Sucht nach Entwickelung. Sie plapperte so ungezwungen mit all den Krückers, sie zeigte sich so ganz und gar auf gleicher Tiefe mit dem Rest, sie schien so vollkommen zufrieden mit dem Beifall, womit der tölpelige Pompile ihre dümmsten Ausfälle beehrte . . . kurzum, Walther wusste nicht, was er zu denken hatte von seiner Dame. Er würde viel darum gegeben haben, sie einen Augenblick allein zu sprechen . . . hm, ein Fussfall musste nicht übel dabei stehen! Aber . . . wie dazu die Gelegenheit finden? Wenn er das Haus in Brand steckte? Dieser Plan war nicht so ganz verwerflich. All die Kopperliths und Krückers versengt, verbrannt, verkohlt, verzehrt, vernichtet, und er der Retter der wissbegierigen Julia! Er sah sich schon, wie er sie durch Rauch und Flammen die Treppe hinabtrug! Sie hielt er in den Armen, ihr flüsterte er zu: »sei ruhig, edle Dame meines Herzens, all die Schafsköpfe sind tot und beinahe begraben! Ich bin hier, ich, Walther, der ich deinen Durst nach Erkenntnis löschen will mit meinem letzten Blutstropfen und einer Abhandlung über den Wechselkurs . . .

— Sagen Sie, Petersen, oder wie Sie heissen, halten Sie meinen Parasol etwas über das Kind. Die Sonne sticht so.

Dieser Herzenserguss floss über die Lippen der schönen Hersilia, die mit ihrem Sonnenschirm unsern Ritter antickte und ihn ziemlich gefühlvoll in die Wirklichkeit zurückrief. Er erschrak, und nahm das Ding mechanisch an.

— Schieben Sie hoch, Junge! Auf die Feder drücken

Digitized by Google

. . . da, da, die Feder im Stock! Verstehen Sie mich nicht? Was 'n ungeschickter Junge, Pompile!

Walther kniff das Ding und fühlte Neigung, der schönen Hersilia damit den Kopf zu spalten. Er starrte sie sonderbar an.

— Auf die Feder drücken, wissen Sie? Drücken Sie auf die Feder im Stock, schrie Pompile, der ebensowenig als die andern an etwas anderes dachte als an Ungeschicktheit, oder höchstens meinte, dass »der junge Petersen« seine Schwester nicht verstanden hätte.

— Mach' es ihm mal vor, Pompile, sagte der alte Herr.

Pompile, der auf der Vorderbank Platz genommen hatte, stand auf und beugte sich über die Gesellschaft hin, um dem »jungen Petersen« Unterricht zu geben in dem Öffnen eines Parasols. Aber er kam zu spät. Walther kniff, zog, drückte, schob, und schob etwas kräftig . . .

— Ich kann wohl, M'nheer, sagte er.

. . . und das Ding war in Fetzen! Er hielt den Stock in der einen Hand, und mit der anderen hielt er die flatternde Seide wie eine Fahne hoch! Die ganze Gesellschaft war entsetzt. Man starrte sich erstaunt an, wie um zu fragen, was dies bedeuten solle. Nun, niemand begriff es. Niemand kam auf den Gedanken, dass man hier zu thun hatte mit einem verwundeten Menschenseelchen, das etwas zerreissen musste, um unleidlicher Pein Ausdruck zu geben.

— Er hat sieben Gulden dreizehn gekostet, jammerte Hersilia. Nicht wahr, Calbb?

— Du musst immer bedenken, Hersilie, es ist ein Bürgerjunge, rief Pompile. Er wusste nicht, was du meintest, siehst du? Du musst immer bedenken, es ist ein Bürgerjunge, und . . . niemals in Gesellschaft gewesen. Da kommt es von!

— Sieben Gulden dreizehn!

Der Stock und die Lappen wurden, so gut es das Stossen des Wagens zuliess, aneinander gepasst, um zum Ende noch einmal zu bewundern, wie das Ding ausgesehen hatte

vor der fürchterlichen Katastrophe. Noch ein paarmal brummte die majestätische Hersilia ihr tragisches »sieben Gulden dreizehn«, und ziemlich verstimmt liess die Gesellschaft sich fortkarren durch den Sandweg. Als man nach Hause kam, nahm Pompile die Rolle eines Berichterstatters auf sich. Niemand war mehr entrüstet als »das Fräulein«. Sie hatte wohl drei französische Wörter, um zu bezeugen, dass die Sache . . .

— Ja, ja, gewiss! sagte Pompile. Aber du musst begreifen, Mama . . .

— Er stand Mevrouw so ‚deliciös‘ bei der gelben ‚bergère‘, quengelte das Fräulein.

— Gut, Fräulein. Aber siehst du, Mama . . .

— Es ist 'ne wahre ‚balourdise‘, M'nheer!

— Gewiss, Fräulein! Aber, Mama, Hersilie hätte es nicht thun müssen, Mama. Denn so 'n Junge . . .

— Fi donc, so täppisch zu sein!

— Vollkommen richtig, Fräulein! Aber ich wollte Mama sagen, dass Mevrouw Calbb hätte begreifen müssen, dass so 'n Junge . . .

— Es ist infam!

. . . dass so 'n Junge nur . . . 'n Bürgerjunge ist! Das wollte ich Mama nur sagen.

Und dies alles musste Walther mit anhören! Sein Mut war gebrochen. Er fühlte sich gelähmt, ohnmächtig, wesenlos, und wieder überwältigte ihn ein gewisses Heimweh nach der früher von ihm so missachteten Lebensauffassung der Seinen zu Hause.

War das nun die Welt, die er kennen lernen sollte, wenn er »gross« war? Wenn ihm in diesem Augenblick sein alter Feind Schlächterskeeschen begegnet wäre, er würde ihn ans Herz geschlossen haben als einen Boten aus höherer Sphäre. Man sieht es, zu tief gesunken, um Gefallen zu finden an den Vorstellungen aus der Mythenzeit seiner Jugend, begann er bereits nach dem Wiedersehen zu verlangen mit den groben Gestalten, die ihn in diesen Tagen umgaben. So auch verwechseln gedankenlose Geschichtschreiber den

unbehaglichen Zustand des Wilden mit dem goldenen Zeitalter des Saturn.

Walther war verzweifelt. Und seine Stimmung wurde nicht besser, als er bemerkte, dass auch Julie zu seinen Feinden gehörte, denn »Feindschaft« meinte er voraussetzen zu müssen bei all den Menschen, die, nachdem sie ihn so gekränkt und erniedrigt hatten, nicht einmal zu begreifen schienen, dass er empfänglich war für Kränkung und Erniedrigung. Pompile gab sich die Mühe, ihm an einem Parapluie zu zeigen, wie man einen Parasol öffnet, und schliesslich war Walther nach vielen fruchtlosen Bemühungen, die wahre Ursache seiner sonderbaren Hantierung in Worte zu bringen, wohl genötigt, sich anzustellen, als ob er wirklich jetzt zuerst erfuhr, dass man bei solcher Gelegenheit auf eine Feder drücken müsse. Pompile schien sehr befriedigt von der Lektion, die er gegeben hatte, und rühmte sich damit, dass »der junge Petersen« die Sache nun vollkommen verstünde und bei einer folgenden Gelegenheit gewiss . . .

— Sieben Gulden dreizehn, jammerte Hersilie.

Das Mass lief über. Walther stand hastig auf, flog zur Thür hinaus, vom Grundstück herunter und den Weg hinauf, um sich zu ertränken oder . . . sieben Gulden dreizehn zu suchen.

A la bonne heure!

Digitized by Google

LXVIII.

Walther spekuliert höchst vorteilhaft in alten Kleidern. Schneller Wechsel in der amerikanischen Handelsbewegung, wahrscheinlich nicht ohne Einfluss auf den Wechselkurs. Nachtgedanken. Die Wiederkehr des verlorenen Bruders.

Bald hatte er nach einigem Irren und Fragen eins der Thore von Haarlem erreicht. Was er da eigentlich thun wollte, war ihm selbst nicht klar. Beim Verlassen von »Grünenhausen« blies die Verzweiflung ihm ein, mit der grössten Eile seinem Leben ein Ende zu machen, und noch immer kam ihm dieses Vorhaben als ein wünschenswerter Ausweg vor. Doch erst wollte er versuchen, sich auf andere Weise von der unerträglichen Last zu befreien, die ihn drückte. Es war Sonntag Abend, und es zeigten sich wenig Menschen auf den Strassen. Auch die meisten Läden waren geschlossen. Hier und da nur wagte man den Tag des Herrn zu entheiligen durch die Auslage von Kaffeekuchen oder Rauch- und Schnupftabak. Die Verkäufer von diesen Artikeln erfreuen sich vornehmlich des Sonntagsdebits, und der Herr muss sich darin fügen. Walther ermannte sich, lief in einen Bäckerladen und fragte, ob man ihm den Weg nach dem Judenviertel zeigen wollte.

— Judenviertel, junger Herr? Das haben wir hier sozusagen nicht. Der junge Herr ist sicher von Amsterdam?

— Kein Judenviertel? Aber . . . bei wem verkauft man denn hier seine alten Kleider? Das will ich wissen!

Die Frau aus dem Laden guckte ihn sonderbar an.

Digitized by Google

Nachdem Walther seine angeborene Schüchternheit einmal überwunden hatte, war er so kurzab und gebietend im Ton, dass das Weib darob erschrak. Geängstigt rief sie sozusagen um Hülfe, und es erschien denn auch eine Mannsperson, die sie fragte, was los sei, und ziemlich unfreundlich Walther, was er »haben« wollte.

— Haben? Nichts, M'nheer! Ich wollte nur wissen, wo man hier alte Kleider kauft.

Die Kuchenbäckerfamilie jagte ihn zum Laden heraus. Zähneknirschend stand er wieder auf der Strasse, und wusste nun nicht, was er thun sollte. Nach langem Suchen und vielen missglückten Bemühungen traf er endlich ein kleines Mädchen, das ihn dahin brachte, wo er sein wollte. Ein alter Jude antwortete zustimmend auf die Frage, ob er Kaufmann in Kleidern wäre. Walther zog seinen Rock aus, warf ihn auf den Tisch und fragte, was der Mann dafür geben wollte. Das Kleidungsstück wurde befühlt, gerieben, gereckt, gegen das Licht gehalten, und das erste Gebot lautete: vier Gulden!

— Sieben Gulden dreizehn! rief Walther.

— Na, warum nicht lieber dreizehn Gulde sieben, wenn Se's bloss brauchen zu sagen? Fünf Gulde, und kein Deit mehr! Getragene Kleider sind nix wert, denn se werden heutzutage zuschiff impertiert von Emerika . . . zuschiff! Das werden Se auch wohl wissen. Fünf Gulde zehn dann!

— Ich muss sieben Gulden dreizehn haben!

— Was Se müssen haben, werden Se schon kriegen, wenn Se nur jemand finden, der Se's muss geben. Aber ich muss Se nix geben, und ich geb' Se nix. Nu, sechs Gulde! Sonst ziehn Se de Lumpen nur wieder an, und gehn Se mit Chott!

Als Walther hierauf in der That fortgehen wollte, stieg das Gebot auf sieben Gulden. O weh, die grässlichen dreizehn Stüber! Es war nichts dabei zu machen: der Kaufmann blieb unerbittlich. Durfte man es ihm übelnehmen bei solcher Überfuhr von alten Kleidern aus Amerika? Es war schon

sehr edelmütig, dass er bei solchem Stand der Dinge sieben Gulden geben wollte für Walthers Rock, der — das ist wahr! — ohne diese unglückliche Konkurrenz der Vereinigten Staaten sicher wohl zwanzig Gulden wert gewesen sein würde. Es war das erste Kleidungsstück, das für ihn gemacht war, und das an ihn kam, ohne erst wie zur Übung eine glanzreiche Laufbahn um Bruder Stoffels Lenden abgelegt zu haben. Es war die ‚toga virilis‘, die — und zwar nur für sonntäglich — ihm feierlich um die Schultern geworfen wurde zur Celebrierung seiner Promotion zum jüngsten Angestellten bei den Herren Oldetied & Kopperlith.

Doch an dies alles dachte er nicht. Der scheusslichen Hersilie, und dem ihn so reizenden Pompile, und auch Julie, der untreuen Dame . . . er wollte ihnen allen zeigen, dass er . . . dass er . . .

Er schmiss nun auch seinen Hut auf den Tisch und bot ihn zum Kauf an. Nach einigem Dingen und Bieten war das Kapital komplett, womit er der edlen Fraue Mevrouwe Calbb-Kopperlith und ihren Anhängern eine Kohle Feuers zu schlucken geben wollte. Ja, es war sogar Geld über, denn für den Hut hatte er drei Schilling bedungen. Der Jude fragte ihn, ob er auch von seinen Schuhen befreit werden wollte, aber Walther lief, ohne zu antworten, in Hemdsärmeln und barhäuptig auf die Strasse hinaus.

Wie nun? Selbst nach »Grünenhausen« zurückkehren? Das niemals! Das schönste Blatt des Lorbeerkranzes, den er durch seine Beherztheit meinte verdient zu haben, würde verdorren, wenn man da erfuhr, durch welche Mittel ihm die Abbezahlung seiner drückenden Schuld möglich geworden war. Lange Zeit lief er überlegend auf und nieder, die wenigst besuchten Strassen wählend, weil er sich seiner Ungekleidetheit zu schämen begann. Er wollte den Schadenersatz, mit dem seine Feindin vernichtet werden sollte, von einem Briefe begleitet sein lassen, der sich gewaschen hatte! Nichts famoser als das, aber . . . wo das Schriftstück schreiben? Wenn er mal in so einem Kuchenladen nach Feder,

Tinte und Papier fragte? Hm, leicht war das nicht. Wie würde man ihm Rede stehen, ihm, der nun so abgetakelt auftrat? Von der Humanität der Haarlemer Bürgersleute hatte er bereits eine Probe erhalten, als er noch aussah wie ein anderer. Würde er auf ein freundliches Entgegenkommen rechnen können, nun er sich in einem Kostüm zeigte, das ... sapperlot, die Sache begann ihm schwierig vorzukommen.

Seine Ereiferung war abgekühlt, und Eindrücke mehr gewöhnlicher Art nahmen allgemach ihren Platz ein. Sein Groll über die erfahrene Zurücksetzung, ja, selbst der Kummer über Julies Treulosigkeit musste jedesmal dem Ärger weichen, dass er keinen Rock anhatte. Wo er beim Dämmerlicht des Sommerabends einen Passanten sich nähern sah, dem er nicht entweichen konnte, suchte er den eigentümlichen Schritt jemandes anzunehmen, der eben hinüberspringt, um einem Nachbarn guten Abend zu sagen. Aber es nützte nichts. Da kamen ein paar Strassenjungens und neckten ihn mit dem Ruf: »Ist Ihnen so warm, junger Herr?« Es war, um rasend zu werden!

Dennoch nötigte er sich auf, dass er noch immer nach einer Gelegenheit suchte, um das Staatsstück zu schreiben, das das Geld begleiten sollte, doch es geschah aus geistiger Trägheit allein und aus Unlust, zuzugeben, dass sein Verdruss andere Richtung genommen hatte. Jede Mannsperson, der er begegnete, und die gewohntermassen gekleidet war, erfüllte ihn mit Neid.

So wollte er schreiben ... wenn er zum Schreiben kam:

Wohledelgeborene Mevrouw ...

Gewiss! So adressierte der junge Herr Leon die Briefe an seine Mama. Dies würde also auch wohl so ungefähr die richtige Titulierung sein für Mevrouw Calbb-Kopperlith. Er wollte ihr und der ganzen Familie zeigen, dass er wüsste, wie es sich gehört, und dass die Manieren der »grossen Welt« nicht unerreichbar wären für einen Bürgerjungen. »Wohledelgeborene Mevrouw!« also, und weiter:

Ich habe die Ehre, Euerwohledelgeboren hieneben anzubieten die Summe von sieben Gulden und achtzehn Stübern für einen neuen Parasol. Meine Ehre, Wohledelgeborene Mevrouw, lässt nicht zu, Euerwohledelgeboren unglücklich zu machen, und darum . . .

— Haben Sie Ihren Rock in den Lombard gebracht?, fragten hier in der wohlbekannten Melodie des »Paterchens« ein paar teilnahmevolle Dienstmädchen, die aus ihrem Sonntagnachmittags-Ausgang soviel Pläsier ziehen wollten, als nur einigermassen herauszuholen war.

Walther wich scheu aus und mied soviel wie möglich die wenigst dunklen Flecken. Seine Gedanken kehrten zum Ausgangspunkt zurück: zu dem berühmten Brief!

Euerwohledelgeboren werden bemerken, dass fünf Stüber über sind. Diese schenke ich Euerwohledelgeboren als ein Zeichen der . . . der . . .

Er schwankte zwischen »Barmherzigkeit« und »Gnade«. Ein Trupp von Amsterdamern, die »Krähnchen, leck'!«*) besucht hatten und in der Stimmung waren, die von altersher bei diesem Ausflug sich gehört, kriegte unsern armen Tropf zu Gesicht und hielt ihn zum besten. Walther schlug sich tapfer genug Bahn durch den Kreis, aber er fühlte sich sehr verdriesslich. Man wird zugeben, dass die beabsichtigte Heldenthat mit den sieben Gulden soundsoviel ihm ausserordentlich schwer gemacht wurde. Fortwährend murmelte er vor sich hin: ich will einen Brief schreiben, ich will! Wenn ich nur wüsste, wo! Und er musterte Haus für Haus, ob vielleicht eins darunter sein mochte, das ihm füglich als Kontor dienen konnte. Er ging sogar hier und da in einen Laden, aber er erreichte sein Ziel nicht. Seine sonderbare Erscheinung und die Scheu, mit der er sein ungewöhnliches Anliegen vorbrachte, schreckte die Leute ab. »Wenn ich in Gottes Namen nur einen Rock hätte!«, seufzte er.

Schliesslich — welcher böse Geist spielte ihm diesen Streich? — schliesslich stand er auf einmal wieder vor dem Haus, wo der Jude wohnte, der ihn so gütig von Rock und

*) N. d. Übers.: Vergnügungsort ausserhalb Haarlems in den Dünen.

Digitized by Google

Hut erlöst hatte. Walther trat instinktmässig ein. »In des Himmels Namen, dachte er, wenn ich nur erst wieder gehörig angezogen bin, dass ich mich zeigen kann! O Gott, was ist ein Mensch, der keinen Rock anhat!«

Der Jude zog ein merkwürdiges Gesicht, als sein kleiner Handelsfreund von soeben wiederkam, um die verschacherten Kleidungsstücke zurückzufordern. Er hätte sie gerade nach New-York versandt, sagte er, wo alte Kleider gegen Gold aufgewogen würden.

— Aber soeben sagten Sie . . .

— Soeben is v'rbei, und was gewesen is, is nicht. Ich saach Se, dass alte Kleider ihr Geld wert sind! Viel Ausfuhr nach Amerika gegenwärtig! Das is de Sache! Aber ich will Se wohl einen Rock verkaufen, und 'n Hut auch. Schöne Ware, sehn Se hier!

Nach einigem verdriesslichen Gezauder verliess Walther den Laden des Schacherers, mit einem Rock an und einem Hut auf . . . Modellen! Die Kleidungsstücke, die er eine Stunde vorher in seiner Aufregung abgestanden hatte, waren fürstlich dagegen. Dennoch musste er für die neue Kleidung all das Geld niederlegen, das er besass, die vier Stüber inklusive, die M'nheer Wilkens ihm tags zuvor auf Anordnung des grossmütigen Pompile für seine Rückreise nach Amsterdam ausbezahlt hatte, und die abgewälzt werden sollten auf die »Haushaltung«. Das Haushälterische nun an Walthers Transaktion . . .

— Wenn Se wieder was ssu handeln haben, sagte der edelmütige Jude, kommen Se getrost bei mir.

Und er gab Walther eine Adresskarte, die dieser mechanisch in die Tasche steckte. Auf die Strasse gekommen — jetzt war er gekleidet, o Götter! — ertappte er sich auf einer vollkommen überflüssigen Repetition seiner Redaktionspläne. »Wohledelgeborene Mevrouw! Hieneben habe ich die Ehre, Euerwohledelgeboren anzubieten . . .

Anzubieten? Was?

Er schlug sich vor den Kopf und bekannte zum hundertsten Male . . . wie sagte auch immer seine Mutter?

»Herrejesuskristus, dieser Junge! Aus ihm wird niemals was werden!«

Wo sollte er hin? Nachdenkend über den sonderbaren Zustand, in den er gebracht war durch . . . ei, Leser, durch was eigentlich? Er selbst konnte sich keine Rechenschaft davon geben, aber dich frage ich, was doch die Ursache war der unangenehmen Verwickelungen, in die er jedesmal geriet? Die Geringschätzung der Menschen, denen er Verantwortung schuldig war, hatte Existenzgrund in jedem anderen, doch nicht in ihm. Seine Mutter war seine Mutter, die Herren Oldetied & Kopperlith waren seine Chefs. Er war nicht grob genug von Gemüt, um die Fäden, womit er sich der Gesellschaft verbunden fühlte, einfach zu zerbrechen und sich frei zu machen: um »in die Welt zu gehen«, wie man das nennt. Hieran dachte er zwar, doch nur einen Augenblick, denn er war zu weich, um das Bewusstsein zu ertragen von dem Schmerz seiner Verwandten . . . der wohl geräuschvoll, doch nicht so besonders tief gewesen sein würde. Doch dies wusste er nicht. Auf einmal kam ihm nun in den Sinn, dass er in seinem Pult auf dem Kontor allerhand Verse verborgen hatte, worin viel Schönes gesagt wurde . . . von ihr. Wer diese »ihr« war, macht nichts aus. Es ist zu bezweifeln, dass er selbst hiervon eine klare Vorstellung hatte. Denn trugen auch seine Herzensergiessungen gewöhnlich die Farbe der Eindrücke, die Femke ihm mitgeteilt hatte, dennoch irrte er jedesmal zu viel ab von dem einen Modell, um behaupten zu können, dass er in diesen Versen seine Liebe für sie schilderte. Niemand würde ein Waschmädchen suchen in dem Original von den in Wolken schwebenden Portraits, die er lieferte. Es wimmelte in seiner Poesie von prinzlichen Diademen, von göttlichen Strahlenkränzen, von Welt-Übersehen und von der bekannten allgemeinen Glücklichmacherei. Auch Gott war nicht vergessen, das ist selbstverständlich. Es ist jedem Versemacher bekannt, wie gefällig dieses einsilbige Wörtlein sich in jedes Versmass fügt. Kompromittierend in gewöhnlichem Sinne waren also Walthers Dichtversuche nicht.

Digitized by Google

Weder Pompile noch Wilkens würden bei der Auffindung der hinterlassenen Reimerei auf den Gedanken gekommen sein, dass ihr weggelaufener jüngster Angestellter in Beziehung stand zu einer Dame, die man nennen konnte. Höchstens konnte ein bisschen Scharfsinnigkeit ihnen die Mittel an die Hand geben, um von Walthers undisziplinierter Leidenschaftlichkeit kein Jota zu begreifen. Er selbst jedoch meinte, dass er nur allzu deutlich seinem Gefühl Luft gegeben hatte, und in der Einbildung sah er schon sein unbescheidenes Talent gemissbraucht, all die Jungfrauen seines Herzens in der Zeitung zur Schau zu stellen. Prinzessinnen mussten am meisten darunter leiden, denn an Höfen ist die Ehre eine zarte Sache. Und auch Julie lief Gefahr. In dem einen Gedicht nämlich — Strophen von acht Zeilen mit nur zwei Reimklängen, denkt mal! — hatte er sich nicht enthalten können, einen schwebenden Engel mit einem flotten Reitkleid von braunem Taffet auszustaffieren, und von solchem Stoff war just das Kleid, das sie anhatte an dem Tag, da er so ritterlich vier Stüber abgedungen hatte von ihrem liegenden Jagdhund! Deutlichere Anspielung auf seine Entzücktheit über ihre Herablassung zu ihm konnte wohl nicht gefasst werden in Strophen von acht Zeilen mit nur zwei Reimen! Ja doch, er hätte von dem wollenen Fichuchen Meldung machen können, das sie bei dieser Gelegenheit um den Hals trug — denn sie hatte zu dieser merkwürdigen Stunde ein bisschen den Schnupfen — aber die Forderungen von Mass und Reim bewahrten ihn gnädiglich vor indiskreter Verewigung dieser Eigentümlichkeit. Diese herumwabernde braunseidene Amazone war wahrlich schon verräterisch genug! Sollte der alte Dieper bei der Entdeckung und Beurteilung seiner Reimschätze wohl die Güte haben, Pompile abzubringen von der gefährlichen Vermutung, dass Verwandtschaft bestünde zwischen diesem schwebenden Engel und seiner Ehehälfte? Ach, auf solchen Buchhalter kann man nicht rechnen. Gab er nicht immer jedermann recht? Walther sah ihn seine Feder niederlegen, seine Schnupftabaksdose aufnehmen, den bekannten

Schritt hinteraus thun, und dies alles, um mit erforderlichem Nachdruck zu versichern:

— Jawohl, junger Herr! Ich habe die innige Uberzeugung, dass der Junge mit diesem Spottgedicht gemeint hat . . .

— Spottgedicht, Dieper? Es ist kein Spottgedicht? Wäre es das nur! Der Schlingel ist verliebt, und zwar in . . .

— Jawohl, junger Herr! Ich will nur sagen, ebenso wie Sie, dass er sicher mit diesem »wallenden Luftgeist« Mevrouw Kopperlith-Huddewitz gemeint hat. Ein Mensch muss doch etwas meinen, nicht wahr? Sicher, sicher, dieser Engel in Braun ist die junge Mevrouw! Finden Sie es nicht arg . . . unverschämt, junger Herr?

Walthers Einbildung zauberte ihm das Kontor vor, und irrend durch den »Hain« war er Zeuge der Wut, der Geringschätzung, der Erniedrigungen, die das Bürgerseelen-Conclave über ihn ausschüttete. Wilkens blaekte Missbilligung, Eugène brummte sein: hm! Da kam auch der alte Herr angeschlurrt:

— Siehst du, Pompile, es ist die Schuld von Dieper. Warum solchen Taugenichts rekommandieren?

Und Dieper gelobte demütig, dass er es niemals wieder thun würde.

Der alte Gerrit? Nun, seine Zwischenkunft ging an. Ein Glück für Walther, dass er endlich eine Figur von etwas weniger abscheulicher Art entdeckte, jemand, womit er die Scene, die seine Angst ihm vormalte, etwas weniger kriminell staffieren konnte. Gerrit murmelte: »was 'n Gesaires über die Liedchens! Allemal Wind und 'n engelsch ‚notting'!« Lieber Gerrit!

Bemerkenswert, nicht wahr, dass Walther wohl die Gabe hatte, sich so ins einzelne gehend vorzuspiegeln, was geschehen würde, wenn man nach seinem Fortbleiben sein Archiv durchschnüffelte, der er doch nicht beizeiten sich Rechenschaft zu geben gewusst hatte von dem albernen Zustande, in den jemand geraten muss, der seinen ordentlichen Rock vertauscht gegen einen Schifferfrack der merkwürdigsten Art, und seinen

Digitized by Google

nagelneuen Hut gegen ein rotes, kahles, eingedrücktes Donnerrohr, das ihm obendrein einige Nummern zu gross war. Wenige junge Leute würden sich in Walthers Fall der Thorheit schuldig gemacht haben, die er beging, und doch würde es unrecht sein, sie darum für verständiger zu halten. Sie hätten durch Enthaltung vom Excentrischen zumeist nur zu erkennen gegeben, dass sie unter Walthers Fehlern standen. Konnte er es helfen, dass er seine Ungewöhnlichkeit nicht zu regieren wusste? Dass ein anhaltender Kampf war zwischen der Welt, die er in sich herumtrug, und der Welt, darin er lebte?

Die Art, in der er sich während des verlaufenen Tages betragen hatte, konnte ohne Vergewaltigung des Sinnes des Ausdrucks eingeordnet werden in die Rubrik: Wahnsinn. Ohne Frage! Der arme Narr, der in dem Wahn lebt, dass seine Beine von Glas sind, ist der Wahrheit nicht ferner als der Schwärmer, der, ohne die Welt zu kennen, wie sie in der That ist, seine Berührung mit ihr nach dem Schema regeln zu können meint, das er im Umgang allein mit sich selbst zusammengebastelt hat. Walther träumte von Engeln . . . die es nicht giebt, und von Seelenadel . . . der nicht besteht. Er unterlag allerlei Empfindungen, die andern nicht bekannt sind. Es war bei weitem nicht der Fall, dass diese Empfindungen durchgehends schön waren und dass also in allen Hinsichten die Wirklichkeit unter seinen Träumereien gestanden hätte. Im Gegenteil. Unter allen Personen ohne Unterschied, die er bis jetzt kennen gelernt hatte, war niemand, der nicht in der einen oder andern Hinsicht ihn in sittlichem Werte übertraf, was schon daraus hervorgeht, dass keiner von ihnen sich jemals zu Thorheiten verleiten liess wie die, welche ihn da so verzweifelt herumirren liessen im »Haarlemer Hain«. In der That, Leser, es ist unsittlich, einen neuen Rock zu vertauschen gegen einen alten! Ich lasse nun die kasuistische Finesse, mit der einige Thorheit unterscheiden wollen von Schlechtigkeit, in ihrem Unwert unerörtert, um nur unserm Helden zur Ehre zu sagen, dass er sich ebenso

Digitized by Google

schämte wegen der Verschacherung seiner Kleider, wie er sich wegen Diebstahls geschämt haben würde. Und, wenn er die Welt gut gekannt hätte, würde er grössere Scham noch empfunden haben über seine Thorheit, als über eigentliches Verbrechen. Dieses wird doch begriffen, weil jeder den Antrieb teilt, der dazu führen kann. Mit einem frommen: »Gott sei bei uns . . . wer steht, siehe zu!« bekreuzt man sich — und hängt den Dieb auf, nun ja — aber man teilt vollkommen die Empfindlichkeit für Verlockung, die den Sünder zu einem Sünder machte. Fraget einmal Frau Petersen und die ziemlich grosse Anzahl ihrer Verwandten in Geistesarmut, ob sie es für möglich halten, dass sie eins der zehn Gebote übertreten werden, oder selbst nur einen Paragraphen aus dem Strafgesetzbuch! Sie und alle werden antworten: »Der Mensch ist schwach! Herr, sei mir armem Sünder gnädig!« Recht gut, ich habe nichts dagegen, dass der Herr es thut. Aber ei, stelle ihr die Möglichkeit vor Augen, dass sie einen nagelneuen Merinorock weggeben und in einem Unterröckchen auf öffentlichem Wege herumirren würde . . . ohne die mindeste Anrufung des Herrn wird sie entrüstet ausrufen: niemals! Und dies ist die Wahrheit. So weit kann der schlimmste Teufel das Mensch nicht bringen, liesse Gott sie auch im Stich. Wohl scheint also seine Hülfe unentbehrlich, um bewahrt zu bleiben vor Galgen und Rad, aber Dummheiten wie die von unserm Walther weiss man zu vermeiden ohne die geringste Zwischenkunft des Himmels.

Und noch eine Bemerkung, diesmal von einigermassen angenehmerer Art. Dass Walthers Manier zu spekulieren nicht zum Wohlstande führt, wird jeder erkennen und gutheissen. Aber man ist zu sehr gewohnt, sich gute Erfolge vorzustellen vom Gegenteil. Dies ist verkehrt. Ich kann dem Leser versichern, dass der Kleiderjude, der sich so tüchtig zeigte in Geschäften, nicht einmal Millionär war, als er starb, und so ist es mit vielen, die sich vermessen, geringschätzig herabzusehen auf den eigentümlichen Mangel an praktischem Sinn, der eine Folge noch unvollkommenen dichterischen Wesens ist.

Digitized by Google

Walther erhob es sich zum Vorwurf, dass niemand in gleichem Masse wie er die Gabe hatte, sich festzuhaspeln in einem Netz von Verdriesslichkeiten. Wie die meisten jungen Leute, die in Not sitzen, dachte er an Selbstmord. Der Leser erinnert sich, dass dies schon mehrfach der Fall gewesen war. Das Leben kam ihm unerträglich vor, und er redete sich ein, dass er diesmal wirklich den Plan . . . haben würde, ihm beherzt ein Ende zu machen, wenn er nur nicht so zurückschreckte vor dem Gedanken, dass diese verfluchten Kopperliths in seinen Liebesklagen schnüffeln würden. Erst die Verse vernichten, dachte er, und dann sterben! Gott würde wohl begreifen, dass er es nicht aushalten könnte in so einer Welt! Im Himmel wäre sicher wohl dieser oder jener Wirkungskreis, der für ihn passte. Da würde er streng bekümmert sein um seine . . . nächstliegende Pflicht! O, warum hatte er den guten Doktor Holsma vernachlässigt? Und . . . wie wäre es, wenn er sich in seiner gegenwärtigen Not — ei, ohne zu sterben also? — an ihn wendete?

Alles, dessen er sich erinnerte von dieser Familie, erschien ihm jetzt lieblicher denn je. Diese gescheite Sietske! Diese würdige Mutter! Dieser ernste Onkel Sybrand! Und Wilhelm . . . nun ja, seine Gelehrsamkeit war drückend, aber konnte er es helfen, dass Walther kein Latein verstand? Hätte seine Mutter ihn das nur lernen lassen, meinte er, dann würde alles anders sein! Er wäre dann jetzt auf dem Wege, Pfarrer zu werden, oder Advokat, oder Richter, oder Minister . . . alles Menschen, die einen ordentlichen Rock anhaben und genau wissen, wohin sie sich zu wenden haben, wenn es Nacht wird! Dies wusste Walther nämlich noch immer nicht, und es drückte ihn sehr. Doch wäre es auch Tag gewesen, wohin, wohin? Auf dieser ganzen Erde kein Fleck, wo er sich zeigen konnte! Gewiss, gewiss, Gott würde damit zufrieden sein, wenn er unangemeldet und ungerufen in den Himmel käme.

Sterben also! Recht gut, wenn er nur gewusst hätte, wie! Trotz dieser Ungewissheit stand sein Vorhaben beinahe

Digitized by Google

fest. Beinahe! Denn das Abschiednehmen von seinen Plänen, von seinen Traumbildern, von seiner Zukunft fiel ihm sehr schwer. Und selbst das Vergangene, wie nüchtern und dürftig auch, bot ihm Gesichtspunkte dar, von denen er das Auge nicht abwenden konnte. Die Erscheinung im Theater . . . diese Doppelgängerin von Femke . . . Himmel, die Rosenknospen! Auch diese lagen doch in seinem Pult auf dem Kontor, geborgen in seinem Taschenbuch, in dem Taschenbuch, das er sonst immer auf seinem Herzen trug — obschon es ihn schmerzhaft drückte, wenn er schmutzige Reden mit anhörte bei dem Postkontor! — doch das er nun vorläufig weggeschlossen hatte, um nicht damit beschwert zu sein auf seinem geplanten Zuge nach »draussen«. Durfte er an Sterben denken, bevor er dieses Pfand zurückgeholt hatte, um es zu sichern vor Hohn? Und noch etwas! War es nicht allzu schade, von dieser Welt zu scheiden, bevor er sicher wusste, wieviel Prinzessliches steckte in Femke, wieviel von einem Bleichmädchen in dieser Prinzessin? Er begriff nicht, wie er sich so lange mit allerlei anderen Gegenständen hatte beschäftigen können, und fand es unverantwortlich, so ein Rätsel ungelöst zurückzulassen.

Leben also, leben! Leicht gesagt, wenn er nur gewusst hätte, wo er schlafen sollte! Und . . . essen! Seine neckende Phantasie hielt ihm ein Musterbutterbrot von Frau Claus vor, und er begann nun wirklich sich einzubilden, dass sein Hunger unausstehlich wäre. Physisches Bedürfnis erreichte nun die Oberhand über Schmerz von anderer Art — dazu ist es da! — und er begann das Los von Jakob Claesz mit Neid zu betrachten. Denn, meinte er, in so einem unzivilisierten Feuerland waren sicher allerhand Fruchtbäume, und es wuchs nichts Essbares im »Haarlemer Hain«. Dieser Laurens Coster hätte auch besser gethan, Feigen und Ananasse zu pflanzen — oder wären's auch nur bürgerliche Äpfel und Birnen gewesen! — als sich zu beschäftigen mit der Erfindung dieser langweiligen Buchdruckerkunst! Was hatte er davon, der er umherirrte wie ein kleiner »wilder Mann«? Und was half es ihm nun,

Digitized by Google

dass er brav aufpasste bei Pennewip? O, diese verfluchte Zivilisation! Er verlangte nach einem Gegenstande, an dem er seine Wut auslassen konnte, und wäre es auch meinetwegen eine Bande Feuerländer gewesen. Dann hätte er gewusst, was das Schicksal von ihm verlangte: zu kämpfen und . . . besiegt zu werden, nun ja, und man würde ihn auch auffressen. In Gottes Namen! Demgegenüber stand doch immer die Möglichkeit, dass er — unter Anrufung dieser oder jener Dame: das war öfter passiert! — den Sieg errang, seine Feinde zu Christen machte und sich selbst zum König, was er just sein wollte. Wer weiss, ob nicht Jakob Claesz auch so etwas that, und Walther beschloss, dieses Feuerland mal zu besuchen, sobald er über ein Flöttchen zu verfügen hatte. Dann wollte er . . .

O weh, o weh, welche thörichten Überlegungen in seinem Zustande! Abwechselnd wütend und bekümmert, schlenderte er von der einen Allee in die andere und wusste keinen Rat. Endlich setzte er sich mutlos unter einen Baum und fiel in Schlaf. Er träumte, er wäre in Not und Femke rettete ihn. Als er wach wurde, war es vollkommen Nacht. Es kostete ihn Mühe, sich zu besinnen, was geschehen und wie er dahin gekommen war. Aber leider musste er sich dazu verstehen, das Geschehene für in der That geschehen hinzunehmen und seine Sorgen da wieder anzuknüpfen, wo sie einige Stunden vorher vom Schlaf abgebrochen waren. Dennoch war der dazwischen liegende Traum zu lebendig gewesen, um Walther nicht Beachtung abzunötigen, und bei Mangel an Besserem zwang er sich, ihn aufzufassen als einen Wink. Er beschloss also, nach Amsterdam zu gehen und sich unter Femkes Hut zu stellen. Sah er auch nicht ein, wie sie ihm einen Dienst leisten konnte, es musste ihn schon erlaben, wenn er jemand seinen Kummer mitteilen konnte. Die Scham, die ihn peinigte, dass er sie so lange vernachlässigt hatte . . . gewiss, dies machte den Schritt nicht leicht. Denn er fühlte sehr gut, dass er sich ihrer unwürdig gemacht hatte, und konnte den Gedanken nicht von sich stossen, dass sie dies wüsste. Ach,

wenn er den heutigen Tag, und den gestrigen . . . nein, die vier, fünf letzten Monate noch einmal leben dürfte! Sein nun in Unordnung geratenes Gemüt würde sich gut dabei stehen, und Hersilias Parasol auch.

Nach langem Suchen und Irren befand er sich auf dem Weg, den er den Nachmittag des vorigen Tages in dem Hinterbehältnis der Britschka entlanggekommen war. Schon da war er nicht zufrieden. Und nun erst! Nach Femke, nach Femke! rief er, als wenn das Mädchen eine Zaubergöttin war, die nur zu befehlen hatte, dass Änderung werde in seinem kummervollen Zustande. Und unbegründet war Walthers Vertrauen eigentlich nicht, obwohl er selbst gewiss keinen Grund für dasselbe angeben konnte. Femkes einfache Ruhe — Folge der Harmonie ihrer Gaben, ihres Gemüts, ihrer Entwickelung und ihres Verlangens — machten sie in der That zu einer guten Ratsfrau. Sehr ermüdet kam Walther gegen die Morgenstunde bei ihrem Häuschen an. Hier erwartete ihn eine sonderbare Überraschung . . . o, diese ungezogene Fancy!

Die Aussenläden waren geschlossen, was Walther nicht verwunderte, da es noch sehr früh war. Doch wohl war sein Erstaunen gross, als er bemerkte, dass die Thür nur angelehnt war. Sollte sie die ganze Nacht offen gewesen sein? War Frau Claus so früh schon fortgegangen? Oder vielleicht Femke selbst? O weh, sollte sie dort sein? Mut, das Mädchen bei den Holsmas aufzusuchen, hatte er nicht. Er schämte sich vor der Familie, und überdies, er wagte sich nicht zur Stadt hinein wegen des albernen Rocks! Sehr wahrscheinlich hatte gerade die Abneigung, sich in den Strassen zu zeigen, ihm den Gedanken eingegeben, Hülfe oder Rat bei Femke zu suchen, oder auch — wenn sie ihm weder das eine noch das andere verschaffen konnte, wie doch vorauszusehen war — sie zur Vertrauten seines Kummers zu machen um etwas Trost. Gewiss würde er nicht zu diesem Entschluss gekommen sein, wenn das Mädchen in der Stadt gewohnt hätte, und nicht auf einem Stadtwall, wo sie erreicht

Digitized by Google

werden konnte ohne Spiessrutenlaufen zwischen den Reihen eines Strassenpublikums. Bei dem Aufspüren der Ursachen unserer Handlungen müssen wir nicht selten hinabsteigen zu dem Unbedeutendsten. Walther wusste nicht, dass da Zusammenhang ist zwischen Liebe und Kampf, und wäre er auch in dieser Hinsicht weniger unkundig gewesen, dennoch bleibt es fraglich, ob er Lust gefühlt haben würde, sich in seinem höchst sonderbaren Kostüm der Auserkorenen seines Herzens zu zeigen. Überdies, niemals hatte er selbst sich Rechenschaft gegeben von seinem Verhältnis zu Femke. Noch immer bewegten sich seine Empfindungen unschlüssig auf der Grenze, die das Kind überschreiten muss, um Mensch zu werden, und es war mehr das erwachende Bedürfnis nach Liebe, was ihn erfüllte, als die Liebe selbst. Walther war nicht viel mehr als ein Junge, und wenn er etwas genauer sein Standpünktchen erfasst hätte, würde er eines grossen Teils der Scham über seine lächerliche Ausrüstung enthoben gewesen sein. Richtig betrachtet, kam es noch den Teufel viel drauf an, wie er aussah. Doch er war wiederum nicht jung genug, um unbewusst die Vorteile seiner Unbedeutendheit zu geniessen. Wie dem sei, die Not drückte, und er fühlte instinktmässig Bedürfnis nach der Begegnung mit etwas Liebem, etwas Freundlichem nach all dem Hässlichen, womit man ihn seit so langer Zeit übersättigt hatte. Dennoch wusste er sehr gut, dass es nicht in Femkes Macht liegen würde, ihm seine Kleider wieder zu verschaffen, noch das Verhältnis zu den gefürchteten Chefs in Ordnung zu bringen, noch ihn zu versöhnen mit seiner Mutter, die wütend werden würde, wenn sie erfuhr, dass er unanständig gewesen war, Parasols zerbrochen und sein Glück mit Füssen getreten hatte. Nein, nein, Femke konnte ihm nicht helfen! Beinahe begann er zu wünschen, dass er nicht da war!

Doch Frau Claus dann? Ebensowenig! In Gottes Namen, wenn er sich dann nur einen Augenblick in ihrem Häuschen niedersetzen, ihr seine Not klagen und . . . ein dickes Butterbrot essen durfte. Das würde ihm die Kraft geben, um Abschied vom Leben zu nehmen. Er wollte wohl

sterben, recht gern sogar, wenn er nur nicht solchen Hunger gehabt hätte! Dem erst ein Ende gemacht, und dann . . .

Just wollte er die Thür aufstossen und eintreten, als er aufmerksam wurde auf ein lautes Lachen. Es kam von ferne. Über das Bleichfeld hin, den Weg hinauf sah Walther zwei Gestalten, die sich zu nähern schienen. Begierig jeden Vorwand aufgreifend, das gefürchtete Eintreten auszustellen, starrte er so scharf wie möglich zu den beiden Personen hinüber, die in lautem Gespräch schienen. Allmählich wurden die Umrisse deutlicher. Der eine schien ein junger Seemann, und die andere . . . mein Gott, war das Femke nicht? Walther guckte sich blind, und musste sich jedesmal die Augen auswischen, um aufs neue . . . sie war es! Und der andere? Es war wohl wirklich ein Matrose: wer sonst trägt solchen lackledernen Hut? Von Zeit zu Zeit prallten darauf die noch horizontalen Sonnenstrahlen in glitzerndem Golde ab, so dass Walther die Augen schliessen musste, wenn sie durch diesen Glanz getroffen wurden. Doch, sie wieder aufschlagend, konnte er sich nicht trösten mit Ungewissheit. Femke lief da am sehr frühen Morgen — beinahe war es noch Nacht — mit einem Matrosen! Ach, Walther würde weniger zeitmesserisch-anständig mit seinen Empfindungen umgegangen sein, wenn der Etat der Herren Oldetied & Kopperlith fünfundzwanzig Gulden im Jahr hätte tragen können für Abholungsgebühr!

Femke lief da am sehr frühen Morgen mit einem Matrosen nach Walthers Meinung! Einen Augenblick lang floh alle Erinnerung an das Geschehene und an die Ursachen, die ihn hierher führten, in den Hintergrund, um nur Eifersucht Platz zu machen, schrecklicher Eifersucht. Der arme Junge hatte ein Gefühl, als wenn ihm ein glühender Dolch ins Herz gestossen war. Seine Kniee knickten, und wie wesenlos fiel er gegen den Thürpfosten an. Aber Eifersucht ist die am wenigsten empfindliche von allen Qualen: sie liebt Schmerz. Walther wendete kein Auge ab von dem Schauspiel, das ihn so verwundete und je länger desto schmerz-

licher auf ihn einwirkte, da die offenbare Vertraulichkeit zwischen den beiden jungen Leuten gross war. Während ihres Hinschreitens gaben sie einander die Hand, oder besser, es schien, dass sie ihre kleinen Finger ineinander hakten. Dies konnte geschlossen werden aus einem eigentümlichen gleichmässigen Schlenkern des linken Arms der Person, die rechts ging, und des rechten Arms der andern. Das Gespräch war laut und sogar von einer ihm wehthuenden Fröhlichkeit. Besonders das Mädchen johlte und lachte laut, und hierdurch fühlte Walther sich wie vernichtet. Es half nichts, ob er sich gleich sagte, dass sie ihm nichts schuldig sei, dass er kein Recht auf sie hätte, und dass sie . . . Gott im Himmel, musste es noch ärger werden? Da liess sie die Hand des Jünglings los, und fiel ihm um den Hals, und es dauerte wohl eine Ewigkeit, fand Walther, oder eine Stunde, oder so etwas, doch eine sehr lange Zeit auf jeden Fall. In all den Romanen, die er gelesen hatte, wurde die Empfindung, der er überliefert war, umschrieben mit den Worten: »unser Held starb tausend Tode«, doch er hatte wirklich keine abgedroschene Bücherphrase nötig, um zu fühlen, was er litt. Nach der Umarmung ging das muntere Paar den Weg zurück, und, jedesmal umkehrend, näherte es sich hin und wieder dem Häuschen, auf das denn auch einige Male von dem Mädchen gewiesen wurde, als ob es darüber etwas seinem Freunde zu erzählen hatte. Walther strengte sich an, etwas von ihrem Gespräch aufzufangen, aber es gelang ihm nicht. Wie um ihm das Verstehen unmöglich zu machen, wendeten sie jedesmal um, wenn er gerade auf dem Punkte zu sein glaubte, jetzt einigen Erfolges seiner Unbescheidenheit versichert zu sein, und dann schlenderten sie wieder den Weg hinunter aufs Aschthor zu. Der arme Junge meinte zu träumen, denn selbst das Nichtverstehen dessen, was gesprochen wurde, trug das seine bei zu seinem Erstaunen. Jedesmal glaubte er einige Klänge deutlich genug aufgefangen zu haben, um zu erfassen, was er hörte, und dennoch wollte dies immer nicht der Fall werden. Er rieb sich die Ohren aus, als ob darüber ein Fell gespannt sein

Digitized by Google

konnte, doch ohne Erfolg. Und wenn das Pärchen wieder etwas weiterab war, hörte er nur das laute Lachen. Es fehlte nur noch, dass sie da zu tanzen anfingen auf öffentlichem Wege. Wahrhaftig, es kam fast dazu! Das ausgelassene Mädchen packte ein paarmal den jungen Mann, der etwas gesetzter erschien als sie, beim Arm und schwenkte ihn um sich herum. Darauf folgte dann wieder lautes Gejauchz und Geschnatter . . . kein Ende wollt's nehmen. Ja, doch, endlich blieben sie stehen und schienen Abschied zu nehmen. Es wurde herzlich geküsst, der Jüngling entfernte sich, und das Mädchen schlug mit ruhigerem Schritt den Weg nach dem Häuschen ein. Einmal noch stand sie still, wehte mit dem Tuch und erhielt ihren Gruss gehörig von dem Seemann zurück, der dreimal mit seinem Hut schwenkte. Bevor gleichwohl das Mädchen nahe genug gekommen war, um Walther gewahrzuwerden, lief dieser wütend fort und wollte . . . und wollte . . . ja, was? Nach einigem Hinundherschweifen, wobei ihn seine widrige Kleidung sehr ärgerte, besonders, da die Zahl der Passanten wuchs, nicht ohne Unmut auch über die Hungrigkeit, die er sich zudichtete, um einen Ableiter von seinen vielen Verzweiflungsnöten zu haben . . . kurzum, eine halbe Stunde danach stand er wieder vor dem Häuschen der Frau Claus, und diesmal trat er ein. Der Tisch trug Anstalten zu einem tüchtigen Frühstück — Gott sei Dank! — aber er sah niemand. Aus dem Stübchen, wo er einst so herrlich geschlafen hatte, tönte eine Stimme — eine liebe, helle, jungfräuliche Stimme, ja! — die ihn begrüsste mit einem militärischen: »wer da!« Walther antwortete nicht, oder beinahe nicht, denn das unschuldige »ich«, dass er sehr verwundert herauspiepte, ist nicht des Nennens wert. Wie, zum Teufel, konnte er vorbereitet sein auf so einen militärischen Empfang? Ein Glück nur, dass sich hierauf Frau Claus zeigte, die etwas bürgerlicher zu ihm sprach.

— So, junger Herr, ist Er da? Na, das ist gut! Warum blieb Er so lange weg? Unsere Fem hat wohl hundertmal

Digitized by Google

nach Ihm gefragt. Setz' Er sich ... ich kleid' mich an, wie Er sieht, und bin gleich wieder bei Ihm.

Sie trat wieder in ihr Zimmer zurück, und Walther hörte sie sagen: »das ist nu der Junge von dem Pferd endlich!« Hierauf folgte etwas wie unterdrücktes Lachen, und darauf Totenstille. Walther wusste wieder nicht, woran er war. Nach einigem Warten wagte er es, eben in die Stube zu lugen, aus der man ihm so geheimnisvoll zugerufen hatte. Frau Claus, dachte er, würde nun doch wohl mit ihrer Toilette fertig sein. Nun, dies war so, aber in dem Zimmer war niemand. Mutter und Tochtèr waren gewiss auf dem Grundstück bei der bekannten Pumpe. Einen Augenblick danach kehrte Frau Claus zurück und lud in ihrer gewohnten freundlichen Art Walther zum Frühstück ein.

— Wenn Sie erlauben, Frau Claus. Aber wollen Sie mir bitte sagen, warum Femke nicht kommt?

— Fem? Jawohl, o jawohl, die wird schon kommen. Oder vielleicht kommt sie nicht, denn sie steht zu waschen. So will ich nu mal annehmen, weisst du? Weisst du, was du thust? Ess 'n Butterbrot, Junge, und hier ist Kaffee. Und sag' mir nu mal schnell, wie es mit deiner Mutter geht. Ist sie nicht krank gewesen? Ja, 'n Mensch kann schnell was kriegen ... nimm etwas Käse drauf.

— Meine Mutter ist ganz wohl, aber ...

— Und du? Hast du keine Schmerzen mehr? Von deinem Fall, mein' ich. Och ... nein, nein, nein, ich weiss schon! Du hast ja nie auf 'n Pferd gesessen. Wie kann ich auch so närrisch fragen. Aber du musst immer denken, in 'n Menschen sein Kopf geht manchmal viel 'rum. Und deine Mutter ist also ganz wieder in Ordnung. Na, das ist schön. Wenn sie jetzt nur aufpasst, dass sie nicht wieder krank wird. War es Fieber, oder was war es?

— Meine Mutter ist ganz wohl, Frau Claus, aber ich selbst bin 'n bisschen ...

— Bist du krank? Was fehlt dir? Aber ... Gott,

Junge, was hast du 'n verrückten Frack am Leibe. Wie kommst du daran?

— Ja, das kommt . . . das ist . . . ich muss . . . ich wollte . . .

Walther stotterte. Frau Claus ergriff ihn beim Arm, zog ihn vom Stuhl und drehte ihn um seine Achse, um ihn gehörig von allen Seiten zu begucken.

— Herrejesses, Junge, was takelt deine Mutter dich sonderbar auf! Du siehst ja aus wie 'n Schauermann, nein . . . ich weiss nicht, wie du aussiehst! Deine Hose, die ist ja hübsch, das muss ich sagen, und dein Kragen geht an, aber dieser Rock! Und wie sitzt du voll Staub! Wo hast du gesessen, Junge, wo bist du gewesen?

Als die gute Frau sich bückte, um ihm den Staub von seinen Schuhen zu schlagen, fiel ihr zum Übermass des Ärgernisses Walthers Hut ins Auge, den er beim Platznehmen unter seinem Stuhl versteckt hatte.

— Menschenskind, was 'n Hut! Ich glaub', dass du 'n Rappel hast, Junge! Und nu ich dich recht besehe, dein Gesicht gefällt mir auch nicht besonders! Och, och, früher warst du so 'n lieber Junge, und auf dem Pferd . . . o ne, auf 'n Pferd hast du niemals gesessen, aber doch, du sahst früher recht nett aus. Und nu? Es ist 'ne wahre Schande, wie deine Mutter dich zutakelt!

— Mutter kann es wirklich nicht helfen! Ich will Ihnen alles erzählen, Frau Claus.

— Was? Kann deine Mutter es nicht helfen, dass du zum Spott 'rumläufst? Ich sag' dir, dass es 'ne Schande ist, 'ne wahre Schande, ja . . . 'n Skandal! Hör' mal, ich bin nur 'ne Waschfrau, und das will ich auch bleiben, und würden sie auch . . . nu, das geht dich nix an, aber ich versicher' dir, dass ich mich schämen würde, schämen, ja . . . schämen, hörst du?

— Meine Mutter weiss es nicht . . .

— Weiss deine Mutter nicht, was du am Leibe trägst, Junge, wo ist sie denn Mutter für?

Digitized by Google

— Ach ne, Frau Claus, meine Mutter weiss nichts davon. Ich komme von Haarlem, und . . .

— Von Haarlem? Was machtest du da? Und musst du denn darum so 'runtergekommen aussehen? Wenn Fem hier wäre, würde sie . . .

— Ist sie denn nicht hier, fragte Walther hastig, ist Femke nicht hier? Und ich hab' sie gesehn!

Es war an Frau Claus jetzt die Reihe, verlegen zu werden. Sie antwortete mit einem merkwürdig gereckten »ja«, das ganz gut als eine Verneinung gelten konnte.

— Nu ja, Femke ist wohl hier, aber . . . doch nein, sie ist hier eigentlich nicht. Du musst bedenken, sie ist manchmal aus, und bei meiner Base auf dem Kolveniersburgwall auch, und sie bringt Wäsche weg . . . och, sie hat allerlei zu thun, und . . . weisst du, was du thust, Junge? Ess' noch 'n Butterbrot, oder zwei, denn wenn du ganz von Haarlem kommst . . . unsere Fem ist bei der Wäsche, weisst du, und wenn sie gestört wird bei ihrer Arbeit . . . Jesses-Maria, was lüg' ich!

Mit diesem Schrei auf den Lippen stob Frau Claus aus dem Zimmer und in den Hinterraum. Es schien, dass auch sie was zu verbergen hatte, denn Walther bemerkte zu seinem Erstaunen, dass sie die Thür hinter sich schloss, als befürchtete sie, dass er ihr folgen würde. Einen Augenblick lang meinte er ein unterdrücktes Lachen zu hören, doch alsbald wurde es in dem Zimmer neben ihm vollkommen still. Gewiss war Frau Claus hinten nach der Pumpe gegangen, um da Femke zu erzählen, wie lächerlich er aufgetakelt war. Er begann sich einzureden, dass das ins Auge fallende merkwürdige Verhalten der Mutter in Verbindung stände mit dem allzu frühzeitigen Besuch des Matrosen. Sicher vermutete Frau Claus, dass er davon etwas bemerkt hatte, und sie wusste nicht, wie sie das zur Ehre ihres Häuschens wieder zurecht reden sollte. So war es! Vor wenigen Monaten noch würde Walther nicht auf solche Gedanken gekommen sein. Aber seine Weltweisheit war am Wachsen, und zwar wie gewöhnlich

nach der verkehrten Seite hinaus. Was die Möglichkeit auf Richtigraten angeht, da hätte er besser gethan, sich an seine Kindlichkeit zu halten, denn die Weisheit dieser Welt ist Thorheit bei Fancy.

Walther blieb nicht sehr lange mit seinen Butterbröten allein. Die Aussenthür wurde aufgestossen, und ein Mann, der offenbar soeben mit einem Handkarren angefahren gekommen war, auf dem ein Koffer stand, fragte, ob er hier richtig wäre bei Frau Claus. Es zeigte sich, dass diese den Karren hatte ankommen sehen, und zugleich, dass sie von dem Zweck der Sache unterrichtet war, denn bevor noch Walther Zeit hatte, etwas von der Herkunft zu vernehmen — einzelne behaupten, dass er grosse Lust hatte, danach zu fragen — kam die gute Frau eilig angelaufen. Sie stiess Walther auf die Seite, als er mit seiner gewohnten Dienstfertigkeit behülflich sein wollte beim Abladen, und trug mit dem Dienstmann den ziemlich schweren Gegenstand, der ihr gebracht wurde, ins Haus hinein und in einer Fahrt nach dem Hinterzimmer durch. Wenn es ihr Plan war, den Namen des Absenders vor Walther geheim zu halten — und so schien es wohl — lief sie Gefahr, hierin sich von dem Dienstmann in die Quere gekommen zu sehen, der auf ihre Frage nach dem Betrag des Fuhrlohns zur Antwort gab, dass die Fracht entrichtet wäre von den Herren . . . sapperlot, Walther verstand den Namen nicht! Nachdem der Mann mit dem Handkarren fortgegangen war, fühlte er sich verlegen, weil ihm nur allzudeutlich geworden war, dass etwas vor ihm verborgen wurde. Er wollte also nichts lieber als sich verziehen, wurde indes von Frau Claus zurückgehalten, die ihm aufs neue einen Stuhl anbot.

— Sie sagt . . . ich will nur sagen, dass ich nu gern mal genau wissen möchte, warum du so verrückt aussiehst und was du nur inherrgottsnamen in Haarlem ausgeführt hast! Sag', Junge, was machtest du in Haarlem, und warum hast du so 'n skandalösen Hut auf! Und dieser Rock! Erzähl' mir nu mal alles genau, grad als wenn ich deine Mutter wär'. Denn sie will alles wissen . . .

Digitized by Google

— Femke? fragte Walther.

— Ja, nein, nu ja . . . Femken auch, das kannst du dir denken. Herrejesses, wie schwer wird mir das Lügen . . . ah!

Dieser Ausruf galt Pater Jansen, dessen gütiges Gesicht sich an der Thür zeigte. Walther sah ihn mit grosser Freude. Es war in diesem bejahrten Kind etwas Friedsames, etwas Versöhnendes, das wohlthuend wirkte auf ein verstimmtes Gemüt.

— Na, das ist gut, Pater! Setzen Sie sich und essen Sie 'n Stück. Haben Sie 'n Kranken in der Gegend?

— Das auch. Aber ich komm' mal hören, ob sie es gethan hat!

— Ja, gewiss! Aber . . . der Junge weiss nichts davon. Wir reden also nur lieber nicht darüber, eh er nicht weg ist.

Natürlich wollte Walther schon wieder, sich als so störend hingestellt sehend, seinen Besuch abbrechen. Doch Frau Claus liess es nicht zu.

— Nein, Männeken, du bleibst noch etwas. Grade gut, dass Pater hört, was du ausgeführt hast. Wie das Kind bloss trostlos aussieht, kucken Sie doch, Pater!

Der gute Pastor beguckte Walther von unten bis oben, aber er war nun just der rechte Mann nicht, um den Schnitt eines Rocks zu beurteilen, und zeigte also weniger Entrüstung, als es sich nach Frau Claus gehört hätte.

— Nu, Pater, Sie wissen das nicht so, aber er ist anständiger-Manns Kind, und sieht aus wie 'n Baron von Mutter Grün. Und er ist in Haarlem gewesen, ohne dass seine Mutter davon weiss. Aber erzähle denn doch, Junge, was du gethan hast! Man zu doch, nicht wahr, dann weiss Pater es auch!

Walther begann seinen Bericht verwirrt und stammelnd, und sprach noch viel schlechter, als im allgemeinen die holländische Gewohnheit ist, ein Fehler, der verzeihlich erscheint, weil er in gewissem Sinne die Folge vom Reichtum der Sprache ist. Ach, nicht darauf konnte sich der Junge zur Entschuldigung für sein Gebrabbel berufen. Ausser der

Digitized by Google

Scham, die ihn beherrschte, hinderte ihn eine gewisse Unsicherheit bezüglich des Fassungsvermögens seiner Zuhörer, ein Zweifel, der Ciceros und Demosthenesse stumm gemacht haben würde. Dieses war ihm vor allem störend, wenn er zur Erklärung seines sonderbaren Betragens Ursachen darlegen wollte, die ihm selbst nicht sehr klar waren. Es ist auch wahr, warum nur fühlte er sich so unzufrieden, so allein, so wenig »zuhaus« in der Welt, die ihn umgab? Der Ärger in besonderen Fällen — über die Geringschätzung zum Beispiel, mit der die aufgeblasene Hersilia ihn behandelt hatte — war leichter zu erklären, und dies that er denn auch, so gut er konnte.

— Wenn das Kind von der Kirche wäre, würde ich sagen, dass Sie ihn mal unter die Hände nehmen müssten, sagte Frau Claus zu dem Pater. Und, sehn Sie, es ist nicht um das Verschachern von seinen Kleidern allein, und auch nicht um den Perresol, aber sein Gesicht gefällt mir auch nicht. Sagen Sie nu mal, Pater, ob er nicht 'runtergekommen aussieht? Nu, wir wollen sehen, was daran zu thun ist.

Dies sagend, stand sie auf und begab sich nach dem Hinterstübchen, als wenn da die Heilmittel für Walthers Leiden gesucht werden mussten. Und dies erwies sich einige Minuten später als thatsächlich.

— Hör' Er mal, junger Herr, oder wie soll ich sagen, sprach Pater Jansen. Hör' mal, willst du wissen, wie ich über die Sache denke? Ich finde, dass du deine Kleider wiederzukriegen sehen müsstest. Hältst du's für möglich, dass du das Haus von dem Kleidermann wiederfindest?

Walther zeigte das Adresskärtchen von dem Menschenfreund, der ihm so edelmütig behülflich gewesen war beim Aus- und Ankleiden. Er machte die Bemerkung, dass zu der Auslösung der verkauften Kleidungsstücke Geld nötig sein würde, viel Geld, und dass just diese Schwierigkeit . . .

— Geld hab' ich auch nicht viel, sagte der gute Mann, aber wenn du etwas warten kannst, will ich darum schreiben nach Vucht, an meinen Bruder, der da Schmied ist, und es

geht ihm gut. Und 'ne Herberge hält er auch, und Sonntags wird bei ihm getanzt . . . nu: nach Kirchzeit, weisst du? Das müsstest du mal sehn, überhaupt wenn Kirmess ist. Ein Jux . . . so was hast du noch nicht erlebt!

Die Sittenpredigten von Pater Jansen waren leicht zu verdauen, wie man sieht. Oder besser, es waren keine Predigten, und vielleicht gar war seine Sprache unsittlich. Denn der Mann sprach von Tanzen, Jux und Kirmesshalten ohne Abscheu, eine Eigentümlichkeit, in der scharfsinnige Leser eine von den Ursachen entdecken werden, warum der gute Pater niemals Mitglied eines Gemeinderats geworden ist. In solchen Kollegien hat man Mitglieder von eigenartiger Bravigkeit nötig.*) Ach, Jansen war so brav nicht! Er predigte nicht, und sprach nicht über allerhand Sittlichkeiten. Kaum, dass er solche Dinge anrührte, wenn er an der Reihe war, sein Wörtchen zu sagen in der Kirche, was ihm auch noch schwer genug fiel, weil es durchaus nicht seine Sache war, sich anzustellen, als ob er besser wäre oder mehr wüsste wie ein anderer. Zum Schriftsteller würde er absolut nicht getaugt haben. Er war gut im ausgedehntesten Sinne des Wortes, es sei denn, dass man die Zuerkennung dieser Qualität beschränke auf die Personen, die in sich selbst das Böse zu bekämpfen hatten und Sieger blieben in diesem Kampf. Dies konnte nun einmal mit Pater Jansen der Fall nicht sein, weil er nicht wusste, was böse ist. Dennoch, oder just darum vielleicht, regte seine Erscheinung, seine Art zu sprechen, und vor allem, wo es nötig war, seine Handelsweise, in sehr hohem Masse zur Tugend an. Doch auch dies war ihm selber gänzlich unbewusst, eine Unkunde, die ihn bewahrte vor der Demütigkeit, auf die er im anderen Fall sich gelegt haben würde und die seinen im übrigen so vollkommen ungekünstelten Charakter verunziert haben würde.

Er erzählte noch dies und jenes von seinem Dorf, und Walther, der Bedürfnis fühlte nach Ablenkung, hörte mit

*) Die Abschaffung der Kirmess ist eine unsittliche Dummheit.

Digitized by Google

mehr Interesse zu, als die Sächelchen, die Pater Jansen mitteilte, wert waren. Es war der gemütvolle, milde, leidenschaftslose Ton, der ihm wohlthat, und mehrfach ertappte er sich auf dem Stossseufzer: »ach, wär' ich doch nur in Vucht bei dem Schmied!« Die Herberge und das Tanzen brauchten nicht mal dabei zu sein, um einen nach solch herrlichem Lande verlangen zu lassen.

— Du musst ihn an seiner Arbeit stehn sehn, sagte der Priester. Klick, klack, bim, bum, die Funken fliegen rechts und links! Und seine Ärmel hochgestreift bis an die Schultern, denn du begreifst wohl, so 'n Schmied arbeitet in Hemdsärmeln.

Walther hatte grosse Neigung, seinen Prachtrock auszuziehen und ans Schmieden zu gehen. Was so ein Schmied doch für ein glücklicher Mensch ist, und er . . .

— Och, M'nheer, ich sitz' so in Verlegenheit! Ich wag' wahrhaftig nicht, nach Haus zu kommen mit diesem verfluchten Ding am Leibe.

— O, wir müssen nicht fluchen. So 'n Rock hat keinen Grips davon, ob er schön oder hässlich ist, musst du bedenken. Ja, der Mann wird sicher viel Geld haben wollen, denn von seinem Gewinn muss er leben, siehst du, und solche Menschen haben immer einen grossen Haushalt. Kennst du vielleicht einen Uhrmacher?

— Nein, stammelte Walther.

— Vielleicht weiss Frau Claus auch, wo wir hingehen müssen, sagte der Pater, während er eine altmodische silberne Uhr herauszog. Aber der Gang ist nicht der allerbeste . . . wenn wir nur wüssten, wer sie kaufen würde! Warum weinst du?

In der That, die Thränen liefen Walther über die Wangen.

— O nein, nein, das nicht, M'nheer, das geht nicht!

— Ich werde wenig davon spüren, denn oft steht sie still. Es ist sehr lästig, 'ne Uhr, die nicht gut geht, aber sie ist von meinem Vater, und darum . . . ach, ich hänge

Digitized by Google

gar nicht daran, denn ich habe genug andere Dinge von ihm, die ich bewahre wie Gold, das begreifst du wohl! Wenn du mal zu mir kommst, kannst du's sehen. Der Schein von seiner ersten Kommunion hängt überm Kamin. Er war auch ein Schmied, und noch viel stärker als mein Bruder . . . wie man sagt, denn gekannt hab' ich den Mann nicht, weil ich eben ein Jahr alt war, als er starb. Wenn wir nu bloss jemand wüssten, der sie kaufen würde.

Der gute Mann wog die Uhr auf der Hand.

— Das soll nicht geschehn, Pater, rief Frau Claus, die, wieder eintretend, die letzten Worte verstanden und sofort begriffen hatte, was damit gemeint wurde. Das soll nicht geschehn, und es ist auch nicht nötig, fuhr sie fort, ein Papierchen, dahinein Geld gewickelt schien, in die Höhe haltend. Ich hab' hier andere Hülfe, aber wäre das auch nicht so, dann würde ich selbst wohl noch Rat wissen für so zehn Ducatons. Hör' Er mal, junger Herr, kuck' Er mich mal gut an . . . ja, Pater, es muss nu mal 'raus, sie sagt es selbst, und die ewige Hinundherdreherei ist mir grässlich zuwider. Sag', Junge, kannst du schweigen?

— Ja, sagte Walther, und er sprach die Wahrheit.

— Nu dann, Fem ist nicht hier, und das Mädchen, das du gewiss gesehn hast auf dem Weg . . . ja, an deinen Augen sehe ich, dass du sie gesehn hast . . .

Es ist wahr, dass Walther ein eigenartiges Gesicht zog, als er etwas von Möglichkeit wahrnahm, Aufklärung zu erhalten über das merkwürdige Schauspiel von diesem Morgen.

. . . ja, ja, ich begreif' ganz gut, dass du danach gekuckt hast! Nu, das war unsere Fem nicht, Junge! Das ist, um es nu mal so auszudrücken, ein Fräulein, das — wie soll ich sagen, Pater? Denn der Pater weiss davon, das begreifst du wohl, sonst thät' ich es nicht! — das ist ein Fräulein, das seinen Stand wechseln will.

— Prinzess Erika, rief Walther, Prinzess Erika, die tauschen kommt! O Gott, o Gott, ich wusste es wohl!

Digitized by Google

— He? Wie konntest du das wissen, Junge? Was weisst du? Nix!

— Prinzess Erika! Hat sie nicht nach mir gefragt? O, sagen Sie, ob sie nicht nach mir gefragt hat!

— Es ist ein Fräulein, das seinen Stand wechselt, sag' ich dir, und das bei mir waschen lernen will. Doch sie will es nicht laut haben vor den Menschen und vor ihrer Familie, und darum lässt sie dich bitten, niemals ein Wort über sie zu sprechen. Sie sagte zu mir, dass du Wort halten würdest, wenn du es versprächest. Du scheinst etwas mit ihr gehabt zu haben . . .

— Ja, o ja, rief Walther.

— Man muss immer sein Wort halten, sagte Pater Jansen.

— Also du versprichst es? fragte Frau Claus.

— Ja, bei Gott! rief Walther.

— Du brauchst es nicht zu beschwören, bester Junge, vermahnte der Pater, der als einen Eid aufnahm, was in Walthers Munde nur eine Romanphrase war, meinte er es denn auch ebenso gut, als wenn er einfach »ja« gesagt hätte. Er eine Dame verraten, und sie noch dazu!

— Nu, gut dann, fuhr Frau Claus fort, ich hab' ihr erzählt, was du auf dem Landsitz und in Haarlem ausgeführt hast, und sie sagt, dass nichts Böses dabei ist, wenn du jetzt nur genau thust, was ich dir sage!

— O, alles, alles!

— Kuck', hier ist Geld für deine Kleider — stecken Sie Ihre Klock ruhig wieder in die Tasche, Pater — aber sie sagt, dass es erst gewechselt werden muss. Och, Pater, wenn es der Junge jetzt nur nicht wieder verthut!

— Du musst es vor allem nicht verthun, Junge. Ich kenne die Münze wohl. Wir haben einmal genau so eine im Klingelbeutel gehabt . . . damals, weisst du, als soviel fremde Herren in der Stadt waren.

Es waren goldene »Friedrichs«, und zwar fünf an der Zahl. Frau Claus sagte, dass das Mädchen mehr hätte geben wollen, aber dass sie sie hiervon zurückgehalten hätte aus Furcht vor

Digitized by Google

dem »Verthun«. Diese glänzenden Geldstücke erinnerten Walther daran, wie leicht sich damit der Schiffer mit der bunten Mütze Respekt zu verschaffen wusste in dem Krug auf dem Buttermarkt. Es ging ihm ein Licht auf, wovon er Gebrauch machte, um einen Schritt vorwärts zu thun auf dem Gebiete der Münz- und Menschenkenntnis. Doch Zeit, sich zu vertiefen in die Eindrücke von dieser furchtbaren und doch so herrlichen Nacht, hatte er nicht. »Sie nannte mich Bruder« . . . fing er zu schwärmen an, als Frau Claus seine Gedanken abbrach, sah es denn auch danach aus, als ob sie sie fortsetzte, denn auch sie sprach von einem Bruder, obschon man sagen musste, dass das Wort in ihrem Munde etwas weniger vornehm und bücherhaft klang.

— Ihr Bruder war heut Morgen hier, Pater, in aller Frühe schon. Er kam, um Abschied von ihr zu nehmen, denn er will in die Welt. Ein Junge zum Stehlen, wie Milch und Blut . . .

Auf einmal sah sie Walther nachdenklich an, als ob seine Züge ihr besonderes Interesse einflössten.

— Gott ja, du sahst früher auch lieb aus, doch nu nicht mehr, wenn ich dir nu mal die Wahrheit sagen soll. Es wäre für dich vielleicht auch wohl mal ganz gut, wenn du zum Seegatt 'rausgingest — denn, Pater, er will zur See . . . ihr Bruder, mein' ich — du siehst furchtbar blass aus, Junge, was sagen Sie, Pater? So 'n Kind versauert und verbauert in der Stadt. Vetter Holsma sagte es auch. Aber nu das Geld, weisst du, wo es gewechselt werden kann? Und wirst du's auch nicht verthun?

— Nein, Frau Claus, sicher nicht! Aber . . .

— Es ist auch wahr, du wagst dich in den verrückten Lumpen nicht in die Stadt! Das wird aber doch nicht anders gehn! Und dann ganz nach Haarlem, wie wolltest du das machen?

— Wenn ich da vielleicht helfen kann, sagte Pater Jansen.

— Nu, Pater, wenn Sie mit dem Jungen mitgingen?

Digitized by Google

— Das will ich wohl thun, antwortete der gute Mann, wenn wir nur wissen, wo wir sein müssen.

Walther fühlte sich stolz, dass er einmal endlich in einem Dinge sich brauchbar zeigen konnte, und brachte mit einem gewissen Triumph wieder das Adresskärtchen zum Vorschein. Pater Jansen erklärte, dass die Sache jetzt ganz leicht geregelt werden könnte, und es wurde verabredet, dass Walther ihn nach seiner Wohnung begleiten sollte, um da zu warten, bis das Geld gewechselt war. Dann wollten sie zusammen nach Haarlem gehen.

— Ja, aber dann deine Mutter noch, und die Herren von dem Landsitz? Sie hat gesagt . . . warten Sie eben, Pater. Ich denk', dass sie nu wohl klar sein wird, denn sie wollte einen Brief schreiben.

In der That, das Fräulein, das den Stand wechseln wollte, war beim Schreiben gewesen. Wenigstens Frau Claus, die sich einen Augenbick nach dem Hinterzimmer entfernt hatte, kam mit einem Briefchen in der Hand zurück.

— Sie sagt, dass du dies besorgen sollst, wenn du von Haarlem zurückkommst, aber erst müsstest du zu Vetter Holsma gehn und ihm alles genau erzählen. Und nu geht los, alle beide. Ich hab' eine Arbeit, eine Arbeit hab' ich . . . es ist gar nicht zu sagen! Und dies fremde Kind im Haus . . . lieb und gut ist sie, das muss ich sagen. Aber, aber, sie hat niemals 'ne Hand gerührt. Es ist nicht unsere Fem, musst du bedenken. Also, Junge, du gehst mit Pater nach Haarlem, und dann den Brief . . . nein, erst zu Vetter Holsma, und da erzählst du alles, und nu adjüs, adjüs! Pater, passen Sie auf das Verthun, denn der Junge steckt voll Wunderlichkeiten.

Die beiden Besucher verliessen das Häuschen. Walther besah mit begreiflicher Neugier die Adresse. Es war der Name einer sehr bekannten Kaufmannsfirma, »eines Hauses auf Archangel«, würden seine Postkontorfreunde gesagt haben, und der Pater schien dies ganz gut zu begreifen: »denn, sagte er, eh sie ihren Stand wechselte, ist sie viel in Russ-

Digitized by Google

land gewesen«. Er nötigte Walther freundlich, an seiner rechten Seite zu gehen, und begann zur Erklärung dieses Ersuchens einen Vorfall aus seiner Jugend mitzuteilen, womit er gleichwohl bei weitem nicht fertig war, als sie seine Wohnung erreicht hatten. Hier nahm das Gespräch eine andere Wendung, so dass ich wiederum nicht in der Lage bin, den Leser erfahren zu lassen, warum Pater Jansen so taub war auf seinem linken Ohr.

Digitized by Google

LXIX.

Eine Mördergrube voll rasselndem Gebein und anderm schlechten Volk. Werden Pater Jansen und Walther in diesem Kapitel Haarlem erreichen? Ich glaube es nicht, aber die Sache kann Spass machen.

Es thut mir leid, Leser, dass ich nicht weiss, ob du je ein protestantischer Junge gewesen bist und in dieser erhabenen Qualität einem katholischen Priester Besuche abgestattet hast. Wenn nicht, dann wird es nicht leicht für mich sein, dir deutlich zu machen, was in Walther vorging, als er mit dem Pater bei der Kirche angekommen war, neben welcher oder hinter welcher der gute Mann seine Behausung hatte. Es war in einem entlegenen Winkel der Stadt, und wer nicht wusste, dass da eine Kirche war, würde es wahrlich nicht geraten haben.

Gewiss eine grosse Extravaganz von einem protestantischen Jüngling, sich in ein so fremdes Lager zu begeben! Wie furchtbar verwerflich dies aus dem Standpunkt des wahren Glaubens ist, kann der Autor hier nicht sagen. Genug, man schaudert in dem grossen Kreise der Petersen bei dem Gedanken daran. Und auch Walther fühlte etwas wie Beklommenheit, als Pater Jansen vor dem unscheinbaren Häuschen stillstand, »wo seine Kirche wäre«, wie er sagte.

— Und hier ist der Eingang zu meiner Wohnung, fuhr er fort, eine Thür öffnend, die den Zugang abschloss zu einem langen schmalen Gang neben dem Hauptgebäude. Ich wohne recht gut, mein Junge, das wirst du sehen. Aber solltest du jetzt nicht erst nach dem Kolveniersburgwall gehen?

Digitized by Google

Mit einem Blick auf seine Kleidung flehte Walther um Gnade.

— Lieber, wenn wir von Haarlem zurückgekommen sind, M'nheer! Wirklich, dann werde ich gleich hingehen, aber jetzt . . .

— Meinst du, dass vielleicht ein Rock von mir . . .

— Nein, nein, o nein, rief Walther in Hast, das geht nicht, M'nheer!

Gewiss, es fehlte nur noch an den sonderbaren Zuständen, in die er sich versetzt sah, dass er die Holsmas in dem Rock eines katholischen Priesters besuchen ging!

— Nu, warte dann nur bei mir, bis ich Geld gewechselt habe, und dann zusammen auf die Reise! Ich thu' es mit Vergnügen, denn ich bin lange nicht in Haarlem gewesen. Magst du Haarlemer Kuchen?

Der gute Mann führte Walther in seine Wohnung, die aus ein paar Zimmern bestand, welche durch ein finsteres Höfchen von der Hinterseite der Kirche geschieden waren.

— Kuck', sagte er, wie ich hier schön wohne! Glaubst du wohl, dass ich nicht tauschen würde mit 'nem Bischof? Und bequem . . . nirgends so zu finden! Manchmal empfange ich hier angesehene Menschen — vergangene Woche noch einen Advokaten — und sie sind allesamt neidisch auf meine Wohnung, und . . . auf die Bequemlichkeit, siehst du. Denn wenn ich morgens aufstehe für den Frühdienst — ja, ja, manchmal ist es noch Nacht! — kuck', so bin ich wach, und . . . wipp in der Kirche! Neulich — aber sprich nicht darüber — fand unsere Stine . . . da ist sie grade. Na, Stine, ich geh' nach Haarlem mit diesem jungen Herrn. Was sagen Sie davon?

Stine sagte nichts darüber als: »och, Pater!«, und es war genug. Wenigstens er drang nicht auf weitere Antwort, und fuhr, zu Walther gewendet, fort:

— Sie bedient mich schon über die dreissig Jahre, mich und Pfarrer Kühn, der seine Zimmer hierneben hat . . . ein Mann von Bedeutung! Den musst du kennen lernen! Er

versteht Griechisch, als wenn es nichts wäre. Du gewiss nicht, was? Nu, das macht nichts. Aber neulich . . . was wollt' ich dir noch erzählen?

— Es war von Stine, M'nheer, und dass die Kirche so dicht dabei wäre.

— Es ist dumm vom Menschen, dass er manchmal nicht weiss, was er erzählen wollte. Ja, die Kirche ist direkt dabei, und wenn ich des Morgens aufstehe . . . kuck', nu weiss ich, was es war. Ich hatte geträumt von Vucht und von der Kirmess, und wurde etwas spät wach, und sprang aus 'm Bett, und beeilte mich mit dem Ankleiden, und was thu' ich — aber ich wusste es nicht, das begreifst du wohl — ich vergesse einen von meinen Strümpfen anzuziehen, einen von meinen schwarzen Überstrümpfen. Aber Stine sah es, denn sie fand ihn, und sie lief mir damit nach, und sie rief: »Pater, Pater!«, und ich wusste nicht, was sie wollte, aber da hielt sie den Strumpf hoch, und da wusst' ich es! Aber ich habe nicht gelacht — weil ich schon in der Kirche war, und du begreifst . . . das ist ein Haus Gottes — und ich bin schnell zurückgelaufen, und da hab' ich mich ordentlich ausgelacht, und Stine sich auch. Aber in der Kirche hat es niemand gesehn, denn es war dunkel, und . . . es war noch kein Mensch da.

Diese einfältige Erzählung stach wieder sehr merkwürdig ab von Walthers hochtrabenden Begriffen über göttliche Dinge, und nicht weniger von den Eindrücken, die die Klöster- und Möncheromantik bei ihm hinterlassen hatte. Er traute seinen Ohren nicht. Doch der gute Pastor merkte nichts von seiner Verwunderung, und verliess ihn, nachdem er ihm den Rat gegeben hatte, sich die Zeit zu verkürzen mit ein paar Büchern, die er aus einem Wandschränkchen nahm und auf den Tisch legte. Aber besonderen Zeitvertreib hatte Walther nicht nötig. Er sah sich im Zimmer um und erstaunte über die ausserordentliche Einfachheit, mit der es möbliert war. Ein metallenes Christusbildchen und ein paar Heiligenkupfer machten mit dem Schein von der ersten Kommunion seines

Digitized by Google

Vaters seine einzige Zier aus. Der letztere hing hinter Glas gerahmt überm Kaminmantel. Der Tisch war von gebeiztem Holz, und wohl vier Stühle mit geflochtenen Sitzen vollendeten die Ausstattung, es sei denn, man rechne noch die Hortensia und ein paar Monatsrosen mit, die ausserhalb des geöffneten Fensters auf dem Fensterbrett standen. Selbst Walther, der wahrlich nicht an Luxus gewöhnt war, war erstaunt über eine so sparsame Einrichtung. Kurz vor der unerwarteten Auswanderung des Wohledlen Herrn Motto hatte er an der Hand von Anna Radcliffe und Konsorten eine lange Galerie katholischer Grauenhaftigkeit durchlaufen, worin es wimmelte von Überfluss auf allerlei Gebiet. Der ärmste Mönch hatte Schlösser zu seiner Verfügung — gewöhnlich waren sie unzugänglich, und man musste schon sehr gut den Weg ins Gebirge wissen, um sie zu sehen zu kriegen — Schlösser, worin Widerspenstige lebenslang begraben wurden. Jeder römische Geistliche besass Säcke voll Gold, womit er den gläubigen Banditen bezahlte, der der Kirche behülflich war in der Beiseiteschaffung von lästigen Personen, von jemand z. B., der Bibeln und Traktätchen verbreitete oder sich geweigert hatte, seine Braut abzustehen an einen Bischof. Was in aller Welt konnte solchen Pater Jansen bewogen haben, sich zum R.-K. Priester machen zu lassen, wo die Emolumente des Berufs sich als so erbärmlich beschnitten erwiesen? Oder sollte vielleicht irgendwo . . . Walther befühlte die Wand, um eine geheime Thür zu entdecken, und freute sich über das vorläufige Missglücken seines Versuchs, da das wirklich Geheimnisvolle einer solchen Thür doch eigentlich darin besteht, dass sie sich nicht leicht finden lässt. Nun, dieser Vorbedingung der Geheimheit genügten die Zugänge zu Pater Jansens verborgenen Schätzen und Folterkammern ausserordentlich. Wohl lief hier und da ein Riss durch das geblümte Papier, womit die Wand bedeckt war, aber die Richtung darin legte zu deutlich Zeugnis ab von einem unwillkürlichen Bruch im Mauerwerk, als dass dabei an die Kunst gedacht werden konnte, womit Romanschreiber von

Digitized by Google

der bekannten Art grosse Lokalitäten in einem kleinen Raum zu verbergen wissen. Überdies:

— Da sind die Zimmer von dem Pfarrer, der so stark ist im Griechischen, sagte sich Walther, und an der andern Seite hör' ich Stine mit dem Küchengeschirr rasseln. An der Vorderseite sind die Fenster, die Hortensia, der Hof und die Kirche, und hier . . . da würde es sein müssen, wenn etwas wäre. Aber . . .

Ich kann nicht recht sagen, durch welchen Gedankenlauf Walther zu dem Resultat kam, dass diese vierte Wand des Zimmers nichts Geheimnisvolles bedecken konnte. Vielleicht bedachte er, dass an dieser vierten Seite gewiss Nachbarn wohnen würden, und die konnten mit Romantik nichts zu thun haben. Doch auf einmal richtete er die Augen auf den Boden. Unter diesen Dielen war sicher Platz genug für interessante Grausigkeiten. O ja, bis zu den Gegenfüsslern. Gott weiss, wieviel rasselndes Gebein wohl da lag in der schweigenden Einsamkeit und sich anglotzte! Vielleicht irrten auch noch lebende Schlachtopfer der Inquisition und verliebter Bischöfe in diesen Gewölben umher. Wer weiss, ob nicht just in diesem Augenblick die schöne Isabella ihren vorletzten Atem ausbläst. Da knirschte etwas . . .

Walther hielt den Atem an. Ich weiss wahrhaftig nicht, was da knirschte, und stelle dem Leser anheim, zu glauben, dass das Geräusch eine höchst unschuldige Ursache hatte.

. . . da knirschte etwas. Sollte denn doch in der That unter dieser Matte . . .

In keinem von den Romanen, die Walther gelesen hatte, waren die Fallluken mit Matten bedeckt gewesen. Dies konnte die neueste Manier sein, und in Romantik muss man auf alles gefasst sein. Walther war durchaus nicht willens, den Pater Jansen zu verraten, wenn er seine Geheimnisse entdeckt haben würde, o nein! Im Gegenteil, er wollte nichts lieber als teilnehmen an all den Schätzen und Schlössern, die ans Licht kommen würden, sobald er in die Höhle hinabgedrungen sein würde, wo ihn die schöne Isabella in den

Digitized by Google

letzten Zügen liegend erwartete. Erst das arme Geschöpf befreit, und dann mit vollen Segeln in den Ocean der Romantik! Isabella selbst würde schon ihren Spass daran haben, wenn sie nur erst gehörig befreit wäre aus dem Gewölbe. Aber ... war da ein Gewölbe? War da eine Höhle? Um Sicherheit zu erlangen, stampfte Walther mit dem Fuss ...

— Wollten Sie was, junger Herr? fragte Stine, die gerade ins Zimmer trat und Walthers auf den tiefsten Grund gehende Untersuchung nicht recht begriff.

— Nein, o nein, Frau, durchaus nicht! antwortete er betreten. Es ist nur, dass ... dass ich ...

— Wenn Ihnen etwas fehlt ... wir haben Haarlemer Öl im Haus.

— Danke, danke! Es war nur, dass ich ... dass mein Fuss schläft. Das war es!

— Ja, nicht wahr, und das prickelt so. Ich hab's auch wohl mal gehabt. Aber es geht immer wieder über. Ich muss hier sein, sehn Sie, um Paters Jeseken zu scheuern.

Und die gute Stine nahm das Christusbildchen von der Wand und putzte es und rieb es, dass es glänzte. Das Kruzifix hatte wahrlich keinen Grund, sich über Vernachlässigung zu beklagen, mochte auch der oberflächliche Beurteiler der Meinung sein, dass Stine etwas grob umging mit dem Symbol ihres Glaubens. Die Ursache dieser scheinbaren Gleichgültigkeit lag in der Gewohnheit und in Abwesenheit von Widerspruch. Wer übel gesprochen hätte von diesem Götzenbilde, würde es sicher bei Stine schwer zu verantworten gekriegt haben, aber nun hieran nicht gedacht wurde, behandelte sie ihr Jeseken mit nicht mehr Umständen als wie jeden anderen Gegenstand von Metall, den sie reinigte, scheuerte, rieb und aufputzte.

— Kuck', wie er glänzt! sagte sie. Grad wie 'ne Lichtzieherskatze im Mondschein, finden Sie nicht?

Walther hatte noch niemals eine Katze der umschriebenen Art und in dieser besonderen Beleuchtung gesehen, aber dennoch erkannte er bedingungslos an, dass das Bild gut aussähe.

Digitized by Google

— Ja, der Mensch muss reinlich sein mit seinen Sachen. Ich hab' was aufzustellen mit Pater . . . da haben Sie keinen Begriff von! Denn er . . . denken Sie, dass er an etwas denkt? Nein, das thut er nicht. Und wissen Sie, warum? Nu, weil er immer an was anderes denkt. Der Mann ist der reine Gottesengel, und würde vergessen, seine Nase zu schnauben, wenn ich nicht zu ihm sagte: Pater, Sie haben 'n Schnupfen! Und Sie gehn also nach Haarlem? Und Pater auch? Was wollt ihr da machen? Es ist 'ne ordentliche Reise.

Walther erzählte das eine und andere vom Vorgefallenen, doch es gelang ihm nicht, Stine begreiflich zu machen, was eigentlich geschehen war. Hauptsache für sie war und blieb Paters Reise nach Haarlem.

— Wenn er sich bloss nicht erkältet, murmelte sie halblaut vor sich hin, oder . . .

— Es ist schönes Wetter, Frau, sagte Walther.

— O ja, das ist es! Aber . . . och, erkälten ist auch nicht das schlimmste. Ich bin immer 'n ganz unglückliches Mensch, wenn er ausgeht, und dann noch so weit! Können Sie mir sagen, wo er nu hin ist?

— Geld wechseln, sagte Walther.

— Geld? Na, da haben wir's schon! Nu sitz' ich in tödlicher Angst. Ich wollte, dass er schon heil und ganz wieder hier wäre.

Sie packte das Gerät, womit sie das Christusbildchen so erquickt hatte, zusammen und verliess murrend den Raum. Walther wusste wieder nicht, was er von Stine zu denken hatte. Ihre Kleidung und Erscheinung entsprach der einer sehr bejahrten Dienstmagd, aber die familiäre Art, wie sie über ihren Herrn sprach — der Mann gehörte für sie zu den »Sachen«, die sie rein zu halten hatte — brachte ihn in Verwirrung. Stine machte mit Pater nicht mehr Umstände als mit ihrem Kruzifix, kann ich auch versichern, dass sie mit Freude für beide dem Tode getrotzt hätte. Es sollte in diesem besonderen Fall sich bald erweisen, was die Ursache

Digitized by Google

ihrer Bekümmerung war über Paters Reise und das Geldwechseln. Es zeigte sich ein Bettler vor dem Fenster, wo die Hortensie prangte. Der Mann guckte eben nach drinnen, nicht so sehr wie jemand, der bittet, sondern wie eine erwartete Person, die zu erkennen giebt, dass sie da ist. Alsbald folgten ihm ein zweiter und dritter, die gleicherweise verrieten, dass sie sich vollkommen zuhaus fühlten auf dem Höfchen, das dem Pater als Vorzimmer zu dienen schien. Viele machten es sich bequem und setzten sich auf den einen oder anderen Vorsprung, der an Haus oder Kirche zu finden war, als wollten sie durch eine ‚charade en action' die Wahrheit des Satzes ausdrücken: Der Pauperismus ist eine Pestbeule des Glaubens.

Ja, ja, sie waren witzig, diese Agenten in Himmelsassekuranz!

Walther hörte, dass man sich bei dem Völkchen über die Abwesenheit des Hausherrn unterhielt, und zwar in einem Ton, der eine gewisse Unzufriedenheit durchschimmern liess. Freilich, der Mann hätte auf seinem Posten sein müssen!

— Aber das Mädchen ist doch da, rief ein Junge, der seinen Unterhalt mit Lahmsein erwarb, indes nun doch die Brüstung eines der niedrigeren Kirchenfenster zu erreichen gewusst hatte, wo er deplacierterweise Wasserspeier markierte.

— Ich warte lieber auf den Alten, sagte ein Blinder.

— Halt dein Maul, du darfst hier nicht mal sein, du bist 'n Dienstager.

— Was geht das dich an? Du kannst selbst dein Maul halten, du hast neulich bei der Jakobskirche, wie sie 'rauskamen, ‚drei' gestanden, und du hast bloss ‚sieben'.

— Ne, ‚sechs' nu, denn der alte Jonas ist tot. Aber du bist 'n Dienstager. Mach', dass du wegkommst, sag' ich dir!

— Du hast auf ‚drei' gestanden.

— Du bist 'n Dienstager, mach', dass du wegkommst! Zu, halloh, Jungs, drängt ihn den Gang 'raus. Er stiehlt uns das Brot aus 'n Mund.

Digitized by Google

— Was? 'n Dienstager? rief nun der Auswuchs von der Kirche. Das geht nicht . . . 'raus mit ihm!

Und der Lahme wusste recht flink auf den Boden zu kommen, um dem verletzten Bettlerrecht Ansehen zu verschaffen. Ein Mann nämlich, der zu den Empfängern vom Dienstag gehörte, durfte sich nicht unter der Gesellschaft zeigen, die sich des Montags bei Pater Jansen zur Unterstützung meldete. Und was die andere Beschuldigung angeht — »drei stehen, wenn sieben dein Platz ist« — sie deutete auf die Überwältigung einer Rangnummer. Zu nahe am Kirchenausgang wird für unvorteilhaft gehalten, da das Gedränge dem Herausholen von Börse oder Portemonnaie hinderlich ist. Auch scheint jeder Eile zu haben in den ersten Augenblicken nach einem Gottesdienst. Aber ein Standort zu weit von der Thür ist auch nicht gut, denn die meisten laufen, nachdem sie zwei- oder dreimal einem Bettler etwas gegeben haben, gleichgültig weiter. Ohne das geringste Bewusstsein, dass sie zuviel thaten — nämlich etwas Verkehrtes — meinen sie doch genug verrichtet zu haben. Wie dem sei, nach allen sachverständigen Autoren, die Krebs und kalten Brand zu einem Gegenstand besonderen Studiums gemacht haben, giebt es keinen vorteilhafteren Standort als Nummer drei. Wenn also der Mann, der den anderen so lieblos der Verletzung von Pater Jansens Tagesordnung beschuldigte, sich in der That des Diebstahls dieser Nummer schuldig machte, so war der andere vollkommen im Recht, ihm Schweigen aufzuerlegen. Aber auch der Dienstager selbst hatte sich zu verantworten, und zwar vor Stine, die auf den Skandal nach draussen kam. Der Mann, der sich einen Tag zu früh meldete, entschuldigte sich mit der Bemerkung, dass er am Dienstag »so viele Häuser hätte« und dass er sich »die Beine immer ablaufen« müsste . . . um alle seine Kunden gehörig zu bedienen, denke ich.

Stine gab jedem was, doch niemand schien zufrieden. Es ergab sich, dass die Herren an drei Deut die Person gewöhnt waren, und nun mit zweien abgespeist wurden. Aber das alte Mädchen hielt sich tapfer. »Wer noch ein Wort

Digitized by Google

spricht, wird von der Liste gestrichen, sagte sie. Ich hab' noch volle sechs Tage von Gottes lieber Woche vor mir, und 'n Mensch muss doch dafür sorgen, dass er ausreicht, nicht wahr? Marsch, alle zusammen, vom Hof 'runter und den Gang 'raus, marsch! Mich dünkt, es ist genug so!«

Das verkommene Häuflein liess sich nur mit Mühe bewegen, fortzugehen, und Walther hörte mit Unwillen, wie von einzelnen gemurrt und gescholten wurde. Wenn es wieder passierte, dass der Alte nicht zu Hause wäre, hiess es, würden sie lieber warten, bis er wiederkäme, denn so 'n Mädchen wäre doch auch nur ein »Lohnempfänger, der nicht weiss, was einem Menschen zukommt«. Es erscheint sonderbar, doch wahr ist es, dass im Munde des Armen Mangel an Reichtum oder Niedrigkeit des Standes ein Verbrechen ist. Den Herren Bettlern zufolge hätte Stine reich sein müssen, oder Herzogin, oder Bürgermeisterscousine, ehe sie sich das Recht anmassen durfte, ein Wörtchen mitzureden und eine Hand auszustrecken — denn dies that sie, und Walther hatte tapfer geholfen — zur Verteidigung von Paters Hofraum. Nichts ist aristokratischer als der Pöbel.

Nachdem sie selbzweit das Terrain gesäubert hatten, folgte Walther der Amazone wieder ins Zimmer. Sie jammerte über ihr Pflegekind.

— Och, junger Herr, ich wollte, dass Pater käm'! Ich hab' kein Ruh und Frieden, wenn der Mann zur Stadt 'rein ist. Und dann mit Geld, sagen Sie? Ist es viel?

Walther konnte die Summe nicht bestimmt angeben, sprach aber von kostbaren Münzstücken, die gewechselt werden müssten.

— Gold? Och, lieber Jesus, das ist für ihn alles egal. Och, warum nu den Mann in die Stadt 'reinschicken mit Geld? Haben Sie dies Amt für ihn ausgedacht, junger Herr? Besonders schlau ist das nicht von Ihnen! Warum thaten Sie es nicht lieber selbst? Mit Geld kann man nicht vorsichtig genug sein . . . jeder kann es gebrauchen, sehn Sie? Wenn er nu in Jesus Namen nur nicht jemand begegnet, der

was nötig hat! Gold? Das wird ihn was kümmern! Die Schnallen von seines Vaters Hose waren von Silber, und doch sind sie weg! Und um Kupfer giebt er auch nichts. Raten Sie mal, wieviel Almosenempfänger wir haben? Wohl achtzig alle Woche! Ich hab' 'ne ganze Liste davon. Und sie sollten jeder ihren eigenen Tag einhalten, aber denken Sie, dass sie es thun? Nein! Denn es sind Racker darunter — um so 'n sündiges Wort zu gebrauchen — ja, Racker, die zweimal kommen, aber Pater will es nicht glauben. Und ob ich hundertmal sage: »Pater, es ist 'n schlechtes Volk!«, er will nichts davon wissen.

— M'nheer Jansen ist zu gütig, sagte Walther.

— Ein reiner Engel Gottes ist er! Aber ich muss aufpassen auf ihn. Drei Deut pro Mann, das geht nicht, sechsmal in der Woche . . . rechnen Sie nur nach! Es waren fünfzehn heute da, und der Mann hat selbst keine Butter auf seinem Brot. Nu, ich auch nicht, aber das schadet nichts. Aber dann alles wegzugeben an schlechtes Volk! Ich hab' ihnen jetzt nur zwei Deut gegeben, und darum brummten sie so. Sie wollen klagen bei Pater. Das ist 'ne Bande! Je mehr Sie geben, desto fauler werden sie. Und desto unverschämter auch. Das hab' ich immer bemerkt. Aber Pater begreift es nicht und will nichts davon wissen. Und wenn ich sage: »es sind Rackers, Pater!«, dann sagt er, dass wir allzumal Sünder vor Gott sind, und dass er auch seine Fehler hätte und froh sein dürfte, dass Gott ihm Kleider und Essen giebt und 'ne schöne Wohnung. Sünder vor Gott? Nu ja, die ganze Menschheit, aber er? Ich weiss sicher, dass Gott nix von dem Mann zugut hat, nicht soviel, sehn Sie!

Stine strich mit einem eleganten Schwung über die Hand. Mochte Gott einen Augenblick zuvor noch in dem Wahn gelebt haben, dass Pater Jansen bei ihm in der Kreide stand für Erbsünden und eigene Fehler, dann waren Stines Gesichtszüge und ihre Barbiersgeberde wohl geeignet, ihm den Mut zu nehmen, auf die Liquidierung dieser unbilligen Forderung zu dringen.

Digitized by Google

— Nix, absolut nix, fuhr sie fort. Er ist proper und rein wie 'n neugeborenes Kind. Aber das Bettelvolk, herrje! Und, »all diese Armen sind meine Brüder«, sagt er.

— Das hat Jesus gesagt, katechisierte Walther.

— Jesus? So! Hat der Herr Jesus das gesagt? Nu, dann kann er es meinetwegen auch sagen. Aber dennoch . . . was, Bruder! Ich finde, dass 'n Mensch sein eigener Bruder auch sein muss. Und er? Er ist sozusagen sein eigener Vetter nicht mal, sein Schwager nicht, sein eigenes Stiefkind nicht, nein, das ist er nicht! Er läuft wieder auf seinem Zahnfleisch. Haben Sie es nicht gesehn?

Es schien wohl, dass Walther sein Unverständnis dieses pittoresken Ausdrucks anzumerken war. Wenigstens die alte Stine kommentierte:

— Nu ja, auf dem Oberleder, seine Stiefel sind durchgelaufen. Das ist ein Kreuz! Und sein Rock ist auch keiner von den neuesten.

Walther empfand Scham, dass er auf seine Kleidung soviel Gewicht legte.

— Schon vier Jahre lang spar' ich für 'n neuen, oder . . . ich wollte sparen, aber es geht nicht! Diese Bettler kosten uns sicher zwei Gulden in der Woche . . . da spar' mal einer für neue Röcke! Sagen Sie, junger Herr, können Sie Pater nicht mal sagen, dass er etwas sparsamer sein muss und nicht immer alles so weggeben?

Walther wuchs. Er wurde angestellt als Mentor über einen bejahrten Mann, und zwar von einer Frauensperson, die noch erwachsener war als sein Mündel. Mit vielem Vergnügen hätte er Stine umarmt, aber er enthielt sich doch dieses Ausbruchs und entschädigte sich durch die selbstgenügsame Pedanterie seiner Antwort. Stines Ersuchen wurde gnädig aufgenommen und mit Fiat versehen:

— Hörn Sie mal, Frau, Sie können versichert sein, dass ich von meiner Seite alles mögliche anwenden werde, um . . .

— Na ja! Denn mir glaubt er nicht, weil ich nicht

gelehrt bin. Sie müssen ihm sagen, dass der Junge, der da eben mit seinem ‚derrière‘ . . .

So erzähle ich, doch Stine sprach vaterländischer, bündiger, kürzer und besser.

. . . der Junge, der da eben mit seinen . . . Sitzwerkzeugen meinetwegen . . . im Fenster von der Kirche sass . . . ein Faulwanst ist, ein Nichtsthuer, ein Flegel, ein Rekel! Sagen Sie Pater das. Erst war er ein Blinder . . . jawohl, solange er 'ne Schwester hatte, die ihn führen konnte. Aber nu sie von ihm weggelaufen ist — Gott weiss warum! Vielleicht bettelt sie lieber auf eigene Faust — nu ist er auf einmal ein Lahmer geworden. Wie finden Sie das? Sagen Sie es Pater.

— Ja, ja, Frau, ich werd' es ihm sicher sagen!

— Und dann von dem faulen Geschöpf auch, das da in der Ecke sass. Haben Sie sie gesehn? Einmal, als Schnee lag, sagte ich: »Fegen Sie den Schnee vom Hof, dann kriegen Sie sechs Deute.« War das 'n gutes Gebot, oder nicht? Aber sie that es nicht, und sagte, dass sie zuviel Häuser versäumte.

— Häuser, Frau?

— Ja, Bettelhäuser. Sie hätte siebzehn alle Tage, sagte sie, und dann schimpfte sie mich aus wegen meiner sechs Deute. Das sagte ich Pater. Und was sagte er? »Och, sagte er, sie ist zu alt, das Mensch kann nicht fegen.« Haben Sie je so was gesehn! Ich sagte: »Pater, sie ist jünger als ich!« Nu, es ist die Wahrheit, denn ich bin achtundsechzig. Das ist alt, was?

Gewiss fand Walther dies alt! Er begann die Frau interessant zu finden, die so viel erlebt haben musste, wie er meinte. Dass der Kreis, in dem sie sich bewegt hatte, etwas klein war, kam nicht in ihm auf. Er empfand Verlegenheit wegen seiner Jugend, und um sie empfinden zu lassen, dass er durch Studium ersetzt hatte, was ihm an Jahren fehlte, suchte er in seiner Erinnerung etwas auf, das Zeugnis geben mochte von vorhistorischer Kenntnis. Stine musste doch erfahren, dass er der Funktion eines Seelenhirten, die sie ihm so frei-

gebig übertrug, nicht ganz unwert war, und auch, dass er mehr wusste, als er in seinem kurzen Leben mit eigenen Augen gesehen haben konnte.

— Sehr alt, erklärte er. Dann haben Sie gewiss der Stadterweiterung beigewohnt?

— Da weiss ich nichts von, junger Herr. Aber ... die alte muckige Grete! Was denken Sie, dass Pater that? Er sagte: »och, Stine, Sie müssen bedenken, sie ist 'n armes Mensch!« »Das ist wahr, sagte ich, und das bedenk' ich. Aber Sie sind auch arm, Pater, und ich auch.« Nu, das sagte ich nur so dabei, denn ich hab' es gut und klag' nicht, Gott bewahre mich! Aber dass Pater manchmal trocken Brot isst, ist 'ne wahre Sünde vor Gott und Menschen. Manchmal ist kein Deut im Haus, und dann müssen wir leihen vom Paster hiernebenan, der auch nicht zuviel hat. Auch 'n guter Mensch sonst, das muss ich sagen, aber er spricht nicht viel. Pater sagt, dass er der gelehrteste Mann von der Welt ist und lange Professor oder Bischof hätte sein müssen, wenn er nur nicht so ... nu, das geht mich nix an, und Sie auch nicht. Aber diese faule Grete! Sie that es nicht und sie that es nicht, und der Schnee blieb liegen den Tag, und ich sagte: »na, Pater, dann werd' ich es thun«. Und den folgenden Morgen wollte ich früh aufstehn, und das that ich auch, denn der Schnee läuft sich so ins Haus, wissen Sie, und dann hat der Mann auch nasse Füsse, und das kann ich vor Gott nicht verantworten. Und als ich auf den Hof kam ... weg war der Schnee! Was denken Sie, was geschehen war?

— Tauwetter? fragte Walther.

— Beileibe nicht, es fror zwei Thaler dick. Ich kuckte ganz verdutzt auf die blanken Steine und suchte den Schnee ... kein Krümel zu sehn, hören Sie! Da hörte ich Pater lachen in seinem Zimmer, denn er sah mich da stehen wie 'n närrisches Mensch und nach dem Schnee suchen, der weg war. Er war noch früher aufgestanden als ich und hatte alles weggeräumt. Wie finden Sie das, junger Herr?

— Hören Sie mal, Frau, wenn es wieder mal ist . . . rufen Sie mich nur, dann will ich es thun.

— War es nicht 'ne Schande? Und das um so 'n faules Tier wie die Grete! Na, ich war falsch wie 'ne Spinne, denn ich hab' den Mann herzenslieb, das begreifen Sie wohl, aber er lachte mich aus. Und ich blieb böse, und da sprach er wieder von armen Brüdern, aber ich sagte, dass die faule Grete mein Bruder nicht wäre, und sein Bruder auch nicht! Nicht wahr, was sagen Sie? So 'n faules Biest!

Walther sagte diesmal nichts, aber an Eindrücken fehlte es ihm nicht. Er empfand wohl, dass Liebliches zu lesen stand auf der Seite des grossen Lebensbuches, die hier vor ihm aufgeschlagen wurde, begriff aber nicht, wie seine Eingenommenheit sich reimte mit der wenig romantischen Form, darin ihm das Schöne vorgestellt wurde. Sicher, es musste ziemlich viel an Stine verändert werden, ehe sie, und sei es denn auch nur ganz aus der Ferne, der schönen Isabella ähnlich wurde, die hier in einem tiefen Gewölbe auf Erlösung harrend hätte liegen müssen. Die gute alte Frau selbst schien keiner Erlösung zu bedürfen, und anstatt holdselige Schlachtopfer befreien zu können von eisernen Ketten, schmaler Diät und Priesterzwang, kriegte Walther solch einen Priester selber zu retten aus den Klauen seiner eigenen Gütigkeit. Der Tausch konnte hart genannt werden von jedem, der nicht einsah, wie angenehm Stines Vertraulichkeit prickelte, und vor allem ihr Vertrauen. Überdies, die Austreibung des Bettlertrupps hatte etwas von einem Gefecht gehabt, und bei Mangel an Besserem muss man sich mit dem Geringeren zufrieden geben. Die Romantik besitzt Federkraft, und was den Umständen an Ausmass und Gehalt fehlt, wird ersetzt durch den unbewussten guten Willen der Don Quichottes. Walther war so zufrieden, dass er seinen eigenen Rock nicht mehr sah. Grossmütig verzieh er dem Pater, dass keine einzige gefesselte Jungfrau in seiner Wohnung zu finden war, und auch darunter nicht. Indes doch:

— Nun, Frau, die Wohnung ist eigentlich nicht sehr gross, finde ich. Haben Sie Raum genug?

— Na natürlich! Wenn er grösser wäre, könnte ich die Wirtschaft nicht allein in Ordnung halten. Sie müssen bedenken, dass die Zimmer vom Paster hiernebenan auch auf meine Kappe kommen. Es ist 'n ziemliches Ding für einen Menschen allein.

— Und . . . Keller?

— Ja, 'n bisschen feucht, aber sonst recht gut. Wir haben im Winter Kartoffeln drin, und Torf auch. Die Feuchtigkeit ist gut für den Torf . . . es heizt sparsam. Mit trockenem Torf kann man sich arm wirtschaften. Dann würde der arme Mann auch noch Kälte leiden!

Der Versuch, sich in Krypto-Romantik zu ergehen, brach also wieder ab wie Glas. Ketten und Knochenpyramiden passten nicht bei dieser hausbackenen Feuchtigkeit. Eine »Höhle« darf feucht sein, o ja, und es ist dies sogar ein Erfordernis bei der Sache, aber . . . Kartoffeln und Torf? O, Lafontaine! O, Radcliffe!

— Und . . . sind da Gewölbe unter der Kirche, Frau?

— Das weiss ich nicht. Aber ich verklatsch' meine Zeit. Versprechen Sie mir heilig und teuer, dass Sie ein Auge haben werden auf Pater mit all dem Geld?

— Sein Sie beruhigt, Frau! Ich will . . .

— Und dass Sie ihn mal gehörig vermahnen, dass er etwas mehr für sich selbst sorgt . . .

— Gewiss, Frau!

. . . denn, sehn Sie, der Mann ist so arm wie Hiob, und das geht so nicht! Ich höre nu, dass eine Dame in die Stadt gekommen ist, ganz aus Dänemark oder Hamburg oder so was, und die will ihm beistehn . . .

— Ah!

. . . so, wissen Sie davon? Nu, desto besser! Ich hörte es von Femke Claus . . .

— Ah!

. . . kennen Sie die auch schon? Nu, die beichtet bei Pater, früher bei dem Paster hiernebenan, nu immer bei Pater. Und meistens geht sie hier über den Hof in die Kirche,

denn sie bringt Paters Wäsche, und sie hat es mir erzählt ... von der Dame aus Hamburg, mein' ich.

— Ah!

— Was fehlt Ihnen denn, junger Herr? Und ich ... wenn ich diese reiche Dame zu sprechen kriegen kann, werd' ich ihr sagen, dass sie sehr vorsichtig sein und Pater nicht zuviel geben muss. Denn hätte die Person auch ein Einkommen von Hunderten in der Woche, es würde nicht genug sein für all die Bettler. Je mehr Sie geben, desto mehr kommen. Es ist nur Begiessen von Unkraut, sag' ich! Na ja, muss 'n Mensch nicht arbeiten für die Kost? Das hab' ich auch gethan, von so klein ab. Ich bin ein Findelkind, wissen Sie, und hab' mich selbst durch die Welt schlagen müssen. Kann diese faule Grete das nicht auch thun?

Die Findlingschaft gefiel Walther ausserordentlich. Die Lust, davon etwas mehr zu vernehmen, verdrängte selbst den Eindruck, den die Nennung von Femkes Namen — in Verbindung noch dazu mit Prinzess Erika — auf ihn machen musste. Sollte Stines Vater ein reicher Baron sein? Und zurückgekehrt sein auf den Pfad der Tugend? Er wollte mehr von der Sache wissen, und Stine sagte denn auch wohl noch etwas darüber, aber wieder das rechte nicht nach Walthers Meinung. Auch hier wollte es wieder mit der Romantik nicht recht flecken. Wie diese Lene doch glücklich gewesen war, die bei ihrem ersten und vielleicht einzigen Ausgang so schnell den schmackhaften Kern der Frucht vorgesetzt bekam! Walther kriegte wieder nichts als leere Schalen und Hülsen, oder wenigstens bildete er sich dies ein, weil er noch nicht gelernt hatte — es giebt mehr solche! — seine Erlebnisse in gewissem Abstand zu sehen. Was uns im Altertum bedeutsam oder im Mittelalter romantisch vorkommt, ist einmal etwas Gewöhnliches und Gewohntes gewesen.

— Ja, junger Herr, ein Findelkind, fuhr Stine fort, und jeder darf es wissen. Nu ja, ich hab' mich doch nicht selbst auf die Heide gelegt, nicht wahr? Nu, für meine Mutter ist auch gesorgt, und sehr gut, verstanden? Denn ... auf der

Digitized by Google

Heide bin ich gefunden, splinternackt sozusagen, ich hatte nur ein altes Stück Matte ums Leib. Aber Sie begreifen, dass ich es nur von Hörensagen hab'. Ja, ich war in einen Fetzen Matte gerollt, das war alles! Und nu? Gott hat mich gesegnet, das sehn Sie. Ich bin gross und stark geworden . . . nein, stark bin ich gewesen. Na, das ist nu einerlei. Aber ich hab' wohl elf Hemden . . .

— Ach! sagte Walther.

— Ja, elf. Aber sie sind etwas alt. Und jedesmal, wenn ich ein zwölftes dazuthue, muss ich eins von den andern wegschmeissen. Darum hab' ich nur elf. Aber Sie müssen bedenken, ich hab' angefangen in einer Matte und auf der Heide. Und nu wohn' ich bei Pater, schon fünfunddreissig Jahr . . . es ist wahrhaftig keine Kleinigkeit! Aber ich hab' dafür arbeiten müssen, das versteht sich. Solange ich hier wohne, halte ich zwei Herren heil, und manchmal wohl drei, denn wenn der Dienst mal etwas stramm wird, haben wir hier auch 'n Kaplan. Ja, ja, es muss gearbeitet werden in der Welt! Aber wenn du das thust, bist du auch klar. Ich kenne manchen, der in einem Haus geboren ist, und Gott auf seinen blossen Knieen danken würde, wenn er bei Pater wohnen dürfte.

— Und . . . Sie sehen manchmal Femke hier? fragte Walther, nicht ohne den geheimen Sinn dabei, dass dieser besondere Umstand Stine den Genuss noch beträchtlich erhöhen müsste.

— Na gewiss! Und ich muss sagen, dass sie mir treu hilft an Paters Sachen . . . nu, sonst käm' ich auch nicht zu Rande. Denn ein Mensch allein . . . das begreifen Sie wohl. Auch werden meine Augen schlecht. Aber von Paster hiernebenan will sie kein Stück mitnehmen. Ich glaube, dass sie ihn nicht mag.

— Sollte er ihr etwas gethan haben? fragte das Ritterlein.

— I nein! Warum? Ein Mensch mag den einen, und den andern nicht. Von Pater hält sie was, das weiss ich.

Und er von ihr. Früher beichtete sie bei Paster hiernebenan, aber nu schon seit ungefähr 'n Jahr nicht mehr. Immer bei Pater! So giebt es viele, und der Mann kann nicht damit fertig werden. Ich hab' schon zu den Menschen gesagt: »geht doch lieber bein Paster hiernebenan, der Mann ist auch gut«, sagte ich, aber es hilft nichts, allemann will immer bei Pater sein. Nu, ich selbst auch, und ich befind' mich wohl dabei, das muss ich sagen. Er ist 'n allerbester Mann! Und so wird das Mädchen auch wohl denken. Aber Sie hab' ich noch niemals in der Kirche gesehn. Gewiss wohnen Sie weit. Wo ist Ihre Parochie? Bei wem beichten Sie? Ist Ihr Paster lästig?

— Nein, o nein, stammelte Walther, der den Mut nicht hatte, in diesem Augenblick zu offenbaren, dass er nicht »vom Glauben« war.

— Sonst, ich kann Ihnen Pater getrost rekommandieren . . . er ist furchtbar bequem. Was der Mann schon Seelen zu Unserm-lieben-Herrn geholfen hat . . . unglaublich! Wenn ich nicht bei ihm gewesen wäre, würde es mit meiner Mutter noch schlecht aussehn, aber nu geht es ihr gut! Gehn Sie bei Pater, was ich Ihnen sage! Oder . . . nein, lieber doch nicht, der Mann hat zuviel zu thun. Viel mehr als Paster hiernebenan. Der ist 'n bisschen . . . wie soll ich sagen? Isegrimmig, das ist es! Er sieht nix durch die Finger, nix, absolut nix! Nu, alle Menschen sind nicht egal, und manche müssen hart angepackt werden. Kürzlich hab' ich gehört, dass mal ein Mann gewesen ist, der nicht bange war vor der Hölle. Wie finden Sie das?

— Sehr schlimm, Frau.

— So, finden Sie das schlimm? Ja, es ist schlimm! Aber ich bin auch nicht bange davor, denn ich thu' meine Arbeit, und ich sorg' für Pater. Och, och, wo bleibt er!

— Sind Sie nicht bange vor der Hölle, Frau?

— Gott nein, durchaus nicht, denn ich thu' meine Arbeit. Aber dieser Mann that seine Arbeit nicht. Er fluchte und trank, und ging um mit schlechten Frauensleuten, und doch

war er nicht bange vor der Hölle. Sehn Sie, er hätte bange davor sein müssen. Das sagte Pater auch, aber doch würde Gott es ihm wohl vergeben, sagte er, weil der Mann es nicht besser wüsste, denn . . . er glaubte nicht an die Hölle, und das kann ein Mensch nicht helfen, sagte Pater. Nu, ich hätte so 'n Mann wohl mal auf seinem Sterbebett sehn mögen! Aber er wird wohl lange tot sein, denn es ist gewiss lange her. Wenn ich sterbe, werde ich ganz zufrieden sein, denn Pater wird vor meinem Bett sitzen und mir die Hand drücken. Das hat er mir fest versprochen. Dann werd' ich Gott danken für das Leben, das er mir geschenkt hat, und weil ich bei Pater gewohnt habe.

Die gute Frau bekreuzte sich, und Walther hatte das Herz nicht, zuviel Herz lieber, um hierin diesmal etwas Lächerliches zu finden.

— Sie wissen nicht, wieviel Gutes ich genossen habe, junger Herr! Sie müssen immer bedenken, ich hab' angefangen mit nichts, mit absolut nichts, denken Sie mal! Ich war schon zehn Jahr alt, als ich noch hinter den Kühen im Feld lief, und wenn ich ins Dorf kam — denn ich bin nur vom Lande — dann riefen die Jungs: »Findelkind, Findelkind!« Und nu, kaum zu glauben, bin ich schon fünfunddreissig Jahre bei Pater! Was will ein Mensch mehr? Und ich habe überverdient für meine Mutter sogar, das können Sie sich denken.

Walther machte ein fragendes Gesicht.

— Ja, das musste schon sein. Denn sicher hatte sie nicht gut an mir gehandelt, aber Pater sagte: »denken Sie, dass 'n Mensch zu seinem Vergnügen sein Kind auf die Heide legt? Das sind traurige Sachen, man muss Mitleid damit haben!« Und ich hab' Strümpfe für ihn gestrickt, und für jeden Strumpf las er eine Messe für meine Mutter. Das war ganz im Anfang, als ich eben zu ihm kam. Und da wurde es kalt, und ich hatte Frostbeulen und konnte nicht stricken. Und das that mir sehr leid für meine Mutter, und auch für Pater, denn der Mann hatte seine Strümpfe nötig

Digitized by Google

wie's liebe Brot. Aber die Seele von meiner Mutter, das war das schlimmste, das begreifen Sie. Denken Sie nu, dass Pater danach kuckte, ob ich stricken konnte oder nicht? Gott nein, er las alle Tage sauber die Messe! Das thut er nu schon fünfunddreissig Jahre . . . rechnen Sie das mal aus, junger Herr! Der Mann sagt selbst, dass schon 'n ganzer Haufen drüber ist.

— Und . . . die Seele von . . . Ihrem Vater?, fragte Walther, der nach Bericht lechzte bezüglich jenes steinreichen Barons, nachdem er — oder besser noch: eben bevor er auf den Pfad der Tugend zurückgekehrt war. Gerne hätte er seine Frage etwas vornehmer eingekleidet und sich informiert nach dem Wohlbefinden von Stines verstorbenem »Papa«, aber diese alberne ausheimische Phrase, die zu Walthers Zeit noch als etwas Vornehmes galt, wollte nicht heraus. Es blieb also bei: »die Seele von Ihrem Vater, Frau?«, obschon dies Wort in der That wohl etwas allzu bürgerlich klang für jemand, der die ansehnliche Romanstellung eines Mädchenverführers bekleidet hatte, eine Funktion, zu der unreife Jüngelchen, Eunuchen und eine gewisse Sorte von Bönhasen in Moralisterei zu allen Zeiten mit haushoher Ehrfurcht — doch vor allem begehrlich und mit Neid! — aufgeschaut haben.

— Da weiss ich nix von, antwortete Stine, und es schien wohl, dass sie von Walthers Frage ein bisschen verstimmt war. Ein Mensch kann nicht alles zugleich thun. Wollen Sie, dass ich Pater nun auch damit noch lästig gefallen wär'? Der Mann hat warraftig genug zu thun. Für meine Mutter ist was drüber, und damit kann Gott thun, was er will. Aber für meinen Vater sprach ich kein stummes Wort. Gott könnte vielleicht mal sagen: »wenn du so begehrlich bist, kriegst du gar nichts!« Nu, das ist nu bloss, um mal so zu sagen, denn was ich verdient habe, muss ich haben: gesagt bleibt gesagt! Da ist der heilige Joseph für, der ist warraftig der Mann nicht danach, um seines Sohnes Wort zu Schanden machen zu lassen. Herr Jesus, wo bleibt Pater mit all dem Geld?

Digitized by Google

— Da ist er, rief Walther, der Jansens freundliches Gesicht längs der Hortensie vorbeigehen sah.

Wie um die Begründetheit von Stines Angst diesmal einmal Lügen zu strafen, zählte der Mann zwanzig Reichsthaler auf den Tisch. Zur Entschuldigung seines langen Ausbleibens teilte er mit, dass man ihn unterwegs zu einem Kranken gerufen hätte, der absolut etwas Näheres vom Himmel wissen wollte, bevor er dahin ging.

— Ich habe ihm alles deutlich erklärt, versicherte Jansen. Der Geldwechsler sagte, dass der Kurs niedrig wäre, aber ich verlangte eine Liste, wo es draufsteht. Nu kannst du selbst alles genau ausrechnen, denn man kann niemals vorsichtig genug sein in der Welt, und Geld ist . . . Geld, was sagen Sie, Stine?

Stine sagte ja, und eine Viertelstunde danach war Walther mit Pater Jansen auf dem Wege nach dem Haarlemer Schiff. Die alte Frau hatte ihren Abgott gehörig abgestäubt und gebürstet, und auch Walther kriegte ein paar Striche mit der Bürste ab, doch das war offenbar nur ein Vorwand für Stine, um ihm noch einmal nachdrücklich ins Ohr zu flüstern:

— Wolln Sie auch gut dafür sorgen, dass Pater nicht all das Geld verthut, junger Herr?

— Frau, ich versprech' es Ihnen, hatte Walther geantwortet, und dem Schritt, mit dem er die Wanderung antrat, war anzumerken, dass er es ernst meinte.

O weh!

Der Weg zum . . . Verkehrten ist bepflastert mit guten Vorsätzen und wohlgemeinten Versprechen.

Digitized by Google

LXX.

Eine kleine Predigt über das Predigen, und wie Walther nicht ans Predigen kommen konnte. Predigt von Pater Jansen über eine Predigt von Prediger Kühn, verschönert durch eine Predigt von ihm selbst. Wie der Autor Wort hält.

Ein gewisser Kanzelredner soll einmal gesagt haben, dass nichts leichter sei als predigen, doch nichts schwerer als gut predigen. Ich verstehe nichts davon, doch wenn man an dem bewussten Tage Walther gefragt hätte, ob einem nicht auch eine mittelmässige Predigt gehörige Schwierigkeiten machen könne, so würde er dies gewiss aufrichtig bejaht haben. Den Tag vorher war er redlich zufrieden gewesen mit dem halbgeborenen Konzept des Briefes an die aufgeblasene Hersilia — schade, dass es nicht Anwendung gefunden hatte — aber eine Predigt . . . das war was anderes! Er wollte ein paarmal beginnen, doch es kam nicht dazu. Jedesmal, wenn er auf sein: »M'nheer, hören Sie mal!« so gutmütig zur Antwort bekam: »was willst du, mein Junge?«, sank ihm das Herz in die Schuhe, und er machte diese oder jene harmlose Bemerkung über etwas, das auf ihrem Wege zu sehen war. Pater durfte also von ihm vernehmen, dass der Haarlemer Deich eine lange Strasse wäre, und dass jeder, der des Abends spät ausserhalb der Stadt bliebe, einen Stüber bezahlen müsste, ja sogar, wenn es sehr spät wäre, einen Dubbeltje. Jansen erkannte dies alles vollkommen an.

Wie nur beginnen? Recht betrachtet, haben die Pastoren es bequem. Sie nehmen einen Text aus der Schrift und

Digitized by Google

teilen ihn in drei Teile, dann folgt der Rest von selbst. Auch wird ihnen auf die Beine geholfen durch das Vorgebet. Gewiss: »Stütze, o Herr, den Sprecher, der in unserer Mitte ist aufgetreten, dein Wort zu verkündigen!« So kommt man in Schwung. Und ein Prediger ist anders gekleidet als andere Menschen. Das alles giebt einen gewissen Ton an und bringt eine Stimmung zuwege, die Stotterer und Stumme zum Predigen bringen muss. Walther fühlte wohl, dass es nicht angebracht war, ein Gebet zu thun: »Stütze, o Herr, den Prediger, der neben Pater Jansen ist aufgetreten, dass er rede das Wort von Stine!«, aber er wollte thun, was er versprochen hatte. Dass er nur ein dummer Junge war, und dieser Pater Jansen ein ehrwürdiger Mann, kam — just weil er ein dummer Junge war — nicht in ihm auf. Und wäre dies auch anders gewesen, es würde ihn nicht besonders gehindert haben, denn Stoffel hatte einmal versichert, dass junge Leute, eben von der Schulbank, vollkommen das Recht hätten, alten Menschen die Leviten zu verlesen, wenn sie nur — durch Stine? — »bestätigt«, d. h. eingesegnet wären, und die Fürsorge anwendeten, ihre Vermahnungen recht theologisch in drei Abschnitte zu teilen. Nun, das wollte Walther thun. Zum ersten: die Sparsamkeit ist Gottes Wille. Dies wollte er unter anderm beweisen aus Eier-, Apfel- und Nussschalen, die niemals grösser sind, als durchaus notwendig ist, um zu bedecken, was darin sitzt. Zum zweiten: die Sparsamkeit ist der Wille von Gott . . . ach, es glückte nicht! Nach vielen vergeblichen Bemühungen, ins Fahrwasser zu kommen, führte sein Gedankengang ihn endlich zu der befremdlich klingenden Frage:

— Können Sie singen, M'nheer?

Wenn es mir vergönnt wird, Bürge zu stehen für Walthers Absichten, kann ich versichern, dass er nicht just den Plan verfolgte, den güten alten Herrn da auf öffentlicher Strasse einen Psalm oder Gesang anstimmen zu lassen, mit der verräterischen Absicht, sich darauf zu Predigerhöhe aufzuschwingen. Nein, er hatte vielmehr wieder »M'nheer, hören

Sie mal!« gerufen, und musste doch irgendwas antworten, als Jansen ihn fragte, was er zu sagen hätte.

— Singen, mein Junge? Jawohl! Es gehört sozusagen zu meinem Fach. Aber sehr schön singe ich nicht. Du müsstest Pastor Kühn mal hören, besonders in der Christnacht . . . prächtig! Neulich war ein Herr aus Paris in der Kirche, der bot ihm . . . ich weiss nicht, wieviel Geld, wenn er sich aufnehmen lassen wollte bei einer Singkomödie, die sie da haben. Aber er wollte nicht, denn er wollte bei der Kirche bleiben, das begreifst du wohl. Aber sonst . . . er singt einem das Herz aus dem Leibe. Und predigen! Das hast du noch niemals so gehört! Ich weiss nicht, was schöner ist, sein Singen oder sein Predigen. Er ist ein heiliger Mann, das kann ich dir versichern, aber . . . Mädchen sind schwache Gefässe, und darum giebt es Väter, die lieber haben, dass ihre Töchter bei mir gehen. Kann Pastor Kühn was dafür? Ganz und gar nicht!

Wie ein Blitz schoss hier Stines Mitteilung, dass Femke nichts vom »Paster hiernebenan« hielte, Walther durchs Gemüt. Liebe, beste, brave Femke! Ob Prinzess Erika von Pastor Kühn was halten würde, wenn sie ihn kennte?

— Er singt ein Kyrie . . . weisst du, was 'n Kyrie ist? Denn du bist nicht von der Kirche, nicht wahr? Och, ich bin nicht böse drum, denn der eine ist so, und der andere ist so. Es giebt auch Türken. Aber weisst du, was 'n Kyrie ist?

— Nein, M'nheer!

— »Kyrie« bedeutet »Herr«, und »eleison« soviel wie: »erlöse uns«. Nu, das singen wir in unserer Kirche, und Kühn hat ein Kyrie, das express für ihn gemacht ist von einem Deutschen, einem ersten Mann in seinem Fach. Er ist Organist zu Wien, glaube ich. Und sie sagen — nu, das wirst du merkwürdig finden! — sie sagen, dass er mal vorm ganzen Hofe . . .

Jansen hielt eben inne, um Walthers Aufmerksamkeit anzuspannen. Aber hierzu war mehr nötig, denn des Jungen Gedanken waren bei der Predigt über Sparsamkeit.

Digitized by Google

. . . vor dem ganzen Hof, denk' mal!

— Ja, M'nheer, sagte Walther, ohne dass er wusste, was es zu denken gab.

— Er hat vorm ganzen Hof gesessen auf . . . nu, worauf denkst du, dass er gesessen hat? Das musst du nu mal raten, Junge.

— Auf 'n Stuhl, M'nheer.

— Auch, auch. Und auf 'n Drehbock auch . . . denn er hatte Klavicymbel gespielt. Aber das wollte ich dir nu eigentlich nicht sagen, denn das kommt öfter vor, nicht wahr? Nein, er ist so weit in der Musik, dass eine Erzherzogin ihn auf ihren Schoss genommen hat, und darauf hat er gesessen. Wie findst du das?

Walther fand es herrlich, und nahm sich vor, die erste beste Gelegenheit zu ergreifen, sich in Musik zu üben. Die Aktien seines Versprechens an Tine fielen fürchterlich. Wer soll da wohl an Predigen und Sparsamkeit denken, wenn soviel zu verdienen ist mit ut, re, mi, fa, sol? Dennoch fand er die Sache nicht ganz klar, und gab zu erkennen, dass ein bisschen nähere Erklärung nicht überflüssig sein würde.

— Auf ihrem Schoss, M'nheer?

— Ja.

— Eine Erzherzogin?

— Ja, von Oesterreich.

— Aber, M'nheer, wie ist das möglich?

— Kuck', ich dachte wohl, dass du es merkwürdig finden würdest, denn so 'ne Erzherzogin ist 'ne Dame, kann ich dir sagen, und darum erzähl' ich es dir. Ich hab' da wohl schon an hundert Menschen mit unterhalten, und niemand konnte es raten, ehe ich es sagte. Aber passiert ist es, frag' nur Pastor Kühn, und Stine weiss es auch, denn sie war dabei . . .

— Am Hofe, M'nheer?

— Ne, als Pastor Kühn es erzählte!

Der gute Jansen genoss nach Herzenslust von Walthers Erstauntheit, die denn auch in der That gross war. Er hielt

Digitized by Google

sich innig überzeugt, dass weder seine Mutter, noch eine von seinen Schwestern, noch selbst Lene, die doch sonst durchaus nicht hoffähig war, sich so weit vergessen würden mit einem Klavierspieler. Nein, niemals, niemals . . . wäre auch kein Hof dabei, der übel darüber denken konnte. In einem Hinterzimmer nicht!

— Auf ihrem Schoss, fuhr Jansen fort. Und ich will dir noch mehr sagen . . .

Noch mehr, o Himmel?

. . . er hat auch auf dem Schoss der Kaiserin gesessen. Würdest du das geraten haben?

— Nein, M'nheer!

— Das dacht' ich wohl! Und ich bin noch nicht so weit! Die Kaiserin hat ihn geküsst . . .

— Aber, M'nheer . . .

. . . geküsst auf seine beiden Backen.

»Nach Wien, nach Wien!« rief alles, was Stimme hatte in Walthers Gemüt. Mit geographischem Bemühen legte er sich die Frage vor, ob Haarlem auf dem Wege läge nach diesem entzückenden Ort. Jansen hatte ein kindliches Vergnügen an seiner Erstauntheit. Sie wurde auf die Spitze getrieben — ach, vernichtet zu gleicher Zeit — durch die Fortsetzung und den Schluss der Historie.

— Die Kaiserin stopfte seine Taschen voll . . .

— Was?

. . . voll gezuckerter Mandeln.

Hier brach Jansen in Lachen aus, so dass die Passanten ihr Vergnügen dran hatten. Aber es war schwer, nicht zu lachen bei dem albernen Gesicht, das Walther zog, und hierum war es denn auch dem guten Pater zu thun gewesen, denn er hielt etwas von Fröhlichkeit. Nachdem er sich einige Augenblicke um Aufklärung hatte bitten lassen, liess er sich dazu herbei:

— Ich will es dir nur sagen. Dieser Klavierspieler war eben sechs Jahr alt, und ein sehr lieber kleiner Junge. Pastor Kühn hat mit ihm studiert — später, weisst du — und sie

Digitized by Google

sind grosse Freunde geblieben. Ich sagte dir doch, dass er ein Kyrie für ihn gemacht hat? Sie haben zusammen studiert auf dem Jesuitenkolleg . . .

Walther erschauderte protestantelig.

. . . da kriegen wir unsere tüchtigsten Leute her. Doch es ist nicht immer so, denn . . . ich bin auch dagewesen. Ach, was machtest du für ein dummes Gesicht, als ich dir erzählte von den gezuckerten Mandeln. Aber ich sollte dir was von dem Kyrie sagen. Wenn Kühn es singt . . . o! In seinem Zimmer, meine ich, denn in der Kirche thut er es nicht gern. Stine hat geweint dabei, denn es ist sehr hellhörig hier, einer kann den andern ganz gut seufzen hören . . . aber ich seufze niemals. Warum sollte ich seufzen? Nu, Stine weinte, und ich kriegte 'ne Gänsehaut. Und weisst du, was ich dabei dachte: Gott, Gott, was bin ich 'n Stümper gegen Pastor Kühn!

— Ach, M'nheer!

— Es ist die Wahrheit! Aber ich von meiner Kante bin wieder viel stärker von Bau und Muskeln. Das ist auch was, nicht wahr? Gott bewahre mich vor Undankbarkeit! Wenn mein Vater mich auf seine Schmiederei gethan hätte, würde ich genau so stark geworden sein wie mein Bruder, aber die Theologie macht den Menschen ein bisschen lappig, findst du nicht? Und doch . . . stell' dir vor, ich hab' zu Haus eine Vulgata. Da steht was drin! Sie ist in Quart, so dick, und das im Vierkant, und in Leder gebunden . . . eine gehörige Last! Und es sind auch Schlösser dran. Stine scheuert sie alle Woche blank. Nu, ich packe eine von den kupfernen Lippen mit meinem kleinen Finger, und Stine sagt »Paters« auf, und ich halte meine Vulgata — immer mit dem einen kleinen Finger, musst du bedenken — bis ‚quotidianum' vom dritten Mal. Und Stine ist nicht mal sehr flink mit ihren »Paters«. Wenn ich sie selbst sagte, brächte ich es sicher bis zu ‚remitte' vom vierten Mal, oder vielleicht gar bis ‚amen'. Aber ich muss dir dabei sagen, dass wir Katholiken auch keine ‚Kraft und Herrlichkeit' haben.

Das macht immer ein bisschen aus. Und . . . es ist nichts Apokryphes in der Vulgata. Mit einer protestantischen Bibel sollte ich es wohl lassen, das begreifst du wohl!

Nein, Walther begriff es nicht! Oder wenigstens, er begriff nicht alles. Doch die Folgerung nahm er gütig an. Er hielt sich überzeugt, dass Pater Jansen ausserordentlich stark in seinem kleinen Finger war, und würde für diese Überzeugung in den Tod gegangen sein.

— Ja, es ist ein gehöriges Ding, nicht wahr? Und das kann nu Pastor Kühn wieder nicht. So siehst du, dass Gott stets jedem das Seine giebt. Aber ich habe Stine verboten, es ihm zu sagen. Es könnte ihn verdriessen, dass er es mir nicht nachmachen kann, und das thut nicht nötig, denn solche Dinge kommen doch in unserm Fach nur selten zupass. Aber einmal hab' ich doch recht Gefallen daran gehabt . . . nicht an der Vulgata, meine ich, sondern dass Gott mich so stark gemacht hat. Denk' dir, ich war auf dem Simmenar, und da wohnte ein Bauer in der Nachbarschaft, ein reicher Bauer. Er hiess Habermann, aber er war sehr reich, und er hatte viele Arbeiter in seinem Dienst, Mägde und Knechte, alles Bauernmenschen, das begreifst du wohl. Eins von den Mädchen hiess Trineken, und ich dachte, dass Habermann gut und mild wäre . . . aber ach, ich habe keine rechte Lust, dir das zu erzählen. Was soll es? Lieber erzähl' ich dir ein anderes Stückchen, etwas von ihm, von Pastor Kühn. Das musst du hören!

Es that Walther leid, dass er nichts von Trineken zu hören kriegte. Mit aller Hochachtung vor den Gaben von Pastor Kühn gab er doch einem Bauernmädchen den Vorzug. Er war in den Jahren, ‚que tout ce qui porte jupon intéresse‘, und in seiner Einbildung übersetzte er jedes unbekannte Frauenzimmer in »Femken« oder . . . etwas wie Femke. Aber er begriff doch, dass er auf den guten Jansen keinen Zwang ausüben konnte bei der Wahl seiner Gegenstände, und er hörte so andächtig wie möglich zu, bald sehr andächtig sogar, und ohne dass ihn dies Mühe kostete.

— Er war einmal an der Reihe zu predigen, fuhr der Pater fort, und er predigte. Den Text weiss ich nicht mehr, aber es war über gute Behandlung. Von dem einen Menschen gegen den andern, weisst du, denn das ist eigentlich die Hauptsache von unserm Glauben. Ich predige auch wohl mal darüber, aber . . . so nicht, da fehlt viel dran! Nu, was geschieht? Es sass ein Mann in der Kirche — es war ein Schlächter, musst du wissen — der kriegte einen Anfall, und er musste hinausgetragen werden, und jeder dachte, dass es von der Wärme wäre. Aber es war nicht von der Wärme. Dieser Mann hatte Stiefkinder, und er behandelte sie nicht gut, und er fühlte sich so sündig durch die Predigt, dass er in Ohnmacht fiel. Findst du das nicht stark für 'n Schlächter? Als ihm wieder wohl wurde, hat er seine Stiefkinder vors Bett gerufen und sie um Vergebung gebeten, und versprochen, dass er sie niemals wieder misshandeln würde, denn . . . das that er früher. Und weil er Schlächter war, schickte er einen Korb mit Wurst an Pastor Kühn, mit einem Brief dabei. Du kannst dir denken, wie wir uns freuten . . . wegen der Kinder.

— Und, M'nheer, hat dieser Schlächter Wort gehalten?

— Ich denk' es wohl, denn er wird es sicher angenehm gefunden haben, gut zu sein gegen seine Stiefkinder, und 'n Mensch liebt das Angenehme. Aber Kühn wollte die Wurst nicht haben, denn er isst kein Fleisch, und Stine sollte sie zurückbringen, sagte er.

— Ach, rief Walther, der es schade fand, solches Geschenk abzuweisen.

— Ja, nicht wahr, es würde den Mann betrübt haben. Dies fand Stine auch, und ich auch, und darum haben wir die Wurst aufgegessen, sie und ich, denn ich mag wohl Wurst.

— Aber, M'nheer, was war mit dieser Trineke los?

— Och, ich hab' mich verschwatzt. Ich hätte den Namen von dem Mann nicht nennen sollen, denn es kommt mir nicht zu, jemand schwarz zu machen nach seinem Tode.

— Was hatte er gemacht mit dieser Trineke?

— Gemacht? Nichts! Ich will es dir erzählen, aber

sprich niemals darüber. Vielleicht leben seine Enkelkinder noch, und wie würdest du es finden, wenn man schlecht redete von deinem Grossvater? Habermann war just nicht weniger als andere Bauern, und darum würde es mir hässlich stehen, wenn ich seinen Namen besudelte, aber wahr ist wahr! Er war sehr reich, und gut gegen die Kirche, o, sehr gut! In unserer Kapelle — denn wir hatten eine Kapelle im Simmenar — hing ein Sebastian aus Messing, den Leib voll Pfeilen und wohl tausend Pfund schwer . . . nu, der war von ihm. Und auftischen that er, wenn wir ihn besuchten . . . reichlich! Du hast keinen Begriff davon! An Brot und Käse oder Buttermilch war niemals Mangel, und kamen wir auch zu zwanzig . . . eine kolossale Gastfreundlichkeit! Und seine Töchter setzten Rosinen auf Branntwein, und davon tranken wir Simmenaristen, dass es eine Art hatte. Aber das kriegten wir nur, wenn eine Festlichkeit war, Taufe oder Ostern oder Hochzeit, oder so was. Und einmal sollte eine von seinen Töchtern sich verheiraten — es war schon die dritte, denn da die Mädchen viel mitkriegten, wollte jeder sie haben — und wir kamen zur Beglückwünschung, und wurden herrlich bewirtet, aber die Braut machte ein saures Gesicht, und wir tranken Branntwein auf Rosinen, und alles war lustig . . . bis auf die Braut! Aber auf einmal . . . och, ich hätte es dir eigentlich nicht erzählen müssen. Du versprichst mir doch sicher, dass du niemals darüber reden wirst?

— Niemals, niemals, M'nheer, auf mein Ehrenwort!

— Was? Nu, du versprichst es, das ist genug. Dass ich Freude an der Sache gehabt habe, ist wahr, und ich hab' noch mein Vergnügen dran! Denn du wirst hören, wie stark ich gewesen bin, und doch war ich noch nicht mal richtig ausgewachsen. Du begreifst, ein Junge in Theologie-Dritte ist sonst noch kein besonderer Kerl. Nu, wir assen und tranken, und es sollte auch getanzt werden. Dies durften wir eigentlich nicht, und wenn es in einem andern Haus geschehen wär', würden wir sicher Strafe gekriegt haben, aber der Rektor sah etwas durch die Finger, wenn es bei

Digitized by Google

Habermann geschah, wegen des Sebastian, weisst du, und auch, weil er manchmal in seinem Wagen nach der Stadt fuhr und Rahmkäse kriegte. Ich war doll auf Tanzen . . . zu der Zeit. Nu würd' es mir nicht stehn! Und ich sollte tanzen mit der Braut, die ich gern leiden mochte . . . früher. Und sie mochte mich auch wohl, das weiss ich sicher. Just als wir anfangen wollten, bemerkte ich, dass Trineken nicht da war, und ich fragte: wo ist Trineken? Denn sonst war sie immer dabei, grad wie die andern Knechte und Mägde, aber nu war sie nicht da. Und das sah ich, und ich fragte Liese danach, und auch Habermann selbst. Liese war die Braut, weisst du, die mit mir tanzen sollte, und zwar zu allererst, weil ich eine Wette gewonnen hatte gegen ihren Freier . . . auch schon in Stärke. »Trin ist krank, sagte Habermann, und nu man los mit Liese!« »Ist Trineken krank, frug ich, und wo ist sie denn?« Denn das wollte ich wissen. »Und, sagte ich, ich schieb' nicht eher mit Liese los, eh ich nicht weiss, wo Trineken ist.«

Walther erwartete nun ein ländliches Drama mit . . . etwas wie Liebe drin. Sehr viel konnte es nicht sein, das begriff er wohl, wegen des künftigen Wirkungskreises des Helden. Aber just diese Erwägung prickelte seine Neugier um so mehr. Er zauberte sich den jugendlichen, noch nicht ganz zum Geistlichen verdrehten Jüngling vor Augen, stehend zwischen zwei- dreierlei Pflicht, vielleicht wohl zwischen formellen Treuegelübden und gemütlicher Gelübdentreue, zwischen Trineken, Liese und Theologie. Und im Hintergrunde zeigte sich die finstere Gestalt des Bräutigams, der bereit stand, bei der geringsten Überneigung nach Lieschens Seite den allzuglücklichen Seminaristen mit einem Schlag totunglücklich und am liebsten ganz und gar tot zu machen. In beinahe allen Dorfgeschichten, die Walther gelesen hatte, trug sich die Sache auf diese Weise zu. Oder sollte Pater Jansen den Bräutigam niedergeschlagen haben? Der Mensch thut wunderliche Sachen, wenn er verliebt, und dabei so besonders stark ist.

— Nu muss ich dir etwas sagen, was mir in der Seele leid thut . . .

— Ich werde wahrhaftig niemals darüber sprechen, gelobte Walther, der meinte, dass er das Geheimnis eines Mordes zu bewahren kriegte, und bange war, dass Jansen die Erzählung abbrechen würde.

— O, das darfst du wohl erzählen, es kann vielleicht von Nutzen sein, dass man es weiss. Ich wollte dir also sagen — aber es thut mir wohl leid — dass die Bauern . . . manchmal nicht sehr lieb umgehen mit ihrem Gesinde. Dies alte Trineken . . .

— He?

. . . die alte Trin konnte fast nicht mehr vorwärts, und ich hatte schon öfter gemerkt, dass man sie hintenansetzte und wegstopfte, wenn es lustig hergehn sollte auf der Diele. Und ich frug wieder, wo Trineken wär', und sagte, dass ich nicht tanzen würde, eh' ich nicht wüsste, was mit ihr los wäre. Denn als ich das vorige Mal bei Habermann war, hatte ich schon gemerkt, dass sie arg hustete und noch hinfälliger war als gewöhnlich. Sie hinkte auch ein bisschen, aber sie hatte immer brav gearbeitet . . . o, bei Habermanns Eltern schon! Und darum frug ich, wo sie wäre. »Sie ist zu Bett, sagte Liese, und ich weiss nicht, was du hast mit dem alten Mensch. Komm, tanz' nur!« Und sie winkte dem Spielmann, dass er anfangen sollte. Aber ich lief weg, um Trineken zu suchen, denn mir war, als wenn Gott mir eingäbe — dies kommt manchmal vor — dass sie schlecht behandelt würde. Und Liese mir nach! Und Habermann auch! Du musst nu nichts Übles von dem Mädchen denken, dass sie mir nachlief. Es war nur, dass sie nicht wollte, dass ich Trineken finden und erfahren würde, wo sie lag. Denn . . . sie lag im Stall. Aber das wusste ich nicht, und Habermann sagte es mir nicht — das begreifst du wohl — aber es war, als wenn Gott es mir eingab. Und ich stand vor dem Stall, und fragte: »ist sie hier?«, doch Habermann wagte nicht zu antworten, und Liese rief wieder: »was willst du bloss mit das alte

Mensch?« Aber ich sagte: »mit dir tanz' ich nicht«, und es verdross sie. Darauf fragte ich Habermann, ob er die Stallthür öffnen wollte. »Nein, sagte er, und sie ist da nicht!« Und ich sagte, dass sie wohl da wäre, und verlangte noch einmal, dass er die Thür öffnete, denn man muss einem Menschen immer Zeit lassen, sich zu bessern. Das thut Gott auch. Aber er sagte wieder nein, und Liese wollte mich festhalten, aber ich stiess sie weg, und stemmte meine Schulter gegen die Stallthür, dass sie krachte, und . . . ich war drin, siehst du! Findst du das nicht stark? Ich hab' noch immer mein Vergnügen dran!

— Und Trineken, M'nheer?

— Na gewiss, da lag sie wie der Reisende aus des Herrn Schrift! Es war traurig anzusehn. Sehr lange hat sie nicht mehr gelebt, aber . . . sie ist doch gehörig gestorben auf einem christlichen Bett. Denn ich hab' Habermann unter die Finger genommen, das versicher' ich dir! Ich sagte, dass Gott ihn zu Mus machen würde, wie ich es mit der Stallthür gethan hätte . . . nein, viel schlimmer noch! Und ich sagte — mit einem schweren Fluch drauf — dass ich keinen Teller noch Becher in seinem Haus anrühren würde, eh nicht Trineken auf 'n Bett läge, mit 'n Dokter davor, und Arznei auf 'n Bort. Es geschah, sag' ich dir! O, ich hab' viel gesagt! Auch über den Sebastian . . . denn da war er furchtbar stolz drauf, und jeder, der in die Nähe von unserm Dorf kam, musste erfahren, dass der Sebastian in unserer Kapelle von Habermann war. Ich sagte: »Bauer, denkst du, dass Gott mit kupfernen Puppen gedient ist? Die alte Trine trägt mehr Pfeile in ihrem Leib, als Sebastian jemals gehabt hat, denn sie ist ganz und gar kaput davon, und darfst du denn so 'n Mensch auf Stroh legen in deinen Stall? Setz' du da deinen Sebastian 'rein, den wird das weiter nicht rühren, denn er ist nur von Kupfer, und die lebende Trine ist dir näher. Sie hat dich aus 'm Graben geholt, als du noch so 'n Hosenmacher warst, und was hat jemals Sebastian für dich gethan? Es war ein heiliger Mann, ja, aber du musst auch 'n bisschen

heilig sein und nicht dein Gesinde in den Mist legen. Wer denkst du wohl, dass du bist, weil du nu Geld hast, und Kühe und Land? Gott hat viel mehr als du, und wenn er will, kann er Trineken wohl hundert Höfe geben, wo deiner drin versaufen würde. Es ist nu Gottes Wille, dass sie nix hat, und du viel, aber wenn es ihm in den Kopf kommt, dreht er es um, und giebt dir Husten und Gicht und allerlei Gebrechen mehr. Willst du dann auf Stroh liegen wie 'n Schwein?« So hab' ich gesprochen, und ich sagte noch viel mehr, und ich gab lateinische Texte dabei, denn da kann ein Bauer nicht gegen. Auch sagte ich, dass er in die Hölle kommen würde, aber ich weiss nicht sicher, ob das auch wahr war. Du musst bedenken, ich war da erst in Theologie-Zweite. Ach, es gehört soviel dazu, um alles genau zu wissen von Gott und göttlichen Sachen! Es ist das schwerste Fach von der ganzen Welt, und ich war niemals besonders stark drin. Dieser Habermann hätte mal Pastor Kühn vor sich haben müssen, der hätte es ihm anders eingepfeffert! Aber Kühn hätte nu wieder die Stallthür nicht so schnell aufgekriegt . . . krach, da lag sie! Die Angeln waren verdreht.

— Und Lieschen, M'nheer?

— Es that ihr sehr leid, dass ich mich so erbost hatte, und als Trineken auf 'm Bett lag, frug sie, ob ich nu mit ihr tanzen wollte. Aber ich wollte nicht. Und darauf brachte sie Trineken ein Glas Branntwein mit Rosinen und Korinthenkuchen, was sehr stärkend ist bei den Bauern, und darauf frug sie wieder, ob ich mit ihr tanzen wollte, und ich that es, aber ohne viel Pläsier. Ich schob nur so 'n bisschen hin und her, und Lieschen war auch anders. Und sie wollte ihre Hochzeit aufschieben, aber Habermann war böse darüber, und ihr Freier auch. Ich glaub', dass er mich nicht leiden mochte . . . gewiss wegen der Wette.

Hier schwieg Jansen einen Augenblick, und es schien wohl, dass seine Gedanken weniger fröhlich waren als wie gewöhnlich. Vielleicht »schoben sie nur so hin und her, ohne viel Pläsier«. Walther war grausam genug, die Erinnerungen

Digitized by Google

des alten Mannes zu etwas Gehops anzutreiben. Ja, er erwartete sogar einen tüchtigen Sprung, einen Salto mortale. Die Unkunde der Jugend ist grausam — ‚cet âge est sans pitié', sagte der Fabeldichter — und Walther wusste nicht, was er that, als er fragte:

— Und ist Lieschen mit ihrem Freier verheiratet, M'nheer?

— O ja, gewiss, freilich! Warum sollte sie nicht mit ihm verheiratet sein? Alles war doch verabredet und klar. Aber sie versprach mir vorher, dass sie immer gut zu ihren Leuten sein würde. Denn darum hatte ich sie gebeten, aber ich sagte dabei, dass ich nicht ganz und gar sicher wäre vonwegen der Hölle, weil ich nur erst Theologie-Zweite wäre. Ja, nicht wahr, ich durfte mich nicht für höher ausgeben, als mir zukam, und warum denn solchem Mädchen für nichts 'n Schreck einjagen, wenn ich mich irren mochte? Aber sie sagte, dass sie keine Hölle brauchte, und dass sie immer recht gut sein würde, wenn sie es mir nur versprochen hätte. Nu, sie meinte es wohl ehrlich, denn sie gab mir 'n herzlichen Kuss darauf . . . och, und sie weinte so!

— Warum weinte sie denn so, M'nheer?

— Du musst verstehen, der eine Mensch ist nicht wie der andere, und manchmal ist man verdriesslicher Laune. Vielleicht weinte sie, weil ich so hitzig gegen ihren Vater gewesen war, und das war gut von ihr, denn ein Kind muss immer Partei nehmen für seine Eltern. Es fing schon an, als ich Trineken aufnahm . . .

— Haben Sie das gethan, M'nheer?

— Ja, gewiss, ich war der stärkste von allen zusammen, und das Bett war oben im Haus. Wer würde sie die Treppe 'raufgetragen haben, ohne dem Mensch wehzuthun? Sie war nur Haut und Knochen, und alles that ihr weh. Es war Habermanns eigenes Bett . . .

— Och!

— Da bestand ich drauf, hartnäckig, und sagte, dass es so sein müsste, oder ich würde ein umgekehrtes Jerusalem

aus seinem Haus machen. Liese wollte ihr Bett abstehen, aber ich sagte: »né, in seins, oder ich komm' hier niemals wieder!« Und ich sagte ein sehr grobes Wort dabei zu ihrem Vater — du bist ein rauher Esau! sagte ich — und darum wird sie vielleicht geweint haben.

— War sie ein . . . liebes Mädchen, M'nheer?

Diese Frage schwebte Walther schon lange auf den Lippen, aber das Schwanken zwischen den Varianten »hübsch« und »schön« liess ihn nicht dazu kommen. Das eine kam ihm gegenüber einem Geistlichen etwas alltäglich vor — zu gemein auch vielleicht — und das andere klang ihm*) zu bücherhaft bei Jansens alltäglichem Gehaben. Dennoch musste unser kleiner Romanleser etwas von Lieschens Äusserem wissen, und er kleidete seine Neugier nach diesem Hauptmoment der Sache so vornehm ein, als die Umstände zuliessen. Aber auch Jansen hatte ein gewisses Decorum zu wahren. Nicht mit Bewusstheit gegenüber Walther oder wem auch, sondern, ohne selbst hiervon etwas zu wissen, gegenüber seiner eigenen fleckenlosen Reinheit. Von hübsch oder nicht hübsch war also auch bei ihm keine Rede. Und mehr noch: er dachte nicht daran, er wusste es nicht.

— O ja, sehr lieb. Und fromm auch, auf Sonn- und Feiertag, das muss ich sagen! Aber die Heiligkeit des ehelichen Standes wollte ihr nicht ein. Es ist bei uns ein Sakrament, weisst du, und das sagte ich ihr. Aber sie war nicht damit zufrieden, und wollte ihre Hochzeit ausstellen, bis sie alle ihre Christenpflichten besser kennen würde, sagte sie. Und sie frug, ob ich ihr die Christenpflichten beibringen wollte. Aber ihr Freier hatte keinen Sinn dafür und sagte, dass er das wohl thun würde, und da gab ich ihm ein Buch, wo alles drinstand. Aber, ach, sie war nach ihrer Verheiratung bleich und verdriesslich und krank geworden, und hat nicht lange gelebt. Kurz vor ihrem Tod liess sie noch fragen, wie es Trineken ginge, und ob ich das arme Mensch auch treu

*) N. d. Übers.: als einem Holländer!

Digitized by Google

besuchte. Nu, dies that ich, und es wird Lieschen sicher Pläsier gemacht haben.

— Und, M'nheer, besuchten Sie Lieschen nicht?

— Nein, denn ihr Mann war nicht sehr freundlich, als ich nach ihr fragte. Ich glaube, dass er bange war, dass ich jemand mitbringen würde, den er vielleicht lieber nicht sah. Denn Lieschen . . . kuck', die Sache war so. Im Dorfe sagte jedermann, dass sie lieber einen andern gehabt hätte, wenn sie es nur gewagt hätte zu sagen. Aber dies wagte sie just nicht, weil dieser andere von der Kirche war. Ja, ja, ich weiss auch wohl, wer es war!

— Ach! sagte Walther, der es auch zu wissen meinte.

— Ja, aber sag' es niemand. Ich hatte schon lange gemerkt, dass sie sehr gut auf der Höhe war, was unsere Ausgehstunden anging, und wenn wir um Buttermilch kamen, stand sie am Fenster. Auch manchmal am Zaun, aber sobald wir näher kamen, ging sie nach drinnen, grad wie jemand, der es nicht wahr haben will, dass er ausgekuckt hat. So sind die Mädchen, und das wusste ich recht gut, denn nirgends erwirbt man so viel Menschenkenntnis wie auf einem Simmenar. Nu, dass sie immer so auskuckte, war sicher wegen Krüger . . . ein herzensguter Junge, sag' ich dir! Und dass der Mann so barsch gegen mich war, das wird auch sicher wegen Krüger gewesen sein. Vielleicht dachte er, ich würde ihn mitbringen, und das würde ich auch vielleicht wohl gethan haben, denn Krüger war mein bester Freund, und er hielt beinah ebensoviel von Lieschen wie ich. O, sehr viel!

Bis soweit war Jansen vorgeschritten mit seinen Vertraulichkeiten, als das Paar das Haarlemerthor erreichte. Walther hätte gerne mehr vernommen von der rührenden Tragödie, die nicht recht begriffen zu werden schien von einer der Hauptpersonen selbst. Er fühlte wohl, dass Jansen mehr erzählt hatte, als er sich zu wissen erlaubte. Oder wusste er mehr? Während sie den düsteren Thorbogen durchschritten, hatte der Mann geschwiegen. Der eigentümliche Hall, der durch das seltsame Gewölbe dröhnte und das

Sprechen schwer machte, war davon gewiss die Ursache. Doch als sie wieder in die freie Luft kamen, klagte Jansen über den fürchterlichen Zug, der ihm die Augen voll Sand geweht hätte.

— Solltest du wohl glauben, dass sie davon thränen? Und müde bin ich auch. Ja, ja, ich bin heute schon gehörig auf den Beinen gewesen und verlang' mal zu sitzen. Aber . . . was ist da los?

In der That, es war ein Auflauf bei dem Anlegeplatz der Schute. Unsere Wandersleute verdoppelten ihre Schritte, um so schnell wie möglich hinter die Ursache zu kommen.

Was mich betrifft, ich glaube in diesem Kapitel dem Versprechen genügt zu haben, dass ich mal eine kleine Probe von Pater Jansens Predigtweise geben würde, und ich sage dies ausdrücklich dabei, um nicht diesen oder jenen in dem Wahn zu lassen, er habe eine Idylle gelesen.

LXXI.

Walther und tugendsame Leser werden in ihren Erwartungen getäuscht von Fancy, die ein Lynchurteil kassiert. Als Entschädigung liefert sie Beiträge zur Physiologie einer gewissen Gewerbthätigkeit, und ernennt Walther zum Tröster einer tiefbetrübten Mutter. Ob Walther Haarlem erreicht?

— Nu, Petersen, da scheint was besonderes vorzufallen. Hör' nur einer die Frauenspersonen schreien!

— Ja, M'nheer, sie schimpfen. Ich glaube sicher, dass da Streit ist. Gegen wen hat die Frau es bloss?

Walther konnte anfänglich nicht aus der Sache klug werden, und that hiermit zu meiner grossen Genugthuung seinen Lehrmeistern beim Postkontor wenig Ehre an. Aus den einfältigen Fragen, die er an seinen bejahrten Freund richtete, erwies sich deutlich, dass ihr Unterricht bei ihm nicht besonders erfolgreich angewandt war. Und Pater Jansen war nun just nicht der rechte Mann, um ihn gehörig einzuweihen, denn es handelte sich bei der Schute um etwas sehr Gemeines, und davon hatte er kein Verständnis. Zwar kannte er in seiner Eigenschaft als Seelenarzt die gewöhnlichen Erscheinungen der Krankheiten, die man ihn in Theologie-Dritte als »Sünde« hatte kennen lernen und behandeln lassen — der Kursus lief, excusez du peu, in Theologie-Erste bis zur Heilung inklusive! — aber just weil er sie nur als solche studiert hatte, stand er da wie der Ochs am Berge, sobald der Feind, zu dessen Vertilgung er von Amtswegen berufen war, sich in lebendigem Leibe ihm vorstellte, was hier offenbar wirklich der Fall war. Der gute Pater durfte von Glück

Digitized by Google

reden, dass er, verdutzt durch die Überraschung und vielleicht auch zurückgehalten durch die Staffierung der Scene, die ausserordentlich wenig an einen Beichtstuhl erinnerte, nicht sofort an die Bedokterung der Kranken ging, die hier sehr reichlich Bedürfnis nach etwas Besserung zu erkennen gaben. Der gute Mann würde gewiss eine närrische Figur gespielt haben, und dies wäre schade gewesen. Er vernahm bei dieser Gelegenheit beinahe ebensoviel Neues wie Walther, und auch ohne diese Übereinstimmung war es bemerkenswert, in wieviel Hinsichten die Eindrücke, die sie hier auffingen, einander glichen. Jansen war in Welt- und Menschenkenntnis ungefähr auf dem Standpunkt stehen geblieben, den Walther unlängst erreicht hatte, und also stets minderjährig in der Bosheit geblieben. Der Unterschied zwischen diesen beiden Kindern bestand hauptsächlich darin, dass der sich entwickelnde Knabe mehr wissen wollte und sich selbst der Dummheit beschuldigte, während der erwachsene Mann ganz zufrieden war mit seiner Verstandeszurüstung. Und warum sollte er nicht? Er hatte doch alle vorgeschriebenen Examina hinterm Rücken, und wusste also genau, was in Sachen Seelenhirtenschaft gewusst werden konnte. Seine Zufriedenheit entspross durchaus nicht Eigendünkel, sondern pflichtmässigem Vertrauen auf die tüchtigen Leute, welche erklärt hatten, dass er gehörig »ausgelernt« hätte und Rat wüsste mit allen Sünden. Er hatte lateinische Zeugnisschriften darüber, mit Siegeln drauf. Was will man mehr?

Nun, ziehen wir dieses und was wir sonst von dem guten Mann wissen, in Erwägung, so kann es uns wahrlich nicht wunder nehmen, dass er nicht recht begriff, was da bei dem Haarlemer Schiff verhandelt wurde. Eine der Hauptpersonen in dem dramatischen Akt, der sich hier abspielte, die Frau, die durch ihr lärmendes Wesen und ihren gemeinen Aufputz die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zog, war in Amsterdam gewesen, um sich mit Kaufware zu versehen für ihren Laden in Haarlem. Diese Kaufware bestand in zwei jugendlichen Frauenzimmern, die sie durch Geschenke

Digitized by Google

und Vorspiegelung eines faulen Lebens an sich zu locken gewusst hatte. Was ich hier »Geschenke« nenne, war in Wirklichkeit ein dreidoppelt gebuchter Wuchervorschuss. Und »sie hätte es schwarz auf weiss«, sagte sie auf ihren Schenkel schlagend, wo die kostbaren Dokumente geborgen schienen, die ihre Worte bestätigen konnten. Diese Beweisführung war gegen die Mutter eines der beiden Geschöpfe gerichtet, die Wind von der Sache gekriegt und dafür gesorgt hatte, dass sie vor der Abfahrt des Schiffes da war. Das Wort »Mutter« klingt lieblich, und der gütige Leser erwartet, dass die Frau sich dort befand, um ihr Kind den Klauen des Verderbens zu entreissen. »So nennt man solches«, würde Stoffel sagen. Aber diese »Mutter« war ganz einfach dahingekommen, um einen Anteil zu beanspruchen an dem bereits Genossenen, und vor allem sich einen Anteil auszubedingen an dem zukünftigen Gewinn. Das hinzugeströmte Publikum war entrüstet, oder zeigte sich so, und verteilte die Äusserung seines Missfallens ziemlich gleich auf Mutter und Wirtin. Diese beiden ans Krakeelen! Die zwei Rekruten schwiegen, indes konnte ein aufmerksamer Zuschauer doch leicht herauskriegen, welche von den streitführenden Parteien sie mit ihrer Sympathie beehrten, und zwar durch den Platz, den sie einnahmen oder den sie wiederzuerobern suchten, wenn sie für einen Augenblick von demselben verdrängt waren. Offenbar scharten sie sich, sowohl in übertragener wie in buchstäblicher Bedeutung, auf die Seite der Wirtin. Und es war Grund dazu! Diese hatte »so wahr wie Gott« nichts Geringeres versichert, als dass ihre Gefährtinnen des Morgens so lange schlafen könnten, wie sie wünschten, und des Abends gäbe es Genever mit Zucker . . . wenn sie nur einen »Herrn« zu bewegen wüssten, diese Magenstärkung auf seine Rechnung am Büffett zu bestellen. Nun, dafür, meinten die Mädchen, bestände schon Möglichkeit. Sie überschätzten den Einfluss und den Marktpreis ihrer Reize — die wohlfeilste Sache der Welt! — und auch wohl ein bisschen die Mildthätigkeit der »Herren«. Aber die liebenswürdige Wirtin liess ihre

künftigen Pfleglinge in dem Wahn, dass es mit imitierter, mietsweiser Liebe gehörig was zu verdienen gäbe. Und es wurde noch mehr versprochen. Sie sollten »Karoline« und »Sophie« heissen, und vom Mädchen »Fräulein« genannt werden. Um einen Vorgeschmack von dieser Herrlichkeit zu geben, und zugleich von dem Ton, der in ihrem Etablissement herrschte, sprach das Weib beständig von ihren »Damen«. Was konnte solchen verführerischen Ködern gegenüber die Mutter bieten, die nur eine arme Arbeiterin war? Ich weiss wohl, dass etliche Bücherleute eine Antwort auf diese Frage bei der Hand haben. Sie sprechen bei solchen Gelegenheiten von Zucht, Seelenreinheit, Ehre, Gemütsruhe, mütterlicher Zärtlichkeit . . . ach, unsere beiden Käthchens hatten lieber Genever mit Zucker! Doch ich muss dabei sagen, dass selbst dem Mädchen, dessen Mutter herbeigeeilt war, die Wahl nicht so schwer gemacht wurde, wie die Papiermoralisten wohl denken möchten, denn die Mutter hielt sich mit all diesen rührenden Dingen nicht auf. Sie reklamierte ihren Anteil an der Sache, und forderte vor allem andern eine bunte Schürze zurück, die sie nach ihrer Behauptung ihrer Tochter geliehen hatte.

— Und soll ich nu das nicht mal davon haben, rief sie, dass ich mein Eigentum wiederkriege? Sie hat mich drei Schilling und 'n Oortje gekostet!

Davon? Wovon, o Frau! Wovon! Ich frage dich, wovon! Nun, das konnte ihr egal sein, und:

— Das kann mir egal sein, schrie auch die Wirtin. Mensch, Sie müssten sich schämen, das müssten Sie! Nu ja, was sagt ihr, Leute — dies war ein Appell an das Zartgefühl der Umstehenden, die diese Auszeichnung in vollem Masse verdienten — was sagt ihr? Ist es nicht 'ne Schande, dass eine Mutter ihrem eigenen Kind da solchen Skandal macht wegen einer Schürze?

— Ich wollte, dass wir abführen, seufzte eins von den Käthchens. Was nöhlt denn der Schiffer bloss!

— Drei Schilling und 'n Oortje, so wahr wie da 'n Gott

Digitized by Google

im Himmel ist, auf 'm Neumarkt im Zeugladen! Gieb her mein Eigentum! Es ist mein Eigentum, sag' ich dir! Gieb her!

Ein Versuch, sich des umstrittenen Gegenstandes mit Gewalt zu bemächtigen, missglückte. Auf einmal griff die zärtliche Mutter die Sache anders an. Sie suchte ihre Stimme rührend zu machen, und heulte:

— Hab' ich dich dazu hochgebracht?

Freilich! Wozu sonst, o zärtliche Mutter?

— Man möchte unter der Erde liegen, ja, Leute, das möchte man! Und sag', was soll dein Vater dazu sagen!

— Nu, lassen Sie Ihren Mann bloss aus dem Spiel. Der sitzt gut und trocken in den roten Sägespänen.*) Was sagen Sie, Käthe?

Käthe bekräftigte die Sache zwar nicht ausdrücklich, aber sie gab doch eine Antwort, die recht wenig entrüsteter Zurückweisung glich, indem sie sich aufs neue bemühte, sich von ihrer Mutter zu entfernen und Sicherheit hinter der Wirtin zu finden. Diese beeilte sich, ein Siegel auf die Bedeutung von Käthchens Manöver zu setzen:

— Gewiss doch, Mädchen, ein Mann, ein Wort, ein Wort, ein Mann, nicht wahr? Und . . . ich hab' doch alle Papiere in der Tasche. Leute, was sagt ihr? Ein Mensch kann doch nicht mehr verlangen als schwarz auf weiss!

Die Frau hatte wieder auf ihren Schenkel geschlagen und schien Antwort zu erwarten. Es lösten sich denn auch einige Stimmen aus dem Publikum, aber sie zeugten von Geteiltheit der Meinungen. Wohl hörte man hier und da: »siehst du, es ist doch immer ihre Mutter!«, aber es zeigten sich auch einzelne entrüstet über die seltsame Art von Mutterschaft, die hier gezeigt wurde. Eine Abstimmung durch Sitzenbleiben und Aufstehen konnte schwer angeordnet werden, denn bei einem Auflauf steht schon alles. Überdies, die

*) Das will sagen: im Zuchthaus, wo die Verurteilten Campeche- oder Fernambukholz raspelten.

Digitized by Google

kämpfenden Parteien hüteten sich wohl vor einem Appell an die Mehrheit, ehe sie nicht mit einiger Sicherheit berechnen konnten, dass sie die Mehrheit auf ihrer Seite hätten. Und hierfür bestanden für keine der beiden Seiten genügend Vorbedingungen. Vielerlei Scheltworte rangen sich aus der versammelten Menge los, doch es war schwer zu entscheiden, gegen wen sie gerichtet waren, weil sie meist auf jede einzelne von den vier Frauenspersonen als ziemlich anwendbar erachtet werden konnten.

— Meine drei Schilling will ich haben, kreischte die Frau, während sie ihre Tochter bei der Schürze zu ergreifen suchte. Ich will mein Geld, meine drei Schilling, oder sonst . . .

Ihr Schreien erinnerte Walther an die Verzweiflung der edlen Hersilia über die verlorenen »sieben Gulden dreizehn«, und längs dem Leitseil alles dessen, was seit vierundzwanzig Stunden wieder mit ihm vorgefallen war, lief seine Erinnerung aus auf die fünfzig Gulden, die er in seiner Tasche hatte. »Wenn er nun dieser armen Frau zu einer neuen Schürze verhülfe? Gott würde es sicher wieder nicht thun, und da nun doch einmal im Helfen etwas Göttliches liegt:

— Was meinen Sie, M'nheer? fragte er Pater Jansen.

— Ich bin sehr betrübt über diese Menschen, sagte der gute Mann.

— O gewiss, M'nheer! Aber . . . diese Schürze? Drei Schillinge ist noch kein voller Gulden, und wenn wir nu mal . . .

— Nein, nein, das dürfen wir nicht, Petersen! Es thut mir in der Seele leid, dass die Menschen auf so einem verkehrten Wege sind — denn dies muss ich nu bald glauben — aber das Geld, das du bei dir hast, ist dir nicht gegeben, um . . .

— Meine drei Schillinge, heulte das Weib, oder sonst wenigstens mein Kind zurück!

Dies »wenigstens« war entzückend! Sollen wir vielleicht

Digitized by Google

demnächst ersehen, dass Prinzess Erika unserm Walther die fünfzig Gulden schenkte, um eine ratlose Mutter wieder in den Besitz ihres verlorenen Kindes zu setzen?

— Sie ist sehr unglücklich, M'nheer . . . hören Sie nur! Och, was kommt es uns nu auf diesen einen Gulden an! Und . . . es ist noch nicht mal ein voller Gulden!

— Wir dürfen es wirklich nicht thun, wirklich nicht! Komm, komm mit aufs Schiff! Mich schaudert davor, ich kann es wirklich nicht länger mitansehen.

Es schien wohl, dass Pater Jansen Misstrauen hegte gegen seine Standhaftigkeit und der Verlockung aus dem Wege gehen wollte. Doch er schwankte noch. Auch Walther folgte nur sehr langsam, und nicht ohne erneuert bei seinem Begleiter auf Intervention zu dringen.

— Was ist für uns ein einzelner Gulden, M'nheer!

Sieh mir doch einer den kleinen Protzen! Jansen antwortete nicht, und schien unschlüssig. Die Frau, die mit einem eigenartigen Armeleute-Instinkt etwas bemerkt hatte von dem, was da unter den beiden vorging, fand es ratsam, in Text und Ton Änderung zu bringen, und begann zu jammern über die drei »Würmer, die sie zu Haus hätte« und die nun würden umkommen müssen vor Kälte und Ungemach. Inwieweit diese unangenehmen Umstände die Folge sein konnten von Käthens übler Aufführung, oder von dem Bankrott, den sie an ihrer Schürze erlitt, liess sie unaufgeklärt. Dennoch hätte besonders der behauptete plötzliche Temperaturniedergang bei diesen »Würmern« so mitten im Sommer recht gut einige meteorologische Erläuterung vertragen können. Aber hiernach wurde von der Gegenpartei nicht gefragt. Sowohl die Wirtin wie andere aus dem Haufen erwiderten ihre Klagen nur mit unwissenschaftlichen Scheltworten, doch zur Ehre des Stückchens Publikum, das hier versammelt war, muss ich anerkennen, dass auch die Händlerin aus Haarlem nicht verschont wurde. Der Beruf lieferte überreichlich Stoff zur Beschimpfung und Schmähung. Doch es schien, dass sie die Ausdrücke, mit denen man ihren sitt-

lichen und gesellschaftlichen Standpunkt qualifizierte, schon öfter gehört hatte und nicht gewohnt war, in Ohnmacht zu fallen wegen eines bisschens Schande. Herausfordernd und wie um zu prunken mit ihrer Unverletzlichkeit, schwatzte sie die Scheltworte nach, die man ihr an den Kopf warf, und wenn darin eine gewisse Eintönigkeit zu herrschen begann, weil der Vorrat offenbar ein bisschen klein war im Verhältnis zur Dauer der Scene, so half sie den Schreiern auf den Weg mit einem sie reizenden: »nu müsst ihr das wieder mal sagen!« oder: »ich hab' lange nicht das oder das gehört, man los, denkt nu mal gut nach, ob ihr nicht mal was Neues wisst!« Diese verhältnismässige Ruhe reizte zur Erregung, und in einem gewissen Augenblick erlangte der Abscheu vor ihrem elenden Handwerk so die Überhand . . . nein, dies ist unrichtig, man wurde so böse über die Gleichgültigkeit, mit der sie das Schelten aufnahm, dass die Mutter Hoffnung zu schöpfen begann. Es bleibt ein Rätsel, was diese Frau eigentlich im Plan hatte, mit ihrem »Kinde« anzufangen, wenn es befreit war aus den Händen der Wirtin, doch ohne sich hierüber Sorge zu machen, begann die Mehrheit auf ihre Seite zu treten.

Walther würde wieder reichlich Gelegenheit gehabt haben, die Physiologie der Masse zu studieren, wenn er nicht zu sehr erfüllt gewesen wäre von seiner Sucht, zu . . . ja, was? Er wollte helfen, retten, Ordnung schaffen, er wollte etwas thun. Nun ja, ein Mensch hat nicht immer zwanzig ganze Reichsthaler in der Tasche! Und nicht oft trifft so ein glänzender Umstand zusammen mit einem Drama, wie es hier zu sehen war, noch mit dem grausigen Ereignis, womit es — nicht ganz unverhofft, muss ich sagen — gleich drohte oder versprach zu enden. Es wurde nämlich gerufen: »ins Wasser!«, und dies Wort klingt fürchterlich in den Ohren eines holländischen Jungen, aufgezogen in der Furcht vor Erkältung und vor der Wasserkante!

— Marsch, ins Wasser mit dem Weib, aber fix! Und die Mädchen nach Haus!

Nach Haus, unbesonnene Menge? Nach welchem Haus? In die Löcher, wo sie unter die Aufsicht von solchen Müttern kommen würden? Ich bin überzeugt, dass keiner von meinen Lesern, wenn er dem hier beschriebenen Vorfall beigewohnt hätte, sich mit dieser höchst unanständigen Sache befasst haben würde. Aber, Leser, angenommen einmal, du hättest stimmen müssen? Hättest du mit gutem Gewissen zu rufen gewagt: »die Mädchen nach Haus«? Man braucht wahrlich nicht so einfältig wie Pater Jansen zu sein, um in Verlegenheit zu geraten bei der Wahl zwischen zwei Höllen. Und was das Lynchurteil gegen die Wirtin angeht . . . unsere Gesellschaft . . . hier nicht gerade widernatürlich von einem Haufen Pöbel repräsentiert . . . ist recht sonderbar! Das Geschöpf, das man hier ins Wasser drängen wollte, war eins von ihren Gliedern, und ein Glied auch von der Gilde, die diese selbe Gesellschaft gemäss jahrhundertelanger Erfahrung niemals hat entbehren können. Warum nun, wenn ein so unentbehrliches Möbelstück unserer Kultur sich in der Öffentlichkeit zeigt, auf einmal soviel Entrüstung zu Markt gebracht? Sagt nicht die Spruchweisheit der Völker, dass man durch Schändung der Nase sein Angesicht schände? Bedenke doch, o spröde Gesellschaft, dass so eine Krämerin in Unzucht eine von deinen hervorragendsten Nasen ist!

— Ins Wasser mit dem Weib, wurde wieder gerufen, ins Wasser damit!

Die Wirtin kannte die kolossale Courage des Volks, und damit rechnete sie, denn sie gab wenig Angst zu erkennen, und das Resultat zeigte, dass sie recht hatte. Beschimpft und verhöhnt, blieb sie trocken, und weit entfernt, sich auf dem Altar der Sittlichkeit sühnopfern zu lassen, auch keineswegs erkennen lassend, dass sie sich rechtens als die Schwächere betrachte, drohte sie mit der Polizei.

— Na nu, noch schöner! Du Schandfleck willst die Polizei rufen, du? Du magst Gott danken, dass kein Diener in der Nähe ist, wo du hier die Mädchens verruinieren kommst!

— Ich hab' es schwarz auf weiss, schrie sie wieder. Und wenn Polizei da wär', würde ich euch es sehn lassen!

Was! Ihren Schenkel? Nein, denke ich. Dass sie in ihrem Recht war? Dies auch wohl nicht, aber dennoch war die Aussicht, dass die Vertreter der Autorität ihr nicht ganz und gar unrecht gegeben haben würden, grösser, als einige wohl meinen.

Die Frau aus Haarlem kam also nicht ins Wasser. Sie packte eins der Mädchen beim Arm und stiess es nach der gähnenden Luke von dem Kahn. »Halloh, immer 'rin da, man fix! Ich hab' nu genug von dem Gequassel! Los doch, 'rin da, und Sie auch!« Mit diesen Worten wurde auch das zweite Käthchen eingeschifft. Die betrübte »Mutter«, die die so feurig begehrte Schürze aus dem Auge verlor, verdoppelte ihr eintöniges Geschrei. Die Wirtin schien noch etwas an Land zu thun zu haben. Hatte sie vielleicht eben eine Kriegsgeschichte studiert? Suchte sie es einer gewissen Art von Feldherren nachzuthun, die die Spezialität betreiben, ihre Besieger eifersüchtig zu machen auf die kunstvolle Kompliziertheit ihres Rückzugs? Wollte sie das Schlachtfeld verlassen mit Ruhe, mit majestätischer Würde? Ach nein, auf Ehre und Ruhm war sie nicht im geringsten aus, doch es galt ihr, etwas herauszukriegen, und darum zögerte sie. Sie wollte wissen, ob nicht vielleicht bei diesem Pastoren und dem Jungen etwas herauszuschlagen wäre. Walthers Drängen gegenüber Pater Jansen, um Vorsehung zu spielen, hatte ihre Aufmerksamkeit erweckt, und sie wollte mehr von der Sache wissen, ehe sie die beiden Personen aus dem Auge verlor, ein Forscherdrang, der direkt zu den Erfordernissen ihres »Fachs« gehörte. Eine gleiche Regung, doch hier nur Ausfluss gewöhnlichen Bettlerinstinkts, bewog die »ratlose Mutter«, noch einmal mit ihrer Ratlosigkeit zu Markt zu kommen:

— Hi, hi, hi, mein armes Kind!

Walther fragte wieder seinen Begleiter, ob denn nun von ihrer Seite gar nichts an der Sache zu machen wäre?

— Mein armes Kind! Und . . . meine Schürze! Wenn

ich denn doch in Gottes Namen meine Schürze nur wieder hätte!

Dieser Ausruf reimte sich ziemlich gut auf den Lauf von Walthers Gedanken.

— Drei Schilling und 'n Oortje!

Wieder rechnete Walther seinem Mentor vor, dass dies noch keinen vollen Gulden ausmachte.

— Och, M'nheer, noch nicht mal 'n voller ganzer Gulden! Was macht uns dieser eine Gulden?

Die Wirtin und die Mutter beluchsten aufs schärfste, was da zwischen den beiden brütete.

— Hör' mal, Petersen, es geht nicht an, sagte Jansen, es geht wirklich nicht an! Aber . . .

— Och, man zu, M'nheer!

. . . ich will es dann beilegen. Meinetwegen also! Ich werde um Geld schreiben an meinen Bruder in Vucht. Aber schnell dann, denn es ist hier nicht angenehm zu stehen.

Jansen schritt nach der Kajüte, und Walther begab sich zu der Frau. Er brachte den grauleinenen Beutel, darin das Geld geborgen war, zum Vorschein, hatte ein bisschen Zeit nötig, um den steif zusammengedrehten Hals sich zurechtrenken zu lassen . . .

Die Wirtin sah dies recht gut, und berechnete den Inhalt nach der Schnelligkeit der Umdrehung. Aber . . . konnte es nicht Kupfergeld sein? Nein, Walther brachte einen Reichsthaler ans Tageslicht.

— Hi, hi, hi, mein armes Kind!

Die trauernde Mutter streckte die Hand aus und brauchte die andere, um sich die Augen rot und blind zu scheuern mit ihrer Schürze. Von den »drei Schilling« sprach sie nicht mehr. In der That, warum diesen wohlthätigen jungen Herrn auf den Gedanken bringen, dass ein Reichsthaler mehr betrüge als die Ursache ihres Gejammers, und dass gemäss den einfachsten Regeln der Rechnungsführung etwas zurückzugeben wäre? Sie änderte also den Text, und heulte nun vorzugsweise über ihr »verlorenes Kind«, ein Gegenstand, der

ihr in besserer Übereinstimmung zu stehen schien mit einem Schadenersatz von fünfzig ganzen Stübern. Walther stand mit offenem Munde da und . . . wartete? Ja, nein, ich kann wirklich nicht sagen, ob er wartete. Die Frau trug Sorge, dass sie genug mit ihren Augen zu thun hatte, um nicht der Vermutung Nahrung zu geben, als wisse sie, dass er warte, und vielleicht war es für Walther selbst eine Überraschung, als er auf einmal — in Gottes Namen, er musste wohl schon! — sich stellte, als ob es wirklich seine Absicht gewesen war, den ganzen Reichsthaler zu opfern auf dem Altar der . . . der . . . ja, wessen eigentlich?

— Gott soll es Ihm tausendmal lohnen, junger Herr!

— Das ist vier Sack Gulden, und noch 'n bisschen dazu! rief ein Rechner aus dem Haufen.

— Tausendmal, junger Herr! Hi, hi, hi, was soll nu aus mein armes Kind werden!

Es meldete sich wahrhaftig Aussicht, dass Walther versuchte, die sittliche Zukunft von dem »armen Kind« in etwas zu verbessern, indem er der jammernden Mutter einen zweiten Reichsthaler anbot.

Es war wahrlich Walthers Verdienst nicht, dass er diesmal davor bewahrt wurde, den bereits begangenen Fehler zu verschlimmern. Er hörte murmeln: »na, für zwei Gulden zehn liefert sie ihm das ganze Nest, das sie zu Haus hat«, womit wahrscheinlich die uns bereits einigermassen bekannten »Würmer« gemeint wurden. Diese Taxierung kam unserm kleinen Wohlthäter lieblos und unhöflich vor. Gereizt zum Widerstande gegen die »Masse«, die natürlich mit lautem Gelächter dem Ausfall zujubelte, wollte er . . . ach, es kam nicht dazu. Pater Jansen stand bei der Steuerpflicht und winkte, der Schiffer nahm seinen Platz beim Ruder ein, der Knecht machte das Tau los, woran die Schute festgelegen hatte, und sein »an Bord, wer mit muss!« machte der Scene ein Ende. Unter lautem Spottgejauchz der Menge an Land glitt die Schute dahin. Die Wirtin hatte ganz anständig in der Kajüte Platz genommen, wahrscheinlich wohl, um den

Digitized by Google

edelmütigen jungen Herrn im Auge zu behalten, obschon man auch ohne diesen strategischen Umstand zugeben muss, dass ihre Mittel diese Vornehmheit wohl erlaubten. Es schien sie wiederum nicht arg zu bekümmern, dass die Personen, die sie in dem Gelass fand, reichlicher Platz für sie machten, als streng genommen nötig war. Jeder andere würde sich beleidigt gezeigt haben über die weitgehende Zuvorkommendheit, mit der sie empfangen wurde. Doch sie? Unsere beiden Helden hörten sie beim Eintreten sagen: »auch gut! besser so, als allemann auf 'n Haufen, Herrschaften! Wer schwitzen will, darf es thun, aber ich habe gern Platz. Nu ja, nicht wahr?«

Diese Frage wurde an den Admiral gerichtet, der in der Steuerpflicht sass, und ich würde sie überschlagen haben, wenn sie mir nicht gelegen käme, eine Bemerkung über den Ursprung der Freimaurerei zu machen. Ich finde es sonderbar, dass man noch immer danach sucht, als ob ein Anlass, der sich täglich unseren Augen zeigt und der so lange bestanden hat, als Menschen auf der Erde wohnen, einmal in genau bestimmbaren Umrissen ein historisches Geschehnis gewesen sein müsste. Jeder Nil muss nach einer gewissen Gattung von Volkslehrern seine besonderen Quellen haben, die man mit dem Finger auf der Karte anweisen kann, und aus falscher Scham vor dem Schüler, der danach fragt, will man nicht zugeben, dass diese Quellen ganz einfach in den Wolken liegen. Warum sollte eines der zahllos wahrnehmbaren Bächlein, die das ihre beitragen, um einen Fluss zu dem zu machen, was er ist, mehr als jedes andere Bächlein, mehr als jede andere Vereinigung von durchgesickerten Tröpfchen den Namen einer eigentlichen Quelle verdienen? So giebt es viele Problemerscheinungen, deren Existenzursache . . . ein Problem sein sollte, oder nicht einmal ein Problem. Wir können die Augen nicht aufschlagen, ohne ein Werden wahrzunehmen, und dennoch träumt man noch überall weiter von einer »Schöpfung«. Es sieht so aus, als wenn gewisse Natur- und Geschichtsphilosophen ihren Beruf auf einer

Registratur erlernten und von dort die Meinung mitbrachten, vor allem andern seien sie berufen, die Weltakten mit einem festen Datum zu versehen. Das Buchdrucken, das Gründen von Städten, die Völkerwanderungen . . .

Hollah, da wären wir! Und eine gehörige ‚date certaine‘ haben wir auch. Nun denn, die anmutige Hirtin war beim Völkerwandern mit ihren zwei eroberten Schäfchen, und man schrieb: Haarlemer Kirmess, den soundsovielten Tag. Das wäre also registriert! Ach, ich muss wohl korrekt zu Werke gehen. Woher sonst als aus regelrecht angesetzter Kirmesszeit sollte ich den Orgelmann bekommen, der gleich am Kanal entlang über den Weg zotteln muss, um im rechten Augenblick unserer »Madamm« in ihrer Naturfreimaurerei zu Hülfe zu kommen? Es ist viel Talent nötig, um dies Lesern auszulegen, die es nicht ohne Auslegung verstehen. Zunächst beliebe man zu begreifen, dass auf dem ganzen Weg, wenigstens so weit das Auge unserer Reisenden reichte, kein Orgelmann zu sehen war. Nichts natürlicher. Der Mann war mit den Seinen — worunter sein gewichtiges Instrument — eine Stunde vor Abfahrt der Schute von Amsterdam abgezogen, und es versteht sich also von selbst, dass man ihn noch nicht eingeholt hatte. Ohne Loggen oder Peilen kann nun der Leser ziemlich genau berechnen, wieviel geographische Süsswasser-Ellen von unserm Fahrzeug zurückgelegt waren, als die edle Frau, die erklärt hatte, sie liebe Platz, das Steuerpersonal fragte, ob es nicht wahr wäre. Streng genommen hätten Jansen, Walther und der Schiffer das Recht gehabt, hierauf zu antworten, dass sie es wohl glauben wollten, doch nicht mit Sicherheit wüssten. In der That, man muss nicht alles für wahr annehmen, was von dem ersten besten gesagt wird. Diese Frau konnte böse Gründe gehabt haben, das Publikum in einen verkehrten Wahn zu bringen bezüglich ihrer Meinung über Schwitzen und Beengtheit. Aber ach, unsere drei Leute dachten so tief nicht nach. Jansen war zu betrübt, um zu sprechen, und Walther war zu sehr erfüllt von . . . etwas, das einem Abenteuer glich, um so stehenden

Digitized by Google

Fusses zwischen Zweifel, Glauben und Leugnung zu wählen. Was den Schiffer angeht, er hat geantwortet. Aber, Leser, solange ich nun nicht mitteile, was der Mann sagte, ist es für dich, als hätte er nicht geantwortet, und du hast also das Recht nicht, dir vorzustellen, dass die Schute ein Haarbreit weiter war als in dem Augenblick, da die bedeutsame Frage gestellt wurde. Wie kann es nach diesen Bemerkungen jemandem in den Kopf kommen, zu meinen, dass man den Orgelmann bereits eingeholt hatte? Treiben lasse ich mich so wenig wie eine Haarlemer Treckschute selbst. Der Schiffer hat geantwortet, o ja, aber ich bin am Wort über die Freimaurerei, und das geht vor. Wie geht es wohl anders, da gerade die Frage, »ob es nicht wahr wäre, dass sie gern Platz hätte«, mir die Bemerkungen in die Feder fliessen liess, die nun — vielleicht nicht einmal gleich — folgen werden! Sollte ich zuchtlos genug sein, mich um die Antwort zu bekümmern, bevor ich die Frage abgehandelt habe?

Dieser Orgelmann war also von Fancy bestellt, sich . . . nicht vor dem rechten Augenblick sehen zu lassen, und wir würden verkehrt thun, ihren Anordnungen vorauszueilen, vor allem, wenn wir durch geduldiges Warten Gelegenheit finden, etwas sehr Wissenswertes über die Freimaurerei zu vernehmen. Wo die Quellen des Nil sind, habe ich bereits gesagt, und wenn ich nun auch das andere aufkläre, wird der billige Leser anerkennen, dass ich nicht geize mit Neuigkeiten, obschon es wohl etwas viel ist für ein Kapitel.

Ei, was in aller Welt bewog diese Wirtin zu der Frage: »ob es nicht wahr wäre?« Wissbegier? Um Gottes willen, wie konnten Walther und der Schiffer, oder selbst Jansen, der eine »studierte« Person war, mehr von der Sache wissen als sie selbst? Das Weib war wohl so alt wie ich, was recht alt ist, obschon ich zur Ehre ihres Publikums anerkennen muss, dass sie es viel weiter in der Welt gebracht hatte als ich. Indes, dies anerkannt oder nicht, man wird keine siebenundfünfzig Jahre, ohne reichlich Zeit gehabt zu haben

zur Beurteilung der Frage, ob man Weit- oder Engsitzen den Vorzug giebt. Warum in dieser Sache die Meinung anderer anrufen? Wie würde sie es aufgenommen haben, wenn einer von den dreien ihr geantwortet hätte: »ich bin durchaus nicht einer Meinung mit Ihnen, Frau. Sie halten mehr von Enge, denn der grosse Soundso hat gesagt . . . u. s. w.«? Ich thue der Wirklichkeit keine Gewalt an, indem ich annehme, dass so ein Widerspruch nicht gewagt worden wäre ohne Berufung auf den bekannten grossen Dichter, der Phrasen geliefert hat für alle Gelegenheiten. Ich frage mich, was ich selbst auf ihr demütiges Ersuchen um Aufklärung geantwortet haben würde, wenn ich in der Steuerpflicht gesessen hätte. Doch ich kann mir die Möglichkeit davon nicht vorstellen, weil ich zu dem Zeitpunkt noch nicht geboren, und also noch unfähiger als jetzt war in Lösung von Problemen von so ätherischer Art, wie Abneigung gegen Enge eins zu sein scheint. Von meiner vollkommenen Unfähigkeit, vor meiner Geburt mitzureden, lässt sich wohl nichts abdingen. Und ungeboren war ich.

— Aber ich hab' gern Platz. Nu ja, nicht wahr?

Mensch, warum fragst du dieses? Geschieht es vom Standpunkt einer Weltweisheit? Hast du in deutscher Philosophie gemacht, und willst du vielleicht die Eigenschaften des hässlichen »Dinges an sich«, das du — mit Erlaubnis — deine Ichheit nennst, objektiv unterwerfen der subjektiven Reinenvernunftskritik des Haarlemer Schiffers, der seine Pfeife stopft?

— Wenn's beliebt, Schipper?

Wahrhaftig, sie will ihm das kupferne Feuerbecken darreichen, darin eine Torfkohle glimmt, vor Zerstäubung bewahrt durch einen Deckel aus Messing, vor Verlöschen auch durch fünf runde Löcher, gerade gross genug, um Pfeifenköpfen den Zugang zum Feuer offen zu lassen. Zugang? Hat sich was! Der Schiffer, tugendsam, gerifformiert und empört, Vater von sechs verheirateten Kindern, antwortete diesmal nicht. Er holte eine Zunderbüchse aus seiner Tasche,

Digitized by Google

nahm die Ruderpinne unter die Achsel, und schlug sein eigenes Feuer. War nicht Konsequenz in dem würdigen Betragen des Schiffers? Und ist es billig, mir vorzuwerfen, dass ich mit Vorzug Bilder zeichne, die niedrigem Niveau angehören? Kann man sich etwas Erhabeneres vorstellen als diese Zunderbüchse und jenes Feuerschlagen auf eigene Rechnung — als Schriftsteller würde der Mann eine närrische Figur gespielt haben! — während er die Hand nur auszustrecken brauchte, um mit seiner Pfeife den kupfernen Cylinder zu erreichen, der ihm so freigebig . . . nein, so verführerisch angeboten wurde von der Untugend? Oder mochte es auch sein, dass er mit seinem Grosskopf nicht herankommen konnte an den Altar, dem die falsche Vestalin ihm darbot, würde nicht Walther, der allzeit Hülfbereite, das Gefäss mit grösstmöglicher Hingebung festgehalten haben? Meinst du, Leser — der du ein Mann von Erfahrung und Urteil bist, und als Christ überdies eingeweiht in die Geheimnisse der Dämonologie — meinst du, dass je einem Haarlemer Schiffer, der im Begriff steht, seine erste Pfeife anzuzünden . . .

Sie waren also eben bei »Einhundert Ruten«, oder kaum so weit. Schon wieder ein Beweis, dass der Orgelmann noch nicht in Sicht sein konnte. Total unmöglich!

. . . meinst du, dass je der Satan sich so einem Schiffer verlockender vorgestellt haben kann als in der warmen Gestalt einer glühenden Kohle? Und dennoch tugendsam! Dennoch konsequent!

Tugendsam? Ja. Aber wer von Konsequenz spricht, hat wieder nachlässig gelesen. Wie kann man wissen, ob des Mannes Pfeifeanbrennung für eigene Rechnung und eigenes Risiko in Übereinstimmung gebracht werden kann mit der Antwort, die die Frau soeben von ihm gekriegt haben muss, so lange man von dieser Antwort keine Kenntnis trägt? Übereilung . . . dein Name ist Leser! Nimm an, dass er gesagt hat: »Eulalia, ich liebe dich mehr als meine Schute!« — und noch immer weiss kein Sterblicher, ob er was anderes sagte — würde es dann nicht von unverzeihlicher Herzlosigkeit gezeugt

Digitized by Google

haben, wenn er so kurz darauf Eulalias Feuer abgewiesen hätte? Dass Männer veränderlich sind, weiss ich, und niemand bedauert diesen Charakterfehler mehr als ich, doch just darum nenne ich es voreilig, diesen Schiffer zur Ausnahme zu stempeln, bevor wir nicht ein bisschen mehr von ihm wissen. An erster Stelle also . . .

Du lieber Gott, was muss ich jetzt zuerst erzählen! Die Naturmaurerei wartet auf Erklärung. Der Schiffer saugt und bläst, der Zunder glimmt und zündet, die Wirtin schiebt mit missmutiger Geberde das verschmähte Feuerbecken, so weit sie nur irgend reichen kann, über den Kajütentisch, und verbirgt ihren Schmerz unter dem Ausruf:

— Nu, Mann, wenn's Ihnen nicht passt, können Sie's ja sieben und 'n halb Fuss von sich setzen. Gern oder nicht! 'n Menschen seine Lust ist 'n Menschen sein Leben . . .

Und, den Kopf aus der Thüröffnung steckend, wiederholte sie die gewichtige Frage:

. . . nu ja, nicht wahr?

Jansen und Walther hatten jetzt zwei Dinge statt eines zu lösen. Jetzt wollte die Frau wissen, ob es wahr ist, dass das Leben des Menschen in seiner Lust besteht, ein Gegenstand, der wohl mal zu dem Schluss führen kann, dass man nicht just alle Toten auf dem Kirchhof zu suchen braucht, obschon ich nicht versichern kann, dass die wissbegierige Fragerin von diesem fröhlichen Ergebnis eine richtige Ahnung hatte. Man merkte, dass das so deutlich ausgeschwiegene »danke für solche Hülfe!« des Schiffers das Weib verwundet hatte, und es passt mir nun so, in ihrem wiederholten Versuch, eigenen Eindruck am Urteil von andern zu prüfen, einen Beitrag zu finden zum Ursprung der ‚maçonnerie'. Zu allen Zeiten gab es Menschen, die mehr zu sagen hatten als ein anderer, und sie, die — wie im Augenblick unser Schiffer — am Ruder sitzen, missbrauchen wohl einmal ihre vorteilhaftere Position. Untersuchen wir, wer die Frau war, die da in der Kajüte sass und alle Augenblick ihren Kopf aus der Thür steckte, als ob sie Bekanntschaft machen wollte. Wer sie war?

Digitized by Google

Nun, wie kann ich das wissen, ich kenne das Mensch nicht. Die Frage ist sonderbar. Ich weiss allein, dass sie soeben gehörig ausgescholten war, und da sie noch keine Gelegenheit gehabt hatte, den Pöbel, der sie mit soviel Verachtung behandelte, von diesem oder jenem Abgrund verschlingen zu lassen, befand sie sich in einem Zustande der Demütigung, der die Mitte innehielt zwischen Unwillen und Zerknirschung, wohl etwas gemässigt oder bis auf weiteres zurückgedrängt durch den Wunsch, Walther von seinen Reichsthalern zu entlasten. Was ihren Zorn angeht, spotte nicht drüber, vermessener Leser! Ich hätte dich wohl mal sehen mögen zehn Minuten nach dem scheusslichen Augenblick, da ein Stückchen Publikum dich benutzt hatte als Gegenstand einer Tugendmanifestation!

Zehn Minuten, sage ich? Vielleicht war es noch etwas weniger, obschon ich zugeben muss, dass der Schiffer sein Feuerzeug bereits wieder geborgen hatte, wo man es zu bergen pflegt. Er schmauchte furchtlos und tapfer, und schon hatte er Jansen versichert, dass heute schönes Wetter wäre. Dennoch bleibe ich bei der Behauptung, dass die Schute noch keine zehn Minuten in Fahrt war. So lange erst war die Wirtin in Wut gewesen. Dies kommt jemandem, der dergleichen nie erfahren, so sehr schlimm nicht vor, aber man muss bedenken, dass die tugendsame Ziererei, mit der das Kajütenpublikum sich bei ihrem Eintreten von ihr ab gegen die Täfelung gedrängt hatte, nicht günstig wirkte auf die Sache. Man kann getrost annehmen, dass ihre Minuten doppelt zählten, und wahrscheinlich ist es diesem besonderen Umstande zuzuschreiben, dass einzelne Historiker, des Weibes Seelenumdrehung verwechselnd mit den kopernikanischen Daten des anderen Sonnensystems, in den Irrtum verfielen, dass unsere Schiffsleute den Orgelmann schon in Sicht haben konnten. Nichts ist weniger wahr. Der Mann war an »Dreihundert Ruten« schon längst vorbei, als die Frau das erstemal fragte, »ob es nicht wahr wäre«. Und nun? Nun, nach allem, was da nach diesem gewichtigen Augenblicke statthatte?

Dass ich im stande bin, auf dem kleinsten Weltkärtchen den Fleck anzuweisen, wo er sich befand, mag als ein billiges Schreibers-Prärogativ angesehen werden. Aber so lange ich meine überlegene Kenntnis für mich behalte, nützt diese Allsehendheit einem andern wenig. Um nun gleichwohl den Beweis zu geben, dass ich auf dieses geistige Übergewicht nicht stolz bin, teile ich schlankweg was von meinem Überfluss mit, indem ich erzähle, was ich von der Sache weiss. Es wird viele interessieren, vor allem, weil etwas Unmögliches darin vorkommt. Der Orgeldreher, den ich den Leser vor der Zeit sehen lasse, war ein Franzmann. Dies ist nicht durchaus unmöglich. Wegen Glaubenssachen hatte er sein Land verlassen. Auch dies überschreitet nicht die Grenzen des Denkbaren. Wer verlässt nicht mal sein Vaterland wegen Meinungsverschiedenheiten mit seinen Mitbürgern? Hierin lag also die Unmöglichkeit seines Daseins nicht, aber er schleppte eine Strassenorgel, und dies finde ich unerlaubt merkwürdig, weil es so ein Ding zu Walthers Zeiten noch nicht gab. So sieht man, dass alle Verbesserungen in Armenwesen, Politik und Industrie durch eine Art Vorläufer angekündigt werden. Das Vorgeschlecht weiss nichts davon — weil es dahin ist — der Zeitgenosse verkennt sie und steinigt sie aus Brotneid, und der Nachkomme . . . nun, das bin ich in diesem Fall, und ich werde meinem Emigranten geben, was ihm zukommt. Fürs erste also, Leser, kann ich dir, nachdem ich alle alten Schriftsteller, die die Sache behandelt haben, zu Rate zog, versichern, dass er in dem Augenblick, da die Wirtin mit dem fruchtlosen Versuch beschäftigt war, das Herz des Schiffers zum Schmelzen zu bringen, am Sloterdeicher Schlagbaum stand und in seinem Kauderwelsch zankte und disputierte. Er suchte freie Passage herauszuschlagen. Seine Frau — sahst du je einen Orgelmann ohne Frau? — und ihre Kinder — sahst du je eine Orgelfrau ohne Kinder? — nun, die ganze Familie stand um ihn herum und wartete mit Angst die Entscheidung ab. Aber der Zolleinnehmer war unerweichlich und bewies auf nationalökonomische

Digitized by Google

Gründe hin, dass altväterische Übel wie die, darin er eine so nützliche Existenz fand, mit der grössten Ängstlichkeit in Geltung erhalten werden müssten, weil allein daraus nach einiger Zeit der allgemeine Widerwille entstehen könne, der die Abschaffung möglich machen würde. »Aber ich werde es nicht erleben, sagte er, und meine Kinder auch nicht!« Dies war richtig gesagt, fürwahr, und er hätte ruhig noch ein paar Geschlechter weiter gehen können, was er gewiss unterliess aus der bescheidenen Furcht, sich gesegnetere Stammvaterschaft anzumassen, als der Herr ihm zudachte. Voll Charakter und mit einem rührenden Vertrauen auf die Zähigkeit des Missbrauchs erhob er ohne Gnade sein Recht zur Pflicht und forderte zwei Deut für die Person. Hatte der Mann nicht recht? Bei dem geringsten Wankelmut lief der Staat Gefahr, dass die Regierung im Haag seine Nachgiebigkeit zum Präzedenzfall stempeln würde und sich darauf berufen würde, um mal ein einziges Mal mit der Zeit mitzugehen. Wem schaudert nicht? Und wem schaudert nicht noch einmal bei der Erwägung, dass vielleicht alle Haarlemer und Amsterdamer auf einmal vice versa ans Völkerwandern gehen würden, wenn so ein Zweideut-Schlagbaum nach einem Museum überführt werden würde? Wer es wohlmeint mit seinem Vaterland und altväterischen Narreteien, dem schaudere zum drittenmal. Aber dann ist es auch genug.

Die Frau von dem Orgelmann war eine Dünkirchnerin und konnte sich so ziemlich verständlich machen, aber ihre dringenden Vorstellungen hatten ebensowenig Erfolg wie die nicht verstandenen, wiewohl recht gut begriffenen Darlegungen ihres Ehemannes. Was thun? Die armen Teufel waren nun einmal die zehn, zwölf Deute nicht reich, die nötig waren, um Haarlem zu erreichen, wo sie sicher Beifall finden und gute Geschäfte machen mussten mit ihrem Segel. Denn sie hatten ein Segel, worauf eine schöne Geschichte abgebildet stand. Es wurde, um ein paar Stangen gerollt, getragen von den beiden ältesten Kindern, die nun jedoch bei dem Schlagbaum ihre Last mutlos niedergelegt hatten. Auch der Leier-

Digitized by Google

kasten war auf den Boden gesetzt, und der ermüdete Mann ging darauf sitzen, nicht ohne Furcht, dass man vielleicht Zoll fordern möchte für das bisschen Ruhe, das er wahrlich wohl nötig hatte. Die Frau war zu Ende mit ihrer Weisheit, und der Zolleinnehmer hatte alle Versuchung zur Verletzung seiner Pflicht abgeschnitten, indem er sich in sein Häuschen zurückzog, wo er sein arbeitsames Leben fortsetzte. Die Not war hoch, und also die Rettung nahe. Nun denkt der Leser, dass Walther an die Reihe kommt. Freilich, was bedeuteten ihm zehn Deute, und mochten es auch zwölf sein! Ich habe die Kinder nicht gezählt, und weiss überdies nicht, ob die vielen Säuglinge, die dabei waren, beitragen mussten zur Unterhaltung der Chaussee. Doch hätte ich sie auch gezählt, und wüsste ich auch dieses, um Gottes willen, Leser, wie konnte Walther hier helfen, der er noch weit ab war und von der ganzen Sache keine Kenntnis trug? Glaube mir, wenn Walther in diesem besonderen Fall Gott mit anderthalb Stübern zu Hülfe gekommen wäre bei der Rettung von fünf, sechs Unglücklichen, ich würde es sagen! Schon was mich selbst angeht, halte ich nichts von Bescheidenheit, warum sollte ich — dazu noch auf Kosten meines Ruhms als sorgfältiger Geschichtschreiber — spröde umgehen mit den Verdiensten eines andern? Walther sass noch immer lang und breit zu denken über . . . die beiden Mädchen, und wer seine Empfindungen gekannt hätte, würde gefunden haben, dass er diesmal ungemein wenig einer stellvertretenden Vorsehung glich. Es hätte doch etwas recht Hübsches an sich, dachte er, so auf einmal von einer Frau aus Haarlem aus seinem gewöhnlichen Kreise herausgeholt zu werden. Er wollte gern glauben, dass sie nicht von der allerschönsten Seite in die Welt einträten, aber es war die Welt doch, es war eine Ausflucht, etwas Ungewöhnliches. So ein Mädchen hatte doch viel vor. Wer würde da je ihn holen kommen, wer ihn erlösen von Stoffel, Kopperliths und Gewöhnlichkeit? Diese Mädchen waren »gefallen«, o gewiss, und dies ist sehr verkehrt, aber hatten sie nicht bodenloses Genüge zu

Digitized by Google

erwarten vom Aufstehen? Jeder weiss, dass Gott gern vergiebt — man muss bedenken, dass es seine einzige Erholung ist — und auch die Gesellschaft streckt schier bis zum Verrecken ihre Arme aus, um reuevolle Sünder an ihre freundliche Brust zu drücken. Unter all diesen Umarmern befindet sich sehr leicht mal ein Prinz, der sich so erfreut zeigt über das Wiederfinden eines verlorenen Schafes, dass er all seine Königreiche gar noch zu wenig erachtet, um auf dem letzten Blättchen des Romans niedergelegt zu werden zu den Füssen... ach, wie schade, dass Jansen in der Kajüte Platz genommen hatte.

Doch mit all diesen Überlegungen haben wir nichts zu schaffen, weil wir jetzt in Sloterdeich sind. Da Walther noch nicht da war, sah Gott selbst sich wohl genötigt, eine Hand zu rühren. Er erweckte einen Erlöser in Israel in der Gestalt eines kleinen Bauernjungen, der aus dem Dorf über den Kanal hin bemerkte, dass bei dem Schlagbaum etwas Besonderes los sein musste, und seine Entdeckung zwei, drei anderen mitteilte. Diese, getrieben durch den Geist, machten auch kein Geheimnis daraus, und alles lief aus, die Brücke hinüber, nach dem Schlagbaum: es war Publikum da! Was kann ein Künstler mehr verlangen? »A la bonne heure!« sagte der Mann, und er gab Befehl, die Stangen in den Grund zu treiben, woran das Segel aufgewunden, entrollt, befestigt wurde . . . ach, so bunt! Ganz Sloterdeich stand erstaunt davor, und es war Ursache dazu. Denn, Donner ja, man kriegte die Geschichte der schönen »Genoveva von Brabant« zu sehen! Wer es sah, hätte anerkennen müssen, dass Walther sehr recht hatte, als er in seiner Bilderbogentuschperiode so neidisch war auf das Leben in einer Wüste. Kein Kind in ganz Sloterdeich, das nicht genau ebenso darüber dachte. Die Leinewand war in vier Kolumnen abgeteilt, und querüber in sieben Reihen, eine Einteilung, die mich gleich auf das Vertrauen des Lesers zu stehen kommen kann. Denn sieh, der Mann sang wohlgezählt neunundzwanzig Strophen, und es wird also scheinen, dass ich entweder eine Strophe eigener

Erfindung fälschlich unterschiebe, oder dass ich — schlimmer noch — das Segel zu kurz kommen lasse. Das eine ist so unmöglich wie das andere. Man schüttelt keine Poesie wie die hier in Frage stehende aus dem Ärmel, und was das Tableau angeht, wer sah wohl je eins mit neunundzwanzig Feldern? Verharrt man ungeachtet dessen in Misstrauen gegen meine Genauigkeit, es thut mir wohl leid, aber ich werde mit meinem Kummer darüber fertig zu werden suchen. Man ist nun einmal nicht zu seinem Vergnügen in der Welt. Vielleicht fühlt auch der Arges denkende Leser Reue, wenn er den Text der ‚Complainte' gelesen hat. Er wird einsehen, dass man so einer Sache nicht mächtig wird, ohne gewissenhafte Quellen zu Rate gezogen zu haben.*)

Ich gäbe viel darum, zu wissen, wieviele meiner Leser entwickelt genug sind, um die hier folgende Probe von Volkspoesie artig, und als Beitrag zur Kulturgeschichte bedeutsam zu finden. Man muss hierfür unter zwölf Jahren sein, oder . . . viel älter. Dass die Sloterdeicher nicht viel davon verstanden, that dem Effekt wenig Abbruch. Die achtundzwanzig farbigen Scenen auf dem Segel schrieen reichlich

*) N. d. Übers.: Ich habe mich bemüht, den Ursprung der interessanten Dichtung zu erkunden. Dies ist mir nicht nur gelungen, ich habe sogar auf der Kgl. Bibliothek zu Berlin das interessante Büchelchen gefunden, dem Multatuli die Dichtung, das Französisch etwas modernisierend, entnommen haben wird. Das Titelblatt desselben lautet:

L'Innocence Reconnue. Par le R. P. René de Cerisirs, de la compagnie de Jesus. Vû et corrigée par Monsieur l'Abbé Richard, Censeur Royal. Dernière Edition. A Troyes, Chez Garnier, Imprimeur-Libraire, rue du Temple. Avec Permission.

Das Büchlein ist sehr interessant. Es enthält die Prosageschichte der heiligen Genoveva, und hinten unsere Dichtung unter der Überschrift: „Cantique de Sainte Geneviève de Brabant: Sur l'air Que devant.“ In der Widmung „Au Réverend Père Messire Henri de Maupas“ schreibt der Verfasser sich Ceriziers. Der Titel ist ohne Jahreszahl, dagegen zeichnet der Abbé Richard, Censeur Royal, in der „Approbation“ den 16. April 1723.

Multatuli studierte gern in kulturgeschichtlich bemerkenswerten alten Büchern. Ich sagte schon weniges darüber in meiner biographischen Charakteristik. Vielleicht vermag ich später hierzu noch einiges Interessante beizubringen.

Digitized by Google

so laut und sprachen deutlicher als die beiden Landschwärmer. Und was man auf den Bildern nicht verstand, wurde aufgeklärt durch die weinerliche Orgel.

Approchez-vous, honorable assistance,
Pour entendre reciter en ce lieu
L'innocence reconnue et patience
De Geneviève, tres aimée de Dieu.
Etant comtesse
De grande noblesse,
Née de Brabant était assurément.

Geneviève fut nommée au baptême,
Ses père et mère l'aimaient tendrement;
La solitude prenait d'elle même,
Donnant son coeur au Sauveur tout-puissant;
Ses grands mérites
Firent qu'à la suite,
A dix-huit ans fut mariée richement.

En peu de temps s'élève grande guerre:
Son mari, seigneur du Palatinat,
Fut obligé pour son honneur et gloire,
De quitter la comtesse en cet état;
Etant enceinte
D'un mois sans feinte,
Fit ses adieux ayant les larmes aux yeux.

Il a laissé son aimable comtesse
Entre les mains d'un méchant intendant,
Qui l'a voulu séduire par finesse,
Et l'honneur lui ravir subitement;
Mais cette dame,
Pleine de charmes,
N'y voulut consentir nullement.

Ce malheureux accusa sa maitresse
D'avoir péché avec son écuyer:
Le serviteur fit mourir par adresse,
Et la comtesse fut emprisonnée;
Chose assurée,
Est accouchée
Dans la prison, d'un beau petit garçon.

Digitized by Google

Le temps fini de toutes ces grandes guerres,
Ce seigneur s'en revint dans son pays.
Golo s'en fut au devant de son maître
Jusqu'à Strasbourg accomplir son désir;
Ce téméraire
Lui fit accroire
Qu'un adultère sa femme avait commis.

Etant troublé de chagrin dans son âme,
Il chargea Golo, ce tyran,
D'aller au plus tôt faire tuer sa femme,
Et massacrer son petit innocent.
Ce méchant traître
Quitte son maître,
Va d'un grand coeur exercer sa fureur.

Ce bourreau, à Geneviève si tendre,
La depouilla de ses habillements.
De vieux haillons la fit vêtir, et prendre
Par deux valets fort rudes et très puissants.
L'ont amenée
Bien desolée
Dans la forêt avec son cher enfant.

Geneviève, approchant du supplice,
Dit à ses deux valets tout en pleurant·
Si vous voulez me rendre service,
Faites-moi mourir avec mon enfant;
Et sans remise
Je suis soumise
A votre volonté présentement.

La regardant l'un dit: Qu'allons nous faire?
Quoi! un massacre! Je n'en ferai rien.
Faire mourir notre bonne maîtresse,
Peut-être un jour nous fera-t-elle du bien.
Sauvez-vous, dame
Pleine de charmes,
Dans la forêt qu'on ne vous voie jamais.

Celui qui a fait grâce à sa maîtresse
Dit: Je sais comment tromper Golo:
La langue d'un chien nous faut par finesse,
Et la porter à ce cruel bourreau:

Ce traître infame,
Dedans son âme,
Dira c'est celle de Geneviève au tombeau.

Au fond d'un bois, dedans une carrière,
Geneviève demeura pauvrement,
Etant sans pain, sans feu, et sans lumière,
Ni compagnie que son très cher enfant;
Mais l'assistance
Qui la sustente,
C'est le bon Dieu qui la garde en ce lieu.

Elle fut visitée d'une pauvre biche,
Qui tous les jours allaitait son enfant;
Tous les oiseaux chantent et la réjouissent,
L'accoutumant à leur aimable chant;
Les bêtes farouches
Près d'elle se couchent,
La divertissent elle et son cher enfant.

Voilà son mari qui est en grande peine,
Dans son château consolé par Golo,
Ce n'est que jeux et festins qu'on lui mène;
Mais tous ces plaisirs sont mal à propos.
Car dans son âme,
Sa chère dame,
Pleure sans fin avec un grand chagrin.

Jésus-Christ a découvert l'innocence
De Geneviève par sa grande bonté;
Chassant dans la forêt en diligence,
Le comte des chasseurs s'est écarté.
Après la biche
Qui est nourrice
De son enfant qu'elle allaitait souvent.

La pauvre biche s'enfuit au plus vite
Dedans la grotte auprès de l'innocent;
Le comte aussitôt faisant sa poursuite,
Pour la tirer de ce lieu promptement,
Vit la figure
D'une créature
Qui était nue auprès de son enfant.

Apercevant dedans ce lieu obscur
  Une femme couverte de cheveux,
Lui demanda: qui êtes-vous, créature?
  Que faites-vous dans ce lieu ténébreux?
      Ma chère amie,
      Je vous en prie,
  Dites-moi donc, s'il vous plait, votre nom?

Geneviève est mon nom d'assurance,
  Née de Brabant où sont tous mes parents;
Un grand seigneur m'épousa sans doutance.
  Dans son pays m'emmena promptement.
      Je suis comtesse
      De grande noblesse;
  Mais mon mari fait de moi grand mépris.

Il m'a laissée, étant d'un mois enceinte,
  Entre les mains d'un méchant intendant,
Qui a voulu me séduire par contrainte,
  Et me faire mourir semblablement;
      De rage félonne
      Dit à deux hommes
  De me tuer, moi et mon cher enfant.

Le comte ému, reconnaissant sa femme
  Dedans ce lieu, la regarde en pleurant:
Quoi! est-ce vous, Geneviève, chère dame!
  Que je pleure il y a si longtemps?
      Mon Dieu, quelle grâce,
      Dans cette place
  De rencontrer ma chère bien-aimée.

Ah, que de joie! Au son de la trompette,
  Voici venir la chasse et les chasseurs
Qui reconnurent le comte, je proteste,
  A ses côtés sa femme aussi son coeur;
      La femme, la biche,
      Les chiens chérissent,
  Les serviteurs rendront grâce au Seigneur.

Tous les oiseaux et les bêtes sauvages
  Regrettent Geneviève par leur chant,
Pleurent et gémissent par leur doux ramage
  En chantant tous d'un ton fort languissant;

Pleurent la perte
Et la retraite
De Geneviève et de son cher enfant.

Ce grand Seigneur pour punir l'insolence
Et la perfidie du traître Golo,
Le fit juger par très juste sentence
D'être écorché vif par un bourreau;
A la voierie
L'on certifie
Que son corps y fut jeté par morceaux.

Fort peu de temps notre illustre princesse
Resta vivante avec son cher mari;
Malgré les chères et les grandes tendresses,
Elle ne pensait qu'au Sauveur J. C.
Dans sa chère ame
Rempli de flamme,
Elle pria Dieu tant le jour que la nuit.

Elle ne pouvait manger que des racines
Dont elle s'était nourrie dedans le bois,
Ce qui fait que son mari se chagrine,
Offrant toujours des voeux au Roi des rois,
Qu'il s'intéresse
A sa princesse
Qui suivait si sincèrement ses lois.

Puissant Seigneur, par amour je vous prie
Et puisqu'aujourd'hui il faut nous quitter,
Que mon cher fils, ma douce compagnie
Tienne toujours place à votre côté;
Que la souffrance
De son enfance
Fasse preuve de ma fidélité.

Geneviève à ce moment rendit l'âme
Au Roi des rois, notre Dieu tout-puissant;
Benoni *) de tout son coeur et son âme
Poussait des cris terribles et languissants,

*) ,Benoni' = Kind der Schmerzen. Also hat der Dichter des Gassenliedes sehr geschickt den armen Jungen getauft, gewiss weil in dem Namen, den ihm die Legende giebt — das deutsche: ,Schmerzenreich' — etwas viel Konsonanten vorkommen. Man beliebe übrigens darauf zu achten, dass das Wort ,Siegfried' gänzlich vermieden ist.

Se jetant par terre,
Lui et son père,
Se lamentant, pleurant amèrement.

Du ciel alors sortit une lumière
Comme un rayon d'un soleil tout nouveau,
Dont la clarté dura la nuit entière,
Rien n'a paru au monde de plus beau;
Les pauvres et riches
Jusqu'à la biche
Tout suit Geneviève au tombeau.

Pour conserver à jamais l'innocence
De Geneviève accusée par Golo,
La pauvre biche veut par ses souffrances
Le prouver par un miracle nouveau,
Puisqu'elle est morte,
Quoiqu'on lui porte,
Sans boire ni manger sur le tombeau.

Keiner von den Zuschauern hatte acht gegeben auf das Nahen der Schute. Ein Wunder war es nicht, denn als sie in Sicht zu kommen begann, hatte man sich eben zuvor gelabt an der Exekution an Golo, die so deutlich auf dem dreiundzwanzigsten Felde dargestellt war, dass nur wenige keine Gänsehaut davon kriegten, und wer sich in diesem gefühllosen Fall befand, hütete sich wohl, es zu sagen. Niemand beklagte den Bösewicht, und wenn die Sloterdeicher Sitz gehabt hätten in jenem Gerichtshof, würden die Stücke, in die er geschnitten wurde, noch viel kleiner ausgefallen sein. Die ‚chères‘ und die ‚grandes tendresses‘, mit denen die Genoveva hierauf traktiert wurde, waren auf der Leinewand recht verlockend dargestellt. Es freut mich nur, dass Walther nichts davon gesehen hat. Auch hatte der Maler Mittel zu finden gewusst, den Betrachter zu durchdringen von ihrem anhaltenden Umgang mit »J. C.«, nur abgewechselt von dem unter Beten und Danken betriebenen Genuss von ungekochten Baumwurzeln. Ach, man braucht so wenig Französisch zu verstehen, um solche Dinge innig zu begreifen! Noch eine Strophe, und ganz Sloterdeich wäre ans Beten

Digitized by Google

und ans Ausgraben von Baumwurzeln gegangen. Jeder sieht ein, dass das Publikum des Troubadours in solcher weihevollen Stimmung wohl etwas anderes zu thun hatte, als auf die Schute zu achten, die da so gleichgültig angeschoben kam, als wenn niemals eine Genoveva in der Welt gewesen wäre. Und diese Hindin! Just als das arme Tier mit seinem ‚miracle nouveau' beschäftigt war, indem es, obgleich ihm das Herrlichste vorgesetzt wurde, Hungers starb auf dem Grab, sauste die wilde Yacht vorüber.

Digitized by Google

LXXII.

Ursprung der Freimaurerei. Wie man es anlegen muss, um mit bestimmten Leuten Bekanntschaft zu machen. Walther kommt nicht nach Haarlem.

Sie war gehörig böse. Der Leser wird wohl wissen, dass Einfluss, Macht, Autorität, Herrschaft, Übergewicht und die von all diesen Faktoren grossenteils abhängende Zufriedenheit mit sich selbst fortdauernd in steigender oder sinkender Bewegung sind. Wer die verlierende Hand hat, fühlt sich genötigt, sich nach Bundesgenossen umzusehen, und eröffnet mit einer kleinen Anrede die präliminaren Unterhandlungen. Er sucht zu erfahren, ob möglicherweise andere mit ihm eins sind in seinem Kummer — oder sei es auch nur in seiner Missbilligung — und er steht bereit, das geringste Zeichen davon aufzugreifen als Rehabilitierung von der erlittenen Kränkung. Es versteht sich von selbst, dass die unterliegende Partei gewöhnlich mehr Scharfsinn auf diese Taktik verwendet als der triumphierende Gegner, der wohl mal auf seinen errungenen Lorbeeren einnickt und nicht eher an Verstärkung seiner Position zu denken beginnt, als bis der steigende Einfluss des Feindes ihn dazu ansporn. In Augenblicken verhältnismässiger Gleichheit offenbart sich die Reibung in Murren, Zank, Krakeel, Balgerei oder Krieg, alles je nachdem sich der Streit auf individuelle Interessen beschränkte oder weiteres Gebiet einnahm. Da gleichwohl sothane Gleichheit niemals lange anhält und also jedesmal aufs neue eine unterliegende Partei gebildet wird, die nach Wiederherstellung der Position Verlangen fühlt, so ist jenes Suchen nach Geistes-

Digitized by Google

verwandtschaft das Perpetuum mobile geworden, das die ganze Gesellschaft in Bewegung hält. Die mächtigste Korporation, die je bestand, muss begonnen haben mit der Frage, »ob es nicht wahr wäre«. Doch die Geschichte schweigt über die zahllosen Male, da auf diese Frage kein Wiederklang gegeben wurde, oder gar eine Antwort, die weitere Unterhandlungen abschnitt und alle Annäherung unmöglich machte. Es ist einem ausserordentlichen Zufall zu verdanken, dass ich mitteilen kann, wie der erste Versuch der Wirtin beantwortet worden war. Der Schiffer also hatte gesagt, als sie gleich nach Betreten der Kajüte ein Gespräch anzuknüpfen versuchte:

— Sagen Sie mal, Mensch, wenn ich Sie wäre, würd' ich mich nu mal ganz ruhig verhalten. Ich bin hier Bas an Bord, verstehn Sie das?

Gewiss verstand sie es wohl, aber sie wird ebensowenig wie ich begriffen haben, was diese Basschaft hier zu thun hatte. Und was die Ruhe angeht, der der Schiffer sich hinzugeben erklärte, sobald er *sie* wäre . . . ach, ich sage, dass dieser Schiffer unmöglich wissen konnte, was er in diesem merkwürdigen Fall thun würde.

— Na nu hör', auch noch ruhig, und das nach solchen Beschimpfungen!

Mehr hatte sie nicht gesagt, und damit war es für diesmal aus gewesen. Lass uns die Geisteskraft und die Fassung bewundern, mit der sie das Kohlenpfännchen zu Hülfe nahm, um den Anfall zu wiederholen. Doch wir wissen bereits, dass auch dieser Versuch Schiffbruch gelitten hatte an der Unabhängigkeit des Charakters, die der tugendsame Schiffer seiner Zunderbüchse zu entnehmen wusste. Es that uns leid für die Wirtin, doch wir sind nicht undankbar für die Lehre, wie gut es ist, bei gewissen Gelegenheiten eigenes Feuer bei der Hand zu haben. Das Weib sass nun ganz menschenkennerhaft nach einer dritten Gelegenheit auf der Lauer. Dass in jedem Kürass Lücken sind, wusste sie wohl . . . du lieber Gott, Pater Jansen und Walther waren überhaupt nicht geharnischt! Ja, hätte sie nur mit

Digitized by Google

diesen zweien allein zu thun gehabt! Aber der Schiffer war drückend anmassend und stolz. Er pochte auf seine Autorität an Bord, auf seine sechs verheirateten Kinder:

— Alle zusammen fein 'raus, M'nheer Pastor, feine Stellung! Zwei sind Träger bei der städtischen Wage . . . 'n schönes Fach, M'nheer Pastor!

Jansen liess sein Kinn auf den gefalteten Händen, und diese auf dem Knopf seines Stockes ruhen, aber antwortete nicht. Sein Gesicht kündete Betrübtheit, und die Wirtin belauschte seine Stimmung. Es war doch schon etwas, meinte sie, dass er durch sein Schweigen wenig Lust zu erkennen gab, in ein freundschaftliches Einvernehmen mit dem Schiffer zu geraten.

— Und der dritte ist auf einer Armenschule . . . als Lehrer, wissen Sie. Das ist einer! Wenn er ein Wort sieht, fragt er gleich: woher entlehnt sich das? Und er weiss es! Nu, ich hab' sie sehr gut erzogen, dass muss ich sagen. Das Auge auf Gott, so sagte ich nur immer, und dann . . .

Ein Blick auf die Kajüte.

. . . ehrlich durch die Welt! Was sagen Sie, M'nheer Pastor?

O je, Jansen sagte wieder nichts, und die Aktien der Wirtin stiegen ein bisschen. Es schien, als wenn nun an den Schiffer die Reihe gekommen war, Bedürfnis nach etwas Wiederklang zu empfinden. Der Mann wunderte sich, dass er mit seinem »Gott vor Augen!« nicht mehr Glück hatte, vor allem da er mit einem Geistlichen zu thun hatte, der von Berufswegen doch verpflichtet war, solche Redensarten sehr schön zu finden. Aber hierin täuschte sich unser Schiffer. Im allgemeinen finden diese Herren es nicht angenehm, dass die Terminologie des Fachs durch Laien entweiht wird. Ihnen sind Sünder viel lieber als Dilettanten in Seligmacherei, weil ein Kunde über einen Konkurrenten geht. Diese allgemeine Wahrheit war nun zwar nicht auf den guten Jansen anwendbar, aber die Enttäuschung von dem Schiffer wurde nicht

geringer darum. Seit dreissig Jahren verkündigte er seinen berühmten Hauptgrundsatz zweimal des Tages — bis auf die seltenen Fälle, dass er keinen einzigen Passagier in der Kajüte hatte — und noch niemals war seine höchst bemerkenswerte Maxime angehört worden, ohne ihm ein salbungsvolles: »ja, ja, Schipper, da haben Sie wohl recht drin!« einzutragen. Dies gehörte zu den Emolumenten seines erhabenen Berufs, und dieser Pastor sass nur schweigend da und starrte auf seine Nase! Selbst für das diesmal so besonders angebrachte: »ehrlich durch die Welt!« hatte dieser langweilige Passagier kein zustimmendes Wörtchen übrig, kein Nicken! Es mussten andere Laufgräben geöffnet werden.

— Ja, Gott vor Augen, sag' ich bloss. Nu, unser Christl — denn Christl heisst er nach seiner Grossmutter, weil die auch Christl hiess — es ist 'n Erzschelm. Es war eigentlich meiner Frau Mutter . . . auch 'ne brave Frau, das kann ich Ihnen ruhig sagen, M'nheer Pastor! Das Mensch ist tot, aber sonst . . . Jan, lass Tau schiessen, bis der Modderprahm vorbei ist.

Jan der Schifftreiber liess drei Faden von der Zugleine schiessen. Sehr notwendig war es gerade nicht, aber der Schiffer fand die Gelegenheit günstig, etwas von seiner Seemannsschaft sehen zu lassen.

— Ja, M'nheer Pastor, so bin ich! Ich hab' gern etwas Spielung in der Leine, wenn es sich staut im Fahrwasser. Der Mensch muss auf seine Sachen passen, und . . . Gott vor Augen! Dann kommt man zurecht. Hol' nu man wieder ein, Jan. So hab' ich sie hochgebracht, alle sechs, M'nheer Pastor. Und unser Christl sagte — denn er ist 'n Schelm — »sag' mal, Vater, warum nennen dich die Leute: Haarlemer Schipper?« Nu, ich bemerkte ja gleich, dass was dahinter steckte, aber was er im Sinn hatte, konnte ich nicht raten, denn gelehrt bin ich, um es mal so gradeaus zu sagen, nicht. Aber ich versteh' meine Arbeit wie nur einer . . .

Wahrscheinlich um Jansen hiervon zu überzeugen, befahl er nun seinem Knecht, das Deck der Schute, das mit

Digitized by Google

Teer und gestampften Muscheln bestrichen war, mit Wasser zu befeuchten.

— 'n paar Spritzer bloss, denn sehn Sie, M'nheer Pastor, sonst klebt es so, wenn den ganzen Tag die Sonne drauf steht. Nu, und meine eine Tochter — Hanne heisst sie, weil sie eigentlich nach mir genannt ist, denn . . . mein Name ist Hannes — nu, die ist verheiratet mit 'n Buchbinder. Die hat auch schon ihre vierte . . . alles Mädchens. Und die zweite ist in der guten Hoffnung, denn ihr Mann ist auf 'm Accisenkontor. Da werden alle Schweine gewogen . . . von der Stadt, wissen Sie?

— Aber, M'nheer, wagte Walther zu fragen, warum soll man Sie nicht einen Haarlemer Schiffer nennen?

— Ja, nicht wahr, das ist 'ne Frage! Nu, er ist 'n Schelm, das werden Sie hören. Und alles nur so trockenweg. Er sagte . . . aber sagen Sie mal, sind Sie öfter in Haarlem gewesen?

Und ob Walther da gewesen war!

— Denn sonst können Sie es nicht gleich so begreifen. Aber ich wollte M'nheer Pastor von meiner dritten Tochter erzählen. Die wohnt in der Langenstrasse, und ihr Mann hat 'n Laden, und darin verkaufen sie so alles mögliche. Es ist, um es nu mal so auszudrücken, ein Krämerladen, und Leichenbitter ist er auch, und er bedient 'ne Sterbekasse, und das bringt ziemlich was. Als vor kurzem ihr Jüngstes gestorben ist, haben sie aus ihrer eigenen Kasse zwanzig Gulden gehabt. Und nu ist das Mittelste auch krank, ein Mädchen, M'nheer Pastor, mit krummen Beinen und ziemlich piepig. Ja, es geht ihnen recht gut. Sie will immer, dass ich mich zur Ruhe setzen soll, weil ich in die Jahre komme, und Karline heisst sie, weil sie nach meinem Vater genannt ist, und der hiess Karl. Und sie will, dass ich aufhören soll mit Arbeiten, weil ich schon stark in die Jahre komme, M'nheer Pastor, und schon viel erlebt hab'. Aber ich sag' bloss immer: 'ne, so lange Gott mir Kraft giebt . . .

So lange würde er sieben Stunden täglich am Steuer

sitzen, und noch mehr erleben, und Haarlemer Schipper bleiben, oder was er sonst seinem schelmischen Sohn zufolge sein mochte!

— Ein Mensch muss auf seinem Posten bleiben nach Gottes Bestimmung, M'nheer Pastor. Das hab' ich immer meinen Kindern vorgehalten, und darum geht es ihnen sehr gut.

— Aber, M'nheer, warum soll man Sie denn nicht Haarlemer Schiffer nennen?

— Jawohl, so kommen Sie auf den eigentlichen Grund von der Sache. Nu, junger Herr, er sagte — aber es ist 'n Schelm, das werden Sie sehn — »Vater, sagte er, sobald du »Halbwegs« passiert hast, wirst du Amsterdamer Schipper«. Das ist auch wahr, sagte ich, und ich hatte niemals daran gedacht. So sehn Sie wohl, dass so 'n Junge Bas über mich ist. Aber . . . Gott vor Augen, das ist das Beste von allem. Nu ja, eben »Halbwegs« vorbei — wenn Sie in der Gegend bekannt sind, werden Sie es selbst sehn — da komm' ich sozusagen von Amsterdam, und hier gehn wir noch immer nur nach Haarlem. Wie finden Sie das? Und er ist kaum siebzehn!

Walther lächelte eben aus Gutherzigkeit, doch weiter konnte er es nicht bringen. Dass der freimaurerische Versuch des Schiffers, mit Pater Jansen in Gespräch zu kommen, nicht glücken konnte, versteht sich von selbst. Dies würde der Fall geblieben sein, wäre auch der mitgeteilte Witz ein wenig witziger gewesen, denn der gute Mann repetierte seinen theologischen Kursus. Er überlegte, ob nicht etwas Gutes gethan werden könnte, und was. Geistliche Hoffart war ihm fremd, aber dennoch fühlte er als anständiger Mann eine instinktmässige Abneigung gegen das Weib, das er wohl würde ansprechen müssen, wenn er sich entschloss, sich des Loses der beiden Mädchen anzunehmen. Dies nun hielt er in seiner Einfalt für Pflicht, und . . . sie wusste es! Sie wusste, dass nur ein passender Anlass nötig war, um ihn zum Sprechen zu bringen. Ohne besondere Beistimmung haben wir ihn behaupten hören, dass auf einem »Simmenar« soviel Menschenkenntnis zu erwerben sei, indes wohl dürfen

Digitized by Google

wir diese Eigenschaft den vielen Seminaren zuerkennen, die unsere Wirtin in ihrer Jugend besucht und nach vollendeten Studien in reiferer Lebenszeit geleitet hatte. Mit Possen oder einem witzigen Einfall war diesem ernsthaften Pastor nicht nahe zu kommen, dies fühlte sie wohl. Mit aufdringlicher Freundlichkeit ebensowenig. Der Weg zu seinem Gemüt . . . sie hatte es!

— Das kann ich nicht mitansehn, rief sie, es schreit warraftig zu Gott! Schipper, legen Sie mal an und nehmen Sie die armen Leute da in Ihre Schute auf. Ich steh' gut für das Fahrgeld.

— Ich kann es nicht abschlagen, sagte der Schiffer, der Jansen anguckte, als wenn er sich entschuldigte. Geschäft ist Geschäft, das wird M'nheer Pastor auch wohl wissen.

Er rief dem Treiber zu, zu halten. Die Leine platschte ins Wasser, und die Schute wurde ans Ufer dirigiert. Die Wirtin, die aus der Kajüte in die Steuerpflicht getreten war, rief und winkte der bekümmerten Orgelfamilie, die nach einiger Unterrichtung über die unerwartete Freundlichkeit in die Schute aufgenommen wurde.

— Setzt euch da man mal ganz bequem hin, liebe Menschen, und ruht 'n bisschen aus. Ich steh' gut für das Fahrgeld . . .

Und Jansen ansehend:

. . . nu ja, nicht wahr, muss man seinem Nebenmenschen nicht 'n bisschen helfen in der Welt?

Da war nun ihr drittes »nicht wahr?«, und das beste! Jansen antwortete zwar nicht sofort, aber er sah sie freundlich an, und als sie darauf zu erkennen gab, neben ihm Platz nehmen zu wollen, überschritt der Raum, den er machte, die Grenze nicht, die das Wohlwollen in solchen Fällen anweist. Die Wirtin gönnte sich die Genugthuung, dem Schiffer einen triumphierenden Blick zuzuwerfen. Aber wir dürfen annehmen, dass er mit dem Auge auf Gott diesen Schlag überlebt hat, da wir aus guter Quelle wissen, dass er erst Jahre danach gestorben ist, wahrscheinlich in einem Augenblick,

da er nach der verkehrten Seite hinaussah. Wer diese Vermutung zu lieblos findet, mag annehmen, dass der Mann, auch ohne den geringsten Fehler in der Richtung seiner Augen, schliesslich an dieser oder jener Krankheit gestorben ist, die Gottes Macht überstieg. Vor Alter zum Beispiel. Denn das kommt manchmal vor.

Wie dem sei, bei der Gelegenheit, die wir hier behandeln, hielt der Mann sich tapfer. Er verdampfte so gut wie möglich seinen Arger über den Triumph der Wirtin. Dieser war es wirklich geglückt, mit dem Geistlichen ins Gespräch zu kommen, und Walther hörte andächtig zu. Nun das Eis einmal gebrochen war, wusste das Weib schon Rat mit dem Wegräumen der Schollen.

— Recht gut, seid ihr nur fröhlich in der Schute, rief sie, als die Töne der Drehorgel sich hören liessen. Ja, M'nheer Pastor, ich geb' was auf Fröhlichkeit, und der Mann kann nu sitzen bei seiner Arbeit! Es war nicht mitanzusehn, nicht wahr?

— Ja, Frau, so eine Orgel ist eine ordentliche Last.

— Und die arme Frau mit all ihren Würmern von Kindern.

Der Leser beliebe zu bedenken, dass weder die »Madamm« noch Pater Jansen das bedeutsame Werk gelesen hatten, das ich in der Note zu Idee 202 anempfahl.*) Sie beide verkehrten also — mit manchen anderen vielleicht — noch in dem alttestamentarischen Wahn, dass der göttliche Segen sich ganz im besonderen abmessen lässt nach der Anzahl Kinder, womit ein Menschenpaar Welt und Gesellschaft zu belasten sich erlaubt. Dass in unangemessener Fruchtbarkeit etwas Schändliches liegen könnte, etwas V e r b r e c h e r i s c h e s, kam nicht in den einfältigen Seelen auf. Nach dem Zeugnis einiger giebt es auch jetzt noch frommscheinende Zurückgebliebene, die in solchen »armen Würmern« Ansporn zum Mitleid meinen entdecken zu müssen mit den Taugenichtsen, die

*) Elemente der sozialen Wissenschaft, Rotterdam, bei Nygh.

Digitized by Google

diese Geschöpfe zum Leben verdammten, und wir dürfen also nicht zu geringschätzig auf Pater Jansen herabsehen, wenn er erkennen lässt, dass er das Argument der Wirtin schlagend findet. Denn dies that er.

— Ja, gewiss, Frau, es ist wohl, um Mitleid damit zu haben. Aber . . .

Was er abern wollte, wusste er selbst nicht recht. Ganz unwillkürlich fühlte er den Drang zu etwas wie Protest gegen ihre Befugtheit, eine Empfindung zu offenbaren, die gut war oder bei ihm als gut galt. Die schlaue Hexe, auf die Fährte gebracht vielleicht durch einen eigenartigen Ausdruck in seinem Gesicht, kapierte etwas von der feindlichen Tendenz, die sich so schüchtern offenbarte, und sie ergriff ihre Massregeln:

— Och, M'nheer Pastor, ich kann meinen Nebenmenschen nicht leiden sehen. Wenn ich nicht das Haus so voll hätte . . . kuck', ich nähm sowahrwiegott eins von den armen Dingern zu mir, und wär' es der kleine Junge, der auf der Orgel sass.

— Wie? riefen Jansen und Walther zugleich.

— Ja, M'nheer, ja, junger Herr, so bin ich, warraftigengott!

— Aber, Frau . . .

— Och, M'nheer Pastor, mancher Mensch ist nicht so, wie er aussieht. Ich hab' immer meinem Nebenmenschen geholfen, das hab' ich. Da haben Sie nu die zwei Mädchens da vorn im Schiffsraum! Wie steht es damit? Die eine hat keine Mutter, keinen Vater, keine lebendige Seele . . . niemals gehabt, M'nheer Pastor! Was thut sie? Sie läuft als altes Luder auf der Strasse 'rum. Sie hatte sozusagen kein Hemd am Leibe. Was hab' ich gethan? Ich hab' ihr Kleider gekauft, für dreissig Gulden Kleider, M'nheer Pastor! Und die andere? Nu, die hat 'ne Mutter . . . Gott besser's! Lieber keine, sag' ich! Sie schickt ihr Kind auf die Strasse, um Jungs nachzulaufen, Jungs und Herren! Nu, es sind Herren danach! Und von dem Schandlohn will die Mutter

Digitized by Google

ihr Teil haben! Ich frage Sie, M'nheer Pastor, was wird aus einem Mädchen, das auf der Strasse läuft?

Der arme Jansen war verblüfft, und nicht genug eingeweiht in die Geheimnisse des Fachs, um so plötzlich zu wissen, was zu antworten war. Die Frau fuhr fort:

— Da hat sie mir einen Brief geschrieben . . . ob sie ihn selbst geschrieben hat, lass' ich nu unterwegs, aber sie fragt, ob ich nicht in Haarlem einen guten, anständigen Dienst für sie wüsste bei stillen Menschen, und . . . und . . . und . . . um ein bisschen Vorschuss bäte sie, wie es so geht bei solchen Gelegenheiten. Und was thu' ich? Ich schicke ihr zehn Ducatons. Zehn Ducatons, M'nheer Pastor! Und nu ich komme, um sie abzuholen — nu ja, von meinem Verlust kann ich nicht leben! — was geschieht? Die Menschen schimpfen mich aus!

Hier fing die edle Frau sehr passend an zu weinen. Walther staunte sie bewegungslos und mit offenem Munde an. Jansen war gänzlich in Verwirrung. Aus dem Schiffsraum erklangen ein paar ersterbende Rhythmen der französischen ‚complainte'. Der Schiffer richtete sein Auge . . . immer auf Gott, natürlich, aber nun auch ganz im besonderen dann mal auf die Wolken, dann wieder auf den Nagel seines linken Daumens, was bedeuten zu sollen schien, dass das Verhandelte ihn nichts anginge.

Durch allerlei Gerede brachte die Wirtin es so weit, dass Jansen sie ersuchte, die Reise nach Haarlem nicht mit den beiden Geschöpfen fortzusetzen. »Er würde sie gern mal sprechen«, sagte er, und sie hatte nichts dagegen. Hieraus ergab sich, dass Jansen, Walther, die Wirtin und ihre beiden Schützlinge sich beim »Überlaufen« bei »Halbwegs« des Vergnügens entschlugen, den haarlemer Schiffer in einen amsterdamer übergehen zu sehen. Sie wünschten ihm gute Reise, und nahmen zusammen Platz an einem Herbergstischchen vor dem gastfreien »Haus zum Herzen«, wo Walther wieder nicht von seiner Predigt entbunden wurde. Arme Stine!

Die Wirtin kam eine volle Fahrgelegenheit später nach

Hause, als sie gedacht hatte. Vor ihrem Abzug aus dem »Haus zum Herzen« hatte sie Jansen, Walther und die beiden reuevollen Käthchens zu Fuss den Pfad der Tugend einschlagen sehen, dies war — in diesem besonderen Fall, und ohne die geringste Konsequenz für die Folge — die langweilige Chaussee nach Amsterdam.

Um des Himmels willen, wir wollen doch nicht hoffen, dass Jansen den Plan hat, die beiden Geschöpfe bei Stine zu introducieren?

ENDE.

Nachwort des Herausgebers.

Der Leser, der in der voraufgehenden Geschichte des kleinen Walther bis zu dem bösen Wörtchen »Ende« gekommen ist, hat — mit etwas wie Wehmut, hoffe ich — erfahren, dass er es mit einem Fragment zu thun hatte. Ich mochte es ihm und meinem guten Verleger vorher nicht sagen. Dafür liegt nun das Werk doch da, und kein deutscher Leser ist abgeschreckt durch die frühzeitige Meldung, dass »sie sich nicht kriegen«. Denn, Leser, es giebt solche Leser mit ausschliesslichem Interesse am rein Stofflichen, an der »Handlung«, und gerade auch sie bedürfen der Botschaft Multatulis.

Dass das Werk in seiner fragmentarischen Gestalt selbst in Deutschland zur Veröffentlichung gelangt, bedarf für den Leser keiner Entschuldigung. Die tausend Gründe hierfür liegen in dem herrlichen Werk selbst. Vielleicht hat kein grosses Fragment in der Weltlitteratur so sehr wie der »Walther« das Recht, auf seine Existenz als auf eine berechtigte zu pochen, allein schon darum, weil der Reichtum des einzelnen dieses einzelne zur Sonderexistenz erhebt, so dass wir uns schämen, des Mangels der Komposition, der hier in dem jähen Abbruch der Geschichte gegeben ist, murrend zu gedenken.

Warum aber wurde das Werk nicht fortgesetzt und vollendet? Multatuli selbst sagt: »Unzufriedenheit mit meinem Publikum — das nicht lesen kann — hinderte mich jedesmal,

Digitized by Google

fortzufahren. Ich wage mir zu schmeicheln mit der Meinung, dass das Geschlecht nach uns dies bedauerlich finden wird.« ... »Die Fortsetzung und Vollendung der Geschichte von Walther wird gehindert durch die Bitterkeit, die mich beherrscht.« ... »Mit welchem Vergnügen würde ich meine Walthergeschichte abspinnen, wenn ich das Bewusstsein hätte, nur gelesen zu werden von Freunden! Muss ich nicht jetzt bei jedem Satz einer Missdeutung gewärtig sein?«

Multatulis Witwe fügt diesen und anderen Briefstellen, die sich in ihrer Vorrede zur holländischen Sonderausgabe des »Walther« vereinigt finden, die folgenden bitteren Erklärungen hinzu:

„Und in der That, wer Multatuli kannte, konnte in den letzten Jahren nur zweifelnd hoffen auf eine Vollendung der Walthergeschichte. Weniger noch, weil in dem steten Breiterwerden des Plans diese Vollendung so eine Riesenarbeit erschien — denn dies Beschwer würde für ihn eigentlich keins gewesen sein — als vielmehr wegen seiner durchgehenden Stimmung.

So oft er sich in den letzten zehn Jahren — um des Brotes willen stets! — zum Schreiben zwingen wollte, wurde von aussen her auf die Fortsetzung der Walthergeschichte angedrungen.

Nun gut, Waltherchen dann! sagte er, es sei so! Das erste, was mir nun zu thun steht, ist, zu probieren, dass ich wieder hinein komme . . .

Und dann ging es ans Lesen!

Aber ach, jedesmal übermannte ihn bei dem Blättern und Spähen in seinen sieben Bänden „Ideen" eine traurige Mutlosigkeit voll Bitterkeit.

— Sieh das, und das, und er wies die Seiten an, habe ich es nicht da gesagt, so gut ich konnte, und hat es etwas genützt? Ich frage mich selbst: welcher Grund ist denkbar, dass ich mich jetzt sollte besser verständlich zu machen wissen bei diesem trägen Publikum? Keiner doch!

Und er liess all die Glut und all die Begeisterung vor seinem Geist erstehen, womit er die früheren Bände geschrieben hatte, und verglich damit, wie sie empfangen waren, und das nahm ihm Lust und Mut und die Freude an seiner Arbeit. Er warf dann seine Ideen beiseite, und sass schwermütig darnieder und grübelte schwer, bis dass er endlich, um das Gleichgewicht in sich wiederherzustellen, zu Ziffern und Figuren griff.

— Denn, siehst du, diese Ziffern lügen nicht! konnte er dann sagen, genau in dem Ton und mit den Worten, wie der Leser es finden kann in Idee 528.

Das letzte Mal denn auch, als er sich wieder zum Wollen zwang, schrieb ihm ein Freund: „Wenn es Ihnen ernst ist und Sie wirklich für die Druckerpresse schreiben wollen, lassen Sie mich dann Ihnen doch raten, dass Sie etwas Neues aufsetzen. Eine Darlegung, eine Erzählung, was Sie wollen, aber etwas Neues, das Sie nicht zwingt, mit Ihren Gedanken zurückzugehen auf frühere Arbeit, die Sie stets betrübt."

— Darin kannst du wohl recht haben, sagte er. Ja, dieser Rat ist verständig!

Und er richtete etwas Neues zurecht, doch nach wenigen Seiten Schreibens musste er die Feder aus der Hand legen für immer."

Wer liest dies nicht mit tiefer Teilnahme für die priesterliche Seele, die, überquellend von Gedanken und Liebe, all ihre Glückessaat ausstreute auf steinigen Boden? Der Humus hat sich später gefunden, und mehr und mehr bildet er sich, nun ja! Aber es musste wieder einer am Kreuze sterben, modern gekreuzigt nach den Fortschritten der Technik, kein Gottessohn, sondern ein Mensch mit reizbarstem Herzen.

Was mag Multatuli mit Walther noch alles vorgehabt haben? Er wollte ihm folgen bis zu seinem Tode. Wir hätten ihn durch Hölle und Fegefeuer aufsteigen sehen zu höheren Graden. Wie gern hätte ich ihn gesehen in seiner reiferen Liebe, deren Hintergründe zu schildern Multatuli den Mut gehabt haben würde, und das Recht hierzu, und auch die Kraft. Wer wäre wohl der Gegenstand dieser Liebe gewesen? Im LXVII. Kapitel dürfte ein Hinweis zu erkennen sein: »wer anders als Femke, oder wenigstens jemand, der ihr sehr ähnlich war?« Vielleicht Sietske Holsma? Ich glaube es ganz privatim. Wem die Geschichte Walthers lieb geworden, der wird aus den weiter unten folgenden Worten der Witwe Multatulis, die sie mit Briefstellen unterstützt, gern das wenige Weitere entnehmen, was über Multatulis unausgeführt gebliebene Absichten noch gesagt werden kann.

Wie stehen Dichtung und Wirklichkeit zu einander bei diesem Werk? Multatuli hat ja selbst im »Walther« darüber einige Male gesprochen, und die Fussnote auf S. 10 und 11

Digitized by Google

des I. Bandes schliesst, um Fehlschlüsse zu verhindern, mit der Erklärung: »Die von manchen vorgebrachte Meinung, dass die Walthergeschichte meine Biographie sein solle, ist lächerlich und ungereimt.« Daneben aber betont er die höhere Wahrheit des Behandelten. Wie weit das Leben dem scharfen Beobachter Modelle liefern musste, erhellt aus folgendem von der Witwe Multatulis Mitgeteilten:

„. . . Ich will einen kurzen Auszug aus einem Brief wiedergeben, den Multatuli im August des Jahres 1864 an mich richtete:

„Walther steht zu mir wie Voûte zu Droogstoppel. Siehe meine Predigt über Modelle. Meine Mutter war keine Frau Petersen. O, bei uns war es recht anständig und nicht so bürgerlich, aber die Tendenz ist wahr, und manchmal mehr als die Tendenz. Es ist wahr, dass ich von jenem Thor sprang in der Katechisationszeit, und dass meine Zehe mich schmerzt, wenn es regnen soll. Und mein Bruder, der Pfarrer, hatte etwas von Stoffel. Unser Hausgeistlicher verstand Griechisch, o!*) Und er kam zu uns und betete für meine Seele. Wenn wir es zusammen lesen, werde ich dir alles genau sagen: dies ist wahr nach der Tendenz, das thatsächlich. Der Pfeffermünzhandel ist buchstäblich wahr. Die Jungens hiessen Haverkamp, und dass ich einen Gulden stahl, ist auch wahr, und dass ich einfältig war und zugleich hochgestimmten Gemüts, ist auch wahr, und dass ich immer in allerlei Ängsten sass vor Gott und Sündigkeiten, ist auch wahr. Aber Pennewip ist eine Erdichtung. Ich habe, um Spielraum zu erhalten, Walther etwa fünfzig Jahre zurückgeschoben, d. h. um Freiheit zu haben, ihm zu folgen bis zu seinem Tode. Siehst du, sonst würde ich schliesslich auf heute stossen. Ich kann doch nicht wie in den Büchern Mosis sagen, dass Moses tot sei.

Walther ist mir ein Rahmen, darin ich alles sage, was ich will! Ich trage es ganz breit im Kopfe, du wirst Vergnügen daran haben.“

An den Herrn Vosmaer schrieb er, auf eine Frau sich beziehend, die in seiner Jugend bei seiner Mutter als Näherin im Hause gewesen war:

„Sie behauptet, gesessen zu haben für . . . Lene aus dem Walther. Dies ist nur ganz teilweise der Fall, aber doch in etwas. Wenn ich früher in Amsterdam in der Öffentlichkeit

*) S. Band I, S. 100. W. Sp.

etwas zu erzählen hatte, bekam sie immer eine Karte, und dann sagte sie zu jedem, der es hören wollte: ich bin Lene! Dies kann mir nun einerlei sein, wenn man nur nicht daraus den Schluss zieht, dass ich Walther bin und dass meine Mutter Frau Petersen ist. Dies würde mir nicht recht sein, denn es ist nicht wahr. Frau Petersen weiss niemals, was sie sagt, und dies wusste meine Mutter just sehr gut."

Bei der Zeichnung Femkes spielte dem Schreiber eine liebe Erinnerung vorm Geiste. Das Mädchen ist jung gestorben, und er deutet darauf hin, wo er in Idee 1067 im Zusammenhang mit anderem sagt:

„Wahrlich, wenn es mir nicht widerstände, Kohl zu pflanzen, wo Korn nötig ist, oder dem Oktober einen Platz anzuweisen vor März . . . ach, dann wäre unsere Femke bereits lange Grossmutter, sie, die in Wirklichkeit niemals Mutter geworden ist, wie dem Leser bekannt werden kann, wenn er weiterliest."

Pater Jansen dankt einige Linien einem Pfarrer von einem nordholländischen Dorf, der dann und wann ein paar Tage in Amsterdam zubrachte, und dem Multatuli, als er in den ersten Jahren seines Auftretens als Schriftsteller dort verweilte, mehrfach begegnete. Es ergab sich da wohl, dass dieser Pfarrer kein sehr gläubiger Christ war, und Multatuli hatte ihm mehrmals einen Vorwurf daraus gemacht, was er dann schweigend und beinahe schüchtern mitanhörte. Aber einmal kam er ins Erzählen von seinem Umgange mit den Bauern, wie er sie anpackte, und er geriet in Feuer beim Vermelden eines Vorfalls, bei dem er einen dummen, reichen Bauern durch rauhe Worte und Bedrohungen mit Hölle und Verdammnis gezwungen hatte, das Gute zu thun. „Sehen Sie wohl", hatte er da, zu Multatuli gewendet, drauf folgen lassen, „sehen Sie, dass wir auch doch wohl einmal etwas Gutes thun können?" „Ja, Sie haben recht, bester Mann! und ich that unrecht, Ihnen lästig zu fallen", antwortete dieser, und er verarbeitete diesen Eindruck in Pater Jansens Predigt über Trineken, denn dass diese Erzählung die im I. Bande auf S. 431 verheissene Predigt war, kann dem Leser bekannt sein.

Neben Pater Jansen gedachte er Pfarrer Fink ausführlich zu charakterisieren, teilweise mit Farben, die er vom Bischof Melchers von Cöln lieh. Beim Erzählen von Krüger dachte er an den Praefectus Apostolicus Scholten zu Batavia, von dem er in Idee 995 launig erzählt hat.*) U. s. w. U. s. w.

Ja, und so weiter! Denn wo sollte ich endigen, wenn ich in dieser Weise fortführe?"

*) Krüger kommt übrigens schon im I. Bande (XL. Kapitel) vor. Ebenda auch Fink. W. Sp.

Digitized by Google

Und ich will auch nicht weiter in einem Nachwort mich über die Parallelen verbreiten, die zahllos bei dem Dichter zu finden sind, dem Leben und Kunst so sehr eins waren. Das Leben konnte er nie verleugnen, trotz der unheimlich grossen Schwingen seiner Phantasie. Er führte es mit hinauf zu den Dichterhöhen, ob oben, ob unten, überall lugt es hervor, und sein Geringstes zeigt er uns in einem nie gesehenen, und doch uns so traut erscheinenden Lichte, und Ewigaltes wird uns so neu und bedeutsam. Bleibe jemand unentzückt, wenn er es kann, mir aber schafft solche knappe Charakterisierung des Lebens, wie sie z. B. — um wahllos eines zu nennen — in der Schilderung von Diepers »Hand- und Fussgriffen« vor gewichtigen Erklärungen an seinen Chef gegeben ist, ein rasendes Vergnügen. Das ersteht vor uns wie das Kabinettstück eines feinsinnigen Charakterspielers, hier für jeden fixiert, und bereit, sich vor ihm in Scene setzen. Ein Werk, mit Tausenden solcher Züge ausgestattet, ein grosses Stück des Lebens umfassend und es mit Meisterschaft darstellend, so liebliche Wärme ausstrahlend mit seiner rührenden Hingebung an die menschliche Seele, besonders die Kindesseele, schürend in uns den Hass gegen die Feinde des Lebens, die Liebe zum Rechten, und dann doch wieder uns über das Leben erhebend mit seiner objektiven, gütigen, humorvollen Anschauung von unserm Erdendasein . . . dieses in seiner Art so ganz einzige Werk ist publizistisch totgeschwiegen in Holland. Dass es berühmt ist dort, schaffte wohl das Weitersagen von Mann zu Mann. Ich glaube nicht, dass man zum Herzählen der Männer aus der niederländischen Intelligenz, die bereit wären — wenn's nötig thäte — mit vollem Herzen für die Sache Multatulis zu zeugen, die zehn Finger seiner Hände nötig hätte. Ob der Mangel an Genialität in diesem Lande dies so sein lässt, oder der Überfluss an dieser Ware, vermag ich nicht zu sagen. Aber es thut mir leid um dies Volk, das ich in seiner Ganzheit würde lieben können wie seine Sprache und anderes Tüchtige an ihm.

Digitized by Google

Dem Leser meiner Vorrede kann ich noch mitteilen, dass Herr Dr. Karl Mischke, der Herausgeber des Pseudo-Walther, mir in einer Entgegnung auf meinen Aufsatz »Zum Kapitel: Multatuli und Deutschland« in der »Welt am Montag« mit einer Beleidigungsklage drohte. Indes bisher hat er sich nicht vor Gericht gezerrt. Unglücklicher ist Herr Stromer dran. Ich bin von ihm verklagt — auch wegen der Wiedergabe von Multatulis eigenen Äusserungen zur Sache — und bin nun gezwungen, dass er sich schwer vergangen, auch vor Gericht zu erhärten. Hier wie kürzlich auch in der »Welt am Montag« in einer Erklärung gebe ich zu erkennen, dass mich der weitere Versuch, eine Angreifbarkeit in Nebenmomenten ausfindig zu machen, nicht besonders auf den Plan locken wird. Blüht mir da Kummer, so trage ich ihn. Ja, ich muss erklären, dass mir nicht der Milderungsgrund zur Seite steht, dem man einem »Vergreifen im Ausdruck« zuerkennt. Die Verachtung, die in meine Worte gelegt war, hat ihre Parallele in der Wirklichkeit, in mir selber.

Wurde dem Leser langweilig, was ich Persönliches zu sagen hatte, so blättere er zurück im Buche. Er weiss, es findet sich da Arznei auf solchen, wie auf mancherlei Kummer.

Gruss!

Wilhelm Spohr.

Friedrichshagen, im Oktober 1901.

In gleicher Ausstattung wie der vorliegende Band erschienen in unserem Verlage:

MULTATULI.

Auswahl aus seinen Werken in Übersetzung aus dem Holländischen, eingeleitet durch eine **Charakteristik seines Lebens, seiner Persönlichkeit und seines Schaffens.** Von **WILHELM SPOHR.** Mit Bildnissen und handschriftlicher Beilage. **2. Auflage.** Preis: brosch. Mark 4,50, geb. Mark 5,50.

MULTATULI.
MAX HAVELAAR.

Übertragen aus dem Holländischen von **WILHELM SPOHR.** **2. Auflage.** Preis: brosch. Mark 4,50, geb. Mark 5,50.

MULTATULI.
LIEBESBRIEFE.

Übertragen aus dem Holländischen von **WILHELM SPOHR.** **2. Auflage.** Preis: brosch. Mark 3,—, geb. Mark 3,75.

MULTATULI.
MILLIONEN-STUDIEN.

Übertragen aus dem Holländischen von **WILHELM SPOHR.** Preis: brosch. Mark 4,50, geb. Mark 5,50.

MULTATULI.
FÜRSTENSCHULE.

Schauspiel in 5 Aufzügen. Übertragen aus dem Holländischen von **WILHELM SPOHR.** Preis: brosch. Mark 2,25, geb. Mark 3,—.

MULTATULI.
DIE ABENTEUER DES KLEINEN WALTHER.

Übertragen aus dem Holländischen von **WILHELM SPOHR.** Zwei starke Bände. Preis: brosch. Mark 10,—, geb. Mark 12,—.

J. C. C. Bruns' Verlag,
Minden i. Westf.

Digitized by Google

Prospekt.

J. C. C. Bruns' Verlag, Minden i. W.

Grosses deutsches

Multatuli-Werk!

Seit anderthalb Jahren etwa stösst man in Journalen und Tageszeitungen häufig auf den etwas sonderbar klingenden Namen Multatuli, aber viele wissen auf die Frage, wer denn dieser Multatuli sei, keine Antwort zu geben. Und doch ist die Antwort auf diese Frage gar nicht so schwierig, sie kann dahin zusammengefasst werden, dass Multatuli eine der markantesten Persönlichkeiten des neunzehnten Jahrhunderts, ja, vielleicht aller Zeiten, und ein geistiger Kraftmensch von universaler Prägung gewesen ist. Sein bürgerlicher Name war Eduard Douwes Dekker, geboren wurde er im Jahre 1820 zu Amsterdam. Der Name Multatuli (multa tuli d. h. ich habe viel getragen) ist die Geschichte seines Leidens, seines Lebens; und sein Leben ist eine Offenbarung moralischer und geistiger Schöpferkraft. Und wie Multatuli selbst, so atmen seine Bücher Kraft, Leben und Geist. Wo immer sie gelesen werden, da wird Staunen und Verwunderung durch die Seele ziehen, dass solche Bücher nicht schon längst zum geistigen Besitztum unserer Nation geworden sind.

In gerechter Würdigung der geistigen und künstlerischen Grösse Multatulis hat die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung in Verbindung mit dem Multatuli-Entdecker und -Forscher Wilhelm Spohr eine Multatuli-Ausgabe geschaffen, die von der Presse des In- und Auslandes einstimmig als eine litterarische That gekennzeichnet wird. Die auf Seite 3 und 4 dieses Prospektes befindlichen Press-Urteile sagen darüber Näheres.

Multatulis Bücher erfüllen alle einen hohen idealen Zweck, eine tiefe ethische Aufgabe, und die Zeit wird kommen, und zwar bald kommen, wo jeder, der Anspruch auf Bildung macht, sie kennen lernen muss. Seine Werke gehören zum eisernen Bestande der Weltlitteratur.

Minden i. W. **J. C. C. Bruns' Verlag.**

J. C. C. Bruns. Minden.

Von der grossen **Multatuli-Ausgabe** liegen bis jetzt die folgenden Bände vor:

Bd. 1. **Multatuli. Auswahl aus seinen Werken** in Übersetzung aus dem Holländischen, eingeleitet durch eine Charakteristik seines Lebens, seiner Persönlichkeit und seines Schaffens. Von Wilhelm Spohr. Mit Bildnissen und handschriftlicher Beilage. Titelzeichnung von Fidus. **Zweite Auflage.** Ein Band. Gross-Oktav, brosch. **4 M. 50 Pf.**, in Leinwand gebd. **5 M. 50 Pf.**

Bd. 2. **Multatuli. Max Havelaar.** Übertragen aus dem Holländischen. Von Wilhelm Spohr. Titelzeichnung von Fidus. **Zweite Auflage.** Ein Band. Gross-Oktav, broschiert **4 M. 50 Pf.**, in Leinw. gebd. **5 M. 50 Pf.**

Bd. 3. **Multatuli. Liebesbriefe.** Übertragen aus dem Holländischen. Von Wilhelm Spohr. Titelzeichnung von Fidus. **Zweite Auflage.** Ein Band. Gross-Oktav, broschiert **3 M.**, in Leinwand gebunden **3 M. 75 Pf.**

Bd. 4. **Multatuli. Millionenstudien.** Übertragen aus dem Holländischen. Von Wilhelm Spohr. Mit Titelzeichnung von Fidus. Ein Band. Gross-Oktav, brosch. **4 M. 50 Pf.**, in Leinwand gebunden **5 M. 50 Pf.**

Bd. 5. **Multatuli. Fürstenschule.** Schauspiel in 5 Aufzügen. Übertragen aus dem Holländischen von Wilhelm Spohr. Titelzeichnung von Fidus. Ein Band. Gross-Oktav, broschiert **2 M. 25 Pf.**, in Leinwand gebunden **3 M.**

Digitized by Google

Bd. 6 u. 7. **Die Abenteuer des kleinen Walther.** 1. u. 2. Teil. Übertragen aus dem Holländischen von Wilhelm Spohr. Titelzeichnung v. Fidus. Gross-Oktav. Preis der beiden Bände brosch. **10 M.**, geb. **12 M.**

Urteile der Presse
über Multatuli und Multatulis Werke.

(In kurzen Auszügen.)

Beilage zur Münchener Allgem. Zeitung: ... Jedoch der Wert seiner Werke erschöpft sich nicht im Lehrgehalt; auch ihre künstlerischen Qualitäten sind sehr bedeutend. Man kann die meisten der Erzählungen durchaus als Kunstwerke geniessen, ohne dass die Tendenz dabei störte. Eine erstaunliche Frische der unmittelbaren Lebensbeobachtung paart sich mit einer packenden Lebendigkeit der Darstellung und einer souveränen Herrschaft über Sprache und dichterische Ausdrucksformen. ... Multatuli gehört demnach zu jenen Gestalten, in denen sich die mannigfachsten Fähigkeiten geistiger und künstlerischer Art zu einem ganz individuellen Ganzen verbinden. ... An Herder besonders gemahnt Multatuli durch die schrankenlose Universalität seines Geistes, die unerschöpfliche Fülle von Gedanken und Anregungen auf den entlegensten Gebieten, aber auch dadurch, dass sich auch bei ihm dieser Reichtum nicht zu einem gegliederten System fügt, sondern einzeln ausgeschüttet daliegt, nur in einer Gesamtstimmung zusammengefasst. An Nietzsche erinnert er hier und da durch die stolze, monumentale Grösse der Sprache in der Prägung der Gedanken, während er ihn an Tiefe der Eigenart allerdings nicht erreicht. Aber an künstlerischer Gestaltungskraft überragt er Beide weit. ...

Das litterarische Echo: Es ist unmöglich, in wenig Zeilen ein Urteil abzugeben über ein Buch, dessen Lektüre so mächtige Eindrücke hinterlässt, dessen fast übervoll quellender Gedankenreichtum förmlich erdrückt, und dessen packende Kraft wieder so mit fortreisst, wie dieser Band Multatuli (Band 1). Lange Spalten würden nicht genügen, um diese durch und durch eigenartige Persönlichkeit des genialen holländischen Schriftstellers zu würdigen. Ich kann deshalb dem Buche nur Eine Empfehlung mit auf den Weg geben, und diese Empfehlung ist die dringende Aufforderung an alle die, denen der Name Multatuli bisher fremd ist, Bekanntschaft mit ihm zu machen ...

Berner Bund: ... Multatuli ist litterarisch eine der ausserordentlichsten Erscheinungen dieses Jahrhunderts, eine Figur wie Tolstoi, mit dem er das gemein hat, dass man auf sie beide mehr als auf alle anderen Schriftsteller unserer Zeit das Wort anwenden kann: „Les grandes pensées viennent du coeur“.

Fortsetzung der Presseurteile umstehend!

Digitized by Google

Fortsetzung der

Urteile der Presse

über **Multatuli** und **Multatulis Werke.** o o o o o o o

(In kurzen Auszügen.)

Der Türmer: . . . Schon aus diesen Proben ist ersichtlich, dass wir in Multatuli einen jener Grossen zu begrüssen haben, die ästhetisches und moralisches Genie in sich vereinigen und darum für die Menschheitsgeschichte von epochaler Bedeutung sind.

Neues Wiener Abendblatt: . . . Jeder, der noch inmitten all der faden und abgeschmackten litterarischen Erzeugnisse, wie sie der Büchermarkt jahraus jahrein anschwemmt, Sinn und Verständnis für gesunde, kräftige Kost bewahrt hat für die echten Dichterwerke, die aus dem Herzen stammen und deshalb eben mit Herzblut der Erzeuger getränkt sind, wird hier geradezu von jenem Taumel des Entzückens fortgerissen werden, auch ohne jederzeit allen etwaigen Anschauungen und Urteilen zuzustimmen. . . .

Die Zeit (Wien): . . . Und wir, die wir zu lesen beginnen, staunen, dass solch ein Mensch, so charakteristisch als Persönlichkeit, so modern in seinen Anschauungen, so hinreissend und eigenartig in seinem Stil, uns so lange verborgen bleiben konnte.

Ernstes Wollen: . . . Spohr hat es sich angelegen sein lassen, diese Feuerseele bis in ihre intimsten Wesenszüge zu verfolgen, er hat selbst an Ort und Stelle Erkundigungen bei denen eingezogen, die ihn in seinen letzten Lebensjahren gesehen. Er fasst die Charakterisierung seines Helden in die folgenden treffenden Worte zusammen: „Multatuli vertrat unsere unsterbliche Sehnsucht nach Schrankenlosigkeit mit einer Vehemenz, die die Deckel seiner Bücher zu sprengen droht.“ Das ist der Eindruck für den, der tiefer hineinschaute.

Die Wage: . . . Was man von seinem Werke sagen kann, ist, dass es in jedem Wort von Willen strotzt, jedes ist an die Menschheit gerichtet und für sie gedacht. Soll man noch daran loben, es sei voll Kunst? Das hiesse dem, der eine grosse Nachricht sagt, einen hübschen Tenor nachrühmen . . .

Frankfurter Zeitung: Es ist ein grosses Verdienst, die Werke dieses eigenartigen holländischen Denkers in Deutschland bekannt zu machen. . . Wer seine Werke einmal zu lesen angefangen hat, den lassen sie nicht mehr los . . .

Nation: (Am Schlusse eines langen Aufsatzes über Multatuli.) Was hat er geschrieben? Sich selbst. Und dieses Selbst des Multatuli gewinnt man lieb, nach einer Seite schon, die man von ihm gelesen.

Zukunft: . . . Er war der ursprünglichste Dichter dieses Jahrhunderts. Seine Werke kommen unmittelbar aus der Seele . . .

M u l t a t u l i s W e r k e sind in jeder Buchhandlung vorrätig oder zu erhalten. o o o o o o o o o o o o

Minden i. W. **J. C. C. Bruns' Verlag.**

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google